12 ug

Schönhuth

<36600126780011

<36600126780011

Bayer. Staatsbibliothek

Germ. sp. 212

Pracht-Ausgabe.

13 Lieferung. Preis 18 kr.

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz

mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen.

Illustrirt unter Leitung von

A. v. Bayer,

herausgegeben von

Ottmar Schönhuth.

227-Fg.

Prospect.

Wie kaum eine Landschaft des deutschen Vaterlandes sind **Baden** und die **Pfalz** die Länder der Geschichten und Sagen. Durch ihre Gauen rauscht der sagenreiche Rhein und ein unendlicher Sagenschatz breitet sich über die zum Badener Lande gehörigen schönsten Theile des Bodensees mit den Feeninseln Mainau und Reichenau, den herrlichen Höhgau u. s. w. So ist es gewiß in den Augen aller Vaterlandsfreunde, aller Liebhaber der Geschichte und Sage gerechtfertigt, wenn wir mit allem Fleiß und aller Liebe zur Bearbeitung des inhaltsreichen Stoffes schreiten, die, für alle Stände bestimmt, von Allen dankbar willkommen geheißen werden soll, welche gern die Sagen und Geschichten der lieben Heimath lesen. Was bisher zu Tage gekommen durch den Fleiß eifriger Bergleute, im Schachte der Sagen, das soll wo möglich im alten chronikalischen Gewande wieder erscheinen, aber auch Neues und bisher noch weniger Bekanntes soll gegeben werden, denn wohl möchte der Herausgeber, als Antiquarius des Schwabenlandes, der schon seit mehr als dreißig Jahren im Schachte haut, Manches zu Tage bringen, was dem Auge der bisherigen Sammler entgangen ist — er wird also Altes und Neues aus seiner reichen Sammlung bieten. Dabei wird das Werk gegenüber den bisherigen Sammlungen aus Baden und der Pfalz, wieder ein neues in seiner Art sein, indem der Verfasser eine vollständige Geschichte und Beschreibung der Burgen, Klöster u. s. w. veranstalten wird, an die sich dann die Sagen und Märchen anschließen. So wird der Geschichte und Sage zu gleicher Zeit Rechnung getragen werden, demnach auch für den Historiker und Alterthumsfreund das Buch nicht ohne Interesse sein.

In Beziehung auf die Ausstattung sei noch bemerkt, daß der Verleger das Werk mit vielen Bildern versehen will, welche Ansichten und Grundrisse von Burgen, Klöstern und Kirchen, sowie Scenen aus Sage und Geschichte darstellen sollen. Der allwärts rühmlichst bekannte, in der Geschichte und Sage des Vaterlandes wie Wenige kundige, edle deutsche Meister, Herr Landesconservator Hofmaler **August von Bayer**, hat freundlich zugesagt, mit Compositionen seiner Künstlerhand das Buch schmücken zu wollen. Auch andere Künstler, wie Herr **J. Vollweider**, Maler und Inspector der Großh. bad. Kunstschule, Herr **Verhaas**, Herr **Julius Schnorr**, Herr **G. Kühn** rc. werden zur Verschönerung unseres Werkes mit Liebe beitragen. Darum hoffen auch Verfasser und Verleger, daß alle Freunde vaterländischer Geschichte und Sage,

wie sie in den beschriebenen Ländern zahlreicher sind — in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft — als irgendwo, sie werden, das hoffen wir mit Zuversicht, dem Werke ihre freundliche Aufmerksamkeit zuwenden, bei dem Männer, wie die bekannten Forscher, Herr Professor **Fickler** in Mannheim, Herr Professor **Schreiber** in Freiburg, Herr Professor **Fecht** in Durlach, Herr Dr. **Stoll** in Kork, Herr **Alexander Kaufmann** und Herr Gewerblehrer **Fries** in Wertheim und andere Gelehrte von gutem Klang und Namen als Mitarbeiter zugesagt haben. Der Herausgeber, begeistert für die herrlichen Denkmale der Vorzeit und Gegenwart, wird also nicht ,allein stehen, sondern freudig arbeiten mit vereinten Kräften gleichgesinnter Freunde.

An Alle, welche bildliche oder schriftliche Vorarbeiten oder poetische Behandlungen der Sagen etc. besitzen, geht die freundliche Bitte, sie Herrn Conservator v. Bayer oder dem Verleger zur Benützung für unser Werk zur Verfügung zu stellen.

Der Herausgeber.

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens.

Aach, Ruine im Högau.
Adelsheimer Todtenkapelle.
Adelsheim, altes Schloß.
Allerheiligen.
Altbreisach.
Alt-Eberstein.
Altbodmann.
Altwiesloch.
Alt-Windeck.
Augustenburg.
Baden.
Badenweiler.
Bärenfels.
Beuggen, deutsches Haus.
Bischofsheim, Kirche.
Blumberg.
Blumeneck.
Bödigheim.
Bodmann.
Bosenstein.
Boxberg.
Bretten.
Brigittenschloß.
Kloster Brombach.
Burgheim, bei Lahr, Kirche.
Constanz, Dom.
Diersburg.
Distelhausen, Kapelle.
Eckartsberg.
Ettenheimmünster.
Euzel.
Frauenalb.
Friedensweiler.
Gengenbach.
Gottesau.
Grombach.
Gundelsheim.
Gutenberg.
Hardheim.
Hauenstein.
Hausach.
Hausen.
Hegne.
Heidelberg.
Heiligenberg.
Heilsberg.
Heitersheim, deutsches Haus.
Hochburg.
Hochhausen, Kapelle, mit der Nothburgasage.
Hohenbaden.
Hohenfels, alt.
Hohenfels, neu.
Hohengeroldseck.
Hohenhöwen.
Hohenkrähen.
Hohenluppen.
Hohenrod bei Achern.
Hohenstaufen.
Hohenstoffeln.
Hohenstühlingen.
Hohenthiengen.
Hohenthengen.
Hohentwiel.
Homburg.
Honstetten.
Hornberg im Kinzigthal.
Hornberg am Neckar.
Horneck.
Höweneck.
Hüfingen.
Husen a. d. Donau.
Isteir.
Kappel-Rodeck.
Kargegg.
Kirchberg.
Kirneck.
Kollenberg.
Kränkingen (Engen.)
Krautheim.
Krotzingen.
Külsheim.
Lahr, Schloß.
Landegg.
St. Landolin.
Langenstein.
Lauda.
Lauffenburg (Stein zu Lauffen.)
Lichtenthal.
Liebenzell.
Limburg.
Mägdberg.
Mainau, Schloß.
Marbach.
St. Märgen.
Meersburg.
Menzingen.
Minneberg.
Möggingen.
Mosbach.
Munzingen.
Neckarau.
Neckarelz.
Neckarsteinach.
Neipperg.
Neuburg.
Neuburg a. N.
Neudingen.
Neu-Windeck.
Neuenfels.
Neuenstein.
Neufürstenberg.
Neuweier.
Niclashausen.
Ortenberg.
St. Peter.
Pfohren.
Rabansburg (Sulzfeld.)
Radolfzell.
Randegg.
Rastatt.
Reichenau.
Rimsingen.
Rippoldsau.
Rodeck im Kappler Thal.
Roggenbach.
Roseneck.
Röteln.
Rühlsheim.
Sachsenflur.
Sausenburg.
Schauenburg bei Oberkirch.
Schauenburg im Odenwald.
Schenkenzell.
Schiltach.
Schmalenstein.
Schopfeln.
Schuttern.
Schrotzburg.
Sponeck a. Rh.
Staufenberg.
Stauffen.
Steinegg.
Steinsberg.
Stockach.
Stockburg.
Streichenberg.
Tannheim.
Thengen (Thurm.)
Tiefenstein.
Ueberlingen.
Uesenberg.
Ullenburg.
Urach.
Vöhrenbach.
Wagenheim.
Wartenberg.
Wehr.
Weinheim-Windeck.
Weißenstein.
Werrenwag.
Wertheim, Kirche.
Wertheim, Schloß.
Wieladingen.
Wieseneck.
Wildenstein.
Wittichen.
Wittighausen.
Wölchingen, Kirche.
Wolfach.
Yburg.
Zähringen.
Zwingenburg.

Ergänzungen dieses Verzeichnisses werden die nächsten Nummern bringen.

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Capellen Baden's und der Pfalz

Geschichten Sagen und Mährchen

unter Mitwirkung

vaterländischer Schriftsteller,

die Illustrationen unter Leitung v. A. v. Bayer

dargestellt von Ottmar Schönhuth

II.r Band.

Lahr,

Verlag von J. H. Geiger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die ehemalige

Reichsburg Trifels

bei Annweiler.

Wie am herrlichen Bodensee, in Mitten des Höhgau's, der Hohenstoffeler Berg, alle anderen Höhen, selbst das gewaltige Hohentwiel, überragend, auf seiner Spitze in alten Zeiten drei Schlösser getragen und deshalb die Corona Imperii genannt wurde, so steht beim Eintritt in das reizende Annweiler Thal die Burg Trifels, auch eine Corona Imperii, die ehrwürdigste Kaiserburg des deutschen Mittelalters, an die sich so viele historische Erinnerungen, wie kaum an Eine der Burgen unseres deutschen Vaterlandes knüpfen. Hat Trifels nicht jetzt besonders für uns Deutsche eine hohe Bedeutung? Auf deutschem Boden steht des einstigen Kaiserreichs herrlichste Burg, die lange wie keine den Hort des Reichs in ihren starken Mauren bewahrte. Und deutsches Land gegen Westen wie gegen Osten soll der Trifels überschauen, so lange noch ein Mauerrest von ihm übrig ist, und wäre er zuletzt geringer als das kleine Mäuerlein auf der Kaiserburg Hohenstaufen.

Er blicket mit verstörtem Angesicht
Nach jenen wald'gen Hügelräumen,
Er hört das Plätschern aus dem nahen Hain,
Und scheint von einst'gem Glanz zu träumen.

Und wie von dunkeler Erinnerung
Die Todesmiene festgehalten,
Sieht oft er aus dem öden Schattenreich
Sich still umrauscht von drei Gestalten.

Der Erste ist der arme Heinerich —
Verstoßen von dem eignen Throne,
Fand er, im Bann, verlassen, alt und schwach,
Hier Schutz vor seinem grausen Sohne.

Hier übersah er seinen Dom am Rhein,
Sein weites schönes Land in tiefer Wehmuth,
Er mußte es am Bettelstab durchziehn,
Ein Bild der Dürftigkeit und Demuth.

Der Zweite ist der deutsche Friederich,
Im Kaiserprunk, auf stolzem Pferde!
Hier kehrt' er ein, wenn er von Hagenau
Nach Lautern zog, dem theuren Herde.

Und als er lange schon gestorben war,
Stand hier ein Bett für ihn bereitet,
Dort ruhte er, wenn er das Reich durchzog,
Das stets noch ward von ihm geleitet.

Der Dritte ist der tapfre Löwenherz —
Von ehernen Fesseln dicht umschlossen,
Ist hier, im Grau'n der finstern Kerkerwand,
Ihm manche trübe Stund' verflossen.

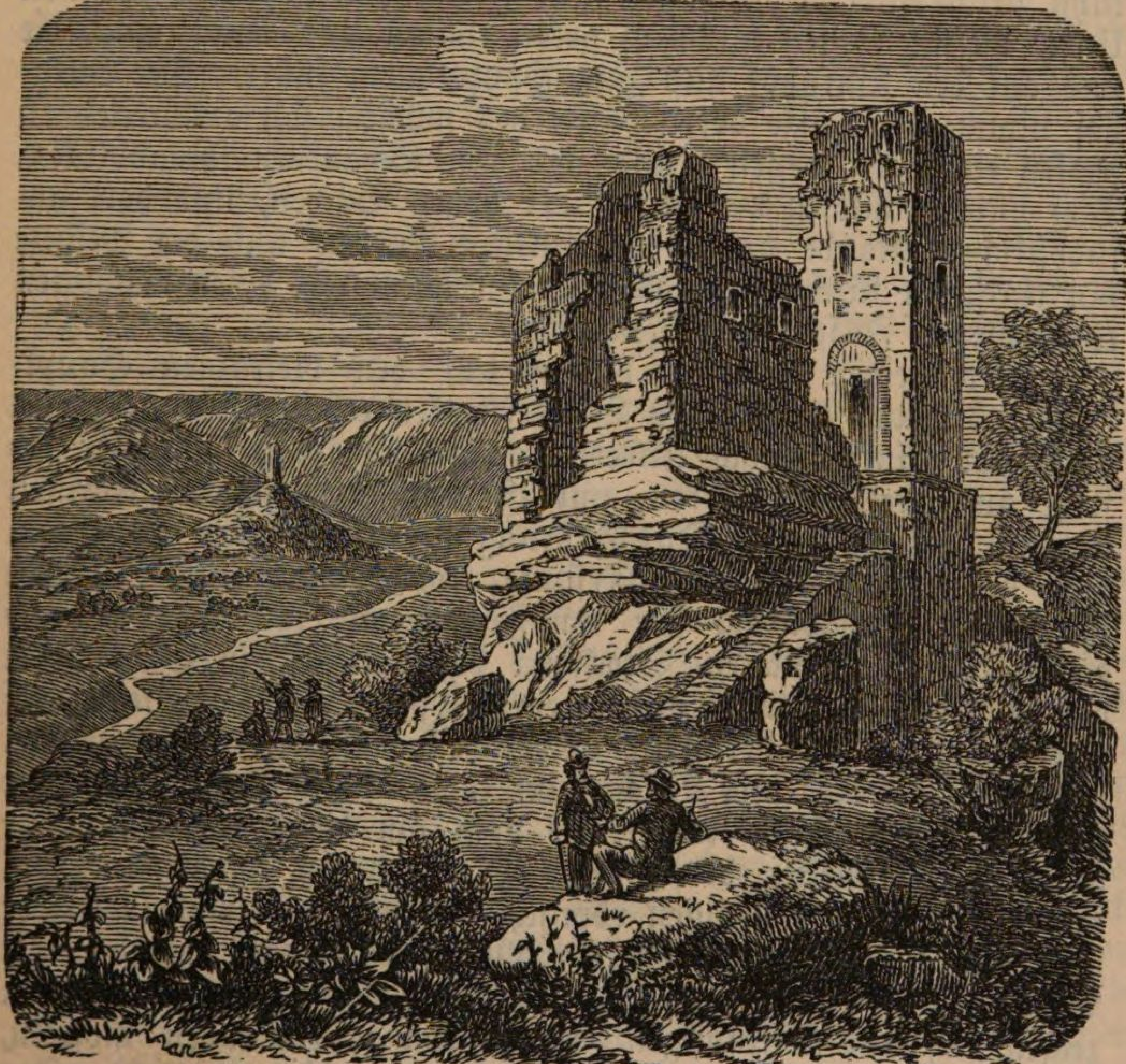
Die Kraft erlahmte ihm in faulem Stroh,
Es lachten Hohn die schweren Ketten,
Da kam — das Spiel vertauschend mit dem Schwert —
Der treue Blondel, ihn zu retten.

Das sind im mächt'gen, großen Geistersaal
Die drei erhabenen Gestalten,
Die immer noch, wie in vergangner Zeit,
Das öde Schloßgestein umwalten.

L. Moris.

Auf einem vielfach gekrümmten Wege, der selbst von Kindern bequem gegangen werden kann, kommt man von dem Städtchen Annweiler in einer halben Stunde zur Burg. Sie liegt auf einem der drei Gipfel des Sonnenbergs, welcher die drei Burgen trägt: das eigentliche Trifels, Anebos und die Münze, welche ehedem Scharfenberg geheißen. Darum hatte Trifels auch diesen Namen erhalten, wie schon der edle Dichter Rudolf von Ems (1250) in seiner Weltchronik davon singt:

Och sollt ir vil wol wissen daz,
Da zwischent Strasburg, als ich las,
Unt Spire lit drilic berc,
Als vas seit der warheit werc;
Davon er Drivels ist genant,
In allen landen wol bekant.



Ruine Trifels in der Pfalz.

Sehen wir uns zuvor um, wenn wir bei der Burg Trifels angelangt sind. Im Westen erblicken wir schroffe, durch enge Thäler zerklüftete Berge, da und dort mit Ruinen von Burgen gekrönt, dunkle Wälder und in die Höhe springende groteske Felsgestalten, Alles wild und schauerlich. Im Osten haben wir vor uns ein liebliches ansprechendes Bild: das Auge verliert sich in die weite, mit Städten und Dörfern besäte Ebene, und in der Ferne umschlingt der schimmernde Rhein das herrliche Gemälde.

Wir treten in die Burg ein, die freilich nur noch aus wenigen, aber gewaltigen Trümmern besteht, welche bezeugen, wie mächtig und stark und wie geräumig die Veste einst gewesen. Zur Rechten gleich beim Eingange steht ein in Felsen gehauener Brunnen, der, obwohl ziemlich verschüttet, doch immer noch eine beträchtliche Tiefe hat. Von diesem aus wölbt sich ein kühn gesprengter Bogen bis zur gegenüber stehenden Mauer. Unter diesem Bogen hindurch gelangen wir zur Burgtreppe, die uns auf den Burghof und zum Hauptthurm führt. Der Burghof nimmt die ganze obere Hälfte des mächtig sich ausbreitenden Felsen ein, von dessen Rand wir mit Schaudern hinabblicken. Tief unten rauschen die Gipfel der hohen Buchen, und dort am südöstlichen Rande gegen die Burgen Anebos und die Münze hin klafft ein fürchterlicher Riß, über welchem wir einen mächtigen losgerissenen Felsenthurm gewahren.

Wir steigen vollends hinauf auf den viereckigen Hauptthurm, der, aus gewaltigen Quadersteinen erbaut, jetzt noch eine Höhe von fünfzig (nach Andern von achtzig) Fuß hat. Er besteht aus drei Stockwerken, und ist durch seine schönen Formen im Rundbogenstyl, die Durchführung der Altanfenster und Pforten, des Sockels und der Gesimse, sowie durch seine Gewölbe im Innern merkwürdig für den Freund mittelalterlicher Kunstdenkmale. Im unteren Stockwerk befindet sich ein Saal; von diesem aus steigt man auf zwei Treppen in das zweite Stockwerk, wo sich die berühmte Burgkapelle befindet. Noch zeugen ihre Kreuzgewölbe und Nischen im romanischen Style von ihrer alten Pracht. Diese Kapelle ist noch am besten erhalten unter allen Gebäulichkeiten der Burg. Hier wurden in alten Zeiten die Kleinodien des heiligen römischen Reichs aufbewahrt. Ueber derselben befand sich der prachtvolle Marmorsaal, den der alte Barbarossa erbauen ließ und bewohnte. Hinter dem Thurm zeigen sich vier Oeffnungen, welche den Zweck haben mochten, dem Burgverließ, einem tiefen Gewölbe, Luft und Licht zuzuführen. Alles Uebrige ist in einem solchen Zustande, daß man sich von der Gestalt und Bestimmung der einzelnen Theile des Gebäudes keine Vorstellung mehr machen kann. Auch der Thurm wäre wohl seither zerfallen, wenn man nicht in neuerer Zeit sich der historischen merkwürdigen Trümmer erbarmt und ihn mit einem schirmenden Dache versehen hätte.

Ueber den Ursprung der Burg Trifels gibt keine Urkunde Bericht. Daß sie ein ehemaliges Römerkastell gewesen, ist nur eine Vermuthung. Wenn sie auch wegen ihrer Lage in nicht

großer Entfernung vom Rhein ein geeigneter Punkt für eine militärische Niederlassung gewesen wäre, wir müssen die Ansicht bestreiten, denn es ist nicht die geringste Spur von einem Römerwerk weder an dem Thurme, noch an den übrigen Trümmern mehr aufzufinden. Mehr hat die Meinung für sich, daß die Burg von den Vorfahren der salisch-fränkischen Kaiser erbaut worden. Der älteste bekannte Stammvater dieses Hauses, Graf Werner (Wecello), hatte Besitzungen in dieser Gegend (740). Von diesem ausgehend, vermuthete man, es könnte Kaiser Conrad II. der Erbauer von Trifels sein. Von ihm ist bekannt, daß er viele Streitigkeiten mit dem Herzog Friedrich von Lothringen gehabt, den er im Jahre 1027 überwunden; in Folge dessen baute er mehrere Burgen gegen die Gränzen von Lothringen. Auch der Sonnenberg, an dem Passe nach Lothringen gelegen, war ein geeigneter Punkt für eine schirmende Burg, und so könnte dieser Kaiser wohl den Trifels erbaut haben. Ihre Erbauung könnte nach dieser Vermuthung in eben die Zeit fallen, da derselbe Kaiser Conrad den Dom zu Speier und das Kloster Limburg gründete (1030). Schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts war Trifels eine feste und geräumige Burg, wohl geeignet, den Einen ein sicherer Hort, aber auch Andern ein trauriger Kerker zu werden. Unter Kaiser Heinrich IV. (1056—1106) war Ottnand von Trifels, ein Dienstmann des salischen Hauses, Vogt auf der Burg. Kaiser Heinrich ging auf ihr oft aus und ein; als der Bannfluch Papst Gregor's VII. über ihn ergangen war, sein Sohn sich gegen ihn empörte und alle Fürsten des Reichs von ihm abfielen, fand er allein hier noch Schutz auf der Burg seiner Väter, die nach dem Zeugnisse des Chronisten „eine sehr starke Veste" gewesen. Hier war der unglückliche Fürst sicher vor der Bosheit und Verfolgung seiner Feinde. Unter seinem pflichtvergessenen Sohne Kaiser Heinrich V. wurde die Burg Trifels der Aufbewahrungsort wichtiger Gefangner. So im Jahre 1112 wurde Adalbert I. von Nassau, Erzbischof von Mainz, der es durch Kaiser Heinrich's Verwendung geworden war, und dann für den Papst Parthei ergriffen hatte, von demselben auf einer Reise gefangen genommen und auf die Burg Trifels gesetzt. Als aber Kaiser Heinrich bei seiner Anwesenheit in Mainz von den Bürgern so lange in seinem Palaste belagert wurde, bis er verhieß, den Erzbischof freizugeben, da stieg derselbe aus dem Burgverließ, einem Gespenste gleich, hager und abgezehrt bis auf die Knochen, mit langem Bart. Doch vergaß der Erzbischof bald wieder die Treue gegen den Kaiser, dessen

Kanzler er war, und stand sogar mit den Waffen gegen seinen Herrn auf. Aber er wurde im Jahre 1113 zu Worms, wo der Kaiser grade Ostern feierte, abermals gefangen und auf Trifels gebracht, wo er drei volle Jahre im Kerker schmachtete. Er wurde endlich frei, aber nur unter der Bedingung, daß er Geißeln stellte und durch einen Eid bekräftigte, er wolle auf des Kaisers Befehl sich wieder stellen. Unmittelbar darauf war der ritterliche Graf Wiprecht von Groitzsch Gefangener auf Trifels. Derselbe, der zugleich Markgraf der Lausitz gewesen, hatte sich mit Graf Siegfried von Orlamünde und Landgraf Ludwig von Thüringen gegen den Kaiser verbündet; sie wurden aber von dem Grafen Hoyer von Mansfeld, während sie einen Schlag gegen den Kaiser führten, unverhoffter Weise überfallen. Von den Verbündeten fiel Pfalzgraf Friedrich; der Landgraf von Thüringen entkam mit großer Mühe, Graf Wiprecht aber wurde hart verwundet und gefangen. Darnach hat ihn der Graf von Mansfeld dem Kaiser überantwortet. Der setzte ihn anfänglich auf die Feste Leisnik gefangen. Daselbst blieb er, bis der Kaiser auf dem Reichstag zu Worms über ihn Gericht hielt. Das fiel aber streng aus, denn er wurde ohne langes Berathen zum Tode verurtheilt, als Einer, der sich an kaiserlicher Majestät vergriffen. Alsbald ward Einer, Conrad von der Pleiße genannt, abgeordnet, den alten Wiprecht auf dem Felde bei Würzburg tödten zu lassen. Dieser Conrad aber, der mit dem mannhaften Grafen Mitleiden hatte, verzog mit der Hinrichtung auf guter Leute Rath und wartete, ob nicht der Kaiser und die Fürsten sich eines Bessern bedenken würden. Mittlerweile riethen Einige dem Sohne Wiprecht's, er sollte die Grafschaft Groitzsch sammt aller Zugehör dem Kaiser übergeben, damit derselbe hierdurch erweicht würde, das Todesurtheil über den Grafen zurückzuziehen. Dieses geschah auch; der alte Wiprecht blieb am Leben, aber er wurde gleichwohl wieder in Haft gebracht. Die Burg Trifels ward ihm als Kerker angewiesen. Da verbanden sich die Söhne des Grafen mit den Sachsen und bekriegten den Kaiser. Sie schlugen das Heer des Kaisers am Welfelholze, wo Graf Hoyer von Mansfeld nach ritterlichem Kampf unter den Streichen des jungen Wiprecht gefallen. Derweil saß der alte Wiprecht noch auf Trifels. Als er von dem Sieg der Seinigen vernommen, hat er gehofft, er würde seiner Bande los werden. Auch haben seine Söhne des alten Vaters nicht vergessen, und ist es durch ihr Betreiben und Gottes gnädige Fügung dahin gekommen, daß der Kaiser den alten Grafen aus dem Gefängnisse hat losgeben

müssen. Wie der Erzbischof von Mainz, so hatte auch er drei volle Jahre im Verließ zu Trifels geschmachtet, bis er frei wurde.

Im Jahre 1124 muß die Burg Trifels von Kaiser Heinrich auf's Neue hergestellt und mehr befestigt worden sein, denn auf einer Thüre der Burg war noch, wie der älteste Beschreiber derselben J. Ph. Croll im Jahre 1752 meldet, diese Jahreszahl eingehauen zu sehen. Aber vollendet wurde sie nicht erst in diesem Jahr, wie Chr. G. v. Murr in seiner „historischen Beschreibung der Reichskleinodien" berichtet. Im Jahre 1125 wurde Trifels erstmals der Ort der Aufbewahrung der genannten Reichs-Kleinodien. Als nämlich Kaiser Heinrich in diesem Jahr zu Utrecht sein nahes Ende fühlte — so erzählt der Annalist Saxo — da versammelte er seine Gemahlin Mathilde, sowie seinen Schwager Herzog Friedrich von Schwaben mit den übrigen Großen des Reichs vor seinem Sterbebette, berieth sich mit ihnen über die Zukunft des Reichs und gab ihnen Auftrag, daß die Krone und die übrigen Regalien bis zu einer Versammlung der Fürsten in der sehr festen Burg Trifels sollte aufbewahrt werden. Da diese Reichskleinodien in der Geschichte von Trifels so bedeutungsvoll sind, so geben wir eine ausführliche Beschreibung derselben nach einer von Kaiser Karl IV. im Jahre 1350 bei Veranlassung ihrer Uebertragung nach Prag ausgestellten Urkunde:

„Ein gulden Creutz geziert mit edeln Gestein und feine Perlein, ganz und unverrucket, und in demselben Creutz ist das Speer und ein Nagel unsers Herrn, auch ist darin ein Stück des h. Creutzes, ein Zahn St. Johannes des Täufers in einem Crystall und St. Annen Arm. Auch seyn da befunden zwei Schwerdt, das eine St. Mauricien und das ander St. Karls mit verguldten Scheiden. Auch ist da unverruckt und ganz des ehegenannten Kaiser Karls gulden Kron mit dem Bogen und Creutz, die darauf gehören, geworcht (gewirkt) mit mancherlei Edelgestein. Darin besunder geworcht ein Edelstein, den man nennet den Waisen. Auch ist da ein weißer Rock St. Karls, an den Armen geworcht mit Edelstein und Perlein, und ein rother Mantel Karls mit zween Löben gewürkt von guten Gestein mit Perlen und mit Golde, und ein silbereins Sceptrum, auch ist da ein groß Fingerlein mit einem großen Rubin, vier großen Saphiren und vier Perlein, das ist herkommen von einem Herzogen von Braunsweig. Auch ist da ein ander Fingerlein mit einem Rubin und zween gulden Sporn, auch ist da ein verguldter

Apfel mit einem Creutz und ein überguldt Sceptrum, ein gulden Rauchfaß, zwei senewel (runde) Stück Wachs und ein Werm-Apfel. Auch ist da ein blauer Rock, geworcht an den Armen mit Golde und mit Perlen, und ein ander grawe Rock mit schwarzen Adlern und ein Gugel, zween Hendschuhe und zween Schuh derselben Farb. Auch ist da ein Stol geworcht mit Gold und gutem Gestein und mit Perlen, und ein ander Stol ohne Gesteine. Auch ist da ein überguldtes Schrinel, darin ist ein Monstranz und ein Crystall mit Heiligthum und ein gulden ledigs Creutz."

Wir zweifeln, ob in jener Zeit, da Herzog Friedrich aus den Händen seines Schwagers die Reichskleinodien erhielt, wirklich so viele Stücke, besonders so viele Heiligthümer, dagewesen seien — der Schatz mag im Laufe der Zeit immer reicher geworden sein. Als sie Herzog Friedrich empfing, mag er wohl gedacht haben, weil er die Krone des Reichs in die Hände bekam, es werde ihm auch mit dem Reiche nicht fehlen. Aber bei der neuen Kaiserwahl wurde nicht er, sondern Lothar von Sachsen zum obersten Vogt des Reichs erkoren. Das gab zu einem fünfjährigen Krieg zwischen Kaiser Lothar und den Staufern Veranlassung, in dem weder Friedrich das Reich, noch Lothar die Reichskrone erlangen konnte, welche der Erstere auf seiner Burg Trifels sicher verwahrt hielt. In diesem Krieg soll auch die Burg Trifels belagert worden sein; doch die beiden Brüder von Staufen, Friedrich und Conrad, behaupteten sie ritterlich, aber die Reichskleinodien mußten sie ausliefern und diese waren eine Zeitlang an andern Orten. Was dem Herzog Friedrich nicht gelungen war, das wurde seinem Bruder Conrad zu Theil, den die Fürsten nach Lothar im Jahre 1137 zum Kaiser wählten. So kamen Scepter und Krone abermals nach Trifels. Wie zuvor Herzog Friedrich oft auf Trifels verweilte, so besuchte auch Kaiser Conrad oft diese Burg, zu deren Unterhalt er die Einkünfte mehrerer Orte bestimmte. Als aber Kaiser Friedrich die Stadt Hagenau zu seinem Lieblingsaufenthalte wählte, baute er in seinem Schlosse daselbst eigens eine prächtige dreifache Kapelle aus Marmor und ließ hieher die Reichskleinodien bringen (1152). Doch blieb ihm Trifels immer ein lieber Aufenthalt, denn so oft er von Hagenau nach Kaiserslautern zog, kehrte er auf dieser Burg ein und verweilte einige Tage daselbst. So kam er im Jahre 1155 hieher und stellte dem Kloster zuerst ein wichtiges Privilegium aus. Auch wenige Jahre vor seinem Hingang kam er hieher und besuchte von da aus das Kloster

Eussesthal. Die Mönche dieses Klosters waren wohl schon von seinem Vorgänger zu Hütern der Reichskleinodien aufgestellt. Auch wurden aus ihrer Mitte immer die jeweiligen Kapläne für die Burg Trifels gewählt. Wie die Burg dem Kaiser ein lieber Aufenthalt gewesen, davon gibt Zeugniß, daß nach seinem Tode noch lange Viele glaubten, man müsse dem Kaiser, der zu Hagenau „lebendig verzüket worden", auf dem Trifels alle Nacht ein Bett bereit halten. Auch Friedrich's Gemahlin Anna hielt sich gerne unten im Städtchen Annweiler auf, das er der Kaiser im Jahre 1153 mit Zollfreiheit im ganzen deutschen Reich begabt hatte. Von Anna soll dieser Ort den Namen Annweiler erhalten haben.

Unter Friedrichs Nachfolger Kaiser Heinrich VI. erhielt die Burg Trifels eine traurige Berühmtheit, da sie wieder, wie zu Kaiser Heinrich's V. Zeiten, der Kerker hochgestellter Männer wurde. Wer kennt nicht die schöne, vom Duft der Sage umwobene Geschichte vom ritterlichen König Richard Löwenherz von England, wie ihm Burg Trifels ein trauriger Kerker geworden durch die Habsucht Kaiser Heinrichs VI., den wir als den ganz Entarteten des Geschlechts so ungern unter der Zahl der edlen Staufer erblicken. Wir verweisen die schöne Historie von Richard's Befreiung an den Schluß unserer Beschreibung, wo der Sage und Dichtung ein Platz gegönnt ist.

Die 100,000 Mark Silber, welche Richard Löwenherz bezahlte, als er im Februar 1194 von seiner Haft zu Trifels frei geworden war, kamen dem habsüchtigen Kaiser Heinrich gelegen, um sich für seinen Feldzug nach Sicilien zu rüsten. Den 9. Mai des genannten Jahres versammelte Kaiser Heinrich auf Trifels seine Vertrauten, Bischof Otto von Speier, Herzog Simon von Lothringen, seine Brüder, Pfalzgraf Otto, Graf von Burgund, und Herzog Philipp von Schwaben, Graf Siegebert von Frankenburg im Elsaß, Graf Berthold von Bergen, Graf Berthold von Neuenburg, Graf Boppo von Laufen, Hugo von Lüneville nebst vielen Andern mit einem zahlreichen Gefolge, um sich wegen der Kriegsfahrt nach Sicilien zu berathen. Von hier aus trat er sofort über Frankfurt den Zug an. Der Truchsesse Marquard von Annweiler, des Kaisers Minister und erster Feldherr, machte den Zug mit und erhielt für seine treuen Dienste das Herzogthum Ravenna, die Grafschaft Romagna und die Mark Ankona als Lehen. Der Aufenthalt des Kaisers auf dem Boden Sicilien's wurde mit vielem unschuldigen Blute bezeichnet, das nach 76 Jahren eine schauerliche Sühne fand; aber mit Schätzen be-

laden kehrte der Kaiser im Jahre 1195 nach Deutschland zurück. Burg Trifels war dazu bestimmt, diesen ungerechten Mammon in seine Gewölbe aufzunehmen. Es waren 160 Lastthiere nöthig, um die unermeßliche Beute an Gold, Silber und andern Kostbarkeiten hieher zu bringen, wo drei Burgvögte Conrad, Werner und Heinrich, die Herren von Bolauen und Falkenstein dieselben hüteten. Aber auch hochgestellte Gefangene aus Sicilien wurden auf die Burg geschleppt. Der berüchtigte Seeheld Margaritone, und Graf Richard, ein leiblicher Vetter der Kaiserin Constanze, sowie viele andere Herren aus Sicilien wurden von dort hieher gebracht, da dem mißtrauischen Kaiser kein Kerker auf Sicilien's Boden sicher und fest genug däuchte; sie wurden zuvor geblendet, ehe sie in die Nacht der Kerker von Trifels hinabstiegen, aus denen, wie ein Chronist berichtet, keiner mehr heraufgestiegen, der einmal hinabgestiegen. Wie manche Klage mag an den stummen Mauren umsonst wiederhallt, wie manche Thräne der Unglücklichen auf den harten Boden geflossen sein!

Unter Philipp dem Staufer büßte Erzbischof Bruno von Cöln für seine Widersetzlichkeit gegen den Kaiser im Kerker zu Trifels. Als Kaiser Philipp im Jahre 1208 auf der Pfalz zu Bamberg von Otto von Wittelsbach ermordet wurde, so eilte sein Kanzler, Bischof Heinrich von Speier, nach Trifels, um für die Abtretung dieser Burg und der Krone für sich den Fortbesitz der Reichskanzlerwürde und dann für seine Brüder, die nahe wohnenden Herren von Scharfenberg, einige Begünstigungen zu erlangen, was ihm auch glückte. Jetzt erst nach dem Tode Kaiser Philipp's, sowie durch die Vermählung Kaiser Otto's mit Kaiser Philipp's Tochter Beatrix, welche Bischof Heinrich von Speier vermittelt hatte, kam auch die Krone in Otto's Hand, welche ihm bei seiner Krönung im Jahre 1202 gefehlt hatte. Bischof Heinrich überlieferte sie ihm, der sie von Hagenau heimlich nach Trifels hatte bringen lassen. Er wurde für diesen Dienst von Kaiser Otto wirklich zum Reichskanzler gemacht. Als Otto IV. im Jahre 1218 Todes verschied, richtete er noch vor seinem Sterben an seinen Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, die Bitte, erst zwanzig Wochen nach seinem Tode dem rechtmäßig erwählten Kaiser Friedrich II. von Staufen einzuhändigen, ihn selbst aber in einem völlig nach dem Reichsornat verfertigten Anzug zu begraben. Im Jahre 1219 überantwortete der Pfalzgraf dem Kaiser Friedrich zu Goslar die Reichsinsignien. Im Jahre 1220 nahm sie Friedrich mit nach Rom zur Krönung; als aber im darauf folgenden Jahre in der Lombardei Unruhen ausgebrochen,

da schickte er dieselben durch seinen Truchsessen Eberhard von Tann nach Deutschland zurück, der sie dann wieder zu Trifels aufbewahrte. Als Kaiser Friedrich das deutsche Reich zu altem Glanz zu bringen suchte, ließ er seinen Sohn Heinrich als römischen König auf der Burg Trifels zurück, wo er in der Burgkapelle dem Vater Treue schwur, die er leider bald gebrochen. Denn während des Vaters Abwesenheit im Kriege gegen die Ungläubigen empörte sich der irregeleitete Sohn; und als der Vater nach Deutschland zurückkehrte, flüchtete der Sohn sich auf die Burg Trifels, die jedoch dem Kaiser die Thore öffnete. Im Gefängnisse mußte nunmehr der untreue Sohn büßen, bis ihn der Tod nach fünf Jahren aus dem Kerker erlöste. Friedrich's zweiter Sohn wurde Reichsverweser und ließ sich nun von dem Truchsessen Philipp von Falkenstein und dessen Hausfrau Isengard die Burg und die Reichsinsignien ausliefern. Noch ist der Revers vom Jahr 1246 vorhanden, in dem es unter Anderm heißt: „Wir Conrad — thun kund, daß — Isengard, Husfrawe Philipsen von Falkenstein, unsers lieben Truchseßen — aus geantwortet hat die Burg Trivels und die kaiserliche Zeichen, mit Namen unsers Herrn Holz, mit einem gulden Cruz, S. Johann Baptisten Zahn, S. Mauricius Sper — unsers Herrn Nägel, — zwei Schwert mit zwei Scheiden, — den gulden Apfel mit dem Cruze, dem kaiserlichen Mantel, den gulden Sporen — ein Alb von weißem Sammet, zwei scharlaken Hosen und zwei Schuhe mit Steinen geziert u. s. w." Kaiser Friedrich ließ diese Insignien nach seiner neuerbauten Stadt Vittoria bringen, aber zum Unstern. Während der Abwesenheit des Kaisers bemeisterten sich die Parmesaner der Stadt Vittoria und bekamen die Reichskleinodien, den ganzen kaiserlichen Schatz, sogar das Reichssigill in ihre Hand (Februar 1249). Von den Gewanden mag Eines oder das Andere verloren gegangen sein. Die Reichskrone fiel nicht in die Hände der Feinde, aber ein gewesener Parmesaner Curtopassus gewann doch eine mit köstlichen Steinen besetzte, die Krone Holofernes, die noch bis zu den Zeiten Kaiser Heinrich's VII. im Dome von Parma zu sehen war.

Als Graf Wilhelm von Holland, der Gegenkaiser, mit Kaiser Conrad kriegte, eroberte er im Jahre 1250 die Burg Trifels. Hocherfreut schrieb er seinem Canzler, dem Bischof von Speier: jetzt habe er das Ziel seiner Wünsche, den Trifels mit seinen Heiligthümern, gewonnen. Im Triumph zog er in die Burg ein. Auch seine Gemahlin sollte die Freude über die Eroberung mit ihm theilen, aber in der Gegend von Edesheim wurde sie

von Hermann von Rietberg überfallen, geplündert und gefangen fortgeführt. Wir sehen, wie es schon damals im heiligen römischen deutschen Reich herging! Kaiser Wilhelm von Holland bekam bei der Eroberung des Trifels auch die Reichskleinodien in seine Hand, wie er selbst in seinem Briefe an den Abt von Egmond angegeben. Manche wollen Letzteres bezweifeln, weil dieselben noch in Italien gewesen seien. Auch Kaiser Richard von Cornwallis setzte sich in den Besitz von Trifels. Der Papst hatte ihm geschrieben: die Besitznahme von Trifels ist eine der ersten Maßnahmen, welche ein römischer König zu ergreifen hat. Dieser Wink war nicht umsonst gegeben. Auch die Reichsinsignien überkam er, ließ sie aber in Trifels unter der Huth Philipps von Falkenstein bis zum Jahr 1269, wo er sie wieder von ihm zurückforderte, wie es in einer Urkunde von diesem Jahr heißt: „Wir thun euch allen kund, daß unser lieber getrewer Kemerer Philipp von Falkenstein unser Burg Trivels und die kaiserlichen Zierungen, die wir ihm vormals seiner getrüwen Hütung sicherlich anbefahlen, und uns und dem Reiche wohl behüt, ganz uns getrüwe also schiere als wir sie ihm hieschen, hat wiedergeben, zu unserm und des Reichs Nutzen u. s. w." Noch Edleres als die Reichskleinode soll Richard von Cornwallis auf Trifels erobert haben: das Herz der holden Guta (Beatrix), der Tochter des genannten Kämmerers Philipp von Falkenstein, mit der er wirklich zu Lautern ein glänzendes Beilager feierte. Als sich Richard von Cornwallis in Deutschland kein Ansehen erwerben konnte, befahl er diesem Philipp von Falkenstein die Regierung und ging nach England zurück. Derselbe Herr von Falkenstein theilte im Jahre 1266 seine Güter unter seine Söhne Philipp und Werner, und verordnete dabei, daß sie die Burgen Trifels und Anebos, Karlsmund und Nüringen (letztere über dem Rhein) zu unterhalten haben, und zwar sollte dies in Betreff der erstern dem Philipp obliegen, dem Werner aber rücksichtlich der beiden andern. Letzterer sollte seinem Bruder zum Unterhalt jener Burgen jährlich 25 Pfund Heller beisteuern.

Während wir diese Herren von Falkenstein als Vögte von Trifels kennen, wird noch ein anderer, Ritter Reinhard von Hohenek, genannt, der daselbst Burghuth hatte. Um's Jahr 1269 soll ihm Kaiser Richard Burg und Stadt Lautern nebst der Burg Trifels und die Reichskleinodien übergeben haben. Reinhard verpflichtete sich durch einen Vertrag im Jahre 1273 mit dem Pfalzgrafen Ludwig II., er wolle die ihm anvertrauten Güter, Vesten und Kleinodien sammt ihren Zubehörden dem neu zu erwählenden König gegen

1000 Mark Silber übergeben. Ob Rudolph von Habsburg um diesen Preis in den Besitz der Reichskleinodien gekommen, möchten wir sehr bezweifeln. Als nach dem traurigen Interregnum endlich dieser ritterliche Held zum deutschen König erwählt ward, da wurden ihm zu Mainz die Reichsinsignien überantwortet, aber das Scepter fehlte unter den Kleinodien. Kaiser Rudolph ließ sie nach seiner Krönung nicht mehr in Trifels, sondern auf seinem Schlosse Kyburg in der Schweiz aufbewahren, obgleich Kaiser Heinrich V. auf seinem Todtenbette verordnet hatte, daß sie von nun an auf Trifels verbleiben sollten. Sie wurden auf Kyburg verwahrt, bis sie Albrecht I. im Jahre 1293 an Adolph von Nassau übergeben. Unter ihm kamen sie wieder nach Trifels. In einer Urkunde von genanntem Jahr, die er den Mönchen zu Eusserstthal ausstellte, übergab er sie eigentlich von Neuem ihrem Schutz. Als Kaiser Albrecht bei Göllheim seinem Gegner Adolph von Nassau Krone und Leben nahm (1298), da sollen die Insignien wieder nach Kyburg gekommen sein. Nach verschiedenen Wanderungen wurden sie im Jahre 1424 durch Kaiser Sigmund nach Nürnberg verlegt, wo sie bis zum Jahr 1796 verblieben, bis sie in die kaiserliche Schatzkammer nach Wien kamen.

Obgleich seitdem die Burg Trifels nicht mehr die Ehre hatte, in ihren Mauren den herrlichen Schatz des deutschen Reiches zu beherbergen, so blieb sie immerhin noch von Kaiser und Reich wohl beachtet. Schon Rudolph von Habsburg hatte Reichs-Vögte auf dieselbe gesetzt, die über die Gegend mit Strang und Schwert richteten.

Kaiser Heinrich VII. sorgte für die Unterhaltung der Burg, denn er wies im Jahre 1310 den Landvogt des Speiergaues, Graf Georg von Veldenz, an, auf die Unterhaltung der Schlösser Trifels und Neukastel 1200 Pfund Heller zu verwenden, also muß sie doch schon damals etwas im Abgang gewesen sein. Im Jahre 1330 verpfändete sie Kaiser Ludwig der Baier nebst Zugehör an den Pfalzgrafen Ruprecht um 1000 Mark Silber auf 40 Jahre, wobei festgestellt wurde, daß das pfälz'sche Haus diese Reichsburg in gehörigem Stand zu erhalten und einen eigenen Vogt darin zu bestellen habe. Derselbe Kaiser ermächtigte auch im Jahre 1333 den Pfalzgrafen, 1000 Pfund Heller auf das Schloß zu verbauen. Eine für die Bewohner der Burg gar wohlthätige Stiftung machte im Jahre 1375 der Abt von Hornbach, denn er versprach dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Aeltern, jährlich 3 Fuder Wein und 20 Malter Korn auf Trifels zu senden. Dafür versicherte der Pfalzgraf dem geistlichen Herrn

seines besonderen Schutzes, und stellte den Revers aus, daß er das Anerbieten nie als Pflicht annehmen wolle. In dieser Zeit und zuvor saßen als Vögte zu Trifels Dietrich von Wachenheim im Jahre 1382, Eberhard von Sickingen im Jahre 1394 und Heinrich von Rebur (oder Rietberg) im Jahre 1412. Als nach Verlauf von vierzig Jahren die Reichspfandschaft wieder eingelöst werden sollte, bestätigte Kaiser Karl IV. abermals die Verpfändung. Bei der Theilung der Hinterlassenschaft Kaiser Rupert's im Jahre 1410 fiel Trifels an die Herzoge von Pfalz-Zweibrücken. Unter diesen Besitzern wurde die Burg auch wieder einmal die traurige Herberge eines Gefangenen. Herzog Ludwig der Schwarze setzte im Jahre 1460 den zu Kirchheim-Bolanden gefangenen Grafen Philipp von Nassau auf die Burg, und erst nach Abschluß des Friedens gab er ihn wieder los nach geleisteter Urfehde.

Mit dem 16. Jahrhundert ging Burg Trifels ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Wohl wurde sie noch im Jahr wieder hergestellt, wovon die über dem Portale des Hauptthurmes stehende Jahreszahl 1524 Zeugniß gibt, die einzige Spur von Zahl und Schrift an der ganzen Ruine (vielleicht jene Jahreszahl, die von ältern Beschreibern als 1124 gelesen wurde.) Ob im Jahr 1525 die rebellischen Bauren an der Burg ihr Müthlein ausgelassen, ist noch nicht historisch erwiesen, aber gewiß sind sie nicht daran vorübergegangen, ohne darauf einzukehren, um Kisten und Seckel zu fegen, wie sie es im Schwaben- und Frankenlande gethan. Um's Jahr 1568 muß es sehr schlimm mit dem Zustand der Burg ausgesehen haben, denn Herzog Wolfgang ließ in diesem Jahr an seinen Amtskeller zu Neukastel den Befehl ergehen, die Gemächer des Trifels herzustellen, und die Fenster und Oefen so enge vergittern zu lassen, daß man nicht hindurch kommen könne. Wir schließen daraus, daß die Burg zu dieser Zeit wenigstens noch als Gefängniß verwendet wurde.

Ueber den Zustand der Burg zu Ende des 16. Jahrhunderts berichtet der Elsasser Chronist Herzog also: „Die Burg ist ein altes aus Quadern aufgeführtes Gebäude, wie die Burg zu Hagenau. In der Höhe hat sie einen großen, mit Marmor geplatteten Saal, zu dem man auf einer in den Felsen gehauenen, aus vielen Stufen bestehenden Treppe emporsteigt." Auch Merian in seiner Topographie der Pfalz spricht von einem Marmorsaal, zu welchem man auf einer starken und langen Felstreppe hinanstieg. Vermuthlich war derselbe die in einem alten

Dokumente erwähnte Kaiserstube (Conclave Caesarum), außer welcher noch das sogenannte Ritterhaus (Domus equestris) und ein Marstall genannt wird, welch letzterer der heute sogenannte Schaafstall sein müsse, der rechts an dem zur Burg hinaufführenden Wege auf dem Absatz der Höhe gelegen.

Das erste große Vernichtungswerk am Schlosse übte der Blitz, welcher den 1. April 1602 dasselbe getroffen. Ein großer Theil der Gebäude ging dadurch in Feuer und Rauch auf. Wohl ist das Schloß jetzt wieder etwas hergestellt worden, denn im dreißigjährigen Kriege flüchteten sich Schaaren von Landleuten vor den zügellosen Soldatenhorden hieher. Im Jahre 1622 wurde es von den wilden Truppen des Grafen von Mansfeld vielfach ruinirt. Die Noth und die im Jahre 1635 grassirende Pest vertrieb die Bewohner des Schlosses vollends. Damals wurde es wohl auch von seinem letzten Vogt, Thomas Wyse, verlassen. Aus dem öden Hause wurde alle Fahrniß hinausgeschafft und Niemand nahm sich mehr des Verlassenen an. Im Jahre 1640 ließ Herzog Friedrich die 66 marmornen Platten in der Burgkapelle nach Annweiler bringen, wo sie zum Bau der deutschen Kirche verwendet wurden. Nach ihm im Jahre 1670 unter Herzog Friedrich Ludwig wurden auch die marmornen Säulen des Hauptsaales und die noch in einem andern Gemach stehenden runden Säulen von gewöhnlichem Stein, deren 40 waren, dahin geschafft. Als man in demselben Jahre beim Herzog anfragte, ob man nicht das Dach des Brunnenthurms wieder herstellen dürfe nnd die Kosten auf etwas mehr als 50 F. berechnet wurden, da fand er die Summe zu hoch und es blieb beim Alten. Der Brunnen zerfiel, wurde verschüttet und die Quelle suchte sich einen andern Ausweg am Fuße des Berges. Als die Franzosen im Reunions-Kriege (1680) dorthin kamen, fanden sie auf der einst so gewaltigen Burg fast Nichts mehr zu zerstören. Doch muß noch im Jahre 1684 das Mauerwerk zu Trifels in ziemlichem Stande gewesen sein, aber Gebälk und Dach, Thüren und Fenster waren sammt und sonders verschwunden. Besonders muß die alte Burgkapelle am Schluß des vergangenen Jahrhunderts noch ziemlich erhalten gewesen sein, denn der verewigte Altmeister im Forschen altdeutscher Litteratur nnd Geschichte, der unter dem Namen Meister Sepp wohl in allen deutschen Landen bekannte Freiherr Joseph von Laßberg auf der alten Meersburg am Bodensee, schreibt in einem seiner letzten Büchlein, die er guten Freunden auf Neujahr verehrte, am Schluß der Vorrede: „Geschrieben am Abend vor St. Johannistag, zur Stunde, als ich vor 56 Jahren in die

Waffenwache der Burgkapelle zu Trifels eintrat.“ Das schrieb der alte Ritter im Jahre 1842, und hat oft erzählt, wie er von einem Freiherrn von Hundbiß allda den Ritterschlag empfangen. Demnach muß im Jahre 1786 die Burgkapelle noch so ziemlich gestanden sein, und nicht nur diese, sondern sie wurde auch noch besucht, um solche Feierlichkeiten, wie Waffenwache und Ritterschlag, in der alten Reichsburg zu feiern. Seither sanken die Mauern immer mehr ein, und selbst die rothen Sandstein-Quadern sind hie und da schon bedeutend verwittert, also, daß ein allmäliges Verschwinden der Trümmer immer näher in Aussicht steht.

Still und einsam ist es nun hier oben in den Trümmern. Verklungen ist der rauschende Lärm kaiserlicher Hofhaltung und verklungen der Jubel der Hoffeste und Gelage, welcher einst die Hallen der Burg durchbebte. Aber verstummt sind auch die Jammertöne und Klagen so mancher Unglücklichen, die in den Kerkern der Burg unbeachtet wiederhallten. Wir blicken mit tiefem Ernste und wehmüthigen Gefühlen auf die wenigen Trümmer und gedenken dabei der Worte eines altdeutschen sinnigen Dichters:

Wo sind die nun, der Rom einst was,
Auf ihrem Pallaste wächset Gras.

Um das Andenken zu erhalten, ließ der Stadtrath von Annweiler auf dem Trifels einen Denkstein mit folgenden Inschriften errichten:

Trifels.

Im XII. und XIII. Jahrhundert als Reichsveste Verwahrungsort der Reichsinsignien, Staatsgefängniß König Richard's von England, genannt Löwenherz,
1193,
sowie anderer Fürsten und Edeln.
Reichsveste bis 1330.
Von Kaiser Ludwig dem Baier dem Pfalzgrafen bei Rhein verpfändet
1330.
Von Stephan, dem Erben von Simmern, Zweibrücken und Veldenz erworben
1410.
Errichtet durch die Stadt Annweiler
1854.

Annweiler.

Von dem schwäbischen Herzoge Friedrich II., dem Vater des Hohenstaufen, Friedrich Barbarossa, gegen das Dorf Morsbrunnen in Unterelsaß eingetauscht.
1116.
Von Kaiser Barbarossa mit der Zollfreiheit im ganzen deutschen Reiche begabt
1153.
Von Kaiser Friedrich II. mit den Speyrer Stadtrechten und Freiheiten sammt dem Münzwesen beschenkt
1219.

Ehe wir von dem Sonnenberg herabsteigen, der die Burg Trifels mit den beiden Schwesterburgen Anebos und Scharfenberg trägt, machen wir auch diesen noch einen Besuch, und zwar zuerst der Ruine

Anebos,

welche eigentlich nur einen Schutthaufen bildet. Die Höhe, welche die Burg trägt, ist von dem Trifels durch ein kleines Thal geschieden. Zu der auf derselben befindlichen Felsplatte führte ehemals eine Treppe, die fast bis auf die Spur verschwunden ist. Da und dort sind noch einige Mauerstücke sichtbar. Gegen den Scharfenberg hin befand sich statt einer Mauer ein in den Felsen gehauener breiter Graben, der die Burg schützte. Noch findet sich eine Treppe, die in ein tiefes Gewölbe führt. Sonst ist die Höhe, auf der Anebos steht, schwer zu besteigen und lohnt sich kaum der Mühe, da man nur so wenige Reste noch findet.

Was der seltsame Name der Burg Anebos bedeutet, ist noch von keinem Forscher ermittelt worden. In der Geschichte hat die Burg nie eine bedeutende Rolle gespielt. Sie scheint immer zu Trifels gehört zu haben. Von den königlichen Burgmannen werden unter Kaiser Heinrich VI. Eberhard und Heinrich von Anebos genannt, von denen der letztere, welcher Marschall von Anebos genannt wird, den Kaiser nach Sicilien begleitete und im Jahre 1194 eine Urkunde als Zeuge unterschrieb. Die Mutter Heinrich's verkaufte im Jahre 1229 ihren Zehenten zu Utzingen an das Domkapitel, und eine Elisa dieses Geschlechts schenkte im Jahre 1249 dem Domkapitel zu Speier für die Haltung eines Jahrtages ihre Güter zu Berghausen; sie hat im Jahre 1250 ein Licht an der Treppe der Gruftkirche des Domes zu Speier gestiftet und bewies sich auch gegen das Kloster Eusserstbal freigebig; sie starb vor 1252. Die Huth der Burg hatten wohl auch die Herren von Falkenstein auf Trifels, wie wir aus der oben angeführten Urkunde vom Jahr 1266 mit Wahrscheinlichkeit schließen können. Anebos kam schon sehr frühe in Abgang. Desto wichtiger ist die Burg

Scharfenberg,

welche auf der dritten Höhe steht, zu der man im Walde an einer Reihe großer Felsen vorüber aber nur mühsam gelangen kann. Aber es lohnt sich der Mühe, durch Felsen und Gesträuche hindurchzudringen, denn die Aussicht ist viel schöner und

umfassender als auf dem Trifels, da man hier oben einen höheren Standpunkt hat. Wir sehen von hier aus in das groteske Thal der Queich, über den Asselstein (Asenstein), einen mächtigen Felskoloß, und das vielleicht altceltische Monument auf dem Engelsberg, in das noch wildere Gossersweilerer Thal und durch die östlichen Bergschluchten in die Rheinebene. Zu den Trümmern der Burg gelangt man auf einer Felstreppe, die zu einer 12 Schuh hoch vom Boden befindlichen Thüröffnung führt. In der Ruine befindet sich ein verschütteter Brunnen und ein noch wohl erhaltener viereckiger Thurm, der früher 150, jetzt nur noch 80 Fuß hoch ist, aber leider nicht bestiegen werden kann. Er führt zu einem dunkeln Gewölbe, das aber durch ein Felsstück verschlossen ist. Nach Anebos hin war die Burg mit einem, theils in den Felsen gehauenen, theils aus Quadern gebildeten Graben versehen.

Die Burgen Trifels, Anebos und Scharfenberg waren wohl in alter Zeit ein zusammengehöriges Ganze, und zwar so, daß die beiden kleineren Burgen Anebos und Scharfenberg der Hauptburg untergeordnet waren. Anebos blieb immerdar in diesem Verbande, aber Scharfenberg kam bereits im 13. Jahrhundert aus seiner abhängigen Stellung und wurde zu einer selbstständigen Burg, welche dieselben Besitzer, wie Scharfeneck, jenseits des Annweiler Thales hatte. Aber schon lange zuvor nennt sich ein adeliches Geschlecht von der Burg Scharfenberg. Bischof Heinrich von Speier, ein Jugendfreund Kaiser Heinrich's IV., gehörte diesem Geschlechte an. Mehr Hofmann als Ritter, liebte er Rosse und Reisige mehr als Meßbuch und Krummstab, überließ des Stifts Güter seinen Vasallen, vergeudete den von seinen Vorfahren gesammelten Schatz und verschleuderte sogar die Kleinodien und Paramente des Münsters; er versank in solche Armuth, daß des Stifts Gefälle ihn kaum noch ein halbes Jahr ernähren konnten. Er starb, an Körper kräftig und gesund, an demselben Tage, als er, der Simonie und Verschwendung beschuldigt, vom Palast seines Bisthums entsetzt wurde, eines schnellen Todes. Im Jahre 1168 erscheint eine Bertolf von Scharfenberg in einer Urkunde des Klosters Eusserstthal als Zeuge. Ein Berthold von Scharfenberg war im 13. Jahrhundert Domsänger zu Speier, aber er war wohl nicht derselbe mit dem Genannten. Im Jahre 1208 machten Herren von Scharfenberg (die Namen sind nicht genannt) an eine Edelfrau Namens Bertrade, die zu Nußdorf bei Landau wohnte, Ansprüche, als ob sie ihnen dienstpflichtig wäre, aber der Bischof von Straßburg sprach die

Edelfrau von all' ihrer Verbindlichkeit gegen die von Scharfenberg los. In demselben Jahr gab Kaiser Friedrich II. den Gebrüdern Bertold und Heinrich von Scharfeneck die Burg Scharfenberg zu Lehen. Ihr Bruder war der bereits genannte Heinrich von Scharfenberg, Bischof von Speier und Metz, Kanzler Kaiser Philipp's. Als Otto von Wittelsbach den Kaiser zu Bamberg ermordete, war er mit einem Kämmerer und dem Truchsessen von Waldburg Zeuge der schauerlichen That. Auch bei Kaiser Otto und dann bei Friedrich II. wurde er Kanzler. Der Letztere schickte ihn als seinen Legaten nach Italien, wo er im Jahre 1221 in des Kaisers Namen die Huldigung der Priester und des Magistrats der Stadt Siena entgegen nahm. Er starb im Jahre 1224 und liegt zu Speier begraben. Sein jüngerer Bruder, Heinrich von Scharfeneck, erscheint im Jahre 1214 in einer unter Kaiser Friedrich II. für das Kloster des heiligen Grabes zu Speier ausgefertigten Urkunde als Zeuge, und übergab im Jahre 1232 auch seiner Hausfrau Hedwig und seinen beiden Söhnen, Heinrich dem Aelteren und Heinrich dem Jügeren, die Burg Scharfeneck noch bei Lebzeiten. Diese nannten sich dann bald von Scharfenberg, bald von Scharfeneck. Die Namen Heinrich und Bertold scheinen bei denen von Scharfenberg hauptsächlich Familien-Namen gewesen zu sein, und blieben es auch bei denen von Scharfeneck. Ein Heinrich von Scharfenberg zeugt im Jahre 1211 in einer Urkunde, welche Bischof von Conrad III. von Speier dem Kloster Hemmenrode ausstellte, desgleichen im Jahre 1234 in jener, wodurch Kaiser Heinrich VII. der Stadt Speier ihre Freiheiten bestätigte. Im Jahre 1251 überließ er mit seiner Hausfrau Godelint dem Kloster Eussersthal Güter zu Offenbach, welche Ritter Hugo von Offenbach von ihm als Lehen hatte. Ein Wilhelm von Scharfenberg, der im Jahre 1271 in den Urkunden von Eussersthal vorkommt, soll der Letzte des Stammes gewesen sein, aber ihm gingen, wenn anders die Zahl in der Urkunde richtig gelesen wird, im Jahre 1235 die Gebrüder Conrad, Bertold der Aeltere und Bertold der Jüngere voran.

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts ist das Reichslehen Scharfenberg im Besitz des burgundischen Herrn Johann von Chalon zu Arley, das Schloß Scharfeneck aber im Besitz der Herren von Metz. Daraus könnten wir schließen, daß die Herren von Scharfenberg und von Scharfeneck im Mannesstamme ausgestorben und etwa durch eine Erbin die Burg Scharfenberg an den Genannten gekommen. Im Jahre 1367 verzichtete Jo-

hann von Chalon auf dieses Lehen, und Kaiser Albrecht übertrug es in demselben Jahr seinem Protonotar Nikolaus von Speier, der es 28 Jahre mit seinem Sohne besessen. Nach ihnen besaß ein Ritter Cuno die Burg, der sie im Jahre 1335 dem Kloster Weißenburg übergab. Im Jahre 1454 erstürmte Herzog Ludwig der Schwarze von Zweibrücken im Kriege gegen Friedrich den Siegreichen das Schloß und besetzte es mit seinem Amtmann, Kunz Pfeil von Ulnbach. Dieser Kunz, ein gar fehdelustiger Kriegsmann, machte von Scharfenberg aus fortwährende Ausfälle, etwa so, wie später der kriegsfreudige Conrad Widerhold auf der Felsenburg Hohentwiel. Einmal (1459) streifte er Nachts bis nach Speier, überfiel 200 kurfürstliche Unterthanen, welche den dortigen Markt besuchen wollten, und ließ sie nach dem Schloß Wartenberg bringen, wo sie nur durch ein Lösegeld und den Verlust ihrer Pferde frei geworden. Tags darauf zündete er auf dem Rückweg das Dorf Meckenheim an, weil die Kurfürstlichen in einem seiner Dörfer dasselbe gethan. Als am 23. Juni 1461 der Friede zu Stande kam, fiel Burg Scharfenberg wieder an Kloster Weißenburg, und dem Kurfürsten Friedrich wurde wieder das Oeffnungsrecht eingeräumt. Kunz Pfeil hatte demselben schon zuvor 1400 fl. Schadenersatz für seine Räubereien leisten müssen. Aber im Jahr 1470 ging der Krieg zwischen dem Herzog Ludwig und dem Kurfürsten Friedrich wieder an, und Schloß Scharfenberg wurde die Ursache, wie Friedrich in seiner Rechtfertigung sagt: „So hat dieser gegenwärtige Unwille, Gezänk und Krieg zwischen ihm (Herzog Ludwig) und uns seinen Ursprung daher, daß Herzog Ludwig das Schloß Scharphenberg übergeben sollt han, und das behalten, und ein Raubschloß daraus gemacht, und wir und die Unsern auf Straßen und an andern Enden beschädigt worden sind und noch werden, darum wir ihm und den andern Gemeinern geschrieben u. s. w." Die Beschuldigung des Kurfürsten war jedoch keine ganz gegründete, denn wirklich hat der Herzog die Burg an das Kloster zurückgegeben und sie von dem Abt wieder als Lehen erhalten. Der Herzog übergab nun das Schloß als Afterlehen an Kunz Pfeil von Ulnbach und dessen Bruder Eberhard Pfeil, sowie an Kunz Widder, also daß ihm und seinem Bruder, dem Bischof Ruprecht von Straßburg, sowie dem Grafen Erich von Leiningen und Alwig von Sulz nur das Oeffnungsrecht verblieben. Daß der genannte Kunz Pfeil von Ulnbach mit den übrigen Lehenträgern (Gemeinern) sein altes Wesen von der Burg herab wieder betrieben, wollen wir nicht in Ab-

rede stellen. Nach den Genannten kam Scharfenberg wieder als Afterlehen an die Familie der Landschaden von Steinach, während ein Engelhard von Neiperg im Jahre 1494 auch noch ein Lehen davon erhielt. Die Landschaden von Steinach besaßen Scharfenberg ununterbrochen über 50 Jahre lang. Im Bauren-Kriege wurde Scharfenberg von den Bauren ausgebrannt. Der damalige Besitzer, Christoph Landschad von Steinach, sah sich außer Stand, das Schloß wieder aufzubauen; er verkaufte es an Herzog Ludwig II. von Zweibrücken. Herzog Ruprecht, der Stammvater der Veldenz-Lautereck'schen Linie, wurde im Jahre 1534 von dem Abte von Weißenburg damit belehnt.

Im 30jährigen Kriege begann die Ruinirung des Schlosses, der Reunionskrieg riß es vollends in Trümmer.

Sagen von Trifels.

An die Burg Trifels knüpft sich der herrlichste Theil der deutschen Geschichte, die Geschichte des deutschen Reichs in seiner Kraft unter den Saliern und Staufern, nicht minder rankt sich um ihre Mauern die Sage, und sie prägte sich so lieblich aus in der Geschichte von Richard Löwenherz, dem ritterlichen Gefangenen auf Trifels. Aber die Sage von Trifels zeigt noch tiefere Bedeutung, wenn sie dem glorreichen Barbarossa, den edelsten der Staufer, von dessen Marmorsaal, den er gebaut, noch Trümmer stehen, alle Nacht ein Bette bereiten läßt, in dem er seine lange Ruhe hält, bis er erwacht und wieder herstellt des deutschen Reiches verschwundene Herrlichkeit. Sollte nicht bald die Zeit seines Erwachens auf Trifels erscheinen, wo er kommt, um sein Volk zu sammeln und zu mahnen zur Eintracht und zu führen zum Sieg gegen seine Feinde?

Ja wohl im Schloß zu Trifels
Da regt es endlich sich —
Es schläft nicht mehr der Kaiser,
Der Rothbart Friederich.

Er hat einen Klang vernommen,
Der drang von Thal zu Berg —

Nun soll er wieder kommen,
Zu enden sein großes Werk.

Längst war er schon gewärtig,
Bis sich die Stunde naht,
Bis daß sein Volk wär' fertig
Und stark zu Wort und That.

Er tritt an deine Spitze,
Mein Volk und Vaterland —
Sein Schwert strahlt gleich dem Blitze
In seiner Heldenhand.

Hoch schwingt er in der Linken
Das alte Reichspanier —
Seht ihr Schwarz-Roth-Gold blinken?
Er hält's uns freudig für.

Es hebt der Aar die Schwingen
Stolz, wie in alter Zeit —
Der Kaiser will wiederbringen
Des Reiches Herrlichkeit.

Ihm nach! Er führt zum Siegen
Der Held, der jetzt erwacht —
Mein Volk wird nicht erliegen,
Sei groß auch Feindes Macht.

Richard Löwenherz auf Trifels
und
sein Minstrel Blondel.

Zu Speier am Rhein, dessen uralter Dom mit seinen Spitzen weithin durch das Rheinthal glänzt und in dessen Gruft mancher deutsche Kaiser seine letzte Ruhestätte gesucht, stand an einem nebeligen Herbstabend an der Afrakapelle, die, wie ein Küchlein an das Huhn, also sich an das mächtige Gottesgebäude anschließt, ein junger Mann. Sein verschossenes Barett, von dem eine geknickte Pfauenfeder hernieder wallte, ein kurzer wollener Mantel, unter dem eine Laute quer über den Rücken gehängt, halb sichtbar war, ließen in ihm einen fahrenden Spielmann er-

kennen, der statt des langen Degens nur ein kurzes Stoßmesser in seinem Gürtel trug.

Schon war die Dämmerung hereingebrochen und die Glocken riefen zum Abendgebet. Von allen Seiten schritten Männer, Frauen und Jungfrauen über den offenen Domplatz dem Gotteshause zu, aus welchem Orgeltöne und geistlicher Gesang herausschallte durch die beleuchteten hohen Bogenfenster.

Auch der junge Geselle zog fromm das Barett von seinem blonden Lockenkopfe und trat in die heiligen Hallen. An einen Pfeiler gelehnt, hörte er dem Gebete zu und mancher Seufzer stieg aus seiner Brust. Er mußte ein tiefes Anliegen haben, denn als er zuletzt auf die Kniee gesunken war, das Haupt zu Boden gewandt, merkte er in seiner heißen Andacht nicht, daß die Beter den Dom verließen und Lichter um Lichter verlöschten. Erst ein sanfter Stoß weckte ihn. Steht auf! sprach ein alter Bürger, dessen silberne spärliche Locken nur noch den Hinterscheitel bedeckten, — sonst werdet Ihr ja eingeschlossen, und ob Ihr gleich noch ein junges Blut, so möchte doch die Nacht hier Euch allzulange werden!

Habt Dank! entgegnete er in fremdländischen Dialekte, indeß er sich erhob und mit dem Bürger den Dom verließ.

Ihr seid ein Fremdling Eurer Sprache nach, nahm der Bürger wieder das Wort — ein Niederländer!

Ich komme den Rhein herauf — entgegnete der Geselle — bin heute früh von Worms aufgebrochen und mein erster Gang in Eurer Stadt, als ich die Thore betreten, war, in Eurem herrlichen Dome, der mir schon auf manche Stunde freundlich entgegen winkte, meine Abendandacht zu verrichten.

Da habt Ihr also noch keine Herberge? fragte theilnehmend der Alte — wenn's Euch recht ist, führe ich Euch zu meinem Nachbar — 's ist kaum zweihundert Schritte von hier — da seid Ihr gut aufgehoben — 's kehren Ritter und Kaufherren bei ihm ein und da Ihr, wie es scheint, mit der Laute umzugehen versteht, so möget Ihr dort einige Mäßlein guten Weins umsonst finden und noch obendrein einen Zehrpfennig verdienen.

Ein guter Trunk Weins ist immer eine liebe Gottesgabe und stärkt das Herz, lächelte etwas bitter der Fremdling — aber zu einer lustigen Musik bin ich just nicht aufgelegt — indessen bin ich Euch sehr zu Danke verpflichtet, wenn Ihr mir eine gute Herberge zeigt und da mein Reisesäckel es wohl verträgt, so ersuche ich Euch, auf ein Stündlein mein Gast zu sein.

Unter diesen Gesprächen waren sie zur Herberge zum Falken

gekommen und traten nun durch die niedere Thür in das geräumige Gemach, wo Bürger, reisende Kaufleute und Ritter, wie fahrende Schüler und Mönche bunt durcheinander bei hohen zinnernen Weinkannen saßen.

Nachdem der alte Bürger seinem Nachbar, dem Herberg-Vater, den jungen Gast zu freundlicher Unterkunft empfohlen und die Weinkanne auf den Tisch gestellt war, begann der Fremdling: Ihr habt hier einen Dom, der eine Zierde des Rheinstromes ist! Dabei schenkte er die Becher voll und stieß mit dem Alten an: Eure Stadt soll leben und ihre wackeren Bürger!

'S ist wahr, entgegnete der Bürger, solcher Dome gibt es noch manche im Reich, was Schönheit und Größe anbelangt, aber keiner vermag sich mit ihm zu messen an hoher Ehre, denn in unserm Dom zu Speier da pflegen die deutschen Kaiser ihre letzte Ruhestätte zu suchen und darum haben sie dieses Haus auch mit Gold und köstlichen Steinen geschmückt. Aber viel Schmerz und und Wehe hat dieses Haus schon gesehen.

Kaiser Heinrich IV. war es, der erbaute diesen Dom und begabte ihn reichlich, als er noch in der Fülle seiner Kraft stand. Aber viele Stürme hatte er zu bestehen und als die Sorgen seine wallenden Locken weißer und weißer färbten, da sehnte er sich nach Ruhe. Demüthig, im Bettlergewande, zog er hieher und kniete auf der steinernen Schwelle der Afrakapelle, als man eben im Dom, wie heute, das Abendgebet sprach. Und wie nun der Bischof heraustrat, das Haupt stolz in den Nacken geworfen, da erblickte er den im Bettlergewande, das Gesicht von Kummer hohl und blaß. O Herr! flehte der Greis, vertreibet mich doch nicht von dieser Stelle — ob ich auch alt, so kann ich doch lesen und schreiben und bitte Euch um eine Pfründe in dieser Afrakapelle zur Fristung meines Lebens! Stolz schaute ihn der Bischof an, und als er den Kaiser erkannte, zuckte ein Hohn um seine Lippen. Wie, sprach er, Ihr sucht hier Ruhe im Schutz der heiligen Kirche? Ihr, die Ihr das Reich versäumt und gegen den Papst Euch aufgelehnt habt? Ziehet von dannen — warum habt Ihr nicht klüger gehandelt? Mitleidsvoll stand das Volk bei diesem jämmerlichen Bilde und indeß der Bischof weiter schritt, verschwand der Kaiser im Bettlermantel im Schatten der Nacht. — Manche Jahre vergingen und wieder läuteten eines Abends die Glocken vom Dome zum Abendgebet, da stand an der Schwelle der Afrakapelle ein großer steinerner Sarg, — Niemand kümmerte sich um ihn, kein Priester wollte ihn weihen, keine Kerzen brannten, kein Weihrauch stieg zum Himmel für das gebrochene

Herz, das in dem Sarge lag, denn auf dem Leichnam lag des Papstes Paschalis Fluch und Bann. Fünf Jahre blieb er also stehen dieser Sarg zum Leid und Schrecken der Bürger, bis er endlich seine Stätte fand in der kaiserlichen Gruft.

Ha! rief der Fremdling, wenn das dem König von Engelland, dem Richard Löwenherz, begegnet wäre, daß ein Bischof ihn an der Kirche also schimpflich behandelt hätte, die er selbst reich gemacht — er hätte den Pfaffen auf der Stelle erwürgt!

So kennt Ihr jenen gewaltigen Mann, von dessen Tapferkeit die Christenheit voll ist? — Seid wohl gar selbst ein Kind der Insel? fragte der Bürger.

Das just nicht, mein Vaterland ist Schottland, das an Engelland grenzt — nordwärts von Albion bin ich geboren, wo ein freies Reich höher und höher zum blauen Himmel steigt. Dort sind die stolzen königlichen Berge geschmückt mit der Ströme Silberband — durch tiefe Wälder rauscht die scharfe Luft, erquickt das Herz und spannt des Armes Sehne. In dunkeln Forsten streifen kräft'ge Jäger und schallt ihr lust'ges Hüfthorn, den schlanken Hirsch aufweckend und das Reh, das freundlich blicket, wie mit Mädchenaugen. Dort ragen Thürme aus der Waldesnacht, die Riesenhäupter der gewalt'gen Burgen, durch deren weite Säle Harfenklang schallt und der blanke Schild an hoher Säule blitzt, und wo der Freudenbecher mit feurig schäumendem Meth von Hand zu Hand kreiset! Ja, Schottland's Hochgebirg nenn ich meine Wiege!

Das Auge des Fremdlings blitzte — und nachdem er seinen Becher gefüllt und ihn auf einen Zug geleert — fuhr er fort: Ach, frühe kam ich an Richard's Hof und tummelte mich bei den Edelknaben.

Es muß ein strenger Herr gewesen sein — fiel dem Erzähler der Wirth in das Wort, der auf einige Augenblicke Platz genommen hatte neben seinem Nachbar. — Vor zwanzig Jahren kehrte einst ein französischer Ritter bei mir ein, der wußte nicht genug zu erzählen von Herzog Richard, wie groß und stark und ritterlich er gewesen und welcher Schrecken für seine Unterthanen.

Ein großer Held, fuhr der Fremdling fort, ist stets auch von Stahl und Eisen und wo er hintritt, sengt seines Fußes Spur. Ja, 's ist wahr, schon als Herzog zerfiel er mit seinem Vater und ging nach Frankreich zu König Ludwig, um von dort aus, verbunden mit seinen drei Brüdern, gegen seinen Vater zu kriegen. Als Herzog in seinen französischen Landestheilen, in der Bretagne auf dem Schlosse Poitou, führte er ein eisern Re-

giment — und als er die Krone England's auf's Haupt sich gesetzt und nun mit seinem Heer das Kreuz genommen und nach Palästina zog in's heil'ge Land, da füllte der Ruhm seiner Tapferkeit und seiner Heldenkraft das Morgenland, wie das Abendland!

Ihr sprechet wahr! bemerkte der Wirth — so löwenmuthig soll Keiner gefochten haben wie Richard, und seines Hammers Wucht, so geht die Kunde, soll das Thor von Ptolemais gewichen sein!

Und diese Kunde lügt nicht — lächelte stolz der fremde Geselle — ich zog mit Richard in den heiligen Kampf, zwar nicht als Krieger, doch in seinem Gefolge und habe viel erlebt.

Wie Ihr? fragte verwundert der Nachbar, Ihr junges Blut, Ihr habt den Zug mitgemacht? — o so erzählt, das muß ein Wunderland sein der Orient und wunderbare Thaten sind dort geschehen, bis Richard den Frieden schloß mit dem Sultan Saladin.

O Fluch den Streitern, die König Richard verließen, als er vor Jerusalem schon stand, sprach der Geselle. Noch heute sehe ich den König Philipp von Frankreich, den Herzog Leopold von Oestreich, im Herzen Neid und Mißgunst ob der Heldengröße Richard's, mit ihrem Kriegsvolk zur Heimath sich wenden, indeß der tapfere Held vom Fieber geplagt in seinem Zelt sich wälzte. Schon manchen Tag zuvor, da gährte es im weiten Lager — da stunden die Ritter Frankreich's verstohlen lächelnd an den Zelten und nickten stumm sich zu und blickten nach dem Meere, wo ihrer Schiffe Wimpeln flaggten. Die Schaar der Flanderer und derer von Brabant sah bedenklich kopfschüttelnd drein und der Deutschen kleines Häuflein saß bei vollen Fässern und ließ der Heimath blondgelockte Mädchen leben, denn Herzog Leopold hatte voll Schadenfreude manch' Faß in's Lager rollen lassen — nur Saladin, der edle Feind, beschämte die Waffenbrüder der Christenheit. Als er vernommen, daß König Richard, sein grimmigster Gegner, von Fieber Gluth gepeinigt im Zelte liege, da zog ein Saracenenhaufe in's Lager mit Pauken, Pfeifen und Becken. Die weißen Turbane mischten sich mit den Helmen der abendländischen Ritter und der Kameele hochgestreckte Häupter überschauten frei und stumm das bunte Gewühl. In Mitte dieses Zuges erschien ein Mann in schwarzem Talare — ein dunkler Bart wallte ihm bis an den Gürtel und seine glutherfüllten Augen blitzten wie zwei Edelsteine unter dem wilden Buschwerk der Brauen hervor. Es war der Leibarzt Saladin's mit einem Brief seines Herrn an Richard Löwenherz.

Wohl bangten manche Höflinge um das Leben ihres Herrn, doch Richard sprach: Seid ruhig! Ein Saladin vergiftet keinen König — da lest den Brief; der Saracene schreibt mir, „er wolle länger mich nicht auf dem Krankenlager wissen und es gelüste ihn, mich wieder im freien Feld zu sehn, geschwärzt vom Staub der Schlacht.“ Dann wendete sich der König an den Arzt und sprach: Willst Du mich heilen, den, der Deinen Gott verflucht, und besitzest Du die Kunst, dieses zu thun? Ruhig entgegnete der Arzt: Allah's Macht erwählte mich, die Tage des Gewaltigen zu beschirmen, — die Kunst ist allgemein und wie die Sonne fragt sie nicht nach der Völkergunst und ihrem Glauben. Ich kenne die Bahn der Sterne und der Sonne und des Mondes Einfluß auf die Menschenhülle. Ich habe der Pyramiden Gräber durchstreift, wo uralte Weisheit wohnt in dunkeln Kammern und entzifferte die Schrift der alten Pharaone. Ich reiste bis an den Ganges, den heiligen Fluß Indien's, und fand dort den Talisman, der das gemeine Element des Westens mit wunderbarer Heilkraft schnell erfüllt und der allein das giftige Fieber heilt, das Syrien's heiße Sonne ausbrütet!

Und hat er Wort gehalten? fragte der Wirth.

So wahr ich diesen Becher leere auf das lange Leben des weisen Arztes und seines edelmüthigen Gebieters, des Sultans Saladin — entgegnete der Geselle und stürzte den Becher hinunter — nach drei Tazen bestieg Richard gesund wie ein Fisch sein Schlachtroß, um vor den Mauern von Jerusalem mit Saladin den Frieden abzuschließen.

Was war denn aber der Grund, fragte der Nachbar, was die Fürsten mit Richard entzweite, also, daß sie ihn im Stiche ließen?

Habt Ihr's denn nicht gehört? entgegnete der junge Geselle, Neid und Mißgunst waren es. Die Heldenthaten Richard's konnten sie nicht verwinden und nicht, daß sein Banner über allen im Lager wehte. Vom Wein erhitzt, riß darum Leopold von Oestreich England's Löwenbanner herunter und pflanzte seine Adler auf, während er England's Banner unter dieselbe stellte. Man sagt, die Tempelritter hätten daran geschürt.

Als Richard den Schimpf vernommen, sprang er vom Krankenlager auf, stürzte auf den Wall, riß Oestreich's Adler herab und schleuderte sie weit hinweg. Das gab nun böses Blut und hätte das Kreuz sie nicht verhindert, das ihnen verbot, sich gegenseitig auf Tod und Leben zu schlagen, so hätte der Fürsten Blut die Erde des heiligen Landes getränkt.

Und war denn kein Vermittler da, fragte der Wirth, um der Christenheit die Schande zu ersparen, vor den Mauern der Stadt und des heiligen Grabes den Ungläubigen ein so böses Schauspiel zu geben?

Der Franken König, fuhr der Geselle fort, ja, der trat ernst zwischen die Streiter. Im Namen des Gekreuzigten — sprach er — im Namen Christi, laßt ruhen das Schwerdt und versöhnt Euch im Angesicht des Grabes des Erlösers und zerstöret nicht in Leidenschaft in einer unglückseligen Stunde, woran die Väter schon manch' herbes Jahr gebaut! Ihr, Leopold, habt unrecht, daß Ihr England's Löwenbanner erniedriget, denn obwohl das Banner Frankreich's das mächtigste ist, so hab' ich doch dem Löwenmuthe Richard's der Waffen höchste Ehre zuerkannt, seitdem unter seiner Streitaxt die erzbeschlagenen Thore von Ptolemais unterlagen. Ja, Richard ist die Blüthe und Krone unserer Ritterschaft, umsonst trägt er nicht den Namen „Löwenherz!" Den inneren Groll zerbeißend, wich Leopold zurück, doch blieb er haften dieser giftige Stachel in seiner Brust und Rache schwur er seinem edlen Gegner.

O ewige Schmach, faltete der alte Nachbar die Hände, daß durch diese Zwietracht der König England's, verlassen von den Fürsten, den Frieden schließen mußte mit den Ungläubigen — daß dieses tapfere Herr des Abendlandes im Angesicht der Mauern Jerusalem's in seinem eigenen Fleisch wüthete!

Freund, lächelte der Fremdling, wer die Saracenen hat kennen lernen, wie ich, der neigt das Schwerdt vor ihrer Tapferkeit und ihrem Edelmuth. Ein ritterlicher Fürst ist Saladin, er ehret die Gesetze aller Länder, und seine Ritterschaft, der hohe Adel seines Landes, reicht mit dem Stammbaume zu den Sternen auf. Ja, vieles, vieles, könnt ich Euch erzählen, was mein Ohr gehört und wie die zwei größten Helden dieser Welt zusammen die Unterredung pflogen, als Richard Friede schloß.

Ei, so laßt hören, sprachen aus einem Munde die Bürger und der Wirth, wir hätten nicht gedacht, daß so ein junges Blut erlebt, wie selten einer selbst der edelsten Ritter!

Nun so höret, fuhr der Geselle fort und beugte sich geheimnißvoll zu ihnen. Es war am dritten Tag nach dem Abzug der Fürsten, da ließ der König ein prächtig Zelt aufschlagen vor dem Thore von Damascus und die ganze englische Ritterschaft zog im Waffenschmuck dahin. Bald öffnete sich das Thor und herausflogen, die leichten Spere wie zum Gruß schwingend, flüchtige Knaben auf ihren edlen Rossen. Dann trabten Kurden-

reiter in geschlossenen Zügen, reich gekleidet, mit Bogen, Pfeil und Schwert bewaffnet, heran und öffneten die funkelnden Glieder, um in kriegerischen Uebungen ihre Reiterkunst zu zeigen. Jetzt erscheint der Sultan Saladin, ein hochgewachsener Held, auf einem milchweißen Araber, um ihn im goldenen Kettenharnisch die schönste Blüthe der Georgier und Circassier. Ernst tritt dem Saladin der König entgegen, als dieser vor dem Zelte abgestiegen mit dem Gruße: Heil Dir, König Löwenherz! und drückt ihm die Hand mit dem Worten: Ich bin Dein Schuldner, drum zieht es mich an Deine Brust, Du hast dem Arm des Todes mich entwunden! Der Philipp von Frankreich und lauter noch der tückische Leopold von Oestreich hätten aufgejauchzt, wenn mich des Fiebers giftiger Todespfeil getroffen — Du aber heiltest Deinen Feind — drum laßt uns in dieser Stunde vergessen, daß Jeder einen anderen Gott verehrt — wir schweben über'm Halbmond und dem Kreuz — komm an mein Herz, mein königlicher Bruder! — Also zog er ihn in sein Zelt und gebot allen Rittern, sich zu entfernen. Ich nur hinter den schwer seidenen Vorhängen, welche die Nebengemächer bildeten, blieb im Zelt, des Rufs gewärtig, und was ich da erlauschte, geb' ich nicht um eine Grafenkrone. —

Voller Erwartung hörten ihm der Wirth und der Nachbar zu und ihr Erstaunen stieg mit jedem Worte höher.

Haltet inne, flüsterte der Wirth, seine Kehle wird gar zu trocken, drum laßt mich zuvor sie netzen mit einer Kanne meines ältesten Dürkheimers, den ich im Keller habe! Damit eilte er fort und setzte nach kurzer Zeit seine Kanne auf den Tisch.

Ha, rief der Geselle, das ist ein Ausstich und erwärmt das Herz — noch einen Becher, setzte er hinzu und bot den leeren hin, damit er auch mein Gedächtniß erfrische!

Nun nun, laßt hören, was die mächtigen Beherrscher mit einander sprachen, bat der Wirth, seine verbrämte Sammetmütze auf das linke Ohr schiebend.

So vernehmt denn, begann der Geselle: Als sie im Zelte Platz genommen Hand in Hand, nahm der Saladin das Wort und sprach: Ich bin gekommen, eine Frage Dir vorzulegen, mein königlicher Bruder, die vielleicht mich bald zum Frieden bringt. Sag' mir im Namen aller Völker des Abendlandes und Eurer ganzen Christenheit, was will sie mit diesen kriegerischen Fehden, die Ihr Kreuzzüge nennt? Viel Thaten sah ich, aber keinen Plan. Wollt Ihr Palästina erobern, weil darin das Grab Eures Propheten, den Ihr Heiland nennt? Wär' mein Prophet begraben

in Eurem Land und ich überzöge Euch mit meinen tausend Stämmen, die zu Allah beten, wie würdet Ihr mich empfangen? Gesteh's, Ihr hattet einen größern Plan und ganz Asien war Eurer Züge Ziel!

Ich will's nicht widerstreiten, entgegnete Richard, es wurde viel gesprochen von der Verbreitung unseres heiligen Glaubens im ganzen Welttheil, den man Asien nennt.

Nun, Du bist ehrlich, fuhr Saladin fort, doch sage mir, habt Ihr auch einen Feldherrn, der diesen Riesenplan vollführt? O, dieses hohe Wunderland, das mit der Berge uralten Häuptern zuerst gegrüßt das schöne Himmelslicht, könntest Du seine tausend Völker sehen, die dort gleich den ersten Menschen noch ein Hirtenleben führen, oder hochgebildet in reichen, friedevollen Städten wohnen, die mit dem Glanze irdischer Pracht die Ufer unserer Riesenstädte schmücken — Du würdest verstummen. — Saladin hielt einige Augenblicke inne, dann hob sich majestätisch seine Gestalt, und den König scharf in's Auge fassend, fuhr er fort: Asien, Europa's älterer Bruder, wird seine Erstgeburt verfechten gegen das jüngere Europa, dessen Söhne Ihr seid. Ha, bis Ihr Euch rüsten könnt zu neuen Zügen, gehört das schöne Reich des Ganges Saladin, dem Sohne Asien's! Drum rath ich Euch, laßt mich in Ruh, damit ich strafend nicht auf meines Schwerdtes Spitze den Halbmond trage in Europa's Herz! Egypten nenn ich mein, das Land des vollen Segens, mein Name reicht in's fernste Afrika und übertönt des Nilstroms Cataracte; Mesopotamien ist mein Eigenthum und wie ich hier in Syrien herrsche, seht Ihr selbst!

Du bist ein Held, das haben wir erfahren, entgegnete Richard, und wäre Europa ein Welttheil für Eroberer, dann könnten wir die Erde theilen!

Ich sehe, lächelte Saladin, wir verstehen uns. Drum biet ich Dir den Frieden ehrenvoll. Die Christen laß ich im Besitz der Städte, die sie erobert an der Küste, die Wallfahrt nach allen Orten, die Ihr heilig nennt, soll offen sein. Ja, selbst Jerusalem, auf dessen Zinnen meine Fahnen wehen, will ich den frommen Pilgern nicht verschließen; auch soll, erwählt von Eurer Christenheit, ein Ritter stets den Namen König von Jerusalem führen. Das ist's, was Saladin gewähren kann, und alle Schwerter Europa's hätten ihm dies nicht abgetrotzt, aber Dir, königlicher Bruder, Dir gewähr ich es und schwöre Wort zu halten beim Barte Mahomed's!

Also schlossen die beiden Beherrscher Friede und König Richard kehrte heim; doch — setzte der Erzähler mit einem Seufzer hinzu

und eine Thräne rollte in den Becher, den er an die Lippen gesetzt — vergebens harrt England seiner, er ist verschollen — das letzte Mal hat man an der Donau ihn gesehen!

Eine wundersame Mähre, sprach der Wirth, man hat vorigen Winter hier viel davon gesprochen, es sei der König Richard den Donaufluß heraufgezogen mit wenigen Begleitern und plötzlich verschwunden; ein niederländischer Graf schwur damals hoch und theuer, es sei ein Bubenstück an ihm verübt worden und Niemand anders habe es veranstaltet, als der Herzog Leopold von Oestreich.

Und Niemand anders hat's auch gethan, bei allen Heiligen! stieß der Geselle seinen Becher auf den Tisch — als dieser Herzog, denn noch seh' ich ihn vor Wuth schäumen, als er damals sein Banner weit hin über den Wall geschleudert sah von Richard's ries'ger Faust.

Das müßt Ihr ja am besten wissen, was dem Könige begegnet und wer ihm in den Weg gestanden, sagte der alte Nachbar. Ihr habt ihn ja nach Hause begleitet.

Nein! entgegnete der Fremde — von Richard weggeschickt, flog ich von Linz voraus dem Rheine zu, um der Königin Berengaria von Navarra die Rückkehr ihres Gemahls zu melden, wir warteten aber vergeblich auf des Königs Ankunft.

Hm! hm! murmelte ein alter grauer Ritter, der sich an der andern Seite des Gemachs dem Tische genähert hatte, das sind geheimnißvolle Geschichten — war damals in Regensburg und da lief die Kunde um, in einer einsamen Herberge an der Donau sei Richard überfallen worden von vermummten Knechten und ein Burgverließ der Umgegend habe ihn aufgenommen. Ja, dieser Leopold ist zu Allem fähig, den kenne ich aus Tyrol, wo ich einst in seinem Solde ein Fähnlein führte. Er hat mir's schlecht gelohnt und wahrlich nicht ritterlich an mir gehandelt!

Lieber Geselle! sprach der Wirth, es thut mir leid um Euern edlen Herrn und seine Gemahlin, die seiner Heimkunft nicht froh werden kann; doch seid Ihr noch jung und von wohlgefälliger Gestalt und werdet bald wieder einen andern Herrn finden, der Euch gewogen, darum nicht verzagt, auch wenn Ihr just an den Zehrpfennigen nicht schwer zu tragen habt! Was Ihr bei mir genossen, ist nicht der Rede werth und auch der Morgenimbiß soll Euch schmecken, ohne daß ich's Euch auf das Kerbholz schneide — im Gegentheil schulde ich Euch noch Dank für Eure Unterhaltung — aber ich sehe, Ihr streckt Euch und sehnt Euch nach einem weichen Lager.

Damit stand der Wirth auf und zündete eine Lampe an, indeß der Nachbar gute Nacht nahm.

In einem behäbigen Stüblein, die Betten weiß gedeckt, wies der Wirth dem Ritter und dem jungen Gesellen ihre Schlafstätte an und trippelte dann wieder die Stiege hinab. Lieber Geselle, begann der Ritter, während er sein Wamms auszog, wir sind jetzt allein und ich habe wohl bemerkt, daß Etwas Euch auf dem Herzen liegt und wer weiß, ob ich nicht vielleicht Euch dienen kann mit meinem Rathe. Habt darum Vertrauen zu mir.

Daß Ihr es gut meinen möget, entgegnete der Geselle und hing seine Laute über seine Bettstelle, dessen bin ich zu Euch versehen, aber wie Ihr mir rathen möchtet, wüßte ich nicht, denn einen Herrendienst suche ich nicht; mein Saitenspiel öffnet mir jedes Schloß und füllet meinen Beutel aus der Hand schöner Damen.

Und doch ist damit Euch wenig gedient, fuhr der Ritter fort — Ihr seid kein fahrender Sänger, Ihr seid einem edlen Wild auf der Spur. Ja, ich habe Euch schon früher gesehen, zu Rolandseck und am Heidelberger Schlosse, wie Ihr umherwandeltet vor den Mauern Nachts und Eure Laute ertönen ließet — gewiß, Ihr suchet Euren Herrn.

Und wenn es so wäre, fragte betroffen der junge Geselle, was könntet Ihr mir rathen?

Den rechten Pfad vielleicht, entgegnete der Ritter, wenn ich mich nicht irre, denn als Ihr unten von dem Verschwinden Eures Königs spracht, zuckte mir ein Blitzstrahl durch den Kopf — wer weiß, wer weiß, ob ich nicht die rechte Spur habe! —

Wenn Ihr es ehrlich meinet, sprach der Geselle, wie ich hoffe, nun ja, so sollt Ihr es wissen. Ich bin Blondel, der Edelknabe und Minstrel König Richard's, der seit einem Jahre ruhelos umher zieht im deutschen Reich, die Spur seines Herrn zu suchen im schlichten Gewande eines Spielmanns; doch mangelt es mir nicht an Gold, für jede Hülfe erkenntlich zu sein, die mich auf sichre Spur leitet, meinen geliebten Herrn zu finden!

Ihr irrt Euch, entgegnete sein Schlafgenosse, wenn Ihr glaubt, meine Dienste seien um's Geld feil — ein ehrlicher deutscher Ritter ist zu jedem Dienste bereit, die seine Ehre ihm gebietet. — Zwar hab ich nur ein verfallenes Schlößlein drüben im Schwarzwald und Nichts als mein Schwerdt und Roß, aber das Geschlecht der Hauensteiner war stets der Rittersitte treu. Doch hört, Ihr sucht den König Richard Löwenherz, sagt mir, wie sieht er aus?

Mein König, antwortete Blondel, ragt eines Hauptes über alles Volk, denn das Geschlecht der Plantagenet, zu dem er sich

zählt, entsproßte einst den Riesen. Ein blaues Auge, groß und Blitze schießend, sprüht unter seinen feingezogenen Brauen. Ein blondes Haar lockt sich um seine Schläfe. Die Nase ziert adlerkühn das längliche Antlitz und seine Stimme klingt wie der Brandungsschall, der an England's Kreidefelsen sich bricht!

So trifft es zu! ja, ja! sprach der Ritter. Er kann es sein, 's ist kein Anderer, ich bin auf rechter Fährte?

Wie, fuhr Blondel auf, Ihr hättet ihn gesehen?

Ich glaube wenigstens, fuhr der Ritter fort, denn Alles paßt zusammen, so weit ich in der Nacht gewahren konnte. 'S war vor einem halben Jahre — der Himmel glänzte hell und blau, und die Lerchen stiegen schmetternd hinauf in die höchsten Lüfte — ringsum lag das Land wie ein Garten — da ritt ich aus des Schwarzwalds Gebirgen in's Rheinthal mit einigen Knechten und ließ mich über den Rhein setzen, um gen Straßburg zu reiten. Drei Stunden von hier nächst der Fähre steht eine Herberge dicht am Strom, dort lag ich über Nacht. Noch graute der Tag kaum und ein feiner Regen hüllte Alles noch in Nebel; wir waren eben im Aufbrechen, da schallte es von jenseits des Rheines — Hüfthörner erklangen als Zeichen, daß der Fährmann einen Trupp Reisender abholen solle. Bald rauschten die Wogen unter dem Ruderschlag der Schiffsknechte und nach einer Viertelstunde — wir waren schon zu Rosse und hielten etwas an dem Landungsplatze an — nahte die Fähre mit einem Dutzend vermummter Ritter. Sie stiegen schweigend aus, dicht in ihre Mäntel gehüllt, und in ihrer Mitte ragte eine hohe Gestalt, gleichfalls vermummt. Aber ein Lichtstrahl der Laterne eines der Schiffsknechte zuckte über sein Gesicht, von dem der große Mann auf einen Augenblick die Kapuze zurückgeschlagen hatte, und diese Züge, die ich da sah, sind keine anderen, als diejenigen, welche Ihr mir von Richard beschrieben.

Langsam schritt er dahin, und als ihn seine Begleiter zur Eile antrieben, hörte ich ein dumpfes Fluchen in fremdländisch klingender Sprache, woraus ich nur einzelne Worte verstand, wie Leopold von Oestreich — England! Doch, daß ich's kurz mache — die Neugierde über dieses Abentheuer verführte mich, zu erforschen, wer diese vermummten Ritter mit ihrem Gefangenen sein könnten. Ich stieg ab und folgte ihnen von ferne bis zu einer nahe liegenden Herberge. Nach einer langen Stunde, während der sie in der Herberge sich gestärkt, brachen sie wieder auf und schlugen die Straße ein, die gen Straßburg führt. Wieder folgte ich ihnen, und als der Tag anbrach, sah ich stets von ferne den großen, hochgewachsenen Reiter zwischen ihnen. Obgleich sie unterhalb Landau die Querstraße verließen und rechts

gegen das Gebirge abwichen, so drängte es mich doch, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, und in weiter Entfernung blieb ich ihnen auf der Fährte. Endlich erfuhr ich, wohin der Zug ging, als wir dem Gebirg uns näherten und die Reiter den Weg nach Trifels einschlugen.

Gott sei Dank! rief Blondel halb laut. Ihr leitet mich auf die rechte Fährte und Alles deutet darauf hin, was ich von Euch vernommen, daß der Gefangene mein König ist.

Nicht zu rasch, mein junger Freund, entgegnete der Ritter, obwohl so Vieles für meine und Eure Vermuthung spricht, so müssen wir doch noch nähere Erkundigung einziehen, doch davon morgen früh, jetzt schlafet wohl!

Damit zog der Ritter die Decke an sich und bald schlummerten Beide ein.

* *
*

Des andern Morgens zogen aus der Stadt Speier ein Reiter und neben ihm im rüstigen Schritte ein junger Geselle, die Augen freudig leuchtend und eine Laute nachlässig über die Schulter geworfen. Es war der Ritter von Hauenstein und Blondel. Bald sanken die Thürme von Speier hinter ihnen immer tiefer und tiefer, denn Blondel hielt rüstigen Schritt mit seinem Reisegefährten und als rechts in blauer Ferne die zackige Gebirgswand heller und heller hervortrat, da schlug sein Herz voll Hoffnung und sein Auge wollte nicht davon ablassen, denn dort drüben lag Trifels mit seinen drei Höhen und glänzte in hellem Sonnenstrahl.

O wüßtest Du, daß Dein Blondel naht, sprach er still vor sich hin, während der Ritter zwischen hinein ein Reiterliedlein aus seinen Jugendtagen summte — o wüßtest Du, der Du wohl dort im dunkeln Burgverließe schmachtest, Du Löwe in dem lebendigen Grabe, daß Dein Blondel hier, begrüßt vom Morgenstrahl, das Rheinthal durchwandert und die Lüfte, die er einhaucht, vom Westwind getragen, vielleicht vor einer Viertelstunde an Deines Kerkers Gitter säuselten — wie pochte Dein Herz, wie pochte Deine Brust, wie rütteltest Du an den Eisenstäben und jauchztest mir entgegen, dem Boten aus England, der nun seit Jahresfrist Dich vergebens sucht!

Seht Ihr, unterbrach ihn der Ritter, dort droben am Rhein zwischen hohen Pappeln steigt der Rauch auf von der Herberge. Dort werden wir erfahren, ob wir auf der rechten Spur sind. Sind wir dessen nur einmal gewiß — für's Uebrige laßt mich sorgen.

Nach zwei Stunden, seit sie Speier verlassen, hielten die Rei-

senden vor der Herberge. Ein freundliches Mägdlein grüßte durch das kleine Fensterchen des Hauses, über dem ein großer Anker abgebildet war.

Nachdem der Ritter sein Roß dem an die Thür getretenen Wirth übergeben, eilte Blondel mit einigen Sprüngen die Treppe hinauf und hatte schon dem herzigen Mägdlein seinen Morgengruß entboten, bis sein Begleiter eintrat. Der junge Lautner war überrascht von der holden anmuthigen Gestalt, den treuherzigen, sanften Zügen des Mägdleins und blickte ihr recht tief in die Augen, so rasch sie auch beschämt dieselben niederschlug. Denn der Anblick des hübschen Jünglings, sein leichtes, edles Benehmen hatte auch auf sie einen unwillkürlich angenehmen Eindruck gemacht, so daß sie noch halb verwirrt herumtrippelte und da einen Stuhl zurecht rückte, dort einen Korb vom Tische räumte, als ihr Vater eintrat und ihr zurief: Aber, einfältiges Ding, hast Du denn noch nicht gefragt, was den werthen Herren gefällig ist — soll ich denn im Stall und der Weinstube Haas und Fuchs sein? Na, na, setzte er hinzu, nehmt es mir nicht übel und thut, als wäret Ihr zu Hause, bis ich wiederkomme, denn ich muß auf ein Stündlein über den Rhein in Geschäften, die keinen Aufschub leiden. Du aber, Gundel, hole den Herren eine Kanne aus dem großen Fasse mit der Jahreszahl 1181. Aber jetzt erkenn' ich Euch erst wieder, edler Ritter, setzte er geschwätzig hinzu. Ach, Ihr habt ja letztes Frühjahr bei mir übernachtet — denk mein Lebtag dran.

Ihr habt ein gut' Gedächtniß, lächelte der Ritter, einmal bei Euch in der Herberge über Nacht gelegen und Morgens am Tag weggeritten.

Ja, wem sollte ein solcher Tag nicht im Gedächtniß bleiben — ja so ein Tag — aber — hm, hm, sprach der Wirth und hielt dann plötzlich inne, als hätte er ein Wort zu viel gesagt. Dann nahm er seiner Gundel die Kanne ab, stellte sie nebst zwei großen Bechern auf den Tisch, und mit einem tiefen Bückling eilte er zur Thür hinaus und der Rheinfähre zu.

Bedächtig blickte der Ritter seinen Begleiter an, der mit der schönen Gundel schäkerte. Dann sprach er zu dem Mägdlein gewandt: Eures Vaters Mundwerk geht wie ein Mühlrad, aber wenn's im besten Zug ist, dann stockt es und steht stille wie dieses, als ob die Falle gestellt worden. Was ist denn seinem Hause begegnet, als ich damals vor Tages Anbruch weggeritten?

Verlegen öffnete Gundel das Fenster, als hätte sie Nichts gehört und als der Ritter ihr sanft auf die Schulter schlug und die Frage wiederholte, schlug sie die Augen nieder und sprach: Ach, ja

nun, 's gibt so Manches, was meinem Vater im Kopf herumgeht, aber ich wüßte nicht — —

Und wieder blickte der Ritter bedächtig den Blondel an und sagte: Wollt Ihr mich nicht begleiten hinaus in den Stall? — Wollen sehen, ob mein Rößlein auch sein Futter hat.

* * *

Zwei Tage darauf befand sich der Minstrel Blondel allein auf dem Wege nach der Burg Trifels. Er hatte sich nämlich von dem Ritter getrennt und ihm versichert, sobald er nähere Kunde von seinem König erlangt hätte, das weitere wegen dessen Befreiung mit ihm zu bereden. Er war mehrere Stunden gegangen, da lagen auf einmal die drei Spitzen des Berges, welche die Burg Trifels tragen, klar vor seinem Blicke. Das muß Trifels sein, rief er erfreut, indem er sich eine Weile hinstellte und sich am Anblick labte, nun bin ich bald am Ziele meiner langen Fahrt! O, Dank Dir, süße Laute, daß ich mit Deiner Zauberkraft das Herz des schönsten Mägdleins am Rhein mir in Minne gewann — daß ich an ihren Lippen das Geheimniß einsog von dem Schreckensmorgen, das ihr Vater nicht offenbaren wollte aus Angst, man könnte ihm den rothen Hahn auf's Dach setzen und seine Zunge für immer stumm machen. Ja, nach Allem, wie mir Gundel den Ritter beschrieb, der von den Vermummten an jenem Morgen in ihre Stube geführt, wie er seine riesigen Glieder unter den Tisch streckte und vor Wuth die zinnerne Maaßkanne, als wäre sie von Wachs, zusammen gedrückt, daß der Wein hoch an die Decke spritzte — aus Allem habe ich die Gewißheit, daß Richard Löwenherz es war, den sie über den Rhein geführt, mein König von dem falschen Leopold an den deutschen Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert! Um wie viele Burgen schon schlich ich mich und mußte hoffnungslos und getäuscht abziehen — wie viele Nächte schon durchwachte ich — wie oft klang mein Lautenton lockend wie der Vogel des Waldes, der sein Weibchen sucht! Während er so mit sich sprach, trieb ein jugendliches Mägdlein ihre Schaafe an ihm vorüber. Ei liebes Kind, redete er die freundlich Blickende an, ist dieser Berg dort mit den drei Felsen der Trifels, und in wie viel Zeit werde ich auf die Burg gelangen?

Allerdings, junger Herr, ist dort der Trifels, aber Ihr habt gut zu gehen, wenn Ihr noch vor Nacht dahin gelangen wollt. Doch, wenn Ihr den nächsten Weg wüßtet, könntet Ihr noch zeitig oben sein, aber den findet Ihr nicht ohne Führer.

So sei Du meine Führerin, liebes Kind, bat Blondel mit freundlichen Worten.

Gerne, entgegnete das Mägdlen, würde ich Euch diesen Dienst thun, lieber Herr, aber was meint Ihr, wo indessen meine Schaafe hinkommen könnten, wenn ich sie allein ließe? Doch geht noch eine Strecke fürbaß, so findet Ihr meinen Vater und meinen Bruder, die weiden die große Heerde; einer meiner Brüder oder mein Vater selbst wird mit Euch bis vor die Thore der Burg gehen, denn vom Fuße des Berges an ist noch ein schwieriger Weg.

So sei Du meine Führerin, liebes Kind.

Blondel dankte dem Hirtenmädchen und ging weiter.

Wie es gesagt hatte, so war es auch; bald stand er bei den Hirten, Vater und Sohn, und denen kam er recht erwünscht, denn von jeher sind die Hirten Freunde des Gesangs und Spiels gewesen. Hätte Blondel auch kein Anliegen an sie gehabt, sie hätten den Sänger nicht weiter ziehen lassen, ohne von ihm ein Lied zu verlangen.

Wie gerufen kommt Ihr, lieber Spielmann, rief der junge

Hirte dem Sänger zu — haben sonst längst kein Spiel mehr gehört, denn des Vaters Schalmei ist verstimmt, und unsre Schaafe hängen den Kopf vor Traurigkeit.

Blondel ließ sich nicht lange bitten; er setzte sich auf ein Felsstück, das am Wege lag und begann bald eine heitere Weise, obgleich seine Herzensstimmung seit manchen Stunden keine fröhliche mehr gewesen war. Aber kaum hatte er das erste Lied gespielt, so liefen von allen Seiten Jünglinge, Knaben und Mädchen herbei, um zu hören. Der Klang der Laute und der Gesang hatten sie von den Wegen und Stegen herbeigezogen. Auch

Blondel ließ sich nicht lange bitten.

das Hirtenmädchen, das dem Sänger zuerst begegnet war, war mit ihren Schaafen umgekehrt und war jetzt eine der neugierigsten Zuhörerinnen. Das Mädchen war es aber auch, das, nachdem Blondel manch' ein heiter Stücklein zur Laute gesungen hatte, zuerst das Spiel Blondel's unterbrach und sich zu ihrem Vater wandte: Vater, sprach sie — der freundliche Spielmann

will heut' noch auf Burg Trifels und bedarf eines Führers — da wäret Ihr der rechte, da Ihr Weg und Stege kennet.

Das sei, entgegnete der alte Hirte — eine Ehre ist die andere werth — er wandte sich zu Blondel — Ihr könntet noch Tage lang fortspielen, lieber Spielmann, das junge Volk würd' doch nicht genug kriegen.

Ungern entließen die Umstehenden den Minstrel, aber der alte Schäfer fiel ihm in die Saiten, er nahm ihn beim Arme und nun ging es rasch dem Trifels zu.

Jetzt erst auf dem Wege erfuhr Blondel von dem kundigen Hirten Vieles, was er zuvor noch nicht gewußt hatte. Er sagte ihm, daß die mittlere Burg diejenige sei, auf welcher die Gefangenen gewöhnlich aufbewahrt werden, auch wie seit einiger Zeit ein vornehmer Herr auf derselben in Haft gebracht worden; ja er zeigte ihm, als sie den Trifels hinan stiegen, den gewaltigen Thurm, den jener vornehme Gefangene bewahren soll.

Gott sei Dank, dachte Blondel, jetzt bin ich meinem König nahe!

Sie hatten noch wenige Schritte zu der Burg und zum Thurme — da gab er dem Hirten Urlaub, denn er wollte den Weg vollends allein gehen. Eine reiche Gabe reichte er dem guten Führer, der sie lange nicht annehmen wollte — und redete noch manche Worte mit ihm, denn er hatte ein Vertrauen zu dem biedern Hirten. Als der Hirte umkehrte, brach bereits der Abend herein. Bald stand Blondel vor dem Thurme — jetzt muß sich's entscheiden, sprach er bei sich, ob ich am Ziele meiner Wünsche bin. Nur mein König kennt meiner Laute Klang und die Weise, die ich oft ihm sang im Zelt von Jerusalem, wenn er im Gram über die Fürsten unmuthig auf seinem Polster sich wälzte.

Während Blondel so hier ruhte, um nach kurzer Frist seine Wanderung um den Thurm zu beginnen, lag drinnen auf hartem Lager von Felsengrund ein riesiger Ritter; der wilde Bart reichte ihm bis auf die Brust herab. Ein halb vermodertes Gewand umhüllte seinen Knochenbau und um den Leib schloß sich eine schwere lange Kette, mit einem Ring an die Wand befestigt.

Es war dunkle Nacht, denn durch das schmale vergitterte Fenster drang selbst in hellen Mondesnächten kaum ein Strahl zitternd herein. Still wie ein Grab lag der Gefangene. Auf einmal, als die Glocke über ihm die erste Stunde der Nacht verkündete, fuhr er auf und schüttelte seine Kette. Wieder ein Tag

dahin, seufzte er, und noch liege ich in diesem Felsengrab, statt auf den Zinnen meines Königschlosses — statt schwellender Polstern strecke ich mich wund auf kaltem Steine — statt des Schwertes, um meine Hüfte gegürtet, drückt mich der Ring einer Kette wund. Wild rolt sich um mein Haupt das Haar, das sonst so stolz eine Krone trug! O, daß ich wie ein Blitz meine Rache — — doch horch! horch! — setzte er hinzu und erhob lauschend das Ohr — was vernehme ich — klagende Accorde, wie von einer Laute? Ha, welche bekannte Töne! — ist's möglich?

Er stemmte sich an die feuchte Kerkerwand, legte sein Ohr an das Gitter und sog die süßen Klänge ein,

Es war eine klagende Weise und deutlich vernahm man

durch die stille Nacht unter Begleitung von Saiten-Accorden folgendes Lied:

O Sultana! O Sultana!
Sieh den Fremdling liebebang
Sich zu Deinen Füßen winden,
Rührt Dich nicht der Liebe Klang?
Du verstehst nicht seine Worte,
Doch Du siehst sein Auge glühen
Von der Herzens Liebe-Drang!

Der Gesang verstummte. Richard rieb sich sinnend die glühende Stirne, alle seine Pulse schlugen hoch auf und Wort für Wort wiederholte er sich das Vernommene.

Ja, sprach er endlich mit einem tiefen Seufzer, nur Einem ist dieses Lied bekannt — er sang mir es oft im heiligen Land und verscheuchte mir wie David dem Saul den finsteren Geist des Unmuths auf meinem Fieberlager! Nur Blondel kann es sein — o, der Getreue sucht mich gewiß — ich muß ihm antworten, wenn er es ist, mit dem gleichen Liede, mit dessen weiteren Worten, damit er wisse, wo sein König lebendig begraben ist — o treues, treues Herz!

Damit suchte seine Hand an der Mauer, wo eine Laute mit verrosteten Saiten hing, die ihm der Burgvogt mitleidig erlaubt hatte.

Wie schrill auch die Töne rauschten, so gaben sie doch die Weise von sich und mit tiefer Stimme sang er:

Schöner Fremdling, Deine Sprache
Ist mir nicht so unbekannt,
Ich bin selbst aus hohem Norden,
Bin von einem Inselland.
Noch lebt dort mir wohl die Mutter,
Noch lebt dort mir wohl der Bruder —
Bin Dir selbst vielleicht verwandt. —

Der König schloß den Vers mit einigen verhallenden Accorden; aber ehe er eine neue Strophe beginnen konnte, rauschte es näher, fast unmittelbar vor den Mauren seines Thurmes und der Sänger draußen fuhr fort:

„Und Dein Name?“ — „„Isabella!““
Dies ist Richard nur bewußt! —
„O mein Bruder!“ — „„Meine Schwester!““
Und sie sinken Brust an Brust.
„Meine Schwester!“ — „„Du mein Bruder!““
Nur die ferne Mutter fehlet
Zu der höchsten Wonn' und Lust!

Er ist's! seufzte Richard, mein Blondel. Ich habe seine Stimme erkannt! Und hinaus durch die Gitter rief er: Blondel, mein Getreuer!

Er ist's! seufzte Richard, mein Blondel.

Mein König, rief es ihm entgegen, Dank allen Heiligen, ich habe Dich gefunden — habe Geduld, Dein Retter naht!

Schwere geharnischte Tritte auf der Zinne des Thurmes hallten just durch die Nacht, dann war Alles still wie im Grabe

* * *

Dreimal hatte sich indessen die Nacht über die Veste Trifels herniedergesenkt und kein Lautenklang, kein menschlicher Gesang hatten inzwischen ihre Stille unterbrochen — aber Richard konnte nimmermehr schlafen. Fort und fort lauschte er die langen Nächte, ob sich der Gesang nicht vernehmen lasse — ob sein treuer Blondel sich ihm nahe. Fort und fort tönten die wohlbekannten Klänge in seinem Ohre nach!

Da in der vierten Nacht, als der König leicht eingeschlummert war, erscholl plötzlich ein donnerndes Kampfgeschrei in seinen Ohren, — Lichter und Fackeln warfen ihren grellen Widerschein auf sein dunkles Lager durch das enge Gitter. Feurige Pechkränze flogen durch die Luft und immer lauter und lauter toste ein Kampf um Mauern und Thore. Das ist ein Ueberfall! rief Richard. — O könnte ich diese Banden brechen und mein Schwert wie ein Racheblitz durch das Kampfgetümmel zucken — doch horch! schon wird es stiller und stiller — nur ein dumpfer Fall, ein dröhnender Schlag, wie auf Panzer und Schienen vernimmt mein Ohr — aber hoch lodert die Flamme aus der Veste zum Himmel — die Burg muß erstürmt sein. O, wer es auch sein mag, der in diese Felsenmauern gedrungen, vergesset den gefesselten König nicht, der als Opfer schmähligen Frevels hier bei lebendigem Leibe vermodert!

Dumpfe Tritte tönten jetzt die enge Wendeltreppe herab — des Vogtes Stimme klang flehend um Gnade dazwischen — Schlüssel rasselten und Riegel am schweren eisernen Pförtlein — dann drang ein lichter, blendend heller Strahl in das Verließ und den Vogt, der geöffnet, auf die Seite stoßend, stand Blondel vor dem Gefangenen und sank mit einem lauten Freudenschrei in seine Arme.

* * *

Zwei Stunden später ritt der befreite König, tief in seine Mantel gehüllt, zwischen Blondel und dem Ritter von Hauenstein, denen ein stattlicher Zug Reisiger folgte, die Felsensteige hinab; hinter ihnen leuchteten weithin gegen das Rheinthal die Flammen von Trifels.

Tief im Gespräch, Sattel an Sattel und Hand in Hand, ließen sie den Rossen die Zügel. Sie hatten sich ja gar so viel zu erzählen. Und wer sind meine Retter? fragte der König — wie hast Du sie gesammelt?

So höret, entgegnete Blondel. Nachdem ich mit Hülfe des Hauensteiners die Herberge betreten hatte, wo Ihr an einem Frühlingsmorgen vor Tag mit Euern Feinden eingekehrt, ward mir das Töchterlein in Minne hold und von ihrem Munde erfuhr ich das Geheimniß; nun ward ich fast sicher, daß Ihr in Trifels gefangen gehalten werdet. Darum zog ich vor die Burg und sang Eure Lieblings-Romanze. Ihr habt mich gehört und mir geantwortet. An Gold und Silber fehlte es mir nicht. Der Ritter von Hauenstein sammelte damit eine auserlesene verwegene Schaar Reisiger. Der alte Schäfer, der hinter uns reitet

und in Burg Trifels jede Wendeltreppe kennt, war unser Führer. Wir erstiegen die Mauern, begünstigt von der Dunkelheit, warfen Feuer in die Scheunen und als die Burgknechte mit dem Vogte aus der ersten Bestürzung zu sich kamen, waren wir bald Meister über sie. Der angedrohte Tod des Vogtes preßte ihm das Geständniß ab, wo Ihr lebendig begraben.

Schon dämmerte der Morgen — näher und näher rauschte der Rhein — aus dem Nebel stiegen die Umrisse der Herberge zum Anker auf und mit den ersten Strahlen der Sonne, die drüben über dem Schwarzwaldgebirg aufging, traten sie in die Gaststube, wo die schöne Gundel die Hände vor Entzücken über dem Haupte zusammenschlug, als sie ihren Blondel an der Seite des Königs eintreten sah.

Aber ehe noch die Kunde von dem Ueberfall der Burg Trifels zum Rhein herüberschallte, hatte der Ankerwirth einen großen Nachen gelöst, darin fuhren Richard und Blondel mit

seiner Braut den grünen Rhein hinunter und fröhlich sang der treue Minstrel zur Laute, daß es hell über die Wogen des Flusses klang — die Lieblings-Romanze seines Königs:

„Schöner Fremdling, Deine Sprache" u. s. w.

Die Sage aber von dem treuen Blondel rauscht noch immer um die zerfallenen Mauern der Burg Trifels.

Richard Löwenherz auf Trifels.

Erstes Lied.

Der Wächter auf der Zinne.

Diese Weis' und immer diese,
Tag und Nacht,
Singt der König im Verließe,
Bis der Morgen lacht.
Sieh', schon durch des Schwarzwalds Forchen
Blickt sein Strahl,
Seinem Winke zu gehorchen,
Eilen Berg' und Thal.
Möcht' er dem die Freiheit bringen,
Der mit schwindem Schwertesschwang
Weiß die Heiden zu bezwingen
Und die Herzen mit Gesang.

Blondel.

Löwenherz, von Dir erfundenen
Liedeston
Sang ich nun am viel gewundnen
Rheine lange schon.
Dich mit Liedern auszuforschen
Nicht gelang,
Nie erwidern mir die morschen
Thürme den Gesang,
Horch doch, ist es nicht die Weise,
Die von jener Zinne dringt?
Fiel sie hier so tief im Preise,
Daß sie schon der Wächter singt?

Wächter.

Der da unten mit der Cither
Schleicht einher,
Mehr ein Sänger als ein Ritter,
Was ist sein Begehr?
Horch, die Töne sind es wieder,
Täuscht mich's nicht,
Die so gern in seine Lieder
Der Gefangne flicht.
Einverstanden mit dem Helden
Mag der schlaue Fremdling sein:
Soll ich ihn mit Blasen melden?
Pflicht wohl wäre, doch herbe Pein.

Richard.

Singen lehrt' ich Wand und Sprache
Dieses Lied,
Seit des Oesterreichers Rache
Mich von Menschen schied.
Nach von unten, nach von oben
Klingt es hold,
Wie zum Wettgesang erhoben
Um den Ehrensold.
Dort der Wächter; wär's mein treuer
Blondel, der mir unten sang,
Kläng' es wohl mit anderm Feuer
Freiheit ist der schönste Klang.

Blondel.

Bist Du's, Richard, Herz des Leuen?
Heil Dir, Held!
England ließ sich nicht gereuen
Schweres Lösegeld.
Immer konnte man Dich milde,
Gütig schau'n,
Männer boten Helm und Schilde,
Ring und Schmuck die Frau'n.
Sieh, des Reiches Brief und Siegel
Hat nun Kaiser Heinrich's Macht,
Ungewiß, wo Oestreich's Riegel
Dich verborgen hielt in Nacht.

Richard.

Blondel, Bruder! Reich und Krone
Dank ich Dir,
Aller Frauen Schönste lohne
Was Du thust an mir.

Blondel.

Deines Volkes Lieb' und Treue
Dankst Du sie,
Deiner Milde, die ihr neue
Lebensfülle lieh.

Wächter.

Und mich dünkt, des Lobs gebührte
Auch der Weise wohl ein Korn,
Die Euch hier zusammenführte:
Fröhlich stoß' ich nun in's Horn.

K. Simrock.

Zweites Lied.

1.

„Wie lacht der Frühling doch so schön,
Wie grünt die Au' im holden Maie,
Im Sonnengold der Berge Höh'n
Und drüber hin des Himmels Bläue.

„Du kühner Aar in freier Luft,
Du Rhein mit deinen Silberwogen,
O grüßt mein Land von dieser Gruft,
Kämt ihr nach Albion gezogen.

„Wohl nimmermehr, mein Heimathland,
Wall' ich auf deinem fels'gen Strande,
Wohl nimmer wird, mein Engelland,
Dein König frei von harter Bande.

„Ein Felsennest statt Königsschloß,
Der Boden Fels und Fels die Wände,
Statt schwellender Polstern schwarzes Moos,
Statt Schwert die Kette an der Lende.

„Ein hären Kleid — sonst ein Talar,
Ein Steinsitz jetzt — einst auf dem Throne,
Und wild umrankt mein Haupt das Haar,
Das sonst so stolz trug eine Krone.“ —

So klagt Richard Plantagenet
In Trifels' dunklem Burgverließ,
Worin die Rache Oesterreich's
Den edlen König schmachten ließ.

Doch horch! welch' ein bekannter Klang
Dringt jetzt zu König Richard's Ohr,
Wer ist der Sänger, der es wagt,
Zu nahen sich dem Kerkerthor.

„O Sultana, o Sultana!
Sieh den Fremdling liebebang
Sich zu Deinen Füßen winden —
Rührt Dich nicht der Liebe Klang?
Du verstehst nicht seine Worte,
Doch Du siehst sein Auge glühen
Von des Herzens Liebe-Drang."

Der König sinnt, der König lauscht
Der Laute klagendem Akkord,
Der zitternd durch den Kerker hallt
Und wiederholt sich Wort für Wort.

„Wer könnte dieser Sänger sein? —
Nur Einem ist das Lied bekannt —
Mein Blondel — Blondel nur allein!
Ihm sang ich es im heil'gen Land."

Er zittert, jauchzt, es stürmt aufs Neu
In seinen Adern Jugendgluth;
Er greift zur Laute schnell, die lang
Schon an der feuchten Mauer ruht:

„Schöner Fremdling, Deine Sprache
Ist mir nicht so unbekannt,
Ich bin selbst vom fernen Norden,
Bin von einem Inselland;
Noch lebt dort mir wohl die Mutter,
Noch lebt dort mir wohl der Bruder,
Bin Dir selbst vielleicht verwandt." —

Die Laute summt noch den Refrain
Verschwindend in ein leises Ach,
Und wie ihr Ton im Kerker klagt,
Hallt's wehmuthsvoll von unten nach.

„O wüßt' ich, ob's mein Richard ist!"
„„O wüßt' ich, daß mein Blondel er!""
Die Lauten rauschen im Verein,
Die Worte schweben hin und her:

„Und Dein Name? — „„Isabella““ —
Dieß ist Blondel nur bewußt! —
„O mein Bruder!“ — „„Meine Schwester!““
Und sie hielten Brust an Brust.
„Meine Schwester!“ —„„Du mein Bruder!““
Nur die ferne Mutter fehlet
Zu der höchsten Wonn' und Lust.

2.

Wie wenn der Sturm durch Föhren fährt,
Und Aeste, Bäume, Felsenschollen,
Daß zitternd dröhnt ringsum die Erd',
Den Abhang dumpf hinunterrollen:

Wie wenn gepeitschet vom Orkan,
Das Meer die fels'ge Küste stürmt,
Zurückgedrängt — dann himmelan
Auf's Neu die Wogenrosse thürmt;

Der Blitz aus düstrer Wolke zischt,
Der Donner mächt'ger stets gewittert,
Und hochauf sprizt der Wogen Gischt,
Daß Meer und Fels zugleich erzittert:

So ringt jetzt Mann mit Mann in Wuth,
Die Lieb und Haß zum Kampf entflammen —
Wo wichen je in Schlachten-Gluth,
Die Richard's Löwenblut entstammen?

Schon ist das Thor erreicht — erstürmt —
Doch will der muth'ge Feind nicht weichen,
Auf's Neu er einen Wall sich thürmt
Von der erschlagnen Feinde Leichen.

Vergebens! — Unaufhaltsam drängt
Blondel hinein mit seinen Schaaren,
Vor seinem Schwert ein Jeder sinkt,
Ihn kann nicht Helm, nicht Schild bewahren.

Er bricht sich Bahn durch ihre Reih'n,
Er möchte zum Verließe fliegen —
Jetzt ist er dort — ein Stoß — hinein
Eilt Blondel über dumpfe Stiegen.

Jetzt schweigt des heißen Kampfes Dräu'n —
Solch Bild muß Feind und Freund besiegen:
Sie seh'n verklärt vom Abendschein
Die Freunde Brust an Brust hinwiegen.

Fr. Baader.

Drittes Lied.

Es ist ein seltsam gewaltiger Sang:
Man singt ihn die Plätze und Straßen entlang,
In Schenken und Gärten klinget er an,
Es hebt ihn der Schiffer auf seinem Kahn:
Wie tönendes Erz
Voll Lust und Schmerz
Erklingt das Lied vom Löwenherz.

Und der das Lied an den Rhein gebracht,
Der hat es gesungen Tag und Nacht,
Er ward es in Wäldern und Feldern nicht satt,
Er ließ es tönen in Dorf und Stadt,
Vor Veste und Schloß
Vom Mund es floß
Dem Blondel, des Königs Liedergenoß.

Der Richard, der Herrscher von Engelland,
Fiel nach dem Kreuzzug in Oestreichs Hand,
Es war nicht im Kampfe beim Waffenhall,
Es war beim nächtigen Ueberfall.
Der Alle besiegt,
Wird in Bande geschmiegt,
Und Niemand weiß, wo im Kerker er liegt.

Drum macht sich Blondel der Sänger auf,
Und sucht längs des Rheines silbernem Lauf.
Das Richardslied voll Leid und Lust
Singt er zur Harfe aus heller Brust.
Wie das Volk sie verstand,
So klinget durch's Land
Die Weise, die Löwenherz einst erfand.

Und es kam der Getreue vor Trifels Thor,
Und hob das Lied in die Lüfte empor.

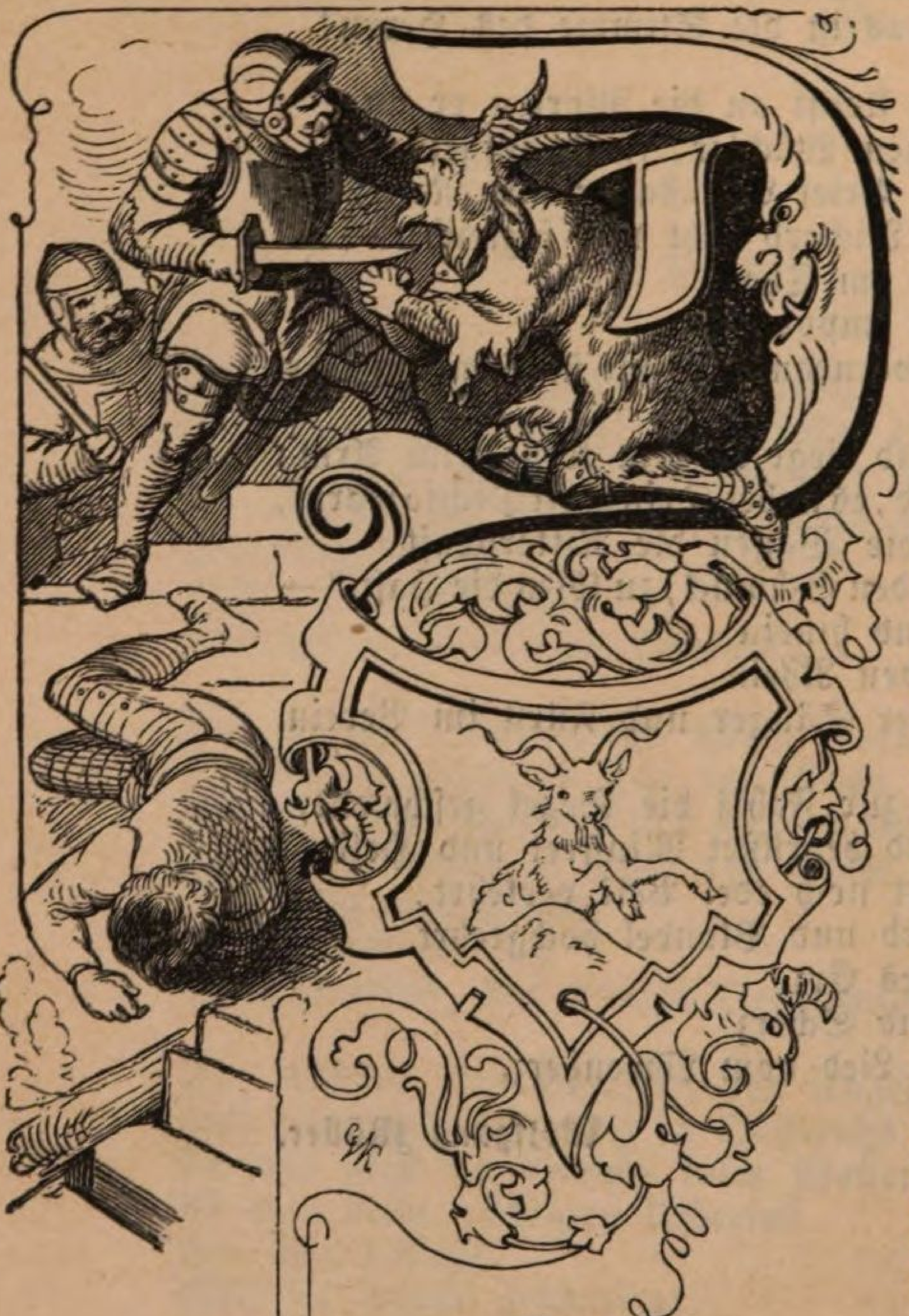
Es kos'te wie Lüftchen, es sauste wie Sturm,
Und plötzlich antwortet es tief aus dem Thurm:
„Wohl führt dich zur Fern'
Ein günstiger Stern!" —
Bei Gott, das ist die Stimme des Herrn!

Und freudig klopft an die Pforten er an:
Ihr schläfrigen Wächter, frisch aufgethan!
Hier ist der Brief von Kaiser und Reich!
Den König Richard gebt mir sogleich! —
Und er hält am Thor
Das Siegel empor,
Die Wärter vernehmen's mit staunendem Ohr.

Und jauchzend liegt er dem König im Arm:
Mein Richard, es liebet Dein Volk Dich so warm,
Es brachte die Waffen die Ritterschaft,
Die Frauen den Schmuck, zu lösen die Haft." —
Und ins Land hinein
Und hinab den Rhein
Da zogen der Sänger und Fürst im Verein.

Bald stehen zur Fahrt die Segel geschwellt,
Und England begrüßet Minstrel und Held,
Doch so weit noch edel Volk verkehrt,
Sind Richard und Blondel hochgeehrt.
Wie tönendes Erz
Voll Lust und Scherz
Ertönet das Lied vom Löwenherz.

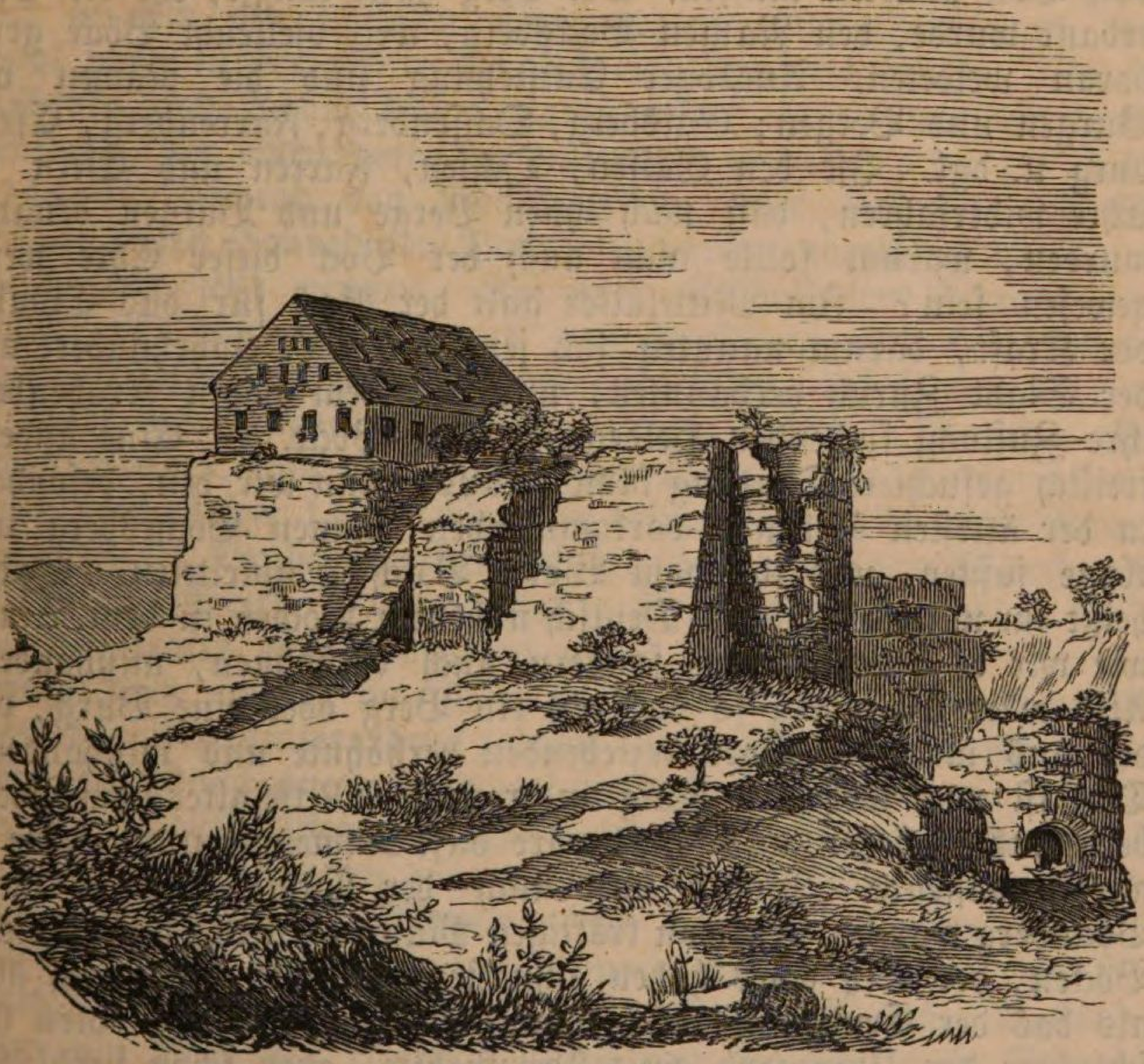
Wolfgang Müller.



Burg Bocksberg.

Die Ruinen der einst gewaltigen Ritterveste und Raubburg Bocksberg liegen über dem Städtchen gleichen Namens, am rechten Ufer des Umpferbachs, der mit dem Schüpfbach bald sich vereinigend, den Schüpfergrund, das liebliche Seitenthal der Tauber; bildet. Eigentlich können wir kaum mehr von einer Burg Bocksberg sprechen, denn seit neuester Zeit sehen wir einen fast kahlen Hügel, von dem noch vor wenigen Jahren ein festes Haus, umgeben von einer gewaltigen Ringmauer von Buckelsteinen mit stark verschlossenen Thoren, herabblickte. Die ersten Erbauer der Burg Bocksberg wählten eine durchaus günstige Lage, denn von dem Hügel, auf dem das frühere Schloß stand, gehen fünf Thäler aus, und so kann man nach allen Richtungen hin von diesem Hügel herab die Gegend überschauen. — Wie die Burg ihren Namen erhielt, darüber berichtet die launige Volkssage, und wir geben das Mährchen wegen seines humoristischen Inhalts, auch auf die Gefahr hin, daß es dem strengen Geschichtsforscher ein

kleines Aergerniß sein sollte. Vor Zeiten — so erzählt der fleißige Sammler vaterländischer Sagen, Bernhard Baader — hieß Bocksberg Wüstenberg und bestand aus der Burg und einigen Häusern. Bei einer Belagerung der Burg focht ein Schneider der Besatzung sehr muthig und hieb mit seinem Schwert Hecken und Stauden zusammen, um den Feinden zu zeigen, wie er es ihnen machen würde, wenn sie näher herbeikämen; allein, als sie zu stürmen begannen, verkroch er sich im Stall der Burg



Ruine Bocksberg.

in das Fell einer frisch geschlachteten Ziege. Nachdem die Burg erobert war, kamen die Sieger in den Stall, freuten sich, als sie die Geis sahen, auf den fetten Braten, und wollten sie gleich abschlachten. Da schrie aus dem Fell der Schneider mit kläglicher Stimme: „Verschonet doch das Kind im Mutterleibe!" Hierdurch fristete er zwar sein Dasein, zog aber sich und seinen Zunftgenossen die Benennung Geisbock, und dem Orte den Namen Bocksberg auf ewige Zeiten zu. — Wir sehen auf

den ersten Augenblick, daß nicht die Sage der Burg den Namen gegeben, sondern daß das Mährlein vom Namen der Burg seine Entstehung erhalten. Der fast wunderlichen Historie schnurstracks entgegen, versuchen wir, eine Deutung des Namens zu geben, bei der wir dem Bocke, freilich in einem ganz anderen Sinne, seine Geltung lassen. In den ältesten Urkunden heißt die Burg immer Boksberg, Bocksberg, Bochsberg und Bochesberg, aber nie Boxberg, was ein deutliches Zeichen ist, daß wir den Namen von Bock ableiten müssen. Der Berg hatte längst, ehe die Burg erbaut wurde, den Namen Bocksberg, weil vielleicht Böcke gerne daran weideten. Analoger Entstehung sind die Namen von Burgen und Bergen; Gaisberg, Ochsenberg, Farrenberg, Eselsburg u. dgl. Ist den Gaisen, Ochsen, Farren und Eseln die Ehre widerfahren, daß nach ihnen Berge und Burgen benannt wurden, warum sollte nicht auch der Bock dieser Ehre werth gewesen sein? Im Mittelalter galt der Bock für das Symbol der Kraft, darum nannten sich jene im XV. Jahrhundert aus der Stadt Zürich verbannten, und auf dem hohen Krähenberg ihre Zuflucht suchenden Helden Züricher Böcke. — Eine andere, freilich gesuchtere Deutung käme heraus, wenn wir den, besonders in der ältesten Urkunde vorkommenden Namen Bochesberg in's Auge faßten, und ihn vom Worte B o c h e n ableiteten. Bochen heißt im mittelalterlichen Deutsch nicht nur Bochen in dem Sinne, wie wir es jetzt nehmen, sondern auch verhöhnen, mißhandeln. Also wäre Bocksberg so viel als ein Berg oder eine Burg, von der aus man die Vorüberziehenden verhöhnte und mißhandelte. Das ist auch mehr als billig und recht im Mittelalter vom Bocksberg aus geschehen, und somit wäre diese Namensdeutung keine so gar unpassende. Woher nun auch der Name kommen mag, Bocksberg war der Sitz von kräftigen Männern gleich den Züricher Böcken, der Sitz eines hohen Dynastengeschlechts, das noch älter als das der Crutheimer, an Macht und Ansehen die edlen Geschlechter der Umgegend weit überstrahlte, aber schon verblühte, während andere sich erst zu Macht und Ansehen erhoben.

Eine edle Frau eröffnet das Geschlecht der Dynasten von Bocksberg. Im Comburger Schenkungsbuch steht eine Urkunde die ihren Namen nennt, und also lautet: „Auf daß nicht etwan eine Wolke der Vergessenheit in Zukunft aufsteige, so künden wir allen Gläubigen in der Gegenwart und in der Zukunft, wie die fromme Frau G u o t a von Bochesberg bei Gott ihre Verdienste gemehret, denn in Betracht der Freuden des ewigen Lebens, um solche zu erlangen, sowie zur Rettung der Seele

ihres Gemahls Conrad und aller ihrer Vorfahren, hat sie mit ihren Söhnen Gott und den h. Nikolaus auf seinem Altar zu Comberg durch eine vollkommene Schenkung übergeben Alles, was sie besaß im Flecken Buoch (am Ahorn). Zwar trägt diese Urkunde kein Datum, aber man hat sichere Beweise dafür, daß sie zwischen die Jahre 1079—1108 fällt. Wenn Conrad, der Gemahl der genannten Guota von Bocksberg um die Zeit, da die Urkunde ausgestellt wurde, schon verstorben war, so haben wir in ihm den nächsten Stammvater eines Geschlechts, das wohl schon in der Mitte des XI. Jahrhunderts blühte. Da die Urkunde auch Söhne dieser Guota nennt, so nehmen wir keinen Anstand, für einen derselben denjenigen zu halten, der im Jahre 1144 als Conrad von Bocksberg in einer Urkunde erscheint. Söhne dieses Conrad von Bocksberg waren zuverlässig diejenigen, welche wir jetzt nennen. In einer Schönthaler Urkunde vom Jahr 1171 wird ein Conrad von Bocksberg und sein Bruder unter Zeugen von hohem Range aufgeführt; deßgleichen in einer Urkunde des Klosters Schefftersheim vom Jahre 1172, aber ohne einen Bruder, und ebenso in einem Würzburger Confirmationsbrief vom Jahre 1182. Wer sein beim Jahre 1171 ohne Namen aufgeführter Bruder gewesen, erfahren wir aus einem Würzburger Bestätigungsbrief für das Kloster Brombach vom Jahre 1178, wo ein Crafto von Bockesberg unter den Zeugen auftritt, und ebenso noch einmal im Jahre 1180. Er war ein großer Verehrer des Johanniterordens, denn im Jahre 1191 machte er die erste Schenkung an den Orden im nahen Wölchingen, wodurch derselbe in dieser Gegend ansäßig wurde; und als er das Jahr darauf nach Jerusalem zog, übergab er auch seine Güter zu Iphofen (Städtchen in Mittelfranken) demselben Orden. Conrad von Bocksberg tritt noch lange, nachdem sein Bruder die Heimath verlassen hatte, handelnd auf. Er besaß außer Bocksberg schon um diese Zeit erledigte Lehen von der Herrschaft Schweinberg, nachdem Herr Crafto von Schweinberg, wohl der im Jahre 1144 in einer Urkunde auftretende, Todes verschieden war. Unter anderen waren es Zehenten zu Halsberg und Höhfelden, sowie ein Grundstück zu Bieringen, welche Engelhard von Weinsberg von Crafto erlangt hatte. Um Ablösung dieses Zehenten verwendete sich Abt Siboto von Schönthal und bot ihm dafür ein Grundstück zu Jagesheim, sowie eines zu Sindringen. Engelhard von Weinsberg gab nun sein Lehen, den Zehenten zu Halsberg u. s. w. an den Lehensherrn Conrad von Bocksberg und nahm als Ersatz für jene Zehenten die genannten Grundstücke

zu Lehen; hernach stellte Conrad von Bocksberg die Zehenten dem Bischof von Würzburg zu Handen, und dieser schenkte sie mit Consens des Domkapitels dem Kloster Schönthal zu ewigem Besitz. Solches geschah im Jahre 1212. Conrad von Bocksberg pflanzte durch seinen Sohn Heinrich das Geschlecht fort. Schon vor dem Jahre 1205 wird letzterer, aber nicht auf die rühmlichste Weise, genannt. Heinrich von Bökkesberg ist unter den edlen Herren der Gegend, welche dem Kloster Brombach (bei Wertheim) Schaden zugefügt. Er hatte denselben 8 Ochsen weggetrieben, von welchen 6 um 4½ Mark wieder eingelöst wurden, zwei aber waren schon verwendet. Im Jahre 1213 übergab er das Schloß und Flecken Bocksberg und andere seiner Güter zu Ergersheim, Burgheim, Bieringen und Sennfeld dem Hochstift Würzburg, und hat solches Alles wieder zu Mannlehen empfangen. Im Jahre 1220 wird Herr Heinrich von Bocksberg als Lehnsherr Engelhards von Berlichingen genannt. Im Jahre 1221 erscheint Heinrich von Bokkesberc als einer der Salamanne (Vögte) des Giso von Lare (Lahr a. Main) der ein Gut an das Kloster Brombach verkaufte. Seine Gattin war Mechtild, vielleicht eine Geborne von Hohenlohe. Ums Jahr 1234 gibt er mit ihr seinen Consens, als Ritter Otto von Bieringen dem Kloster Schönthal eine Wiese, genannt „an der Lache" vergabte; er bezeugt, daß diese Wiese, welche früher seinem Vater, Conrad von Bocksberg, gehörte, durch einen Gütertausch an Ritter Otto gekommen sei. Wann beide Ehegatten starben, ist nicht bekannt; sie erhielten einen Jahrtag im Kloster Schönthal. Heinrich zeugte mit seiner Gattin zwei Kinder: einen Sohn gleichen Namens und eine Tochter Mechtild. Letztere soll die Gattin des Grafen Poppo's II. von Wertheim geworden sein, Heinrich aber trat in den Johanniterorden, vielleicht zuerst in der nahen Commende Wölchingen. Er brachte es zu den höchsten Würden. Im Jahr 1278 ist er Hochmeister der Johanniter in Deutschland. Als solchem übergab ihm sein Neffe Gottfried von Hohenlohe eine Schenkung an die Johanniter-Commende zu Rode. — Die Herrschaft Bocksberg ging jetzt größtentheils in die Hände einer Erbin über. Heinrich von Bocksberg der Aeltere, hatte eine Schwester, Namens Adelheid, die an Herrn Wolfrad von Crutheim verheirathet war, der vom Jahre 1192—1209 in Urkunden auftritt. Durch diese Heirath erwarb Wolfrad von Crutheim Ansprüche an die Herrschaft Bocksberg und erhielt bedeutende Besitzungen, so daß er zwei von seinen drei Söhnen, Conrad und Crafto, damit ausstatten konnte; ja Crafto nannte sich von nun Crafto von Bocksberg, führte aber immer noch sein

angebornes Wappen. Diese beiden Brüder von Crutheim erscheinen in Kurzem als die alleinigen Besitzer der Herrschaft Bocksberg, denn es wird weder ein Sohn außer dem Johanniter, noch eine Tochter als Heinrichs von Bocksbergs Nachkommenschaft genannt; der häufig vorkommende Crafto von Bocksberg ist immer als der Bruder Conrads von Crutheim zu betrachten. Kam die ganze Herrschaft in Folge der Heirath Wolfrads von Crutheim mit Adelheid, der Erbin von Bocksberg, oder in Folge einer noch älteren Familienverbindung an die Herren von Crutheim — was bisher allgemein angenommen worden — wir können nicht darüber entscheiden, denn weder das Eine, noch das Andere läßt sich durch Urkunden beweisen. Nur das wissen wir genau, daß schon im Jahre 1239 die Herrschaft Bocksberg den beiden Brüdern Conrad und Crafto von Crutheim gehörte. Denn in diesem Jahre verkaufte Conrad von Crutheim an seinen Schwager, Herrn Gottfried von Hohenlohe, alle seine Güter, die er besaß, namentlich die Burg Crutheim, u. s. w.; ferner die Burg Bockesberg und was er daselbst hat, außer der Wiese zu Suabehusen, ferner, was er besitzt zu Wanshoven, ferner einen Hof zu Wöllechingen, der 5 Malter in den Hof der Brüder des Hospitals (der Johanniter) zinst, dann zu Sweigern, was es besitzt, ausgenommen eine Wiese, endlich die Vogtei über Buch (Windischbuch oder Buch am Ahorn), Bremen und Arnaldesfelden, und alles Recht, das er hat auf die Güter der Kirche zu Schonrein.

Wenn je dieser Kauf zur Ausführung kam, was wir füglich noch bezweifeln möchten, so ist, wenn Bocksberger Besitzungen aufgeführt sind, nur von einem Theilbesitz die Rede, denn da Crafto, sein Bruder, nach des Vaters Wolfrads Tode wohl auf das Erbe von Crutheim verzichtet hatte, so war sein Antheil an der Herrschaft Bocksberg der bei Weitem größere. Ihm waren unter anderen auch die Bocksberg'schen Lehen im Jagstthal, z. B. zu Bieringen, zugefallen. Als im Jahre 1243 die Gebrüder Herold und Albert vor Neuenstein an das Kloster Schönthal einige Grundstücke zu Bieringen verkauften, eignete Crafto von Bocksberg als Lehensherr dem Kloster die Güter, ebenso im Jahre 1246, als Conrad von Rosseriet einen halben Hof zu Bieringen verkaufte, erscheint Crafto von Bocksberg als Lehensherr, der den Hof vom Hochstift Würzburg zu Lehen trug. In das Jahr zuvor fällt die bekannte Vermächtnißurkunde, welche Crafto seinem Schwager Gottfried von Hohenlohe ausstellte. Dieser zufolge vermachte Crafto von Bocksberg dem Gemahl

seiner Schwester Richza seine Güter, Vasallen und Grundholden in der Herrschaft Bocksberg, im Fall er ohne Leibeserben sterben würde. Dabei behält er sich aber das Recht bevor, während seiner Lebzeiten über die Güter und Leute nach Willkühr verfügen zu dürfen, ohne daß ihm das Vermächtniß ein Hinderniß in den Weg legen darf. Sollte Crafto von Bocksberg auch Leibeserben erhalten, so tritt Gottfried von Hohenlohe mit seinen Erben in die Erbschaft ein; hinterläßt Crafto von Bocksberg Erben, die noch unmündig sind, so soll ihnen ein Vormünder über die Güter gesetzt werden, welche in dem Vermächtniß genannt sind, auch sollen sie seine Nachfolger sein in dem, was er noch bei Lebzeiten im Amte Bocksberg ankaufen werde. Unter den edlen Leuten, welche zur Herrschaft gehören, werden genannt: Edle von Assumstadt, Neuenstetten, Schillingstadt, Hohenstadt, Dörzbach, Gerlachsheim, u. s. w. Unter den Gütern, welche das Vermächtniß enthält, werden aufgeführt: Burg Bocksberg, Wanshoven unter der Burg, Wölchingen, Ballenberg, Neuenstetten, Schweigern und andere.

Nach dem Inhalt der Urkunde hatte Crafto von Bocksberg damals noch keinen Erben, doch gebar ihm seine Gemahlin Adelheid von Veldenz wohl bald darnach zwei Söhne, Crafto und Conrad. So trat das Vermächtniß außer Wirkung, und die Fortdauer des Stamms der Dynasten von Bocksberg-Crutheim war auf's Neue gesichert. Crafto der Aeltere lebte bis in's Jahr 1252, denn er kommt um diese Zeit noch einige Male in Urkunden mit seinem Bruder Conrad von Crutheim vor. Von seinen Söhnen trat Crafto in den Predigerorden, Conrad aber vermählte sich mit einer Gräfin von Hohenlohe, einer Tochter Gottfrieds von Hohenlohe und der Richza von Crutheim. Conrad von Bocksberg, genannt der Aeltere, zeugte mit seiner Gattin 3 Söhne: Crafto, Gebhard und Conrad. Crafto und Gebhard traten unter die Johanniterbrüder zu Wölchingen. Dadurch ward Conrad — das sind die Worte des fränkischen Chronisten Fins — mit Andacht entzündet, denselben Brüdern (Johannitern zu Wölchingen) auch Etwas aus seinen zeitlichen Gütern zuzustellen, handelte darauf bei Bischof Berthold zu Würzburg, ihm das Schloß Bocksberg mit seinen Zugehörungen, nämlich dem darunter gelegenen Städtlein, Wanshofen genannt, zuzueignen und zuzustellen. Dagegen erbot er sich, das Schloß Schweinberg dem Stift Würzburg an desselben Statt wieder zu Lehen zu machen, starb aber, ehe er das vollendete. Dieweil denn sein nachgelassener Sohn, auch Herr Conrad genannt, noch unmündig war,

und darum von Rechtswegen solchen fürgeschlagenen Wechsel nicht fertigen mochte, kam seiner Mutter Bruder, Herr Crafto von Hohenlohe, gen Würzburg, und brachte so viel bei Bischof Bertholden zu wegen, daß er berührte Verwechselung den Johannitern zu gut fürgehen ließ. Und damit das Stift Würzburg mittler Zeit, bis der junge Herr von Bocksberg zu seinem gebührenden Alter käm', und also diese Verwechslung durch ihn oder seine Erben beständig gemacht würde, angeregten Wechsels nicht Nachtheil empfinge, machte er dem Stift mittlerweile sein eigenes Schloß Lichteneck (bei Ingelfingen) zu Lehen, mit dem Geding, sobald Schweinberg, wie oblaut, zu Lehen gemacht worden, daß alsbald Lichteneck wieder frei sein sollte. Das ist geschehen zu Würzburg, am andern Tag nach dem neuen Jahrestag in dem Jahr 1287. Vermöge dieser Verhandlung wurde Schloß und Herrschaft Schweinberg dem Hochstift Würzburg übergeben und zu Lehen gemacht.

Vier Jahre darnach, im Jahre 1292, tritt Conrad der Jüngere, Edler von Bocksberg, schon handelnd auf, aber noch unter dem Beirath seiner natürlichen Vormünder, seines Oheims von väterlicher Seite, Crafto von Bocksberg, des Predigermönchs, und seines Oheims von mütterlicher Seite, des schon genannten Crafto I. von Hohenlohe. Bald darauf vermählte er sich mit Cunegunde, Tochter des Grafen Rudolfs II. von Wertheim. Im Jahre 1297, an Allerheiligen, als Conrad seine Mühle zu Schweigern an das Kloster Schönthal verkaufte, hängten sein Schwiegervater und sein Oheim Crafto von Hohenlohe ihre Siegel an die Urkunde, und sein Vetter Crafto von Hohenlohe wird unter den Zeugen genannt. Durch diese Heirath erwarb Conrad Ansprüche auf Güter, die zur Grafschaft Wertheim gehörten. Im April des Jahres 1301 verkaufte er mit seinem Schwiegervater Graf Rudolf ans Kloster Brombach, Güter zu Königheim, Gissigheim und Wigerstetten, so viel ihn an denselben von wegen seiner Gattin Cunegunde betraf. Nach dem Tode des Grafen Rudolf von Wertheim (1304) wurde er neben Conrad von Hohenlohe Mitvormünder seiner noch unmündigen Schwäger. Als solcher empfing er im Jahre 1304 an ihrer Statt vom Hochstift Würzburg die Belehnung mit Schloß und Stadt Freudenberg, sowie mit der Hälfte des Schlosses Laudenbach. Als im Jahre 1307 Graf Poppo von Eberstein den sechsten Theil der Burg Wertheim mit Zugehörung ansprach, wurde die Sache dahin vertragen, daß Poppo für seine vermeintlichen Ansprüche mit der Burg Widdern im Jagstthal entschädigt wurde (Juli 1307). An dieser Burg besaßen die Grafen von Wertheim ein Viertheil,

aber drei Viertheile an Widdern, an Stadt, an Leuten und am Gute und was in der Mark zu Widdern und das dazu gehöret, „Eigen nach Eigensrechte, Lehen nach Lehensrechte" hatte Herr Conrad, der Edelherr von Bocksberg, inne. Mit was Conrad für diesen seinen递ауpttheil an Widdern entschädigt wurde, die er, um den Streit zu enden, abgetreten, ist nirgends überliefert. Vielleicht trat er sein Besitzthum zu Widdern an den Grafen von Eberstein ab, in Folge der Erbverbrüderung, die bei seiner Vermählung mit Cunegunde von Wertheim geschlossen worden sein soll. In dieser war von beiden Seiten bestimmt worden, daß nach Aussterben der beiden Häuser das andere, wenigstens theilweise, als Erbe das Nachfolgerecht haben sollte, welche Maßregel man um so mehr geboten erachten konnte, da beide Häuser ihrem Abgang nahe waren, denn beide ruhten nur noch auf je zwei Augen, Wertheim auf dem Grafen Rudolf II., der damals nur eine Tochter hatte, und Bocksberg auf Conrad dem Jüngeren, ebenfalls dem Letzten des Namens. Als Letzterer nach einer mehrjährigen Ehe mit Cunegunde von Wertheim sah, daß er kinderlos bleiben würde, dachte er mehr an's Verkaufen als an das Erwerben. Im Jahre 1310 verkaufte er bedeutende Güter zu Sunderrieth (im Amt Wertheim), welche ihm in Folge seiner Heirath zugefallen waren, an das Kloster Brombach, aber nur mit Bewilligung seiner Schwieger und seiner noch unmündigen Schwäger. Da er keine eigenen Erben hatte, war seine Sorge bevorab jetzt diesen seinen Mündlingen zugewendet. In diesem Sinne suchte er ihnen die Anwartschaft auf das Erbkammeramt des Hochstifts Würzburg zuzuwenden, das mit dem Lehen von Schweinberg verbunden, und bisher von Conrad bekleidet worden war. Wirklich erwirkte er vom Bischof Andreas von Würzburg eine Urkunde, in welcher er verhieß: Um der Bitte seines bisherigen Kämmerers Conrad von Bocksberg zu willfahren, wolle er des Hochstifts Kämmereramt mit seinem Zugehör den beiden Brüdern Rudolf I. und Rudolf II. Grafen von Wertheim und ihren Erben übertragen, aber nur in dem Falle, wenn Conrad von Bocksberg ohne Leibeserben versterben würde. Die Urkunde wurde im Jahre 1313 ausgestellt, aber kam erst im Jahre 1401 in Ausführung, da Bischof Johann von Würzburg dem Grafen Johann I. mit dem Bart den ersten Lehensbrief über die Burg und Behausung Schweinburg ausstellte. Warum die Urkunde erst so spät in Vollzug trat, wissen wir nicht anzugeben, denn es ist urkundlich gewiß, daß Conrad von Bocksberg bald nach Auswirkung dieser Anwartschaft auf das Kämmereramt ohne

Erben verstorben, und Güter der Herrschaft, wie Uiffingen und Kuprichhausen im Schüpfergrund an das Haus Wertheim gefallen. Conrad von Bocksberg erhielt wohl als Gutthäter des Klosters Schönthal mit seiner Gattin daselbst einen Jahrestag am 14. September. So ging ein edler Dynastenstamm unserer Gegend zu Ende, nachdem er über 200 Jahre, einige Jahrzehnte länger als das verwandte Geschlecht der Edelherren von Crutheim, geblüht hatte.

Die nächsten Erben der erledigten Herrschaft Bocksberg waren in Folge der Erbverbrüderung die Grafen von Wertheim, aber die Johanniter, scheint es, hatten schon das Beste von der Herrschaft noch bei Lebzeiten der Besitzer sich zuzuwenden gewußt. Crafto von Bocksberg hatte sie schon am Ende des XII. Jahrhunderts in seine Nähe gezogen, und die geistlichen Ritter wußten die Nähe dieser reichen Herrschaft und die Gunst ihrer Besitzer sich zu Nutzen zu machen. Zuerst wußten sie jüngere Glieder des Dynastenhauses in ihre Mitte zu ziehen, das Erben folgte nach, denn die edlen Herren von Bocksberg konnten ja nicht umhin, dem so nahe ansässigen Orden etwas zuzuwenden, in dem ihre Kinder ein Unterkommen gefunden. So fühlte sich Conrad von Bocksberg der Aeltere gegen die Johanniterherren von Andacht entzündet, und stellte ihnen seine eigene Stammburg Bocksberg mit dem Flecken Wanshoven zu, ob er gleich noch einen Erben hatte, der indessen anderswo, etwa in Crutheim, oder bei seinem Oheim Crafto von Hohenlohe sein Unterkommen suchen mußte. Die Johanniter, welche schon vor 1239 in Wölchingen einen Hof hatten, errichteten nun eine eigene Commende zu Bocksberg, in der Weise, wie sie wohl schon früher eine Commende auf Burg Crutheim errichtet hatten. Der Ursprung der Commende zu Crutheim ist offenbar in frühere Zeit zu versetzen, wenn wir auch annehmen, daß ihre Gründung mit dem Johanniterhof zu Wölchingen zusammenhängt — denn außer dem schon im Jahre 1200 als verstorben genannten Johanniter-Commenthur zu Crutheim, Graf Albert von Zimmern, von dem freilich nur die Chronisten berichten, wird urkundlich ein Bruder Conrad, Commenthur des Johanniterhauses auf Berg Crutheim aufgeführt, der im Jahre 1284 mit Kloster Schönthal wegen einiger Novalzehenten in Gommersdorf, und in den drei Höfen Stein, Zimmerbach und Windenberg, welche im Crutheimer Sprengel lagen, sowie wegen eines Quantums Frucht, Wein und Heu einen Streit hatte. Der Streit wurde dahin vertragen, daß sich der Commenthur mit 50 Maltern Frucht, sowie einer halben Fuhre Wein

und 1 Pfd. Heller jährlich begnügte. Auch hatte schon vor dieser Zeit Graf Otto von Eberstein zu Crutheim den Johannitern daselbst das Patronat zu Crutheim geschenkt, welche Schenkung seine Erben im Jahre 1301 bestätigten. Obgleich schon durch Conrads von Bocksberg Schenkung die Johanniter zu Bocksberg rechtmäßige Besitzer der Burg sowie des Fleckens geworden, so glaubten doch die Grafen von Wertheim nach dem Tode Conrads von Bocksberg auch Anspruch an die Burg und den Flecken Wanshofen zu haben. Die Johanniter vertrugen sich in Minne, und diese stellten im Mai des Jahres 1321 eine Urkunde aus, in der sie, aus Liebe zu ihren Verwandten, dem Grafen Berthold von Henneberg, auf alle Rechte und Ansprüche an die Güter und Leute des Johanniterhauses zu Bocksberg verzichteten.

Nach dieser Zeit kam die Burg Bocksberg sammt dem Flecken durch Verpfändung an das Domstift Mainz, blieb aber nicht lange in diesen Händen, denn im Jahre 1332 stellte Erzbischof Heinrich III., Geborner von Henneberg, die Burg sammt Flecken dem Orden wieder zu, mit dem Bedingniß, daß weder ihm noch dem Domstift jemals daraus Schaden zugefügt würde. Noch im Jahre 1369 ist Bocksberg mit Zugehör im Besitz des Ordens, denn am St. Markustag des genannten Jahres wird ein Bruder, Eberhard Rüde, Johanniter-Commenthur zu Bocksberg, aufgeführt, welcher bestimmt, daß die ehrbare und bescheidene Frau Salome, Walther Reißen Ehefrau, sowie ihre Brüder Werner und Wipert Weiße zu Gunsten Abts und Convents Schönthal allen Rechten und Ansprüchen auf die Mühle zu Uissingen entsagen. Uebrigens war der Orden nicht mehr lange im Besitze der Bocksberger Herrschaft, denn schon 10 Jahre darnach ist daselbst eines der namhaftesten Geschlechter des Odenwaldes ansäßig, es sind die Ritter von Rosenberg.

Die Herren von Rosenberg stammen von dem zwischen Bocksberg und Osterburken gelegenen Flecken und Schlosse gleichen Namens. Aeltester urkundlicher Stammherr ist Hans von Rosenberg, der von 1271 bis 1290 als Zeuge erscheint. Seine Söhne waren Eckard, Eberhard und Conrad. An die beiden letzten verpfändete Kaiser Ludwig IV. im Jahre 1321 die zum Landgerichte Buchheim und Burkheim gehörigen Reichsleute um 100 Pfd. Heller. Söhne, jedenfalls Enkel von Einem dieser Beiden, waren die vier Gebrüder von Rosenberg, Arnold, Eberhard, Conrad und Eberhard der Aeltere, welche wir im Jahre 1381 zuerst im Besitze der Herrschaft Bocksberg finden. Wie sie diese Besitzung an sich brachten, können wir nicht urkundlich darlegen. Nur so viel

wissen wir, daß von diesen Gebrüdern von Rosenberg im genannten Jahr, jeder um Frieden und Einigkeit willen, seinen vierten Theil daran, dem Churfürsten Ruprecht von der Pfalz zu Lehen auftrug. Seitdem finden wir die Herrschaft ununterbrochen im Besitz dieses Geschlechts, das von nun an seinen Namen von ihr führt. Sobald die Herren von Rosenberg auf der Burg Bocksberg seßhaft wurden, bekam dieselbe eine ganz andere Bedeutung. Zuvor viele Jahre ein friedliches Johanniterhaus, von dem aus die Männer des Friedens ihre Güter verwalteten, mit denen sie durch die Milde der Gönner des Ordens begabt worden, bevorab aber ein Hospital und Pilgerhaus, in dem Reisende und Pilgrime, auch sonstige Arme und Dürftige einsprechen durften und Herberge und Atzung empfingen — wurde Bocksberg jetzt mehr als je ein Haus der Waffen und des Kriegslärms. Die Rosenberger befestigten die Burg, wie sie noch nie befestigt war, und versahen sie mit Außenwerken. Da man nicht weiß, wann der unter der Burg liegende Flecken Wanshoven Mauern erhielt, so setzen wir seine Ummauerung am füglichsten in diese Zeit. Während die Ritter von Rosenberg ihre Burg gegen feindliche Angriffe sicherten, verliehen sie auch dem Flecken besseren Schutz, indem sie von der Burg aus eine Mauer bergab zogen, welche den Flecken mit zwei Armen umschloß. Auf dieser Mauer errichteten sie mehrere Thürme, aber besonders starke auf den Eingängen an beiden Seiten des Städtchens. Da sie an der unteren Seite des Städtchens einen See ausgraben ließen, so war es von oben durch die Burg, von unten durch das Wasser vor Angriffen geschützt. Um auf der Burg das Nöthigste nicht zu entbehren, wenn etwa ein Feind sie einschlösse, ließen sie mitten im Hof einen Brunnen in den Kalksteinfels hauen, der eine Tiefe von 48 Klaftern hatte, und von einer spärlichen Quelle mit Wasser versorgt wurde. Wohl stammte auch der sogenannte Krappenthurm, der aus der Tiefe des hintern Wallgrabens sich erhob, aus dieser Zeit. Derselbe soll eine solche Höhe gehabt haben, daß man einmal eine darauf aufgepflanzte Fahne in dem 18 Stunden weit entfernten Heidelberg soll wahrgenommen haben. Von diesem Thurm aus konnte man alle Heerstraßen übersehen, die sich hart unter dem Schlosse vorbei, in den Thälern und auf den Höhen hinzogen. Auch legten die Ritter mehrere unterirdische Gänge an, entweder um Ausfälle zu machen, oder, wenn es Noth that, sich geheim aus der Burg zu flüchten. Von zwei solchen Ausgängen, deren jeder drei Stunden lang unter der Erde sich fortzog, ging einer durch den Reißberg, und in dieser Richtung

fort, der andere nach Boppstadt, und von da weiter bis in das Dickicht des Gehölzes. Also hatte das Schloß Bocksberg alle Gelegenheit und Einrichtung, um solchen Rittern zum Sitze zu dienen, die nach den damals allein gangbaren Grundsätzen des Faustrechts lebten.

Unter die Zahl solcher gehörten wohl schon die genannten vier Gebrüder von Rosenberg; sie trieben das Gewerbe der Wegelagerer, Heckenreiter und Schnapphähne, die weder einzelne Wanderer noch ganze Reisegesellschaften, besonders Krämer und Kaufleute, die Geld und Gut mit sich führten, unberupft und ungepfändet an ihrer Burg vorüberziehen ließen. Als Erben in ihrem unritterlichen Handwerk nennen wir Michael von Rosenberg den Aelteren, Conrad, Arnold, sowie deren Söhne, Thomas und Michael den Jüngeren, welch' letzterer Großvater der drei Gebrüder Georg, Arnold und Michael von Rosenberg wurde, die um die Mitte des XV. Jahrhunderts das Unwesen von ihrer Burg aus auf's Höchste steigerten. Diese trieben nicht nur Räuberei auf den Straßen, sondern sie behandelten auch ihre Gefangenen auf die grausamste Weise. Besonders verübten sie an den Geistlichen die unerhörtesten Grausamkeiten, wenn sie in ihre Hände fielen. Sie entmannten solche mit ihren verruchten Händen, so daß manche in Folge der großen Schmerzen das Leben aufgaben. Ja sie trieben die Bosheit so weit, daß sie ihren unglücklichen Opfern an heimlicher Stelle zusammenzwängende Schlösser anlegten, die sie hängen ließen, bis es ihnen beliebte, sie selbst wieder zu öffnen.

Als sich die Gebrüder Georg, Arnold und Michael von Rosenberg — berichtet ein Zeitgenosse — lange Zeit als solche Räuber und Schinder auf Bocksberg gehalten, auf dem Odenwald bis gen Franken und herab an den Neckar die Straßen wüste gemacht, und Niemanden unberupft hinkommen lassen, ließen die drei Fürsten, Pfalzgraf Friedrich am Rhein (Lehensherr der Rosenberger), Erzbischof Adolf von Mainz und Bischof Rudolf von Würzburg, Gebote, Ersuchung und Drohungen an sie ergehen, aber sie lasen nicht einmal die Botenbriefe, fingen den Herren ihren Adel, enthielten Mörder und Räuber, und wollten darum weder Ehren noch Rechts pflegen. Da vereinigten sich die genannten drei Fürsten am Montag vor St. Antonientag des Jahres 1470, für das Schloß und Städtlein Bocksberg zu ziehen und es zu gewinnen, aus Ursache, wie hernach geschrieben steht: „Wir Adolf des heil. Stuhls zu Mainz Erzbischof, Wir

Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, und Wir Rudolf, Bischof zu Würzburg, bekennen u. s. w., nachdem sich jetzund gute Weil viel Räuberei und unsäglicher Zugriff auf dem Ottenwald begeben haben, und noch thun, und nämlich, als Georg von Rosenberg Wiprechten Sutzeln gefangen hat, und darum zu den Ehren nicht antworten noch erkennen lassen will, ob er den genannten Wiprechten mit Ehren gefangen habe und mit Ehren behalten möge; und denn um mehr Mißhändel, die Georg, Michael und Arnold von Rosenberg und Andere ohne Bewahrung gethan haben; die und andere Uebelthat wir drei Fürsten, als wohl billig ist, zu Herzen genommen, und das zu strafen, uns freundlich vereint haben, als hernacher folgt: Zum ersten soll unser jeder Fürst 200 Reisiger und 300 zu Fuß (stellen), damit von unsertwegen die Kirchhöf, nämlich in Schweigern und Unterschüpf, genommen werden sollen. Item, ob sie Etwas in den Kirchhöfen finden würden von Proviant, das soll in unser drei Herren Kasten gewendet werden, einem so viel als dem anderen ungefährlich. Item, ob es sich begäbe, daß die Sachen hiezwischen und in Wettertagen ungefährlich nicht gerichtet würden, so sollen wir drei Herren von Stund, so Wettertage werden, mit Macht ziehen für Bocksberg und Schüpf, dergleichen auch gedenken, was an den andern Orten gut ist, und nicht ablassen, die Schlösser sind denn erobert und die Dinge geendet, und was in diesen Dingen erobert würde, das sollen wir gleich theilen. Item, wir sollen und wollen auch in diesen Sachen gegen Georgen, Michaelen und Arnolden von Rosenberg, und wer sich ihrer annehmen will oder wird einander getreulich Hilfe und Beistand thun, und keiner ohne des andern Willen heimlich oder öffentlich keine Sühne oder Richtung, Frieden oder Vorwandt aufnehmen, leiden oder haben in keine Wege ohne Gefährde u. s. w." Des folgenden Sonntags zogen die gemeldeten drei Fürsten für Bocksberg mit Heereskraft. Herr Luz Schott war des Pfalzgrafen Hauptmann, der war ein geübter und bewährter Ritter, und nöthigten es mit Geschoß und Graben drei Wochen lang so strenglich, daß Georg von Rosenberg mit 70 Reisigen bei Nacht daraus weichen mußte, und ward also aufgegeben und jedem Herrn zum dritten Theil der Nutz. Darnach nahmen sie Cuntzen von Berlingen zu einem gemeinen Amtmann an; dergleichen setzten sie auch einen Keller dahin, der alle Gefälle einbrächte und den Herren, jedem zu seinem Theil überantwortete. Es hatten die gemeldeten drei Fürsten sich endlich vereinigt, das Schloß niederzubrechen, dieweil aber sonst mehr Leute daran Theil hatten (vielleicht auch die von

Adolzheim, von denen ein Martin von Adolzheim noch im Jahre 1491 als seßhaft auf Bocksberg genannt wird) so ließen sie es stehen. Auf den Dienstag St. Jakobsabend in demselben Jahre 1470 richteten die Herren einen Burgfrieden über Bocksberg auf und gelobten denselben einander. Als aber Erzbischof Adolf von Mainz und Pfalzgraf Friedrich bei Rhein nach einigen Jahren mit Tod abgangen, suchten die von Rosenberg, auch andere Ganerben, so zu Bocksberg und Schüpf Theil hatten, bei ihren Nachkommen und Erben, Bischof Dietrichen, von Eisenberg geboren, Pfalzgrafen Philipp und Bischofen Rudolf zu Würzburg emsig an, und baten, ihnen beide gemeldete Schlösser und Städte wiederzugeben. Da schlugen sich Bischof Philipps von Bamberg und Markgraf Albrecht von Brandenburg, Churfürst, im Jahre 1477 in die Sache, und ernannten einen Tag gen Windsheim auf St. Lorenzentag. Dahin kamen sie und die von Rosenberg sammt den anderen Ganerben persönlich, aber die drei Fürsten von Mainz, Pfalz und Würzburg schickten ihre Räthe. Und ward die Sache am Mittwoch nach St. Lorenztag daselbst vertragen, auch dem von Rosenberg und anderen Ganerben die berührten Schlösser wieder eingeben; doch mußten sie sich verbinden, wo sie und ihre Erben in künftiger Zeit das Schloß Bocksberg wieder erbauen würden, daß sie solches von den dreien Fürsten oder ihren Erben zu Lehen empfahen sollten. Das ist auch Ursache gewesen, als die von Rosenberg das Schloß bald darnach wieder gebaut und zugerichtet haben, daß sie es fürder, als es in ihren Händen gestanden, nämlich bis in das Jahr 1523 in ihren Briefen, Verträgen und sonst, nicht ein Schloß, sondern eine Bastei genannt haben. Denn sie besorgten, wo sie es wieder ein Schloß nenneten, daß sie in Kraft des Vertrags, zu Windsheim aufgerichtet, dasselbige von den dreien Fürsten zu Lehen empfahen müßten. Da nun drei Viertheil der Burg ein pfälzliches Lehen, das Uebrige aber des Georgen von Rosenberg eigen gewesen, hatte er letzteres von den drei Fürsten insgesammt, wie die übrigen drei Viertheil von Churpfalz allein zu empfangen.

Dieser Georg von Rosenberg war es jetzt, der die Burg Bocksberg wiederherstellte. Frisch legte er die Hand an's Werk, gönnte sich keine Ruhe bei Tag und Nacht, und bot Allem auf, um die gebrochene Burg wieder wohnlich zu machen, ja er soll mit eigenen Händen dabei gearbeitet haben, und seine Hausfrau theilte mit ihm seine Wirksamkeit. Also sind beide Eheleute auf zwei Denksteinen verewigt, die früher über dem Eingang in die

Schloßkapelle eingemauert waren, im verhängnißvollen Jahre 1848 muthwilligerweise herabgestürzt wurden, nun aber in Carlsruhe in sicherem Gewahrsam sich befinden. Von diesen Steinen stellt der eine den Ritter von Rosenberg dar, im Gewande eines Arbeiters, die Holzaxt auf der Schulter, mit der er neben seinen Leuten im Wald das Holz gehauen; auf dem andern steht die Hausfrau des Ritters in einfachem Gewande, an ihrer Seite trägt sie einen Korb und ein Tragnetz, in welchem sich Lebensmittel befinden, welche sie jeden Tag ihrem Eheherrn im Walde zum Imbiß nachtrug. Die Umschrift um beide Steine lautet:

„Im jar des Herrn 1480 sieben wuchen vor Michäli hab „ich Jörge von Rosenberg einen der ersten Steine zu Bocksperg „geleit, vnd .... von Eichholzheim geboren mein elich Haus„fraw hat mir mein erlich bawen getrewlich helfen volbracht, wie „sie hier stet, vnd ist der luginsland ausgemacht vf montag nach „Sant Michelstag im 14 jar bitt Gott für uns beide."

(Eine andere Leseart der Inschrift, lautet:

„Anno dni MCCCCLXXX jar uff mittwochen, vor mit„fasten, habe ich Jörge von Rosenberg den ersten Stein zu Box„berg legen lassen, denselben hat ...ann v. Rosenberg geborne „von Eichholze mein elich Hausfrau geleit und hat mir mein „erlich bawen getrewlich helfen volbringe, wie sie hier stet, und „ist der lüginsland darnach ausgemacht uff montag nach Sant „Michelstag im XCIII jar bitt got für vns beide.")

Kaum hatte Georg von Rosenberg die Burg wieder gehörig hergestellt und befestigt, so fing er es mit seinen Brüdern wieder an, wo er es gelassen hatte. Im Jahre 1482 sendete Herzog Albrecht von Bayern seinen Rath Dr. Johann von Dietzelau an Kaiser Friedrich nach Frankfurt; Georg von Rosenberg, der davon Kunde erhielt, überfiel den Genannten zwischen Kitzingen und Würzburg, ungeachtet ein Knecht des Würzburg'schen Geleitsmanns anwesend war. Er schleppte ihn nach Elnbogen im Böhmerwald und schätzte ihn um 1000 fl. Der Herzog rächte sich am Bischof von Würzburg, wegen schlecht gegebenen Geleits, und fing dafür drei Chorherren, die er nicht eher herausgab, als bis der Bischof 1500 fl. Lösegeld erlegte. Da Georg von Rosenberg und seine Brüder bedäuchte, daß ihnen Alles, was sie erlitten, am meisten vom Bischofen Rudolfen zu Würzburg zugeschoben worden, so suchten sie alle Wege auf, wie sie sich am genannten Bischofen rächen möchten. Die Herren von Rosenberg hatten nicht nöthig, eine Ursache vom Zaum zu brechen, Brennstoff zur

Fehde fand sich bald. Im Jahre 1454 hatte sich Anselm von Rosenberg, Ritter, der die Städte nnd Aemter Röttingen und Bröseltzheim vom Hochstift Würzburg inne hatte, und in letzterem Orte wohnte, in seiner eigenen Schlafkammer erhängt, und es war von den Centschöffen zu Recht gesprochen worden, daß sein todter Körper, dieweil er sich selbst entleibt, nicht würdig wäre, daß man ihn durch Thür, Thor oder Dach thue, sondern durch ein gebrochen Loch unter der Thürschwellen herausziehen und verbrennen sollte. Bischof Gottfried von Würzburg aber klagte auf seine verlassene Habe und Güter und nahm genannte Städte und Aemter ein, obgleich Ritter Anselm eine Tochter, Kunigunde, hinterlassen hatte. Deren nahmen sich nun die Gebrüder von Rosenberg, unter welchen auch ein Friedrich genannt wird, an; sie ersuchten Gottfrieds Nachfolger, Bischofen Rudolf, daß er gedachte Schlösser und Städte ihrer Muhmen auf gehabener Nutzung wieder zustellen wollte. Darauf Bischof Rudolf antwortete: er wäre Nichts schuldig, denn daß sein Vorfahr Bischof Gottfried Herrn Anselms Güter wieder zu seinen Händen gezogen, wäre aus guter Ursache geschehen; deßwegen sie sich mit Fug nicht zu beschweren, wollten sie aber davon nicht gesättigt sein, wollte er ihnen an Recht sein und pflegen. Darauf schickte er gen Achen zu Kaiser Friedrichen, und ließ sich im Besitz der eingezogenen Güter bestätigen; das geschah am 11. Heumonat im Jahre 1486. Von der kaiserlichen Bestätigung schickte er denen von Rosenberg eine Abschrift zu. Aber die kehrten sich nicht daran, sondern schickten dem Bischof den 15. des Weinmonats ihre Feindsbriefe und kamen noch desselbigen Tags um 3 Uhr mit 600 Pferden in das Kaltloch, vermeinten, es sollten der Bischof oder zum wenigsten seine Reiter herauskommen sein, die wollten sie empfangen haben — wiewohl man sagen will, sie haben was Anderes im Sinne gehabt, sei ihnen aber nicht gerathen. Doch thaten sie Bischof Rudolfen und seinen Unterthanen mit Gefängniß, Schazung und Anderem großen Schaden.

Am Dienstag nach Ostern des folgenden Jahres 1487 fing Georg von Rosenberg etliche Würzburgische Männner und wollten die mit sich hinwegführen, aber die Würzburgischen Reiter kamen hintennach, drangen ihnen die wieder ab und fingen dazu aus den Rosenberg'schen Reitern von Stetten, Sigmund Moken, Georgen von Hartheim, Balthasar Stiebarn und sonst noch 4 Knaben und 11 Knechte, die führten sie mit sich gen Würzburg. Da bewarb sich Bischof Rudolf bei etlichen seiner Einigungsverwandten, gebot auch allenthalben im Stift auf, und erforderte

das Kriegsvolk am Sontag nach unseres Herrn Leichnamtag gen Büttard in die Sammlung, und war endlich der Meinung, mit gewehrter Hand wieder für Bocksberg zu ziehen, auch den Rosenbergern ihr Getreide uud Früchte auf dem Felde zu verderben, und hielt der Musterzettel 700 Mann zu Roß, 3000 zu Fuß, 8 Schlangen- und Karrnbüchsen, 41 Haken, 137 Wagen, 1117 Reithauen, 1167 Sensen, 332 Beihel, 211 Bickel, 104 Pflüge. Aber gleich indem, als sich Jedermann rüstete, und man jetzund anziehen wollte, kamen Bischof Hermann zu Köln und Markgraf Friedrich zu Brandenburg gen Windsheim, vertrugen beide Partheien solcher ihrer Fehde dergestalt, daß Bischof Rudolf den Rosenbergern 5700 fl. gab für alle ihre Forderung; ist geschehen am Tage unsrer Frauen Heimsuchung. Es hat Bischof Rudolf in einem sondern Zettel mit eigner Hand verzeichnet, daß dieser Rosenberger Krieg ihn und dem Stift bei 80,000 fl. gestanden habe.

In Zeit dieser Fehde kam das Geschrei gen Würzburg, wie Georg von Rosenberg ein Pferd um 100 fl. kauft hätte, welches dazumal ein groß Geld war. Das zeigten Bischof Rudolfen seine Räthe an; zu denen sagte er: „verheite Laus, es ist ein thörichter Mann, daß er so viel Gelds ohne Noth ausgibt; wenn er auf einem Esel säße, meine Reiter ereilten ihn nicht.“ — War wirklich ein Kriegsmann von seltener Kühnheit, List und Gewandheit dieser Georg von Rosenberg. Als er der Stadt Hall Feind war — ist gerade vor der Zeit gewesen, da Bocksberg eingenommen wurde — da ging er einmal in Bauernkeidern mit Besen gen Hall auf den Markt und hatte Besen feil; es hat ihn aber ein Schmiedknecht gesehen, der hat ihn kennt, da hat der von Rosenberg ihn gebeten, er soll still schweigen und zu ihm kommen, er woll ihn sein Lebenlang bei ihm behalten; dem hat der Knecht gefolgt, sind Beide, unwissend eines ehrbaren Raths, zur Stadt hinausgangen. Großheinz und sonst ein Reisiger, beide Georg von Rosenbergs Knechte, hat man in diesem Krieg gefangen und zu Hall geköpft. Hat also Herrn Georgen von Rosenberg diese Fehde nicht viel eingetragen. Nach etlichen Jahren, als der Krieg verrichtet war, hat Herr Conrad Schott ihn um Rath gefragt: er sei Willens, die von Hall zu bekriegen, was er rath? Darauf hat Herr Georg geantwortet: er rath das nit, ihm seien seine Eisen, die er in ihren Steigen abgeritten hab, von denen von Hall nicht bezahlt worden; er' hab die von Nürnberg auch bekriegt, die wollt er noch lieber bekriegen, und eher ihnen Etwas abbrechen, denn denen von Hall. Also ist Herr Conrad

Schott von seinem Fürnehmen abgestanden. Auch sonst muß Georg von Rosenberg ein tüchtiger, gewandter Rittersmann gewesen sein, der auch im Zweikampfe seinem Gegner kräftig gegenüber stand. Es ist nicht genau, um welche Zeit es geschehen, aber wahrscheinlich fällt es in die früheren Jahre des Ritters, daß er mit Herrn Sigmund von Stetten in einen Streit gerieth. Nachdem sie sich — das sind die Worte eines gleichzeitigen Berichterstatters, des berühmten Ritters Ludwig v. Eyb — schriftlich verabredet, daß sie ihre Sache mit ritterlicher Wehr in Schranken wollten austragen, und Beide den Herrn Markgrafen Albrecht von Brandenburg baten, ihnen Schutz und Schirm zu geben. Dessen derselbe sich zwar einige Zeit enthielt, aber, nachdem er von beiden Theilen und ihrer Freundschaft so hoch angesucht wurde, sagte er ihnen zu, Schutz und Schirm zu geben, den er ihnen benennen wollte; das geschahe, daß er ihnen einen Tag setzte. Auf denselben Tag kamen Beide mit ihrer Freundschaft und sonst vielen Andern von der Ritterschaft aus dem Fürstenthum. Da wurde ein Platz zu Onolzbach verschrankt und besetzt, und ob 600 Wappner zu Fuß um die Schranken gestellt und ihnen beiden eine Stund gesetzt, da sie zu den Schranken sollten eingelassen werden. Da kam der eine von oben in die Schranken und der andere von unten auf in die Schranken, daß ihn jeder inwendig in dem Zirkel umritt und das Volk bat, ihm Sieg zu geben, einer anders denn der andere; darnach rückt ihr jeder an sein Ort an die Schranken gefaßt mit seinem Spieß auf sein Achsel, die wurden angelassen, dann daß sie doch in ihrem Anrennen beide Nichts schickten, sondern zu ihren Schwertern griffen und einander also ein gut Weil auf dem Platz umhertrieben. Da ward Herr Sigmunds von Stetten Hengst springen, so hart, daß er von ihm sprang, daß Jörg von Rosenberg auch abfiel, und sie beed zusammenliefen und einander faßten zu den Ringen, daß Jörg von Rosenberg Herrn Sigmunden von Stetten rücklings niederwarf, auf ihn kam, und ihn ansucht mit seiner Wehr um den Sieg. Cunz von Buchau und Herr Hilpolt von Hausen als des Markgrafen Räthe und Grießwartel die hörten und vernahmen ob ihn beiden, daß sich Herr Sigmund von Stetten begab, und der Markgraf beide Theile mit ihrer Freundschaft zu Tische laden ließ."

In einen andern Handel gerieth er im Jahre 1500 mit dem Grafen Asmus von Wertheim. Derselbe war mit seiner Gemahlin in Unwillen gekommen, und Jörg v. Rosenberg war der Gräfin, deren sich keiner ihrer angebornen Freunde angenommen, wider

den Grafen behülflich, räthlich und beiständig. Da wäre es beinahe zu einem Zweikampfe zwischen beiden gekommen, aber der Pfalzgraf Friedrich vermittelte zwischen ihnen zu einem Frieden.

Nach dieser Zeit finden wir den Ritter Georg von Rosenberg in größerer Herren Dienste. Im Jahre 1502 diente er dem Markgrafen Casimir von Brandenburg gegen die Nürnberger; bei dieser Gelegenheit stritt neben ihm noch der blutjunge Götz von Berlichingen, dem er nach dem Streit großes Lob ertheilte. Im Baierischen Krieg, im Jahre 1504, vertheidigte er Landau an der Isar gegen die Markgräflichen, unter denen derselbe Götz von Berlichingen kämpfte. Seitdem hören wir Nichts mehr von ihm. Er starb ohne männliche Erben. Nach Absterben Georgs von Rosenberg finden wir drei Gebrüder von Rosenberg, einer anderen Linie angehörig, Hans Thoman, Hans Melchior und Hans Ulrich von Rosenberg auf dem Schloß Bocksberg seßhaft. Unter ihnen erging zum zweiten Mal ein verderbliches Loos über die Burg, eigentlich um eines Fremden willen. Im Jahre 1521 wurde Graf Joachim von Oettingen, als er in des Kaisers und gemeinen (schwäbischen) Bundes-Dienst von einem Bundestag anheim reiten wollte, bei Schwäbischwörd von dem Ritter Thomas von Abtsperg angerannt, hart verwundet, gefangen, geplündert und dermaßen behandelt, daß er solcher halben kürzlich darnach Todes vergangen; auch hatte Thomas von Abtsberg die Unterthanen und Zugewandten des schwäbischen Bundes in vielerlei Weg geschädigt, und wider des heiligen Reichs Landfrieden vergewältigt. Um all dieser Frevel willen wurde er mit allen seinen Helfern und Helfershelfern, auch mit Allen Denen, so ihn von nun an hausen, höfen, ätzen, tränken, fürschieben und enthalten würden, von dem Kaiser in des Reiches Acht und Aberacht erklärt. Dem ungeachtet fand Thomas von Abtsperg nach viele, die sich seiner annahmen und ihm Unterschleif auf ihren Burgen gewährten. Zu diesen gehörten auch Hans Thoman, Hans Melchior und Hans Ulrich, die genannten drei Gebrüder von Rosenberg, die wohl in früherer Zeit Helfer und Helfershelfer seiner Frevel gewesen waren. Am ersten Tag Juni 1523 sagte Rudolf von Ehingen, des schwäbischen Bundes Hauptmann, im Namen von 21 Mitgliedern, dem genannten Thomas von Abtsperg und seinen Anhängern, auch Allen, die ihn gehaust und geäzt hatten, Fehde und Feindschaft zu. Zugleich wurde auch von dem Oberhauptmann des Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, an 23 Burgen ein Absagebrief ähnlichen Inhalts abgeschickt und Feindschaft zugeschriebeen. Unmittelbar darauf zogen die Bundesritter

vor die in Unfrieden gesetzten Burgen. Die Burg Velberg bei Schwäbischhall traf zuerst das Loos der Zerstörung, dann ging es am 14. Juni an die Burg Bocksberg. Die von Rosenberg leisteten keinen großen Widerstand; das Schicksal der Burg Velberg mag sie abgeschreckt haben. Als daher die Bundestruppen, lauter wohlgerüstete Reiter, sich der Burg näherten, machten sich die von Rosenberg mit ihrem Büchsenmeister und zwanzig Knechten davon und überließen sie ihrem Schicksal. Die Zurückgebliebenen übergaben das Schloß, welches alsbald niedergebrannt wurde.

Noch sind alte Holzschnitte aus derselben Zeit vorhanden, welche eine getreue Abkonterfeiung von 23 damals abgebrannten Burgen geben. Die freilich nicht gar malerische Ansicht von Bocksberg liegt vor uns. Dieser zufolge war die Burg in jener Zeit mit starken Mauern, Pallisaden und Gräben umfangen, und hatte ein äußeres und ein inneres Schloß, beide mit Brücken und Thürmen. Der Zeichner hat den Moment dargestellt, in dem die Burg bereits dem Bunde übergeben ist; schon schlagen die Flammen aus den meisten Theilen des Schlosses, und zwei große Kartaunen werden eben als Beute von Fuhrleuten aus dem äußeren Schlosse abgeführt. Demungeachtet halten noch die Ritter und Reisigen mit auferburten (hocherhobenen) Lanzen vor der Burg, und die Trompeter blasen mit vollen Backen zur Uebergabe. Unterhalb der Burg ist ein Theil des Städtchens sichtbar. — Wie doch der Zeichner sich so naiv über Raum und Zeit hinwegsetzte! Noch interessanter als dieser Holzschnitt ist ein Bericht, welchen ein gewisser Hans Löble, der dem ganzen Verheerungszuge beiwohnte, an den Freiherrn Wilhelm von Waldburg aus dem bündischen Lager am 23. Juni 1523 ergehen ließ. Es heißt darin unter Anderem: „Hiermit schick ich ein Verzeichnis der Namen aller Schloß, so gemeiner Bundstände Kriegsvolk bisher erobert und verbrannt und zum Theil zerrissen haben, und kann nit befinden noch vernehmen, daß anders dann mit allem Ernst gegen denselben gehandelt sei, und fürwahr sollten dieselben wieder erbaut werden, muß es mit merklichen Kosten geschehen, will es aber nit glauben. Und sobald solch Schloß eingenommen und verbrannt worden, sind unverzogenlich aller derselben zugehörende Güter und Unterthanen auch in gemeines Bunds Händen und Nutz, und die Unterthanen mit Eid und Pflicht in denselben Schutz und Schirm genommen worden u. s. w.; ich wöllt nit gern Amtmann sein an den Orten, so wir wieder aus dem Land kommen. — Ich hab' all mein Lebtag von keinen

edlern Krieg nie gehört noch gesehen; dermaßen Tag und Nacht ohn Forcht zu leben, als wir thun: es thut ein Jeder was ihm gefällt, und seyen mit Provant und allem Staat vast wohl versehen und traktirt. Dann folgt ein Inventari des fahrenden Haab', so im Schloß Bocksberg gefunden, und der Mehrerteil, ausgenommen das Geschütz, verbrannt worden ist." Wir geben dieses Inventar, das der Zeugmeister Martin Herden aufgenommen, hier wieder, denn es möchte wohl manchem Leser von Interesse sein, zu erfahren, wie viel in solchen Raubritterburgen nach und nach an Munition, Proviant und sonstiger Habe sich aufhäufte. „Erstlich 1 Quartan (Kartaune) 36 cl. schwer, scheußt Eisen 36 Pfd.; 1 Schlag steht daneben, ungefahrlich auf 26 cl., scheußt Eisen 6 Pfd.; 1 Stammbüchsen ufm Stock, 20 cl. schwer, 2 Valkonet; 1 Quartan ufen Schirmer, ungefahrlich auf 30 cl. angeschlagen; 1 Schlangen, ungefahrlich 8 cl. schwer; im hintern Thurm 1 Schlänglie mit 4 Rädern; noch 4 Schlänglin; item 8 Eisen-Haken, item 4 Scharpfetin; in der großen Stuben 20 neu Hakln und war eingefaßt, 3 alt gefaßt Hakln; vornen im Hof 1 Bock, im hintern Thurm zu oberst 1 Doppelhak, mehr 3 Hakl, noch 2 Hakl und dabei ein altes Bett. Item in der Wör zum großen Gut 1 Hakl, mehr 4 halb cl. Hakl, item mehr 2 eiserne Feuerbüchsen; ein Büchsenhaus, 1 cl. Hakl, item 10 Eisenhakl, mehr dabei 1 Unterbettlin mit 1 Pfülg und 1 Deckin. Item auf der Tasch 2 Scharpfetin wigt 1 cl., 2 halb Centner Hakl; item bei dem Keller 3 halb cl. Haken; item mehr in den hintern Gefängniß und sonst in einem Gewölb bei 30 cl. Pulvers ungefahrlich; item ungefahrlich 3 cl. Bley. Item in einer Kammeren, da der Käs gelegen ist, in einem Sack 1 cl. Salpiters; item mehr in einem Gewölb, da 2 Stock in stehen, in 4 Kufen bei 40 Malter Melbs, 23 Scheiben Salz, 13 Feuergabel mit Feuerwerk, 161 Kugel zu Quartan eisern, 365 Schlangenkugeleisen zweierlei, 132 Falkonetkugeln bleyern, 319 Falkonetkugeln bleyern, 121 bleyern Scharpfetin Kugel; mehr noch 3 alt Hakbüchsen, 2 eisern Schraufen, damit man Büchsen schrauft. Item mehr 1 Meßgewand von Goldstücken, 1 Kelch mit 1 Pat (in), mehr 2 alte Meßgewand, item 3 Albn sammt Stola, und Manipel und 1 Meßbuch, etlich Leuchter auf dem Altar: 2 Messin, 2 Zin Leuchter, 1 kleinen Kessel, 1 große Breipfanner, 1 cl. Pech. Item oben im Schloß in zweyen Kammern 6 Malter Melbs; item mehr auf ein Bunern (Bühne) bei 50 Malter Melbs; item in Thomans von Rosenberg Gemach, in sein Stuben 1 Tisch mit Schubladen, darin allerlei Brief, in sein Kammern 1 Spanbett

mit einem Himmel, darin 1 Federbett, mehr 1 Spanbett, darin 1 Federbett, 1 Polster, 1 Deckbett, in ein ander Kammer 1 Spanbett, 1 Polster, 1 Deckbett, mehr ein Spanbett, 1 Federbett, 1 Deckbett; 1 Spanbett, 1 Federbett, 1 Polster, 1 Küsse, 2 große Truhen, 3 kleine Truhen. In der alten (Kammer) darneben 1 großen Kessel, 1 Spanbett, 1 Federbett, 1 Polster. In Hans von Rosenbergs Stuben 2 alte Federbett; in der Kammer darneben 1 Spanbett, 1 Deckbett; in der vordern großen Kammer 4 Spanbett, 4 Federbett, 2 Deckbett, 1 Deck, 3 Truhen, 1 Kulter. In der Kammer vor der Speiskammer 3 Spanbett, 2 Federbett, 2 Truhen. Item auf dem Boden ob der großen Stuben 30 Malter Habern ungefahrlich, 10 Malter Korns, 1 Federbett, 1 Wildgarn. Item mehr in der Kapellen in einem großen Kasten bei 100 Malter gemahlen Melbs; item auf dem Kornboden 1 Federbett, 1 Polster, 1 Deck, 1 Truhen; item mehr bei 100 Malter Dinkel, 10 Malter Melbs und 10 Malter Korn, 30 Malter Haber. In Melchior von Rosenbergs Keller erstlich in 6 Fassen 11 Fuder Weins ungefahrlich, item mehr im anderen Keller 3 volle Faß mit Wein auf 12 Fuder angeschlagen, item mehr 3 alte irdene Hafen."

Die Lebensmittel, welche man im Schlosse fand, vertheilten die Bundestruppen unter die Bewohner der Umgegend; ob sie alle übrige Habe verbrannten, wie es im Bericht heißt, läßt sich mit Recht bezweifeln, denn in demselben Bericht finden wir noch die Bemerkung, wie einem der mitziehenden Eroberer nichts leider gewesen, „denn daß allenthalben die Vögel ausgeflogen sind, und er nichts zu kistenfegen (Beute machen) habe" Außer der Burg Bocksberg wurden den Rittern von Rosenberg noch 2 Burgen, Waldmannshofen und Gnetsheim verbrannt und abgenommen. Sie wurden über den Verlust derselben so erbittert, daß sie noch lange ihre Feindseligkeiten gegen den schwäbischen Bund und Diejenigen forsetzten, welche den Zug gegen die Schlösser mitgemacht. Böslich rächte sich Hans Thomas von Rosenberg, da er behauptete, seinen Brüdern und ihm sei Unrecht geschehen. Er gab hauptsächlich dem Truchseßen Georg von Waldburg Schuld, daß die Burg Bocksberg zerstört worden war; an dem suchte er nun seine Rache auszuüben. Durch große List brachte er den jungen Sohn des Waldburgers, der in Paris studirte, in seine Gewalt, und setzte ihn auf einer eigenen Burg oder einer seiner Helfershelfer in Haft. Der Truchseß wurde aufs Innerste betrübt, als er das erfuhr, und scheute weder Mühe noch Kosten, um den verborgenen Aufenthalt seines Sohnes zu erfahren, aber Alles

war vergeblich. Hans Thomas von Rosenberg ließ den Junker um keinen Preis aus der Haft: er wollte ihn dazu gebrauchen, um durch Vermittlung des Truchseßen von dem Pfalzgrafen das Schloß Bocksberg wieder zu erhalten. Fünf Jahre blieb der Junker in des Rosenbergers Haft, und der alte Truchseß starb, ohne zu erfahren, wo sein Sohn hingekommen war. Erst jetzt gab er ihn gegen 8000 Goldgulden los, und man erfuhr, daß der Junker auf einer fränkischen Burg in milder und ritterlicher Haft gehalten worden war. Noch viele andere Stücklein verübte der Rosenberger gegen seine Feinde, und ist jetzt, sagt der ehrliche Chronist M. Crusius — in Gott sanft und seliglich verschieden.

Ebenso rachsüchtig gegen die Zerstörer der Burg Bocksberg war auch Albrecht von Rosenberg, der sich gegenüber seinem Vetter Melchior von Rosenberg anmaßte, Hans Thomans Erbe zu sein. Den Hieronymus Baumgartner, Rathsherrn von Nürnberg, einen Mann, dessen Name in Deutschland weit und breit berühmt, warf er, als er eben vom Reichstag zu Speyer am Pfingstabend 1544 heimkehrte, auf dem Wege von Sinsheim nach Wimpfen, mit 15 verkappten und wohlbewaffneten Reitern nieder, ob er gleich mit einem kaiserlichen Geleitsbrief versehen war. Das geschah aus Rache gegen die Nürnberger, die bei der Zerstörung der Burg besonders betheiligt gewesen. Er wollte ihn so lange gefänglich halten, bis ihm durch einen Rath zu Nürnberg Restitution und Wiedereinwortung des Schlosses Bocksberg sammt allen aufgehobenen Nutzungen und Interessen erlangt würde. Albrecht von Rosenberg führte den Gefangenen in Begleitung von fünf Knechten vorerst mehrere Tage in Wäldern umher, dann nach einem Schlosse, vermuthlich Angeloch, hierauf nach Bromberg im Kinzigthal, und so fort nach je von 3 bis 4 Wochen von Schloß zu Schloß, meist bei Nacht oder mit verbundenen Augen, bis er unter vielen Drangsalen nach Liebenstein oder Schramberg bei Rottweil geschleppt wurde. Der von Rosenberg aber verbreitete das Gerücht, als ob sich sein Gefangener auf der württembergischen Veste Hohentwiel befinde. In dieser Gefangenschaft soll Albrecht von Rosenberg dem Gefangenen einstmals ein Rüdenband oder Halsring, so bei 20 Pfd.-schwer, vorgezeigt, und ihn damit bedroht haben, wenn er selbst oder der Rath von Nürnberg sich unterstehen würden, ihn heimlich oder mit Gewalt abhändig zu machen, daß er darin geschlossen werden sollte. Wirklich ließ auch der Rath von Nürnberg, nachdem er erfahren hatte, in wessen Haft Baumgartner sich finde, so heftig auf den Rosenberger streifen, daß schier keiner von Adel oder Reisigen ungerechtfertigt über einen Weg reiten konnte. Als man aber aus-

kundschaftete, daß Baumgarten auf das Schloß Haltenbergstetten bei Rottenburg gebracht worden, da sandte der Rath am 14. September den Paulus Grundherr mit 600 Mann zu Roß und zu Fuß und 4 Feldstücken dahin ab. Doch Albrecht von Rosenberg, zuvor gewarnt, brachte seinen Gefangenen schnell weiter; der Thorwart, den die Nürnberger mit sich nahmen, entlief auf dem Rückzug nach Nürnberg. Nur acht Schälke (Leute der Rosenberger) wurden bei Weickersheim ergriffen. Wohin der Gefangene von nun an gebracht wurde, konnte man bei allem fleißigen Nachforschen nicht erkunden, nur so Viel konnte man schließen, daß er unter strengerem Verwahrsam war, denn alle seine Briefe schienen unter Aufsicht des Kerkermeisters geschrieben.

Als der Rath zu Nürnberg alle Mittel, den Gefangenen zu befreien, vergeblich gesucht hatte, wandte er sich gegen Ende des Jahres 1544 an den Kaiser, und erwirkte ein Mandat, durch welches dem Rosenberger bei Strafe der Acht und Aberacht geboten wurde, innerhalb 30 Tagen den Gefangenen auszuliefern, und in eigner Person auf dem Reichstag zu Worms zu erscheinen. Auch andere Vermittler, namentlich Herzog Albrecht von Brandenburg, besonders aber der Markgraf Philipp von Hessen, hatten gleichfalls vermittelt. Letzterer brachte sogar den Rosenberger zu sich nach Spangenberg, und erhielt das Versprechen, daß er ihm, Landgraf Philipp von Hessen, den Gefangenen ausliefern wolle, sofern ihm genügende Bürgschaft geleistet würde, daß ihm 10,000 fl. in Gold überantwortet würden. Letztere Summe hätten die Nürnberger wirklich sich kosten lassen, aber die Städte Augsburg und Ulm, die um ihr Gutachten angegangen wurden, waren dagegen und man brachte die Sache nun auf den Reichstag, auf dem Albrecht von Rosenberg mit königlichem Geleit erschien. Der Rosenberger scheint nachgiebiger geworden zu sein, denn die Nürnberger hatten einen Vetter Albrechts, Wolf von Stetten zu Kocherstetten, auf einem Streifzug aufgefangen. Die Verhandlung auf dem Reichstag war nicht ohne Erfolg, denn der Rosenberger willigte ein, den Hieronymus Baumgartner, sowie einen andern Gefangenen, den Christoph Greter von Hall, gegen 10,000 Gulden in Gold herauszugeben. Das geschah aber erst unterm 20. Juli 1545. Beide Gefangenen wurden nach einer weiteren Unterhandlung mit dem Rosenberger und auf gestellte Urfehde bei Nacht aus ihren Gefängnissen entlassen und nach mehreren Tagereisen unter Begleitung des Rosenbergers und vieler Reiter den 3. August nach Windsheim gebracht. Also kehrte Hieronymus Baumgartner nach einer Haft von 60 Wochen wieder nach Nürnberg zurück, wo er von den Bürgern im Jubel aufgenommen

wurde. Durch die Hin- und Herschleppung war viel des Trübseligen über den Mann ergangen, und er kränkelte auch von jener Zeit an, doch konnte er — das sind seine eigenen Worte in einem Briefe an Herzog Albrecht von Preußen — dem Albrecht von Rosenberg mit Wahrheit und gutem Gewissen anders nicht nachsagen, denn daß er für seiner selbst Person und so viel ihm möglich gewest, durch Andere zu bestellen, ihn nicht als einen Feind, sondern ganz leidlich und wohl gehalten, so viel die Gelegenheit erleiden mögen, keinen Mangel gelassen, und in Wahrheit von seiner selbst Person jeder Zeit am besten und redlichsten gehalten worden.

Obwohl Hieronymus Baumgartner nun seiner Haft 'entlassen war, so wurde doch Albrecht von Rosenberg noch nicht in seine Herrschaft immittirt, denn die Pfalz hielt sie fest in Händen. Es mußte auf anderem Wege gehen.

Albrecht von Rosenberg galt Viel bei Kaiser Karl V., ob derselbe gleich ihn mit Acht und Aberacht bedroht hatte. Da der Kaiser dem Churfürsten Friedrich II. von wegen seiner Theilnahme am schmalkaldischen Kriege ohnehin auffäßig war, so ließ er durch seinen Feldhauptmann, Ludwig von Büren, die Burg wegnehmen, welche Ritter Stephan am Adelshein bisher von der Pfalz als Sequester inne gehabt hatte, und immittirte im Jahre 1547 den rechtmäßigen Besitzer wieder in dieselbe. Der Churfürst beschwerte sich darüber beim Kaiser, der aber gab vor, er wisse von der ganzen Sache Nichts. Albrecht von Rosenberg hatte jetzt dieselbe Pflicht wie sein Vorfahr Georg, die ziemlich zerschossene und ausgebrannte Burg wieder herzustellen. Er begann damit unmittelbar nach der Wiederbesetzung. Sieben Gemeinden mußten beim Wiederaufbau frohnen, auch mußten sie, um die Kosten des Bau's zu bestreiten, neue Abgaben entrichten, was ihnen als eine allzudrückende Last erschien. Darum verabredeten sich die Schulzen der sieben Gemeinden mit einander und beschlossen, bei dem Churfürsten von der Pfalz, dem Lehensherrn, Klage gegen ihren Herrn zu erheben und um Abhülfe ihrer Beschwerden zu bitten. Auf ihrer Reise nach Heidelberg kehrten sie in Adelsheim in einem Wirthshause ein, der Wein machte sie redselig und sie enthüllten die Absicht ihrer Reise, sie stießen sogar laute Drohungen gegen ihren Herrn aus. Das Alles hörte eine Magd, die eilte nach Bocksberg auf's Schloß und berichtete Alles. Sogleich ließ Albrecht von Rosenberg den sieben Schulzen nachsetzen; sie wurden unterwegs ergriffen, nach kurzem Prozeß ward ihnen das Urtheil der Enthauptung gesprochen, und alsbald an ihnen vollzogen. Nur der Schulz von Boppstadt war seinen Häschern

entgangen, und wußte sich schon gerettet, indem er auf seine Kelter flüchtete. Vielleicht wäre er der Strafe entgangen, aber ein falscher Knecht im Hause machte an ihm den Verräther; er zog ihn vom Versteck herab, überlieferte ihn den Henkern und krönte seinen Verrath damit, daß er sich mit der Wittwe des Hingerichteten verheirathete. Zum Andenken wurde am Platz der Hinrichtung ein hölzernes Kreuz aufgerichtet. — Wie weit das eben Erzählte dem Reich der Sage angehört, vermögen wir nicht zu entscheiden. Aber so viel ist doch gewiß, daß der Wiederaufbau der Burg mit großem Eifer, und auch Strenge gegen die Frohnenden muß betrieben worden sein. Noch im nämlichen Jahre 1547 war der Bau so weit vollendet, daß die Burg wieder bewohnt werden konnte. An derselben Stelle, da der Denkstein Ritter Georgs und seiner Hausfrau gestanden, war noch in neuester Zeit die Inschrift zu lesen: „Diß Schloß hat „A. v. Rosenberg wieder angefangen zu bawen nach der Geburt „Christi MCCCCCXLVII jor — Albrecht von Rosenberg zu „Bocksberg."

Was Kaiser Karl V. durch Wegnahme der Burg dem Ritter zu lieb gethan hatte, erwiederte dieser durch treue Anhänglichkeit; denn, als der Kaiser im Jahre 1552 durch den Einfall des Churfürsten Moritz von Sachsen in Tyrol sich genöthigt sah, Innsbruck zu verlassen und in die Niederlande zu flüchten, konnte er dem Ritter von Rosenberg sicher seine Person anvertrauen, obgleich derselbe bereits im Herzen ein Anhänger der evangelischen Lehre gewesen sein muß. Um sicherer durch die Feinde zu kommen, die alle Wege belegt hatten, bekleidete sich der Kaiser mit einem grünen Rock und Hut, der Farbe des Rosenbergers und zog als Knappe hinter dem Ritter her. So gelangte der Kaiser nach Brabant. Wohl diese gute Stellung bei Kaiser Karl V. mag auch dessen Nachfolger, Ferdinand I., bestimmt haben, den Ritter wegen des großen Schadens, den er durch die Einnahme der Burg erlitten hatte, zu entschädigen. Am 14. Juni 1553 errichtete Kaiser Ferdinand zu Augsburg einen Vertrag in dieser Angelegenheit. Demzufolge erhielt Albrecht von Rosenberg von 28 Städten für all seinen Schaden, den er an Gebäuden und an fahrender Habe durch sie erlitten, 41,053 fl. 48 kr., eine horrende Summe für jene Zeit, die ein Raubritter eigentlich nur dafür empfing, daß er die Städte geplagt und Kaiser und Reich verhöhnt hatte. Nun saß Albrecht von Rosenberg auf der wieder wohnlich eingerichteten Burg, aber nicht mehr so lange. Der Handel mit der Pfalz wegen ihres Besitzes hörte nicht auf, bis Herzog Friedrich von Sachsen seinen Schwiegervater, Churfürst Friedrich III. dahin bewog, daß er mit Erlegung einer Summe von 2700 fl. dem Albrecht

von Rosenberg alle seine Ansprüche auf die Burg abkaufte und ihn zugleich mit der Cent von Schillingstadt nebst den Weilern Epplingen und Dainbach belehnte. Der Vergleich wurde im Jahre 1561 ausgefertigt und nun dem Churfürsten auf immer die Burg eingeräumt. Albrecht von Rosenberg zog auf sein Schloß zu Unterschüpf, das er im Orte selbst erbaute. Er starb daselbst im Jahre 1572 und liegt in der dortigen Kirche begraben, wo er ein schönes Grabmal hat.

Ueber die Schicksale der Burg Bocksberg in späterer Zeit wissen wir nicht Viel zu berichten. Als im Jahre 1621 der wilde Tilly in die rheinische Pfalz einrückte, da nahm er auch Schloß und Städtchen Bocksberg ohne Widerstand ein, und der Feind behielt es so lange im Besitz, bis er nach dem westphälischen Friedensschlusse Beides seinem rechtmäßigen Landesherrn, dem Churfürsten von der Pfalz, wohlerhalten wieder zustellen mußte. In dem auf Erlöschung der Pfalz-Simmerischen Churlinie erfolgten leidigen Kriege blieb Bocksberg zwar von dem Kriegsübel verschont, aber diese Herrschaft mußte dem erschöpften Lande zur Aushülfe dienen und wurde an den Bischof von Würzburg verpfändet. Erst im Jahre 1780 konnte Bocksberg wieder ausgelöst werden. Nach Aufhebung der Churpfalz kam Burg und Städtchen Bocksberg nebst 10 Gemeinden an die fürstliche Standesherrschaft Leiningen, bei welcher es unter badischer Oberhoheit geblieben, bis das Amt im Jahre 1849 ganz und gar an Baden überging. Nur das Schloß auf der Höhe blieb im Besitz des Fürsten v. Leiningen bis in die neueste Zeit. Dieser erst ließ das Loos gänzlicher Vernichtung über sie ergehen, über eine Burg, historisch-merkwürdig, wie kaum eine in der Umgegend, die mit ihrer fast unzerstörbaren Ringmauer und einem stattlichen Einbau noch Jahrhunderte lang dem Zahne der Zeit getrotzt hätte. Zuerst wurde der ganz steinerne Einbau, der bisher als ein Fruchtspeicher gedient hatte und wohl derselbe gewesen, den wir auf dem alten Bilde vom Jahr 1678 erblicken, an einen Bürger von Königshofen verkauft, der ihn bis auf den Grund niedergerissen. Dann ging es an die Ringmauer, die gewaltigen Thurmreste und Gewölbe, welche sammt dem Terrain (wohl 2 Jauchert Boden) um den elenden Preis von kaum 300 fl. an einen Maurermeister von Bocksberg verkauft wurden, der die alte Burg aus der Sarge reißt, die Steine von seltener Güte ausbeutet, und sie für neue Bauten um ein schönes Geld verwerthet.

Was nicht der Bauernkrieg, der an der Burg Bocksberg vorübertobte, an derselben gethan hat, was Tilly's rohe Horden im drangsalvollen 30jährigen Kriege unzerstört gelassen, das vollendet

unsere Zeit, welche auf Denkmale der Vorzeit ihr Augenmerk richtet, sie rettet und zu erhalten sucht — unsere Zeit, die restaurirt, und im mittelalterlichen Style Schlösser und Burgen baut — sie handelt in einem eigentlichen Widerspruch gegen sich selbst an der alten Burg Bocksberg, indem sie sie der gänzlichen Vernichtung Preis gegeben.

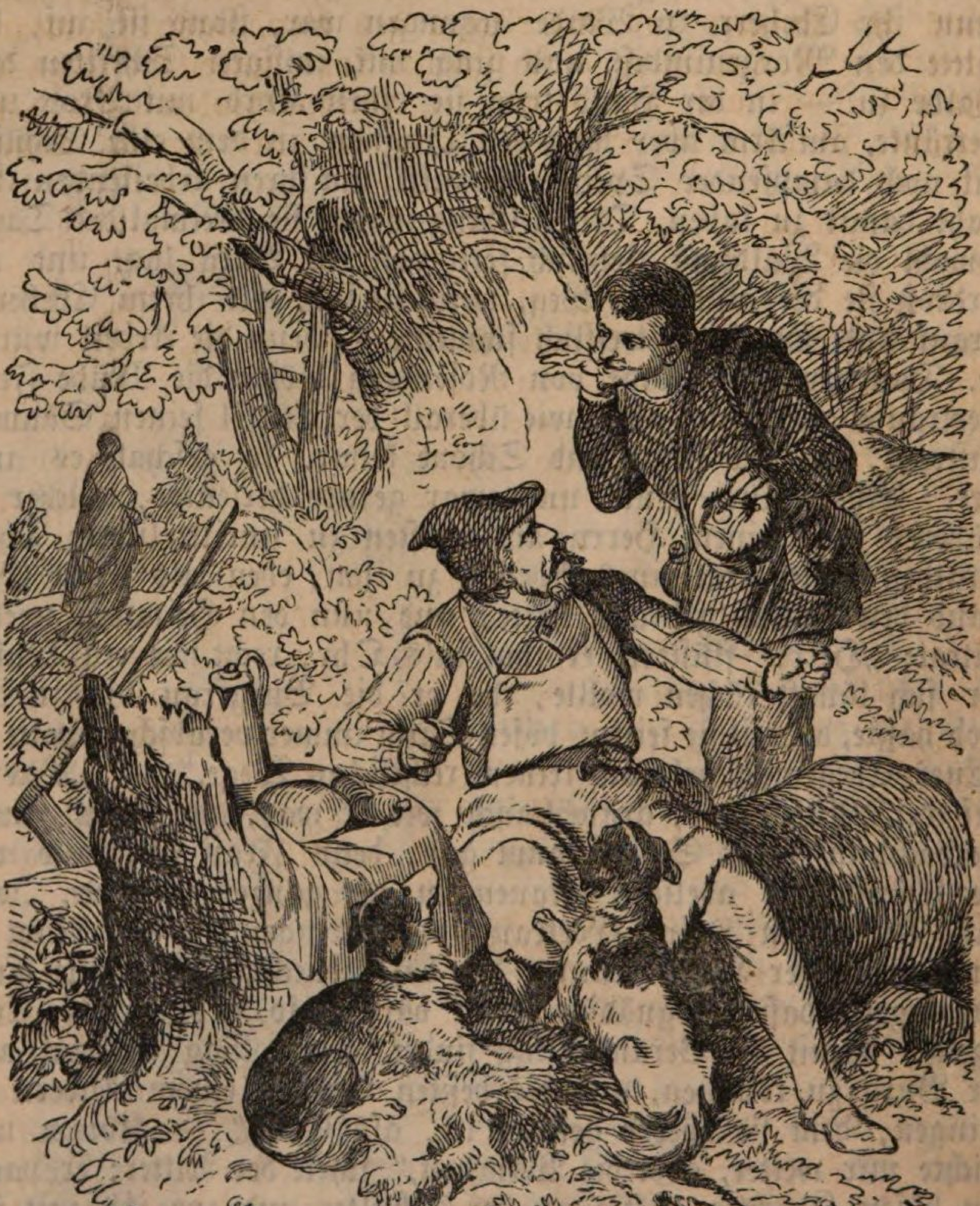
Doch Gottlob! es geht langsam mit dem Werk der Zerstörung, denn das mächtige Bauwerk mit seinen festen Quadern sträubt sich gleichsam gegen die Hände der Vernichter, und so wird noch manches Jährlein dahin gehen, bis Alles aus der Sarge gerissen, und kein Wahrzeichen mehr verkündet, daß hier oben einst eine Burg Bocksberg gestanden.

Sage
von der guten Frau von Rosenberg.

Zehn Jahre waren vorüber, seitdem die Raubburg Bocksberg von der gewaltigen Hand Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz und seinen Verbündeten gebrochen worden war. Großmüthig hatte Friedrichs Nachfolger, Philipp, im Jahr 1477 den Rittern von Rosenberg die Burg wieder zugestellt. Jörge von Rosenberg übernahm es, die Burg wieder herzustellen, welche auf alle Weise gelitten hatte, und mehr einer Ruine als einer bewohnbaren Veste glich. Doch das ließ sich der Ritter von Rosenberg nicht verdrießen. Um den Wiederaufbau schnell zu fördern, schritt er in eigener Person zur Arbeit. Schwert und Helm hatte er längst von sich gelegt, der Streitharnisch war seither auch nicht mehr um seinen Leib gekommen, jetzt legte er sogar das ritterliche Gewand von sich und ging, wie der gemeine Mann sich kleidet, in leinenem Hemde, leicht geschürzt zur Arbeit. Die Holzaxt auf der Schulter zog er neben seinen

Leuten in den Wald, um Holz zu fällen für den Bau seiner Burg. Aber nicht nur war es der Burgherr, der mit seinen Leuten der Arbeit so eifrig sich annahm, sondern auch die Burgfrau, Gertraud von Eichholzheim, wollte nach ihrer Weise Theil haben an der Förderung des Werkes. Morgens mit dem Frühesten, wenn ihr Eheherr zu Walde gegangen war, stand sie auf, bereitete den Morgenimbiß, und ging mit emsigen Schritten dem Walde zu — in der Hand trug sie einen Korb mit Brod und Getränke, am Arm aber hing ein Tragnetz, in dem eine Schüssel mit noch dampfender Speise schwankte, um ihren arbeitenden Gemahl damit zu laben. Diesen Gang machte sie dreimal des Tags, obwohl die Waldung ziemlich fern von der Burg lag, und nie verdroß sie der mühsame Weg, wenn sie sah, wie ihrem Eheherrn Trank und Speise so trefflich schmeckte — denn die Arbeit würzte sie. Dankbar hatte Jörge von Rosenberg bisher die Mühe Frau Gertrauds anerkannt, aber, wie überall der Teufel seinen Saamen einstreut, wo das Gute und Schöne keimt, so geschah es auch hier. Einer seiner Leute, und zwar gerade derjenige, welcher in früherer Zeit seinem Herrn am meisten zu unritterlichem Thun gerathen hatte, trat eines Abends zu ihm, eben als Frau Gertraud den Imbiß gebracht hatte, und nun den Heimweg wieder antrat; „Herr!" flüsterte er ihm in's Ohr, recht wie ein Teufel, der sich längst rächen wollte, da er die Burgfrau bis in den Tod haßte, dieweil sie seinen bösen Sinn immer verabscheut hatte — „Euer Ehegemahl geht auf keinem rechtlichen Wege." — „Was?" rief der Ritter, der, argwöhnisch wie er war, gar leicht einem Verdacht in seiner Seele Raum gab, denn Frau Gertraud war die schönste der adeligen Frauen in der ganzen Gegend, „was hast Du gegen meine Gertraud vorzubringen?" — „Nicht so laut, gestrenger Herr," raunte der böse Knecht, „ich wollte Euch nur sagen, daß die gnädige Frau darum so große Liebe Euch erzeigt, damit sie Veranlassung findet, jeden Tag dreimal aus der Burg zu kommen, und die beßten Bißlein einem Andern zu bringen, dem sie holder gesinnt ist, als Euch." — Komm und beichte mir weiter, aber die Wahrheit," schrie der Ritter; er packte den bösen Knecht gewaltig an der Schulter und zog ihn mit sich mehr abwärts von seinen Leuten. Zitternd berichtete nun der Bösewicht seinem Herrn die Lügenmähre, daß nämlich die Burgfrau jeden Morgen, wenn sie den Weg zum Walde antrete, ihren Gang über das am Fuße des Berges liegende Städtchen nehme, dort in ein niederes Häuschen schleiche und einen Theil des Ge-

tragenen zurücklasse. — „Wer wohnt in diesem Hause?“ fragte der Ritter hastig. — „Der junge Hans Martin, Ihr kennt ihn ja wohl, den schlanken Burschen, den Ihr schon oft in Eure Dienste nehmen wolltet; aber er hat es immer stolz verschmäht.“



„So will ich mich selbst überzeugen.“

— „Willst Du mir haften für die Wahrheit Deiner Aussage?“ — „Es ist so“ — betheuerte der Bösewicht, „ich habe es aus dem Munde der Gürtelmagd im Schlosse gehört, die hat es ge-

sehen mit eigenen Augen und mir anvertraut; ja auch des Abends geht sie auf solchen Wegen, denn Ihr sehet ja wieder heute, wie die gnädige Frau nicht wartet bis zum Feierabend, sondern allein vorangeht." — „So will ich mich selbst überzeugen von der Wahrheit Deiner Aussage aber," setzte der Ritter hinzu, und schwang die Holzaxt vor den Augen des Verläumders, „wenn Du lügst, sollst Du durch diese Deinen Lohn finden." Schnell machte sich Jörge auf und folgte der Vorangehenden leise auf dem Fuße; sie hätte den Gemahl hinter sich sehen können, wenn

Frau Gertraud kniete neben ihm.

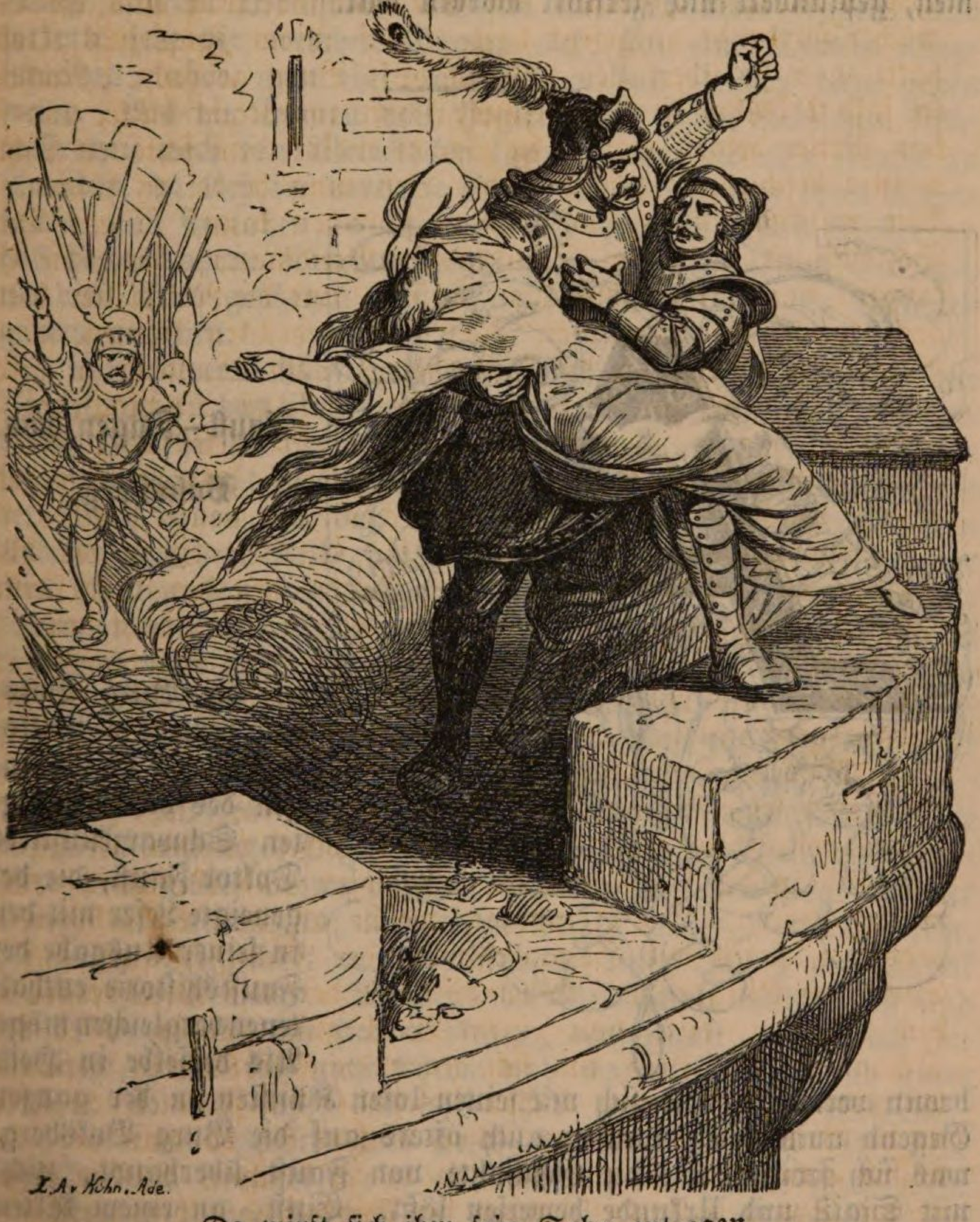
es nicht schon gedämmert hätte. Wirklich richtete Frau Gertraud ihren Weg zuerst gegen das Städtchen und dann dem bezeichneten Häuschen zu, das man vom Söller der Burg aus im Auge hatte. Als der Ritter dies sah, durchfuhr es ihn wie Fieberfrost, seine Zornader schwoll auf der Stirne und die erhobene Holzaxt bebte in seinen Händen. Er wollte schnell hinter der Burgfrau her, um sie nieder zu schlagen — aber nein, er wollte sie finden auf ihrem Sündengange und auf der That an ihr Rache nehmen. Leise trat er zur Thüre, lauschte, und hörte wirklich die Stimme des jungen Hans Martin, wie Frau Gertraud eben mit ihm redete. Nimmer konnte er sich halten, er riß mit der Linken hastig die Thüre auf, in der Rechten hatte er die Axt hoch erhoben, um einen tödtlichen Streich zu führen, aber sein Arm sank zur Stunde nieder. Auf einem Strohlager lag der eisgraue Vater des genannten Hans Martin — Frau Gertraud kniete neben ihm und hielt seine schon kalt werdenden Hände — sie hatte eben die letzte Erfrischung zum Munde des Sterbenden gebracht, und den Segen des alten Mannes empfangen. Wie beschämt fühlte sich Ritter Jörge von Rosenberg — das war also der böse Gang gewesen, den die Burgfrau jeden Tag that, zum Lager eines Sterbenden, um ihn in seinen letzten Lebensstunden zu erquicken. Der Ritter drückte sein Ehegemahl ans Herz und pries still ihr edles Thun, ob sie gleich einen Mann erquickt hatte, der die auf der Burg früher haßte wegen ihres Räuberlebens. Auf dem Wege zur Burg bekannte er der Gattin sein böses Vorhaben; wie hätte die Liebevolle ihm zürnen können, da er so reumüthig sein Unrecht bekannte. An der Gattin Treue zweifelte er nimmermehr. — Nur durch die Flucht entging der böse Knecht seinem verdienten Lohn. Zum Andenken an jenen Augenblick ließ der Ritter sich und seine Gemahlin über der Burgkapelle abbilden.

Der Sturm von Boksberg.

Es war zu Ostern des Jahres 1468, als die Wächter der Burg Boksberg eines Tages eine Schaar von Reisenden erblickten, welche unter dem Geleite einiger Ritter die Heerstraße nach Mosbach hinzogen. Alsbald rückte man zum Angriff gegen sie aus, und die Reisenden fielen, nach tapferer Gegenwehr ihrer Begleiter, auf der Höhe von Angelthürn, in die Gewalt der Rosenberger, und wurden auf das Schloß gebracht. Unter ihnen befand sich eine junge Dame: die Bläsſe der Furcht war wohl über ihr Angesicht gegossen, aber doch umblühte Anmuth und Schönheit ihre Gestalt; ohnmächtig wurde sie, eine seltene Beute, in Begleitung ihrer Zofe, in ein Gemach gebracht. Jeder andere Gefangene wurde in eine besondere Zelle eingeschlossen. Tag und Nacht beklagte das Fräulein ihr herbes Geschick, schmerzlich bedauerte sie, daß sie dem Ziele ihrer Reise so weit entrückt und von den theuersten Angehörigen so lange getrennt würde. In Begleitung seiner Schwester besuchte der Junker von Rosenberg öfter das gefangene Fräulein; mit sanften Worten suchte er sie über ihr Mißgeschick zu trösten und mit der Verheißung auf baldige Freilassung den Kummer ihres Herzens zu beschwichtigen. Bald leuchtete aus seinen Augen, welche er aufmerksam auf die schöne Gefangene heftete, wenn sie ihre Schicksale erzählte, der Liebe flammende Gluth. — Sie war ein Fräulein von Detten und in früheren glücklichen Tagen an einen tapfern und edlen Ritter, Namens Luz Schott, verlobt. Siehe, da kam vor Kurzem ihr einziger Bruder von einem fernen Turniere nach Haus und brachte einen Panzer mit Blut befleckt und eine Binde mit, die sie alsbald für den Schmuck ihres Bräutigams erkannte. Weinend drückte sie die blutige Binde an ihre Brust; ihr Herz war gebrochen, denn ihr Verlobter, so wähnte sie, war auf dem Sande des Kampfplatzes gefallen. Doch dies war nur ein eitles Blendwerk des habsüchtigen Bruders; durch diese trügerische Nachricht wußte er sie zu bewegen, der Welt zu entsagen, und ihm ihren Antheil an dem Erbe zu hinterlassen. Jetzt war sie eben im

Begriff, in Begleitung ihres Bruders in das Kloster Neuburg zu ziehen, welches in der Nähe von Heidelberg sein reizendes Angesicht in den klaren Fluthen des Neckars spiegelt. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Schulmeister vom Stifte Mosbach, welcher in ihrer Heimath den Ent'agungsvertrag und die Vermächtnißurkunde aufgesetzt hatte. Auf ihrem Zuge in's Kloster hatte man sie überfallen und in diese Burg gebracht. Nachdem sie fast 2 Jähre in der Gefangenschaft zugebracht hatte, und sich kein Retter zeigen wollte, da war es endlich dem schlauen Schulmeister beschieden, den Tag der Befreiung herbei zu führen. — Wie nützlich ist es, wenn man schreiben kann! Ohne Deine Schreibkunst, gelehrter Schulmeister Breidmann, hätte die Gefangene noch lange schmachten müssen, und die Raubritter hätten noch lange die harmlosen Reisenden bedrücken können. — Er wußte einen Brief an die Stiftsherren nach Mosbach zu befördern, und dem churpfälzischen Vogte daselbst die Nachricht zu ertheilen, daß er, nebst seiner adeligen Reisegesellschaft, hier in Gefangenschaft gehalten werde. Den Brief besorgte ihm eine Magd, welche er, durch das Versprechen eines neuen Kleides, für sich gewonnen hatte. — Hier hat die Eitelkeit ein gutes Werk gestiftet. — Da das Fräulein von Detten mit dem Churfürsten von der Pfalz, der in Heidelberg residirte, verwandt war, so wurde alsbald das pfälzische Heer aufgeboten und auch die Mainzer und Würzburger wurden zur Beihülfe aufgefordert. Diese Verbündeten zogen nun ganz im Stillen, jedoch im schnellsten Schritte, gegen Boksberg heran, und standen vor den Thoren der Burg, bevor die Ritter und Knappen ihre Ankunft merkten. Jetzt sollten die Frevel bestraft und all die Unbilden gerochen werden, welche von hier aus in der Umgegend an Wehrlosen und Reisenden verübt worden waren. Die Axtschläge, welche an den Burgthoren erdröhnten, fielen wie Hammerschläge der Gewissensqual auf die Seelen der Burgbesitzer. Wüthend stand der alte Rosenberger auf den Mauern, eilte von einem Wall zum andern, aber seine Schaar war zu klein, um sich gegen die Verbündeten genugsam vertheidigen zu können. Schon schleppt er das Fräulen von Detten an die Brüstung der Mauer, schon will er sie, da man um ihretwillen gekommen ist, um seine Burg zu brechen, wuthentbrannt in die Spieße und Hellebarden der Angreifenden hinunterstürzen, da wirft sich ihm sein Sohn entgegen; mit kräftigem Arme umschlingt er die Verzagende, und mit gewaltiger Hand hält er den rasenden Vater von ihr ab. In diesem Augenblicke sind die Thore eingeschlagen, die Mauern erstiegen, von allen Seiten

strömen die Stürmenden heran. Die Burg ist genommen, die Gefangenen sind errettet, die Räuber werden in Bande geschlagen und das Fräulein fällt aus einer Freude in die andere, denn

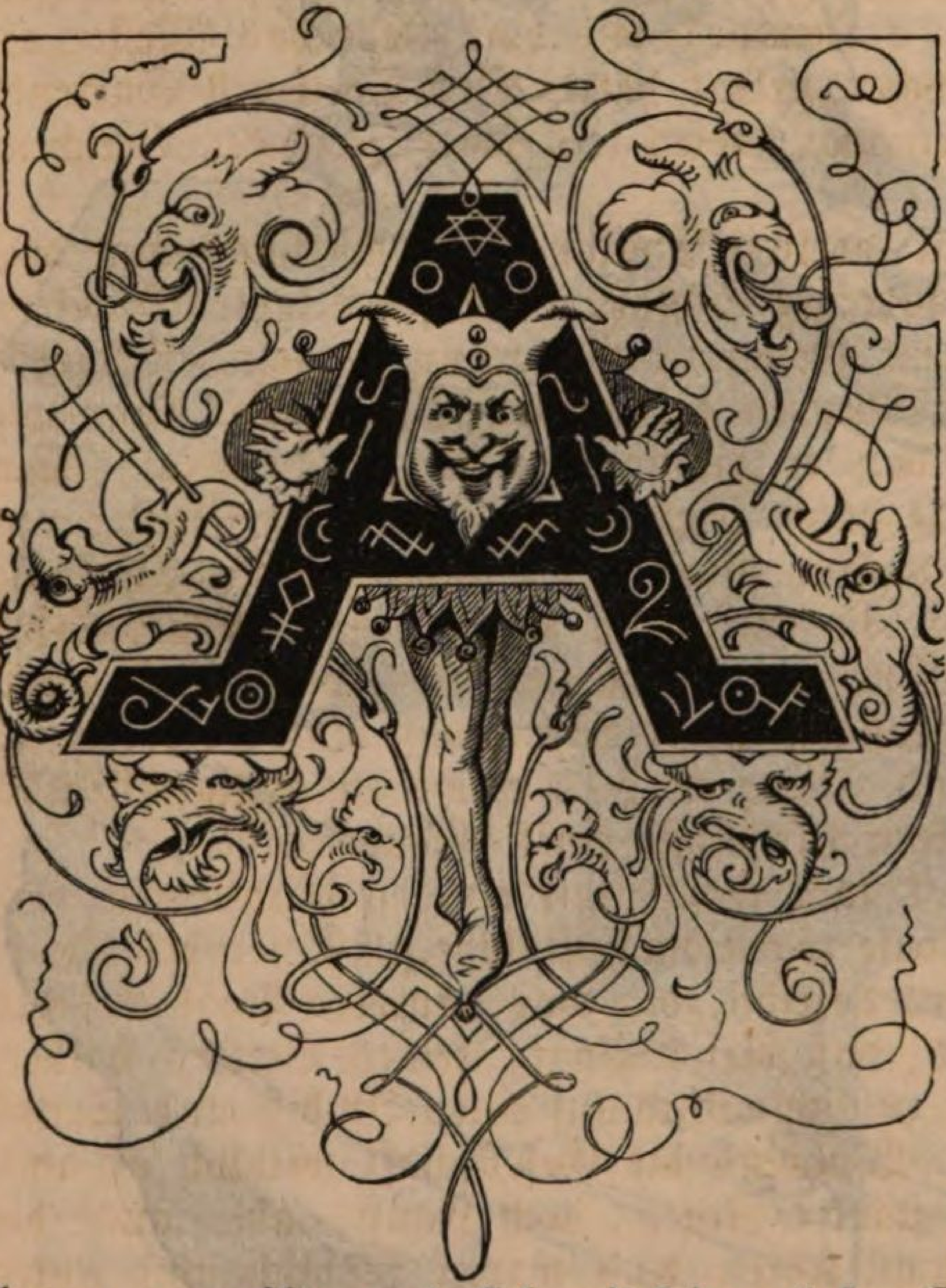


Da wirft sich ihm sein Sohn entgegen.

siehe, den Stürmenden voran eilt ihr Verlobter, Luz Schott; voll unendlicher Wonne drückt er die schmerzlich vermißte, die überall gesuchte, die glücklich gerettete Braut an sein treuliebendes

Herz. In gerechtem Grimme fingen die Sieger nun an, die Thürme zu brechen und die Mauern zu schleifen. Die Burg wurde verwüstet und die Rosenberger aus ihren Besitzungen vertrieben, nachdem zuvor auch die Burg zu Oberschüpf eingenommen, geplündert und zerstört worden war.

Faust-Sagen von Boksberg.



Auf die Burg Boksberg verlegt die Volkssage einige Erzählungen des vielberüchtigten Schwarzkünstlers Doktor Faust, die der geneigte Leser mit den in seiner Ausgabe der Faustshistorie enthaltenen vergleichen möge. Als derselbe in Heilbronn verweilte, und sich mit seinen losen Künsten in der ganzen Gegend umhertrieb, kam er auch öfters auf die Burg Boksberg, was sich freilich, wie die Geschichte von Faust überhaupt, nicht mit Sigill und Urkunde beweisen läßt. Einst, an einem kalten Wintertage, lustwandelte er mit den Frauen des Schlosses in den Gartengängen an der Ostseite der Burg. Als jene über Kälte und in Folge derselben über Catarrh klagten, ließ der galante Herr durch Zauberei alsbald die Sonne warm scheinen, den zu-

vor schneebedeckten Boden grünen und die schönsten Veilchen aller Art daraus hervorsprossen. Dann blüheten auf sein Geheiß die Bäume, und es reiften daran, nach dem Wunsche der Frauen, Aepfel, Birnen, Pfirsiche und Pflaumen. Endlich ließ der gefällige Doktor Weinstöcke wachsen und Trauben tragen, und forderte jede der werthen Damen auf, sich eine Traube abzuschneiden, aber nicht eher, als bis er das Zeichen dazu geben werde. Als die Damen voll Begierde mit ihren niedlichen Nähmesserchen nach den Weinstöcken langten, um die edle Frucht zu schneiden, da ließ der boshafte Doktor die Binde von ihren Augen fallen, und sie sahen, o Jemine! wie eine Jede das Messer an das hochgetragene Näschen gelegt hätte. Der Theil des Gartens, wo dies Alles geschehen war, wird seit jener Zeit der Veilchengarten genannt.

Ein anderes Mal verließ Doktor Faust Mittags um drei Viertel auf 12 das Boksberger Schloß, um auf den letzten Glockenschlag 12 Uhr bei einem Gelag in Heilbronn zu sein. Er setzte sich in seinen mit vier Rappen bespannten Wagen und fuhr wie der Wind davon, so daß er richtig um 12 Uhr eintraf. Ein Arbeiter auf dem Felde hatte gesehen, daß gehörnte Geister vor dem Wagen den Weg eben pflasterten, andere hinter ihm die Steine wieder aufrissen, sie entfernten und so jede Spur dieses Pflasters vertilgten. Nur einige Steine sind noch im Erdreich stecken geblieben, zum ewigen Wahrzeichen, daß einst böse Geister hier thätig gewesen sind. Wer aber so etwas nicht glaubt, hält es mit den Alterthümlern für Reste einer Römerstraße.

Ein anderes Mal kam Faust mit einigen Kaufleuten, die auf die Frankfurter Messe zogen, nach Boksberg. Einer der Kaufleute hatte einen Vetter daselbst, der war damalen Vogt auf der Burg. So geschah es, daß dieser Vogt, seines Vetters halber, die ganze Gesellschaft zu sich einlud auf einen Imbiß und Trunk Bocksberger Gewächs. Während die Gesellschaft weidlich aß und trank, ergoß sich ein starker Regen, doch Faust, aber auch die Anderen, ließen sich nicht stören und waren fröhlich und guter Dinge. Endlich schien es doch Zeit zu sein zum Aufbruch; Einer trat an's Fenster und streckte den Kopf hinaus. „Ei, liebe Gesellen und Freunde," rief er erfreut, „es hat keine Noth mehr des Regens halber, denn sehet, welch ein schöner Regenbogen am Himmel stehet, doch jetzt laßt uns auf sein, sintemalen wir nicht im Städtlein unten, sondern in Frankfurt zur Messe sein wollen." „Eben recht," rief Faust mit Lachen, „so haben wir eine gute Gelegenheit gen Frankfurt zu fahren — was soll es gelten, liebe

Gesellen, ich will den Regenbogen mit der Hand Euch herbeiziehen.“ Dies sprechend trat Faust an's Fenster — der Regenbogen stand noch weit von da über dem Städtlein — er streckte die Hand hinaus — siehe, da zog der siebenfarbige Bogen über das Städtlein her, gegen das Schloß zu bis an's Fenster, also, daß ihn Faust mit den Händen faßte und gleichsam festhielt. Da liefen Alle herzu, und sperrten Mund und Nase auf, denn solche Dinge hatten sie noch nie erlebt, selbst auf den Messen nicht, wo man doch allerlei Seltsames hören und sehen kann. „Her, liebe Gesellen und Freunde!“ rief Faust mit Lachen, „wer hat Lust, aufzusitzen, wir kommen desto eher gen Frankfurt: da kostet's keinen Rittlohn, nicht einmal ein Trinkgeld, der da nimmt uns umsonst mit; auch sitzen wir sanfter, denn auf einem alten Klepper.“ „Ich nicht, ich auch nicht,“ sprach Einer nach dem Andern, nachdem sie sich von ihrem Staunen erholt hatten. „So sollt' ich nur den Ritt allein machen, Ihr Bärenhäuter,“ rief Faust, „doch nein, wir trinken noch Eins — Du scheckigter Reitgaul kannst wieder weiter ziehen.“ Dieß gesagt, schnellte Faust den Regenbogen hinweg, der sich bald wieder an seiner vorigen Stelle befand. Faust aber setzte sich und ließ es sich von Neuem schmecken beim Trunke. — Das soll geschehen seyn anno selbigs Mal — Wer's nicht glauben will, der kann den Regenbogen daselbst noch sehen, nota bene wenn's geregnet hat.

Kloster Wittichen

und die

Legende von der gottseeligen Lintgart.

Wenn man von der Rheinebene dem Laufe der Kinzig folgend zu den Bergen des Schwarzwald's hinansteigt, so verengt sich das Thal um ein merkliches bei dem Hofe zum „Thurm,“ wo einst ein gewaltiges Festungswerk die Straße vom Gutachthal und den Herrschaften Hornberg und Triberg absperrte.

Links wird die Kinzig überschritten und nach einer halben Stunde ist das freundliche Städtchen Wolfach erreicht, der Wächter zweier Thäler, des Schappacher und desjenigen der Kinzig.

Dem letztern Flusse folgend gelangt man zwischen immer steilern Höhen über das durch den Schmuck einer schönen Kirche gezierte, gewerbliche Schiltach nach dem Flecken Schenkenzell.

Von hier, links hinauf, erstreckt sich in der Länge einer Stunde ein waldbekränztes Thal, welches schon zu Ende des XI. Jahrhunderts unter dem Namen „zu der grünen Widechen“ bekannt war. Tiefer unten im Thale lag eine Burg, Wittchenstein, oder, wie sie nach der Alpirsbacher Grenzbeschreibung von 1111 wahrscheinlicher hieß, Wagodenstein, von welcher auch nicht einmal ihre Trümmer Zeugniß geben.

In der Nähe dieser Burg und zu ihr hörig war eine Bauernhütte, in welcher um 1290 armen Eltern ein Töchterlein geboren wurde, dem sie den Namen Lintgart gaben.

Schon vor der Geburt des Kindes gaben höhere Ahnungen, gab später des Kindes schmerzloser Eintritt in diese Welt voll Schmerzen und seine wundersame Lieblichkeit, nur beeinträchtigt durch die schiefe Stellung des Halses, der Mutter die Ueberzeugung

dasselbe sei zu Höherem geboren. Kindische Spiele *) des Mägdleins wurden auf gleiche Weise dahin gedeutet, daß sein Sinn nicht nach dieser Welt gerichtet sei. Verzückungen in zartem Mädchenalter, die Befreiung eines in des Vaters Hause von den Knechten zu Wittchenstein in Eisen geschlagenen armen Mannes durch ihr Gebet, schienen nach der Ansicht der damaligen Welt Lintgarden den Weg zum Kloster anzuweisen.

Diesen ließen auch ihre Eltern sie betreten. Kaum hatte sie das zwölfte Jahr vollendet, so suchten sie um ihre Aufnahme bei den Renerinen zu Ober-Wolfach nach. Es war dieses eine den Barfüßern vom Franziskaner Orden zugewandte geistliche Genossenschaft, die 1221 auch für Eheleute gestiftet und 1228 von Papst Gregor IX. bestätigt worden war.

Daß sie beim Eintritt in ihre neue Heimath vom Stege herab in die Kinzig fiel, nahm sie als ein erwünschtes Zeichen künftiger Leiden um des Himmelreiches willen an. Seltsamer freilich war ihr Glaube, daß sie eine achtjährige schmerzliche Krankheit ihres Bruders durch ihr Gebet herbeigeführt habe, um seinen störrigen, weltlichen Sinn zu brechen. Auch darin erblicken wir ein Merkmal ihrer zwischen Ueppigkeit und Selbstquälerei schwankenden Zeit, daß sie einmal, von Liebe zu einem Priester erfaßt, die sinnliche Gluth dadurch zu ersticken suchte, daß sie über ihrem Knie eine glühende Kohle so lange liegen ließ, bis sie im Blute der entstandenen Wunde erlosch.

Acht Jahre nach ihrem Eintritt in die Genossenschaft ihrer Mitschwestern wurde diese durch die zuständige Obrigkeit aufgelöst, sei es, daß die Sammlung zu den auf dem Concil zu Vienne durch Johann XXII. verbotenen Beguinen wirklich gehörte, oder nur gerechnet wurde.

Da begannen schlimme Tage für Schwester Lintgart. Sie hatte ihren Mitschwestern gerathen, zwar aus dem Sammlungshause zu weichen, aber geistliches Gewand und geistliches Leben, jede in ihrer Heimath, fortan zu führen. Als sie selbst das Gleiche that, zogen die ihr vorgesetzten Priester ihr das Nonnengewand aus. Sie aber machte aus einem Strohsack eine Kutte, legte

---

*) Eigenthümlich ist, was, angeblich nach ihres Beichtvaters, des Pfaffen Bertholt, ihre Lebensbeschreiber P. Unglert (Amusos) und ein unbekannter Franziskaner Mönch erzählen. Nach diesen hätte sie als Kind ihr Kleid vorne abgeschnitten, um hinten eine Schleppe daran zu machen, wie die Fräulein auf Wittchenstein sie trugen, denn so — sagte sie — müßten die Engel im Himmel aussehen.

eine alte Handzwehle als Schleier über ihr Haupt und ging so mit den Schwestern zur Kirche. Als die Geistlichen diese Beharrlichkeit sahen, wurden sie gerührt und ließen bis auf Weiteres die Frauen gewähren. Und in fünf wechselnden Jahren verrichteten sie wieder den abwechselnden Gottesdienst im alten Schwesterhause.

Da wird Lintgart durch eine innere Stimme gemahnt, ein eigenes Haus zu gründen und zwar für 34 Schwestern, zur Erinnerung an die 34 Lebensjahre des Heilands. Daß sogar das starkgläubige, fromme Gemüth der armen Schwester, die selbst nicht hatte, wo sie ihr Haupt in Ruhe legen könnte, von solchem Wagniß zurückbebte, ist leicht erklärlich. Aber neue Aufforderungen mit neuen Visionen ergehen an sie an den Festen der heil. Catharina und Othmars. Nun erklärt sie endlich ihren Mitschwestern ihr Vorhaben; — Verhöhnung und Beschimpfung waren die Antwort, welche diese für sie hatten. Und ein nochmaliges Gesicht zeigt ihr den unansehnlichen Kienstamm auf dem Teiche schwimmend, der doch berufen sei, das klarste Quellwasser zu den Wohnungen der Menschen zu leiten. Dieses entscheidet. Sie macht sich auf zu einer Wallfahrt nach Güntersthal bei Freiburg. Eine neue Verzückung läßt sie dort den Ort erschauen, wo die neue Klosterstiftung geschehen soll. Es ist — unfern des kalten Bronns — der hinterste Winkel des grünen Wittchenthals. Fröhlichen Herzens kehrt sie nach Oberwolfach zu ihren Schwestern zurück, und erklärt, die Sammlung für ihre neue Stiftung nun beginnen zu wollen. Sofort macht sie sich auf nach dem Städtlein Schiltach. Dort wohnt ihr eine hohe Gönnerin, die Herzogin von Teck, Gemahlin eines Sprößlings vom erlauchten herzoglichen Hause von Zäringen. Ihr hat sie ja ein Mägdlein aus der Taufe gehoben.*) Als sie aber ihr Vorhaben erklärte, wurde sie vollends für eine Närrin gehalten, denn Klöster zu stiften, meinte man, stehe nur den höchsten Herrschaften zu. Die Gräfin läßt ihr durch ihr kleines Pathenkind *sieben Häller* reichen. Auf das Schreien des Kindes aber, das sich von dem blanken Gelde nicht trennen will, giebt sie demselben zwei Häller. Mit den übrigen fünfen geht sie nach Schenkenzell und läßt für 4 Häller — einen zur Präsenz, einen um Gottes Willen, zwei

*) Wahrscheinlich jene Beatrix, die sich mit Herzog Reinald von Urslingen vermählte, diesem Schiltach zubrachte und mit ihrem Gemahl 1365 den Nonnen von Wittichen Zollfreiheit in Schiltach verstattete.

zu Brod für die Armen — eine Messe lesen, und beginnt mit dem letzten Häller das Werk ihrer Klosterstiftung.

Ihre ersten Schritte sind nach Schenkenzell gerichtet. Dort geht sie vor das Schloß der Herren von Geroldseck, auf deren Grund und Boden die Stätte lag, wo das Kloster errichtet werden sollte. Mit Unwillen gewährt ihr der Schloßvogt die erbetene Gastfreundschaft; milder stimmt ihn die Frage Lintgardens, ob in der Herrschaft nicht eine Hofstatt zur Erbauung eines Klosters zu kaufen sei. Ja er verspricht sogar, eine Meßstiftung, welche seine Herrschaft zu machen gedenke, ihrem Kloster zuzuwenden. Des andern Tags wird in der tiefsten Wildniß des Witt'chen Thales die im Gesichte geschaute Stätte des Klosters gefunden; Anverwandte und Nachbarn werden ersucht, um Gottes Willen Holz zu dem Baue zu fällen. Diese aber melden, es sei nicht einmal für eine arme Scheune Bauholz zu finden, nur eitel Gestrüpp wuchere dort; — so sehr habe die Holzflößerei den Wald verderbt. Als sie aber auf Lintgardens Gebet noch einmal suchen, finden sie taugliche Baumstämme genug. Eilends wird nun der Bau ausgeführt; zwei Schwestern beaufsichtigen ihn, während Lintgard zum Bettelstabe greift und in nähern und fernen Kreisen für ihre junge Stiftung sammelt.

Am Lukastag, des Evangelisten, 18. Oktober 1324, hat sie endlich die Freude, in feierlichem Aufzuge unter Gebeten und Gesängen ihre Mitschwestern von Oberwolfach an ihren neuen Wohnort einzuführen, wo freilich nur ein dürftig verwahrtes Haus, der harte Boden als Heerd und Bette, und eine umgestürzte Truhe als Betaltar sie erwarteten. Schwärmerische Begeisterung ersetzte, was an irdischem Gute gebrach. Am Martinstag, wo sonst der Herr und der Bauer jener Gegend es an der Martinsgans auf dem Tische nicht fehlen läßt, hungern freilich und frieren die armen Nonnen. Da aber fällt plötzlich freudige Verzückung über sie, wie die Legende erzählt, „als wären sie des besten Weines voll. Etliche lachten, andere weineten, theils schrien überlaut, theils ließen sich ansehen, als ob sie sprach- und stimmlos wären, und sprangen allein über sich und frohlockten mit Hertzen und Geberden."

Das mochte nun allerdings auch wieder dazu beitragen, den Ruf der neuen Stiftung zu mehren und derselben milde Gaben zu vermitteln. Und in der That wird hervorgehoben, daß, als Lintgart eine zweite Bettelfahrt in die reiche Stadt Straßburg unternahm, die unterdessen auf 70 angewachsene Schwesterzahl zu Wittichen sich mit dem zurückgelassenen Brod und 5 Schilling

Häller während ihrer Abwesenheit haben ernähren können. Diese zweite Fahrt aber fiel besonders reich an Gaben aus. Der Leutpriester zu St. Stephan predigte für die junge Stiftung, eine Clarisser Nonne verkündete eine Vision von Lintgardens Ankunft, was besonders reiche Geschenke eintrug. So ward die Existenz des Klosters gesichert; zur Mehrung derselben unternimmt sie Reisen in noch entferntere Gegenden. Ein Priester verfaßt ihr eine Geschichte ihrer Klosterstiftung, mit dieser wandert sie hinüber durch die Wildnisse des Schwarzwalds nach Helvetien, wo ja kürzlich erst eine Königin, Agnes von Ungarn, an der Stätte da ihr Vater, König Albrecht, erschlagen ward, das Kloster Königsfelden gestiftet hatte. Auf dem Wege dahin wird sie zwischen dem Städtchen Thiengen und dem Kloster Berau von Räubern überfallen. Doch ihr bewegliches Wort rettet ihr nicht nur den Betrag der bisherigen Sammlung, sondern bekehrt auch die Räuber zu ehrbarem Leben. Als sie mit der Königin zu Tische sitzt, ruft sie plötzlich laut schreiend aus: „Ach Gott, jezt verbrinnt min arm Klösterlin!" Die Königin tröstet die fromme Schwester und verspricht ihr, ein neues zu bauen und mit Gütern zu Brugg im Aargaue zu begaben. Und wirklich war das Kloster abgebrannt und wurde neu gebaut und mit der Kirche 1329 eingeweiht.*) Auch Papst Johann XXII. gab auf der Königin Bitten dem Kloster die Bestätigung und die Regel der Büßenden des heil. Franziskus, die erst 1403 mit derjenigen der Clarisserinnen vertauscht wurde.**)

Lintgart blieb noch eine Reihe von Jahren als Meisterin unter ihren Mitschwestern. Sie starb 1347 im 57. Altersjahre.

Mochte auch die Erinnerung an sie unter den Klosterschwestern fortleben; einer äußern Verehrung genoß sie nicht. Erst nachdem

---

*) Davon ist in den Klosterurkunden freilich keine Spur. Daß die Königin Agnes um Gaben angegangen wurde, ist nicht unwahrscheinlich, auch nicht daß diese ein Almosen gegeben. Die angeblich größere Schenkung aber ist wahrscheinlich eine Verwechselung mit den 400 Gulden, welche 1340 Herzog Albert und seine Gemahlin Johanna der Schwester Lintgart und ihrem Convente gab, um zwei Priester auf ewige Zeiten zu halten, die für sie beten sollten. — Lichnowsky Reg. III. 1235.

**) Dies geschah nach der Bulle Gregors XI., 1376, 29. Mai. (Avinioni IV. Kal. Jun. Pontif. anno VI.) Doch schon 1331 nennt Walther von Geroldseck in der Schenkungsurkunde von Schenkenzell das Kloster „Wittgenstein St. Claren-Ordens."

die Stürme der Reformation über das Kloster hingebraust waren, erst nachdem die Tage des 30jährigen Krieges den Streit zwischen alter und neuer Religion bis zum grausigsten Blutvergießen angefacht, gedachte man 1629 die Gruft zu öffnen, darin die erste Meisterin des Gotteshauses beigesetzt war.

Man fand, daß bei der Berührung die Gebeine in Staub zerfielen; nur das Gehirn, von einer thonigen Masse umgeben, war frisch geblieben. Dieses erklärte das Gutachten des Dr. Gabler, Leibarzt des Markgrafen Wilhelm von Baden, der Physikus Jakob Häusler von Villingen und Dr. Kiefer von Straßburg für das größte Wunder, welches hätte geschehen können.

Die Verehrung knüpfte sich jetzt an diesen „heiligen Leib"; — daß aber der Geist, durch den Lintgart geglänzt, der Geist der Entsagung und schwärmerischer Innerlichkeit bei ihren Nachfolgerinnen geblieben sei, darüber giebt die Klostergeschichte keine erquicklichen Aufschlüsse. Auch in diese Wildnisse drang der Geist der Ueppigkeit und Entsittlichung entnervend ein; — nur nicht mit der Reformation, wie der Verfasser der Legende meint, sondern in der Zeit der strengsten altgläubigen Reaktion. Immerhin aber mochte für alle folgenden Jahrhunderte sein Wort gelten: „Wie es leider der jetzige daß Gottshaus standt genuegsam zu bescheinen und zu erkennen gibt, daß es besser gewesen, sie weren in der ersten armuth und einfalt geblieben und hetten inen das gaistliche joch süßer als die zeitliche Dienstbarkeit sein lassen."

* *
*

So weit die Legende der seligen Lintgart.

Die urkundliche Geschichte des Klosters läßt sich mit der gedachten Sage in Einklang bringen. Nur muß man annehmen, daß die Einverleibung des Klosters der Reuerinen zu Oberwolfach mit der neuen Klosterstiftung zu Wittichen später erfolgt, oder daß ein Theil der Schwestern an ersterem Orte zurückgeblieben sei, denn noch 1329 verkaufen Frisch und Heinrich von Weiler Güter zu Osterbach und Einbach an genannte Schwestern „ze oberwolvach in der closen."

Doch schon 1327 schenken der Graf Georg von Veldenz und Walther von Geroldseck, genannt von Tübingen, an den Tisch des Klosters zu Wittichen, errichtet auf ihrem Grund und Boden die Pfarre zu Roßberg mit ihren Einkünften, doch unter der Bedingung, daß die Schirmvogtei über das Kloster ihrem Geschlechte verbleiben solle für ewige Zeiten. Damit war

ein Einkommen von 4 Mark Silbers gewonnen; 11 Mark brachte 1331 die Einverleibung der Pfarre von Schenkenzell durch Walther von Geroldseck auf Hohengeroldseck; Salzgefälle von der Pfanne zu Sulz, 1331 durch den Bürger Kiser, mehrten den Wohlstand. Schon 1332 konnten die Frauen von Voltz von Schiltach um 12 Pfund Häller Güter erkaufen. Denn eine Ablaßertheilung des Cardinals-Collegium zu Avignon 1330 für die Besucher der Kirche von Wittichen mehrte sicherlich die Opferpfennige. Schenkungen von Gütern zu Tunningen wurden durch Bürger von Rottweil noch vor der Mitte des XIV. Jahrhunderts in ansehnlicher Weise gemacht. Der Wald um Wittichen zuerst um den billigen Zins von 4 Pfund Häller, dann als Schenkung zum Seelgerette Herrn Walthers von Geroldseck-Tübingen, endlich der Pfarrsatz zu Reinertsau und zu Hochmössingen, eine Schenkung Anna's von Zimmern geb. Truchseßin von Nordorf, waren schöne Zugaben. Die Blüthezeit der Erwerbungen aber war die zweite Hälfte desselben Jahrhunderts. Da erscheinen die Bürger von Wolfach, von Sulz, von Rottweil, wetteifernd mit den Herren von Tanneck, von Münchingen, von Leinstetten, von Gippichen, von Fluorn, von Justingen, von Kirnegg, von Brandeck, von Tannheim, von Truchtelfingen und von Falckenstein in den zahlreichen Pergamentbriefen von Schenkungen und Verkäufen an das Kloster. So weit gediehen war Wohlstand und Grundbesitz, daß der Graf Hans von Fürstenberg zu Wolfach, daß selbst der Graf von Zollern auf Schalksburg, daß Herzog Rainold von Urslingen zu Schiltach um Zollbefreiung für des Klosters Güter angegangen wurden und dieselbe gerne gewährten. Leicht erklärlich ist daher, daß Gangolf, Herr von Geroldeck, als er von Schulden gedrängt, Schenkenzell mit allen in der Nähe gelegenen Ortschaften und Gefällen an Graf Wolfgang von Fürstenberg 1498 am Sebastianstag verkaufte, die einträgliche Kastvogtei über das Kloster sich vorbehielt, bis auch sie mit dem Schloße von Schenkenzell im Jahr 1500 um 920 Gulden an die Herrschaft Fürstenberg abgetreten wurde, zwar mit dem Vorbehalte der Wiedereinlösung, die aber voraussichtlich nie mehr eintreten sollte. Vergeblich suchte das Kloster das Kastvogteirecht des Geroldsecker und folgerichtig also auch das Fürstenberg'sche zu bestreiten; — Kaiser Max entschied 18. August 1500 zu Gunsten der Fürstenberg'schen Ansprüche.

Fünf Schaffner, der von Wittichen, Landschaffner genannt, die von Horb und Rottweil, von Hochmössingen und Gengenbach waren nöthig, des Klosters Einkommen zu besorgen; ihre

Anstellung geschah seit dem 16. Jahrhundert durch die Grafen, später Fürsten von Fürstenberg.

Noch im 14. Jahrhundert hatte Papst Gregor XI., bei der ausdrücklichen Eintheilung des Klosters in den Orden der Clarisserinnen verstattet, daß die Meisterin den Titel einer Abtissin annehme; die Päpste Bonifaz IX. und Martin IV. hatten in ihren Schirmbullen und mit Stellung des Klosters unter den unmittelbaren Schutz des päpstlichen Stuhls dasselbe anerkannt und auch Burchard von Höwen, der Bischof von Constanz, hatte sich in diese Anordnung gefügt. Alte Gewohnheit gab freilich noch in spätern Zeiten den Abtissinen den alten Namen „Meisterin."

Nur eine lückenhafte Reihe derseben ist uns bekannt; erst vom 16. Jahrhundert an erscheinen ihre Namen in den Akten der Fürstenbergischen Schirmvögte. Die Wahl der Abtissin geschah durch die Klosterfrauen, doch nicht ohne Vorwissen der Ordens-Obern und in Gegenwart des Provinzials und der Fürstenberg'schen Commissäre. Ebenso ernannten die Frauen die Priorin, welche unter der Abtissin stand und häufig ihre Stellung zur Controle ihrer Vorsteherin benützte. Die Abtissin ernannte sodann die Schaffner, doch auch über diese nahm der Schirmvogt und Landesherr von Fürstenberg sich die Bestätigung und Aufsicht heraus. Es mag nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, was bei Gelegenheit einer Abtissinwahl im 16. Jahrhundert das bei seiner Stiftung so arme Kloster aufzuwenden vermochte. Als, an der Stelle der aus dem Kloster entflohenen Abtissin Barbara Kätzin, 1585 Maria Scheyterin gewählt wurde, bezahlte man dem Ordensprovinzial an Zehrung und Verehrung 30 Gulden, dem Guardian von Villingen 20 Gulden, dem Provinzial als Geschenk der Abtissin 3 fl. 20 kr., einer Küchenmagd 8 Kreuzer, etlichen Weibern Fegerlohn 27 kr., an Botenlohn 20 kr. Außer diesen Baarauslagen von 54 fl. 15 kr., an Haber 16 Malter 2 Viertel, an Vesen 5 Malter, an Lichtern 20 Pfund zu 1 fl. 36 kr., an Griffschmalz 4 Pfd. 14 Loth zu 18 kr., für's Voressen 32 kr., an Kalbfleisch 127 Pfund zu 3 fl. 23 kr., Ochsenfleisch 182 Pfd. zu 6 fl. 4 kr., Anken (Butter) 13 Maaß zu 3 fl. 54 kr., Karpfen 43 Pfd. zu 11 fl. 20 kr., andere Fische (Forellen) 51 Pfd. zu 3 fl. 24 kr., 4 Capaunen zu 52 kr., 1 Henne und 2 Hahnen zu 1 fl. 30 kr., Eier zu 24 kr., — eine mäßige Summe Geldes nach unsern Begriffen, aber doch eine stattliche Zeche! — Sie mochte nach dem damaligen Geldwerthe mehr als den sechszehnten Theil der Klostereinkünfte betragen, denn fast hundert Jahre später, 1672, betrug die Gesammteinnahme aus Schaffnereien und Natural-

bezügen nur 1612 Gulden, die Ausgabe dagegen an die Abtissin 165 und für Haushaltung, Bauten, Fuhrlohn und Handwerker nebst Capitalanlage 1640 Gulden. Nach diesem flüchtigen Blicke in die Haushaltung einer solchen geistlichen Anstalt wenden wir uns zu den äußeren Schicksalen derselben. Aus den 200 Jahren der Geroldseckischen Schirmvogtei wird nur des ersten Klosterbrandes von 1329 erwähnt. — Die Verwüstungen, welche in den Fehden dieses vielverzweigten Geschlechtes in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auch diese Gegenden trafen, gingen vielleicht an der Armuth oder Verborgenheit der jungen Stiftung unschädlich vorüber. Doch wird 1669 der durch dreimalige Einäscherung des Klosters verursachte Verlust ihrer Rechtstitel beklagt. Wahrscheinlich fallen die beiden letzten Unglücksfälle in die Zeiten des 30jährigen Krieges, denn um 1630 dankt die Abtissin Marie für die Erlaubniß, im Klosterbau fortfahren zu dürfen, und 1654 wird ausdrücklich bezeugt, daß die Klosterfrauen im Schaffnerhause wohnen, weil Kirche und Convent im Kriege verbrannt seien.

Als dessen Stürme auch diesen Gegenden sich nahten, suchten die Nonnen auf Anweisung der Schirmvogtei vor dem Kriegsvolk des Herzogs von Würtemberg, welches von Hornberg aus Streifzüge machte, 1620 Schutz in der festen Stadt Rottweil. Auch 1624 konnten sie dorthin ihr Silber und Geld noch rechtzeitig flüchten, dagegen wurde die Gefahr, welche 1632 auch jene Stadt bedrohte, Veranlassung, mit ihrer besten Habe nach Wolfach zu flüchten, und 1636, im strengen Winter, wurde der Beichtvater des Klosters, der mit den Kelchen und dem übrigen Kirchenschatze sich in Sicherheit begeben wollte, „wahrscheinlich vrn Marodeurs“ erschlagen. Endlich verlangte, während Oesterreicher und Schweden einander fast auf Kanonenschußweite gegenüberstanden, der Oberst Reinholt von Rosse, daß sie sich — selbstverständlich gegen die üblichen Contributionen und Brandschatzungen — in den Schutz des Herzogs Bernhard von Weimar begeben sollten, sonst hätten sie „Kriegsgebrauch“ zu erwarten. Und nochmals wurden, als die Stürme des 30jährigen Krieges schon vorüber gebraust waren, die Nonnen, da die französischen Vorposten schon bis Haslach vorgedrungen waren, den 21. September und 9. November zur Flucht nach Rottweil genöthigt. Die späteren Kriegswirren scheinen das Kloster nicht weiter mehr berührt zu haben, als mit den Contributionen und Quartierlasten, die seine Besitzungen im Kinzigthale und in Schwaben betrafen.

Unter verhältnißmäßig so geringen Unfällen hätte die innere, geistige und sittliche Entwickelung dieser geistlichen Genossenschaft sich recht gedeihlich entwickeln sollen, um so mehr, als die klösterliche Stille dieses verborgenen Winkels der Erde, seine Entfernung von den blendenden Reizen der Welt, jede Bewohnerin fast naturnothwendig auf das leuchtende Beispiel der ersten Meisterin hinweisen mußte. Leider aber zeigte auch hier die Erfahrung, daß die Laster dieser Welt leichter in die Klosterzellen dringen, als ihre Strebungen der Wissenschaft und Kunst.

Auf der einen Seite beklagten die guten Frauen im 16. und 17. Jahrhundert, bei entstandener Gefahr, ihre Zollbefreiung einzubüßen, den Verlust ihrer Privilegien, während diese im Archive des Klosters wohlverwahrt vorhanden waren und nur nicht gelesen werden konnten.

Auf der andern Seite zeigt schon die „Ordnung für die Meisterin," welche ein halbes Jahrzehent, bevor Martin Luther die Reformation predigte, der Ordensprovincial Dr. Jerg Hofmann für Wittichen ertheilte, Zustände tiefer sittlicher Versunkenheit. Oder was anders soll man von einem Frauenkloster denken, wo Verordnungen wie die folgenden für nöthig erachtet worden?: „Und es ist wol zu achten, so die Frauen im Kloster oder die Knecht und Pfrundner heraussen einen unnüzen oder unnothdürftigen Wandel zusammen hätten an Winden*) oder Fenster oder einander Gaben oder Geschenke zuschieben, auf welches alles die Meisterin soll ernstliches Aufsehen haben."

Oder: „Auch soll kein unehrlich wesen gestattet werden mit . . . buben, spielen oder anderm Ungefüge, und keine soll einen Gast weder Haus- noch herbergen ohne Wissen und Willen der Abtissin."

Oder: „Auch soll hinfüro gehalten werden, daß keine Frau... keinerlei Geschenk, Miethe oder Gabe von den Schaffnern annehme bei Beraubung ihres Pfrundweins auf ein ganzes Jahr."

Oder: „Auch soll kein Gesinde auf dem Hof gelitten werden, das da öffentlich ein Leumund ist mit Buhlschaften. . . . Und da Gott vor sei, ob sich das verstanden werde von Schaffnern, Pfründnern und Knechten mit den Frauen, soll er von Stunde an Lohn und Dienst verloren und verwirkt haben." Endlich zeigt die Bestimmung „daß die Stunde des Aus- und

*) Eine drehbare Doppelnische, durch welche die Communikation mit der Außenwelt bei verschlossenen Thüren stattfand.

Eingehens durch die Winde — von Mitfasten bis Pfingsten bis Abends 7 Uhr, von Pfingsten bis Bartholomäus um 9 Uhr, von da bis Allerheiligen um 7, von da bis Fastnacht um 6 Uhr daure, zu welchen Stunden Winde und Fenster geschlossen sein sollten" — daß die Clausur nicht allzu strenge gehandhabt worden sei.

Unter solchen Verhältnissen drang 1540 auf Befehl des Landesherren und Schirmvogts, des ritterlichen Grafen Wilhelm von Fürstenberg, die Reformation auch in diese Klostermauern.

Wenn die Klostergeschichte meldet, daß . . 1540 „leider das Kloster mit Gewalt überfallen, beraubet, die Klosterfrauen verjagt, und denen so nicht abweichen wollten, das Habit zu tragen verboten, auch welche wider das Gebot noch in dem Habit erfunden wurden, den Weihel (Schleier) zu fressen gezwungen worden," daß „die Pfarre Roßberg zerstört, das Pfarrwittum verkauft, die Glocken zu Straßburg zu Geschütz umgegossen worden seien" — so stimmen diese Angaben wenig zu den urkundlichen Aufzeichnungen der Herrschaft Fürstenberg. Ihr Kern besteht wol nur in der Thatsache, daß die Pfarre von Roßberg in das Kloster selbst verlegt wurde, daß also die Nonnen genöthigt wurden, einen „Prädikanten" anzuhören und zu „versehen." Dagegen sollten die Einkünfte der Pfarreien Roßberg und Schenkenzell dem Kloster gehören und verabreicht werden; nur sollten sie dem Pfarrer des letzten Ortes zu seinem Wittum und dem kleinen Zehenten noch zwanzig Gulden und ein halbes Fuder Wein zur Aufbesserung geben. So lautet der „Befelchzedel" des Grafen Wilhelm von 1542.

Zum Prädikanten, oder wie er später genannt wurde, Pfarrer von Wittichen, wurde später Herr Jakob Gyr berufen, „der Herrschaft Kind," ein hochbetagter Mann, „der vil Jar uff Im hat und nit zuversichtlich, daß er langwierig mehr sein werde." Auch Herr Georg Häner, Pfarrer zu Schenkenzell, war „ein allweg betagter Mann."

Daß die Clausur aufgehoben, daß den Nonnen erlaubt wurde, sich zu den Ihrigen zu begeben, oder die Wahl eines Gatten anzunehmen, muß vorausgesetzt werden. Die Klostergeschichte weiß, daß am Abschnitt der Reformationszeit nur noch zwei Nonnen im Kloster gewesen seien.

Acht Jahre nach Einführung der Reformation erfolgte das „Interim" Karls V., ein Edikt, wonach bis zum Ausgang des Concils von Trient eine durchaus der altkatholischen sich anschließende Gottesdienstordnung Geltung haben sollte. Spanische

Truppen sollten in Süddeutschland des Kaisers Absichten ausführen helfen. Nur wenige Fürsten wagten zu protestiren, die minder mächtigen unterwarfen sich schweigend.

Graf Wilhelm von Fürstenberg hatte ohnedies durch seine Verwicklung in den Schmalkaldischen Krieg den Kaiser schwer gereizt; als erste Maaßregel drohte die Auslösung der Landgrafschaft der Mortenau mit Burg und Herrschaft Ortenberg, die an das Haus Fürstenberg verpfändet war.

Da nahm Wilhelms Bruder, der österreichisch gesinnte Graf Friedrich die Sache zur Hand; — einerseits vermittelte er bei dem Kaiser, andererseits schaltete er im Kinzigthal als alleiniger Herr, da er im Auftrag Karls V., den Bruder sogar auf Ortenberg gefangen gesetzt hatte. Und als vollends den 21. August 1549 Graf Wilhelm auf diesem Schlosse ohne männlichen Erben aus der Welt geschieden war, verlangte Graf Friedrich als alleiniger Herr in Fürstenbergischen Landen die sofortige Einführung des Interim.

Gerne erboten sich die Pfarrer von Wittichen und Schenkenzell, nicht gegen dasselbe zu predigen, sogar einen Meßpriester neben sich zu dulden; nur möge ihnen nicht zugemuthet werden, selbst Messe zu lesen.

Es wurde hierauf ihre Ablohnung und Entlassung verfügt. Aber die Gegenreformation war nicht so leicht, als man sich gedacht hatte. Die Bevölkerung, namentlich in den kleinen Städten, hing noch lange fest am neuen Glauben, ja selbst die Fürstenberg'schen Beamten waren demselben günstig und Meßpriester zu erhalten sehr schwierig. — „Sobald des Kinzigthals gedacht wird, ich weder böse noch gute zu bekommen weiß, denn keiner dahin will und wenn man ihm auch noch so viel gäbe," schrieb Graf Friedrich nach vergeblichem Bemühen, die Abneigung katholischer Geistlicher gegen diese reformirt-gesinnten Gemeinden zu überwinden.

Auch im Kloster blieb die reformirte Gesinnung vertreten; Clausur wurde bis 1675 nicht mehr gehalten.

Die Priorin Margaretha Denninger aus Rottweil wollte mit Herrn Gyr's Nachfolger, dem Pfarrer Albrecht Nopp, 1560 entfliehen. Sie wurde ertappt, in's Gefängniß geworfen und erst auf Fürbitte der Vormünder des jungen Grafen Albrecht, welcher auf das Kinzigthal abgetheilt war, gegen Urfehde entlassen.

Zwei andere Frauen folgten 1563 diesem Beispiel. Eine Laienschwester trat in den Stand der Ehe, eine andere wurde 1580 nur durch Gefangennehmung davon abgehalten.

In diesen Tagen äußerster Verwirrung, da nur noch zwei Frauen übrig waren, entschloß man sich 1569, eine Meisterin mit einigen Frauen aus dem Kloster Valduna bei Feldkirch zu berufen. Sie kamen um 1570 in diese Wildniß, aber gerade eine derselben, Lucia Fröhlich, gab durch ihr ungebührliches Leben Veranlassung zu einer Untersuchung und 1575—1576 zu einer ärgerlichen Procedur, obwohl sie inzwischen zur Würde einer Priorin erhoben worden war.

Das unlautere Verhältniß zu dem Klosterschaffner Jakob Finckh gab die Veranlassung zu Verhören, in welchen dieser geradezu gestand, daß er mit den Frauen gebadet habe, bis es von der vorigen Oberin ihm untersagt worden sei, in welchen der Pfarrer von Wittichen eingesteht, daß er, — im Schlaftrunk, wie er entschuldigend beifügt — die Priorin geküßt, unzüchtig betastet und ihr blaue Mäler gebissen habe u. s. f. Die 1573 aus der Sammlung zu Rotweil berufene Abtissin hatte nicht die Kraft gehabt, solchem Unwesen zu steuern.

Nun wurde eine neue Meisterin gewählt, die frühere Priorin Barbara Stelzer. Doch auch sie scheint die alten bösen Wege nicht verlassen zu haben, denn zehn Jahre später befiehlt der Ordensprovincial, daß für die alte Abtissin „ein besonderes gemächlin gebawen und sie darin gelegt und verschlossen werde.“ Also eine Einmauerung in bester Form.

Die Anklage gegen die Priorin Lucia Fröhlich wurde damals zwar niedergeschlagen, und sogar den Angeberinnen „der buob ziemlichermaßen gebutzt,“ aber schon nach einem Jahre fand man wieder nöthig, zu verordnen, daß „das Aus- und Eingehen abzubestellen, die alte Klosterthür zu vermauern, die Gartenthüre an des Schaffners Hausgarten zu verschließen und die Mauer gegen den Pfarrhof zu erhöhen sei.“

Bald jedoch scheinen sich die schweren Anklagen gegen Frau Lucia wiederholt zu haben, oder besser begründet worden zu sein. Denn zu Anfang des Jahres 1578 wurde sie zuerst in ihrer Zelle gefänglich verwahrt und nach zwei Monaten in strenge Kerkerhaft gebracht. Erst als sie nach zehn Wochen hier „In solcher ihrer Vänkniß mit so schwerer Krankheit angegriffen, darburch wir vermeindt, daß sie Jr menschliche Schuld bezalen müsse und deshalben mit Hilf, Rath und Vorwissen unseres Landschaffners sie usser der Vänkhnuß thun und mit dem hailigen hochwirdigen Sacrament providiren müssen,“ wagte es der Schaffner, sie wieder in eine Zelle zu verschließen und glaubte sie der Gnade seines Fürsten empfehlen zu müssen. Wahr-

scheinlich hat die so hart gestrafte Sünderin derselben nicht mehr bedurft, sondern ist, wie sich aus dem plötzlichen Stillschweigen der Akten über sie schließen läßt, ihrer Krankheit erlegen.

Aber auch dieses Beispiel der Strenge scheint die Zucht des Klosters nicht viel gebessert zu haben, denn noch waren nicht vier Jahre verflossen, so machte der junge Graf Albrecht den Ordensprovincial darauf aufmerksam, daß doch „noch täglichs dermaßen argwehnische und unzimbliche Handlungen“ vorkommen, die ihn nöthigen werden, selbst vorzufahren, wenn der Provincial nicht Ordnung handhaben könne.

Nach wieder drei Jahren zeigte sich der Quell solcher Uebelstände in einer Region, wo man ihn am wenigsten vermuthet hätte.

Die erst kürzlich erwählte Abtissin Barbara Kätzin von Horb hatte den 26. November 1585 das Kloster heimlich verlassen und Pretiosen und 62 Gulden Geldes mit sich genommen. Noch wenige Monden vorher hatte sie, hatte der Ordensprovincial sich beschwert, daß sie durch den Schaffner von Wolfach in üble Nachrede gebracht werde. Jetzt zeigte sich diese nur allzugegründet. Der Schaffner von Wittichen, Nicolaus Wild von Pfullendorf, bekannte endlich in hartem Gefängniß, daß er — ein verheuratheter Mann — schon seit drei Jahren mit derselben Umgang gepflogen habe, der nicht ohne Folgen geblieben sei.

Das Schicksal der Sünderin wurde den Ordensobern anheim gegeben; der Schaffner bis zum Jahr 1587 in Haft gehalten, in die Unkosten der Wahl einer neuen Abtissin verurtheilt und endlich gegen Erlegung von 200 Gulden und Ausstellung einer Urfehde in seine Heimath entlassen. Diese neugewählte Abtissin war die obenerwähnte Maria Scheydterin.

Aber auch die letzte Schmach war dem Convente noch vorbehalten:

Eine Untersuchung wegen Hexerei und Vergiftung.

Es war im Jahre 1628 in der Pause zwischen dem niedersächsisch-dänischen und dem schwedischen Religionskrieg.

Da war auch im Innern der Klostermauern kein Friede, sondern heftiger Krieg auf Leben und Tod. Die Priorin Maria Clara von Vohrburg machte mit einem Theil der Nonnen Parthei gegen die Abtissin. „Reformation des Klosters“ war das Losungswort, aber Unarten über Tisch zu begehen, genug

Wein zu trinken, Morgens und Abends heimliche Conferenzen zu halten, das war der eigentliche Zweck, und ihn zu erreichen, wollten sie ein adeliges Fräulein ihrer Partei, Johanna von Hornstein, die im vorigen Jahre von einem Badbesuche zu Rippoldsau nicht den feinsten Leumund mitgebracht hatte, zur Abtissin wählen; ihr sei der Beichtvater ganz besonders zugethan. So klagte die Abtissin Katharina den 19. Mai dem Grafen Wratislaus I. von Fürstenberg, dem damaligen Schirmvogt und Landesherren.

Da erkrankt plötzlich ein Theil der Nonnen mit der Priorin, letztere so gefährlich, daß der Verdacht der Vergiftung laut wird. Die herbeigerufenen Aerzte, deren Kunst für den Fall nicht ausreicht, erklären die Krankheit für eine Folge von Hexerei. Und nun wirft sich der Verdacht auf Frau Barbara, eine junge Nonne — die vielleicht gerade durch ihre Haltung beiden Partheien verhaßt war. „Man ist hinder die persohn gangen und si hat sich bekhannt," so heißt der dürre Bericht; — wie viel Qualen und Martern aber mögen in diesen wenigen Worten verborgen sein?

Und was bekannte sie? Sie habe im siebenten oder achten Lebensjahre zu München, wo ihr Vater, der Gürtlermeister Johann Zimmer, noch lebte, die Hexerei erlernt und sich dem Teufel ergeben. Leider hatte das Unwahrscheinliche eines solchen Bekenntnisses keine weitere Folge, als daß der Churfürst Maximilian von Baiern darauf drang, man solle die mit schweren Banden nun schon zwei Jahre lang Gefesselte schärfer befragen, ob sie keine Mitschuldigen in München habe; — denn gegen diese vorzufahren, trieb der finstere Eifer den Churfürsten. Daraufhin die schärfste Tortur anzuwenden, fanden sich denn doch die Nonnen nicht berufen. Dieses that der weltliche Arm. Als geständig, schrieb der Churfürst, genieße sie der geistlichen Immunitäten nicht mehr; — man möge sie schärfer foltern, oder wie die amtliche Sprache fast in höhnender Sanftheit sich ausdrückte: „alles Ernstes befragen."

Im Kloster aber hatte indessen die alte Abtissin der gegen sie gerichteten Verschwörung weichen müssen; die Priorin Liutgard Reessin suchte umsonst ein Jahr lang das Steuer zu führen: „will ich etwas wehren" — klagt sie — „gibt man mir zur Antwort, ich sei nit obrigkeit, oder man verklagt mich gegen den beichtvatter, der sich gegen Etliche gahr zu gemein macht." Endlich gelang es diesem und dem in langwieriger Visitation im Kloster anwesenden P. Provincial, das Fräulein von Horn-

stein zur Abtissin zu erhalten, deren Bestätigung aber der Landesherr glücklicherweise vereitelte, denn noch im gleichen Jahre wurde sie der gebrochenenen Clausur angeklagt und zur Resignation gezwungen.

Mittlerweile aber schmachtete die Inquisitin in schwerem Kerker, während man von ihrem Vater die tausend Gulden Kosten verlangte, die in jenem Vergiftungsfalle aufgegangen, „in welchem sechs Personen elendiglich gestorben und jetzt noch drei krumm und lahm seien.“

Dem Landesfürsten schien jetzt doch — zumal bei herannahenden schwedischen Waffen — dieser Klosterzustand zu bedenklich: — er verfügte, daß man die Sünderin aus dem Kloster entferne und in ein anderes lebenslängliches Gefängniß verbringe. Nachdem dieser Vorschlag in den ersten Monaten des Jahres 1631 bei den Ordensobern verhandelt worden war, erschienen plötzlich in der Nacht vom 11. zum 12. Juli zwei Franziskaner, zeigten ihre Vollmacht vor, nahmen sie aus dem Kerker hervor und ließen sie über den Brandsteg nach Villingen führen; — von dort sollte sie auf die Insel Reichenau geführt und heimlich hingerichtet worden sein.

So lautete der Bericht des Fürstenbergischen Landschaffners.

Man hätte glauben mögen, daß die Furchtbarkeit dieser That, wenn sie je begangen war, und ihrer Ahndung ein warnend Beispiel für die Nonnen gewesen sei. Auch wurde von ihnen endlich eine Einigung zur Wahl einer neuen Abtissin erzielt. Die Gewählte war Schwester Barbara Harziemer; — der Ordensprovincial selbst hatte zur Befestigung der Ordnung nun schon fast ein Jahr lang im Kloster seinen Wohnsitz genommen. Gleichwohl aber giebt die gleichzeitige Beschwerde der Nonnen, daß man ihnen nur alte und gebrechliche Beichtväter gebe und zur Pfarre Roßberg keinen Weltgeistlichen verordne und eine höchst ärgerliche Untersuchung gegen den Pfarrer von Schenkenzell und die Conventfrau Angela „die beide auff ainem Torment auch Nahe beysamen Ihre Ruhe- und Schlaffbetter haben,“ nicht eben glänzendes Zeugniß, des Eindrucks, den jene Klosterkatastrophe gemacht hatte.

Und nun kam plötzlich gar die Nachricht, daß Renate von ihren Ordensobern, welchen das Gericht des Bischofs von Constanz die Nonne als ihm nicht zuständig, übergeben hatte, milder behandelt worden sei, als einst von ihren Mitschwestern, daß sie noch lebe, daß sie wieder in's Kloster aufgenommen werden müsse. Trotz alles Sträubens geschah dieses endlich im Oktober 1636.

Aber noch war der Kelch der Leiden dieses armen Weibes nicht auf der Neige. Der Klosterbrand, der bald darauf erfolgte, gab den Nonnen erwünschte Veranlassung, sie aus Mangel an Raum noch einmal auszustoßen. Sie begab sich zu ihren Verwandten nach München zurück. Von dort verwandte sich vergeblich die Churfürstin Maria Anna um ihre Wiederaufnahme, unter Hindeutung auf das Aergerliche, „daß man einer Nonne solches Vagiren gestatte." „Noch sei das Kloster nicht wieder aufgebaut," war die Antwort, „auch sei noch andere Ursach vorhanden, warum sie nicht einberufen worden, — Gott und geistlicher Obrigkeit bekannt." Nach zehn Jahren entschloß man sich endlich, ihr ein Leibgeding von 30 Gulden zu verabreichen. Diesmal waren es die Beamten in Wolfach, welche der Sache wehrten, mit dem bequemen Grunde: „da Renate es nicht verdient habe."

Bald hat wohl endlich der Tod auch diesem trübseligen Dasein ein Ende gemacht; — der Rest ihres Lebens wenigstens ist im Stillschweigen der Akten begraben.

Im Kloster aber suchte man wenigstens eine Quelle der ärgerlichen Streitigkeiten, die Eifersucht, abzugraben. Man beschloß, die Abtissin auf nie länger als drei oder vier Jahre zu wählen.

In der That verstummt denn auch in den Jahren, da ohnedies eine mildere Sitte und wohl auch größere Nachsicht gegen galante Sünden in Europa herrschend wurden, die Klage über dergleichen rohe Ausbrüche menschlicher Leidenschaften, wie wir sie oben gesehen haben.

Was aus späterer Zeit von der Geschichte des Klosters aufgezeichnet ist, bezieht sich auf die erst im Jahre 1683 vollständig wieder eingeführte Clausur, auf Competenzstreitigkeiten der Herrschaft mit den Franziskanern, die Visitation betreffend, auf Beschwerden über Verwüstung des Klosterwaldes durch die Kinzigflösser, auf die Rechte endlich, welche die Herrschaft Fürstenberg, als Schirmvogt, in Angelegenheiten des Klosters ausüben dürfe. Diese wurden erst 1758 dahin entschieden, daß in Gemäßheit eines frühern Vertrags von 1625 der Schirmvogt nicht befugt sei, die Aufnahme der Novizen, wohl aber der Pfründner von seiner Bewilligung abhängig zu machen, daß die Abtissin den Stiftsschaffner zu ernennen und abzuschaffen das Recht habe, aber letzteres müsse der Zustimmung der Herrschaft unterbreitet werden, die denn auch den Ernannten zu bestätigen und zu beeidigen habe. Die Kloster=

pfarreien und den Beichtvater habe die Abtissin der Herrschaft zu präsentiren und jede Neuwahl einer Abtissin anzuzeigen, auch noch vor der Wahl die Schlüssel zum Fruchtspeicher der gnädigen Herrschaft zu übergeben, welche dann dieselben der Neugewählten überreichen werde.

Die Ratifikation dieses Uebereinkommens verzögerte sich bis 1780 und bald nach diesem Jahre brach der Sturm im Westen aus, welcher das Kloster sammt seinen Bewohnerinnen in alle Welt zerstreuen sollte.

Noch bevor das heilige römische Reich deutscher Nation in seine letzten Trümmern zusammensank, bevor das Fürstenthum Fürstenberg selbst mediatisirt wurde, lös'te dieses die in seinen Herrschaften gelegenen Klöster auf und zog deren Gefälle an sich. Die Nonnen wurden 1803 mit einer Pension bedacht und ihnen frei gestellt, zu den Ihrigen, denen sie fremd geworden waren, in die Welt zurückzukehren, oder im Kloster zu verharren. Sie zogen es vor, in klösterlicher Gemeinschaft beisammen zu bleiben, bis auch die Letzte ihre Mitschwestern zum Grabe begleitet hatte.

Wir aber haben uns zum Schlusse dieser Klostergeschichte vielleicht über zweierlei zu entschuldigen; — über deren Weitläufigkeit und darüber, daß so viel des Schlimmen, so wenig des Erbaulichen von uns erzählt worden sei.

In Betreff des erstern waren wir aber nicht nur berechtigt, sondern darauf hingewiesen, so tief in das Einzelne einzugehen als möglich; — denn nur so läßt sich das Vaterland in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung kennen lernen.

In Betreff des letztern Punktes endlich sind wir eben nur den Akten gefolgt und haben weder etwas verschwiegen, was sie enthielten, noch hinzugefügt, was in ihnen nicht enthalten war.

Nun ist allerdings richtig, daß in den Berichten der schirmvogtlichen Beamten Skandal und Verbrechen leichter ihre Aufzeichnung gefunden haben mögen, als Gebete und die stillen Werke der Erbauung.

Dennoch aber enthält diese Klostergeschichte wenigstens einen Fingerzeig für Jene, welche Klöster und geistliche Institute in unsern Tagen als das einzige Universalheilmittel gegen die Lasterhaftigkeit dieser sündigen Welt anpreisen. Denn sie erhärtet mehr als Wortgezänke die Wahrheit, daß innerhalb dieser heiligen Mauern mitunter eben so arg gesündiget wurde, als außerhalb ihres Gottesfriedens. Fickler.

Hohenrode, Rodeck,

Thiersberg.

Sagen und Geschichte.

Das Geschlecht der Röder hatte ursprünglich seinen Wohnsitz im Elsaß, wo Ortschaften, wie Rödern, Hohenrodern, Rodersdorf, Ober- und Unter-Rodern entweder demselben den Namen gegeben, oder solchen von ihm erhalten haben mögen. Die alte Namensform seiner Angehörigen lautet nämlich Roder (Rodarii), vom Stammworte roden d. i. urbar machen, reuten, daher Rodland, Neureut so viel als Neubruch u. s. w. Erst im vierzehnten Jahrhundert erscheinen Röder, noch später, zumal im Munde des Volkes, Röderer.

Schon diese Bezeichnung deutet auf hohes Alter hin; sie findet sich auch nur entweder mit vorgesetztem Taufnamen (häufig wiederkehrend in Andreas, Egenolf, Brigitte), oder mit beigefügter Besitzung (wie Röder von Rodeck, von Thiersberg u. s. w.) verbunden.

Einer im Archiv der Familie aufbewahrten Nachricht zufolge waren mit andern Edeln aus dem Oberelsaß, namentlich mit einem Freiherrn von Rapoltstein, auch Röder, im Gefolge Hermanns III., Markgrafen von Baden, dem Kaiser Friedrich I., dem Rothbart, nach Italien zugezogen; als er im Jahr 1155 die übermüthigen Mailänder züchtigte und nebst der Lombardischen die Kaiserkrone sich erwarb. Damals legte Friedrich einen der Hauptschlüssel Italiens, die Markgrafschaft Verona, in die Hand des badischen Fürsten, welcher sofort (1158) darnach benannt wurde. In der Marienkirche zu Verona selbst bezeichnet eine Steinschrift vom Jahr 1177 „diesen deutschen Markgrafen als Herrn der ganzen dortigen Mark.“ Auch andere treue und tapfere Begleiter wurden nach ihrer Rückkehr in die Heimath, sowohl von Seite des Kaisers als des Markgrafen, durch Schenkungen und Lehen ausgezeichnet.

Bei dieser Veranlassung war es wohl, daß Röder aus dem Elsaß in die Ortenau übersiedelten, welche damals eröffnetes Reichslehen war, folglich unmittelbar dem Kaiser unterstand. Auf dem hier gewonnenen freien Eigenthum erbauten sie vorerst Hohenrode bei Achern und bald darauf Rodeck oberhalb Kappel. Als erstes markgräfliches, wahrscheinlich Afterlehen, erhielten sie einen Theil der Bannherrlichkeit von Unzhurst. Daß auch dieses Dorf keine rein badische Besitzung war, ergiebt sich schon daraus, daß bei allen Rüggerichten durch einen besondern Beisitzer im Namen des Kaisers die Reichsherrlichkeit gewahrt wurde. So noch im Mai 1507, als Hanns Röder IX. von Thiersberg gemeinschaftlich mit Georg von Bach, dem Besitzer der andern Hälfte der Unzhurster Bannherrlichkeit, das Rüggericht besetzte. Dabei erschienen „von wegen kaiserlicher Majestät, Philipp von Seldeneck des heiligen römischen Reichs Erbküchenmeister" und Michael und Andreas Botzheim, als bischöflich Straßburgische Amtleute, der Landvogtei Ortenberg, weil der Bischof von Straßburg um diese Zeit Pfandherr dieser Vogtei war.

Mit den frühesten Erwerbungen der Röder in der Ortenau steht wohl auch ihr Wappen in Verbindung, welches einen rechtssehenden einfachen Reichsadler mit ausgebreiteten Flügeln überzwerch im Schilde zeigt. Bekannt ist es, daß Reichsangehörige überhaupt, daher auch Reichsstädte, als unterscheidendes, zumal Amts-Zeichen, in früherer Zeit den kaiserlichen Adler führten. Dasselbe wurde in der Folge erblich, daher die vielen Adler in den Wappen alter fürstlicher und adelicher Geschlechter. Es erscheint hier zum erstenmal auf den Siegeln einer Urkunde vom Jahr 1297, welche völlig gleichförmig, die Zeugenschaft Alberts von Hohenrode und Heinrichs von Rodeck bekräftigt.

1. Hohenrode.

Die Burg Hohenrode gehörte zu den höchstgelegenen Edelsitzen der Ortenau und beherrschte einen der weitesten Gesichtskreise, das Rheinthal auf- und abwärts, über einen Theil des Schwarzwaldes und der Vogesen. Sie erhob sich auf einem schroffen Granit-Felsen, der etwas seitwärts vom Gipfel des Berges liegt, doch beinahe zu gleicher Höhe mit demselben aufsteigt. Kaum begreift man, wie das Schloß Platz genug fand und wie es überhaupt möglich war, dasselbe auf einem so schwindelnden Punkte aufzuführen; ebensowenig, wie man mit Pferden dazu gelangen konnte, und wo überhaupt der Zugang zu demselben sich mochte befunden haben. Das nöthige Wasser mußte wohl von Regengüssen in einer Cisterne gesammelt worden sein, da weder

an einen Schöpfbrunnen auf einem solchen Felsen noch an eine Quelle in dessen Nähe zu denken ist. Die Burg mochte übrigens aus einem einzigen Thurme bestanden haben und schon früh, vielleicht bald nach der Zeit, da der letzte Röder mit dem Beinamen von Hohenrode erscheint (Diether IV., der noch 1403 einem Lehengerichte beiwohnt), verlassen worden sein. Jetzt ragt nur noch ein säulenartiges Mauerstück, wie es scheint, der Rest des einstigen Hauptgebäudes, gespenstisch in die Luft; auch aus der Rheinebene sichtbar und noch immer den Stürmen trotzend. Doch haben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Aberglaube und Geldgier zwei Bauern von Sasbachwalden vermocht, auch hier nach Schätzen zu wühlen und zu diesem Zweck einen größern Theil der Mauerreste mit Pulver zu sprengen.

Bei der Staunen erregenden Lage dieser Burg und den Kräften, welche zu ihrer Errichtung aufgeboten werden mußten, konnte leicht die Meinung aufkommen, daß es dabei nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sei. Eine weit verbreitete Sage versichert nämlich: in alter Zeit sei das Schloß am Fuße des Berges an jener Stelle gestanden, wo gegenwärtig das Landgut Aubach liegt. Damals habe eine Edelfrau, Namens Brigitte darin gewohnt, welche als Hexenmeisterin in allen Zauberkünsten, die Umgegend mit Seuchen, Ueberschwemmungen, Hagel, Insekten und andern Plagen heimsuchte, je nachdem ihr böses Gelüste sie dazu antrieb. Darob sei alles Volk gegen sie erbittert gewesen, und als wieder ein furchtbares Gewitter den Jahressegen des Feldes zerstörte, hätten sich die Bewohner der nächsten Dörfer und Höfe zusammengeschaart, um das Schloß zu stürmen, es dem Boden gleich zu machen und die Hexe den Gerichten zu übergeben.

Diese sei jedoch bei der Annäherung der rachedürstigen Haufen unverzagt auf dem Thurm erschienen, habe ihren Stab nach den vier Weltgegenden geschwungen und mit lauter Stimme eine Zauberformel dazu gesprochen. Kaum sei sie damit zu Ende gewesen, als der Boden erbebte, ein grausiges Geheul in die Luft erscholl und mit einem Donner, als ob die Erde bersten wollte, das Schloß aus der Tiefe seines Grundes sich losriß und von unsichtbaren Mächten auf die Spitze des Berges getragen wurde, wo es sich so fest setzte, als wäre es schon in uralter Zeit daselbst gegründet worden.

Entsetzt hätten die Angreifer dem Zauber zugesehen, seien aber noch mehr dadurch erschreckt worden und sofort auseinander gestoben, als ihnen Frau Brigitte im Emporschweben zurief: „Niemand möge sich mehr vermessen, sie neuerdings zu beunruhigen, sonst werde sie alle Dörfer und Wohnungen rings umher gleichfalls durch die Luft

forttragen, aber sodann in den Rhein oder Bodensee versenken lassen." Diese entsetzliche Drohung habe die beabsichtigte Wirkung hervorgebracht und fortan sei Hohenrode auf seinem Felsensitze ungestört geblieben.

Wie an die Entstehung der Burg, so knüpft sich auch an deren Ende die Sage von einer Brigitte, welche jedoch, zu billiger Ausgleichung, dem Himmel um so näher gebracht wurde, in je schrecklicherem Verhältnisse ihre Namensschwester zur Unterwelt stand.

Der letzte Burgherr auf Hohenrode, — so lautet diese zweite Sage, — lebte mit seiner Frau so lange zufrieden, bis er eine Freundin von ihr kennen lernte, zu der er die heftigste Leidenschaft faßte. Diese überwältigte ihn so sehr, daß er beschloß, die Erstere aus dem Wege zu räumen, um sich mit Letzterer ehlich verbinden zu können.

In der Waldeinsamkeit nahe bei Hohenrode lebte damals ein Klausner, der früher auf dem Schlosse gedient hatte und dem der Ritter noch immer Unterstützung angedeihen ließ. Zu diesem begab er sich nun und klagte ihm, wie ihn seine Ehefrau durch kaltes zurückstoßendes Wesen ganz von sich entfremde und so unglücklich mache, daß er in seiner Verzweiflung keinen andern Ausweg finde, als sich von ihr auf immer zu befreien. Zu diesem Zwecke ließ er dem Klausner, unter Versprechungen und Drohungen, seinen Dolch zurück, damit dieser die Frau niederstoße, wenn sie bei ihrem menschenscheuen Wesen gelegentlich wieder im Walde umherirre.

Obgleich der Klausner auf den Befehl seines ehemaligen Herrn einzugehen schien, so setzte er doch bei seinem Zusammentreffen mit der Edelfrau dieselbe von der Gefahr, welche ihr drohte, in Kenntniß, und wußte sie so geschickt zu verbergen, daß der Ritter sie wirklich für todt hielt und nach abgelaufener Trauerzeit die Hochzeitfeier mit seiner Geliebten veranstaltete. Schon waren die geladenen Gäste versammelt und die Trauung daran vor sich zu gehen; da erschien unerwartet eine verhüllte Gestalt in ihrer Mitte, warf den Schleier zurück und zu aller Staunen und Schrecken stand, einem zürnenden Geiste gleich, die längst todtgeglaubte Hausfrau vor ihnen. Bei diesem Anblick stoben die Versammelten auseinander, der Ritter aber, wie vom Blitze getroffen und völlig umgewandelt, fiel seiner Frau, um Vergebung flehend, zu Füßen.

Zwar gewährte sie dem Reuigen Verzeihung, konnte sich aber nicht entschließen, ferner mit ihm zu leben. Sie ging in ein Kloster, in dem sie starb, von Allen, die in ihre Nähe kamen, wie eine Heilige verehrt. Auch ihr Mann zog sich für seine noch übrige Lebenszeit zu demselben Klausner zurück, der seinen Mordgedanken hätte

zur Ausführung bringen sollen, während das verlassene Schloß mit seiner der heiligen Brigitte geweihten Kapelle im Laufe der Zeit in sich zusammenfiel. Die zweite Brigitte wurde aber von

Die längst todt geglaubte Hausfrau stand vor ihnen.

nun an die Beschützerin, welche über der herrlichen, an Fruchtbarkeit und Naturschönheiten reichen Gegend segensreich waltete und in allen Bedrängnissen von den Umwohnern angerufen wurde.

2. Rodeck, auch Hohenrodeck genannt.

Das Schloß Rodeck, gleichfalls von einem Röder, nicht lange nach Hohenrode aufgeführt, erhebt sich auf einem felsigen Hügel, unfern vom Eingange des Kapplerthales. Bedeutend tiefer liegend als jenes, entzückt es durch die Lieblichkeit seiner Umgebungen. Wenn man von der Burg herab nach des Thales Eingang blickt, so glänzt der Rhein als schmaler Silberstreifen in der Ferne und tauchen aus duftigem Hintergrunde die Berge des

Unter-Elsasses auf. Näher breiten sich die fruchtbaren Fluren der Ortenau mit ihren vielen Ortschaften aus; zunächst am Fuße des Schloßhügels liegt der schöne Flecken Kappel, rings um denselben üppige Felder und blumige Wiesen, die Seitenhöhen mit Rebgeländen bedeckt. Ueber die linke Thalwand sieht der mächtige Hohenroder-Berg mit seinen befreundeten Burgresten wie zum Gruße aus alten Tagen herüber.

Bis in das fünfzehnte Jahrhundert behaupteten die ursprünglichen Herren ihre Burg Rodeck als Eigenthum; von dieser Zeit an ging sie aber mit Allem, was dazu gehörte, an die Markgrafen von Baden über. Diese, begünstigt durch die Zeitverhältnisse, strebten nämlich, wie damals die Fürsten überhaupt, dahin, möglichst viele Burgen des noch freien Adels zu erwerben, um denselben von sich abhängig zu machen. In der Regel gaben sie daher solche Burgen als Lehen wieder an die vorigen Eigenthümer zurück. So findet sich denn um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts neuerdings auch Rodeck als Lehen der Markgrafen in der Hand seiner frühern Besitzer, bis die Linie von Rodeck im Jahre 1606 erlosch, worauf die Burg nebst Zugehör als Badisches Lehen an die Familie Neuenstein gelangte.

Unter den ältern Rödern dieser Linie war besonders Arbogast II. oder Aberlin, zugenannt Widembösch (Weidenbusch), durch seine an Tollkühnheit streifende Verwegenheit bekannt und gefürchtet. Als Beweis hiefür mögen folgende zwei Abenteuer dienen.

Im Jahr 1363 brach er mit Hüglin von Bulach, — man weiß nicht, warum, — in das Gebiet des Grafen von Blankenburg ein, nahm denselben mitten in seinem Lande gefangen und brachte ihn auf die den Herren von Hohenstein gehörige Burg Hohenfels hinter Reichshofen. Da jedoch Bulach Straßburger Bürger war, und die Stadt für ihn hätte verantwortlich werden können, so schickte sie einen Zug Reisiger von Hohenfels, welche den Gefangenen nach Straßburg brachten. Durch Vermittlung des Herzogs von Brabant erhielt zwar dieser seine Freiheit wieder, aber nur gegen ein Lösegeld von Fünftausend Gulden, welche an Arbogast ausbezahlt wurden, da sich Bulach der Theilnahme ohne Mitwissen der Stadt unterfangen hatte.

Noch abenteuerlicher ist ein solcher späterer Zug.

Von den zwei Domherren zu Straßburg, dem Dechanten Johann von Ochsenstein und dem Propst Hanemann von Kiburg, strebte jeder auf den bischöflichen Sitz daselbst zu gelangen. Während sie miteinander haderten, trug ein Dritter den Sieg

davon, ohne daß sie deshalb aufgehört hätten, sich anzufeinden. Da nun der Dechant sogar verlauten ließ, sein Gegner sei durch ungesetzliche Mittel zur Propstei gelangt, so suchte sich dieser zu rächen und wendete sich deshalb auch an Arbogast Röder. Am 12. September 1370 drang nun dieser mit andern Helfern Abends in die Dechantei zu Straßburg, hob den Herrn, der gerade beim Nachtmahl saß, ungeachtet seiner Gegenwehr auf, und brachte ihn mitten durch dessen Dienerschaft und zugelaufene Bürger hindurch, unter großem Geschrei zur Ill auf ein Schiff, das alsbald abfuhr und mit dem Gefangenen auf dem rechten Rheinufer landete, von wo er nach Schloß Windeck abgeliefert wurde.

Selbstverständlich verargte die Stadt Straßburg, die deshalb in vollen Aufruhr gerathen war, dem Röder und seinen Helfern einen solchen Ueberfall um so mehr, als er früher auf die Reliquien geschworen und es verbrieft und besiegelt hatte, weder ihr selbst noch einem der Ihrigen irgendwie schaden zu wollen. Sie warf daher sogleich den Propst ins Gefängniß; verbannte dessen Helfer auf eine Meile weit von der Stadt, unter der Drohung, sie im Betretungsfalle mit dem Schwert hinrichten zu lassen, und schickte zweimal bewaffnete Haufen, wiewohl ohne Erfolg, gegen Windeck. Endlich wurde im Sommer 1371 der Dechant daselbst gegen vier tausend Gulden Lösung und sechzig Pfund Atzungskosten entlassen. Der Propst kam erst im folgenden Jahre (12. Juli 1372) gegen vierhundert Pfund Atzungskosten aus seinem Verwahr in Straßburg. Die Röder hielten sich aber längere Zeit von da entfernt; bei einem Turnier, das bald darauf dort abgehalten wurde, erschien auch nicht ein Mitglied ihrer Familie.

Auch die Bewohner von Kappel und den angrenzenden Thälern sind als ebenso kräftige wie muthige Leute bekannt; was sie im Jahre 1799 sattsam bewiesen, da sie unter Anführung des Schloßherrn Rudolph von Neuenstein ihre Gründe und Schluchten wochenlang gegen die Franzosen vertheidigten. Dennoch läßt eine scherzhafte Sage viele Hunderte derselben im Bauernkriege sogar vor einem Zwerge Reißaus nehmen; wobei es aber nicht zu übersehen ist, daß der panische Schrecken, der sie befiel, nicht sowohl von einem sichtbaren Feinde ausging, als die Folge abergläubischer Vorstellungen von übernatürlichen Mächten gewesen sein soll. Die Sage berichtet nämlich Folgendes.

Wie jedes alte Herrenhaus, so hatte auch Rodeck von jeher sein eigenes Burgmännchen, das keineswegs bösartig, vielmehr gegen Jedermann im Hause gefällig war, wenn man es nur gehörig

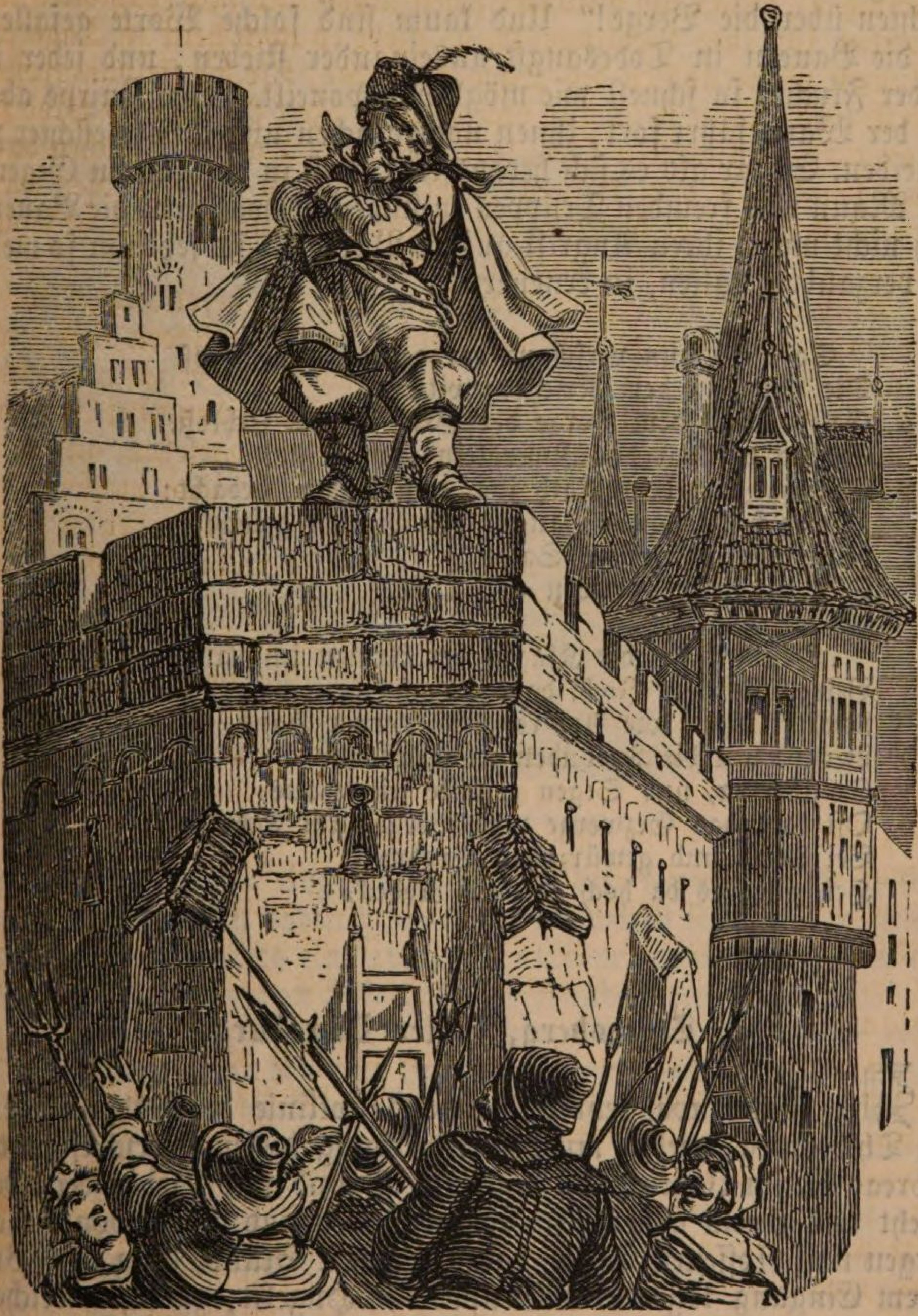
verpflegte und schalten ließ. Solcher Knirpse (See- oder Wald-Männchen), welche sich mitunter sehen lassen und mit Leichtigkeit alle Arbeiten für ihre Lieblinge thun, giebt es noch heut zu Tage auf einsamen Bauernhöfen des Schwarzwaldes, für die sie von großem Werth sind. Man stellt nur von Zeit zu Zeit Milch und Brod für sie an einen bestimmten Ort, legt aber ja kein neues Röckchen dazu, wenn jenes von dem kleinen Manne noch so sehr zerrissen wäre; denn sonst würde er dieses als Aufkündung ansehen und zu seinem großen Leidwesen weiter wandern müssen.

Auch auf Rodeck hing das Männchen mit besonderer Liebe an dem Hausherrn, den es nebenbei durch scherzhafte Reden aufheiterte. Da geschah es, daß sich von allen Orten die Bauern zusammenrotteten und den Krieg unternahmen, der von ihnen benannt ist. Ganz besonders war es von ihnen auf die Schlösser abgesehen, aus denen sie freilich seit Jahrhunderten viel Druck und Ungemach erlitten hatten. Schon loderten die meisten Burgen ringsumher in Flammen auf, und der Herr auf Rodeck wußte sich nicht zu helfen, da er voraussah, daß es auch über ihn losgehen werde. Sofort trat der kleine Mann, der sich eine Zeit lang nicht mehr hatte blicken lassen, wieder traulich an seine Seite und flüsterte ihm zu: er habe für den Fall eines Angriffs auf die Burg einige Felsenkammern im Gebirge ausersehen, wovon kein Mensch etwas wisse; dahin werde er den Herrn mit seiner Familie in Sicherheit bringen. Die Hut der Burg selbst aber möge ihm getrost überlassen bleiben. So geschah es denn auch. Unzuverlässige Knechte waren schon zu den Bauern übergegangen oder wurden entlassen; nur einige treue Diener begleiteten den Herrn und die Seinigen in die Felsenkammern. Der Knirps aber blieb allein zurück und zog die Brücke über den Graben auf.

Des folgenden Tages erschienen wirklich bewaffnete Bauernhaufen, fanden jedoch die Burg im Vertheidigungszustande und forderten sie zur Uebergabe auf. Da keine Antwort erfolgte, so vermutheten sie eine Kriegslist und machten sich zum Angriffe bereit. Urplötzlich aber, als sie mit Faschinen für den Graben und Leitern für die Mauer ohne Ordnung durcheinander liefen, hörte man aus entfernten Seitenthälern einen Schall von Trommeln, Pfeifen und schweren Tritten, den das Echo hundertfach vervielfältigte und der immer näher zu kommen schien. Zu gleicher Zeit ließ sich das bekannte Burgmännlein auf dem Wartthurme blicken und schlug den Bauern ins Gesicht ein höhnisches Gelächter auf:

Zur That befeuert der Führer die Schaar,
Es schmettern die Hörner zum Sturme;

Nun krachen die Böller, es wächst die Gefahr,
Da sieh! auf der Warte vom Thurme



Das Burgmännlein.

Stolzieret in rasselndem Harnisch und Helm
Mit spornen-umklirrten Kanonen der Schelm,
Aufschlagend entsetzliche Lache!
Dem Feind ist unheimlich die Sache.

Schon rufen Einige voll Schrecken: „das ist Entsatz vom Markgrafen!“ Andere: „Der Bauern-Jerg kommt mit den Landsknechten über die Berge!“ Und kaum sind solche Worte gefallen, als die Bauern in Todesangst auseinander stieben, und jeder in wilder Flucht, so schnell wie möglich davoneilt. Der Knirps aber auf der Warte fährt fort, ihnen nachzulachen und Spottgesichter zu schneiden. Sogar als es sich herausstellt, daß in der ganzen Gegend kein Mann von fremden Truppen zu finden ist, wagen es die Bauern doch nicht mehr, ihren Angriff auf die Burg, die sie jetzt um so mehr für verzaubert halten, zu erneuern.

So blieb nun verschont vor gefürchtetem Troß
Die Burg in dem Kriegesgewitter;
Gekehrt aus dem Berge der Graf in das Schloß,
Schlug dankbar das Zwerglein zum Ritter.
Das hat mit dem Rath ihn, dem klugen, bedacht:
„Zwar hab' ich die Bauern von hinnen gelacht,
Nun aber ist's euere Sache,
Daß dauernder Frieden euch lache.“

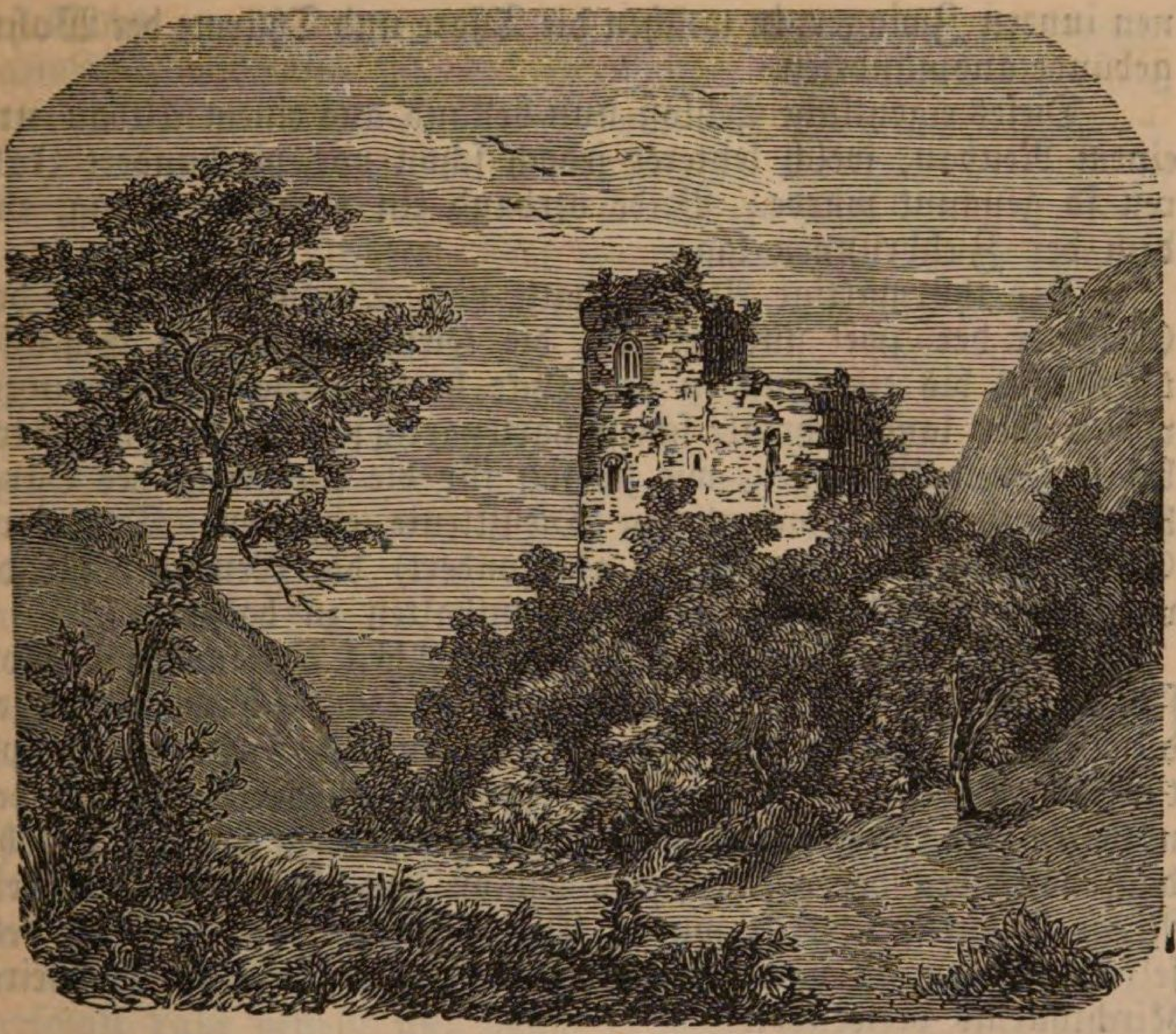
„Drum stillet die Klagen der Armen im Land,
Befreit sie vom Joch, dem verhaßten;
Regiert nicht, wie And're, mit eiserner Hand,
Vermindert die Frohnden und Lasten!“
So that er, und Segen erfüllte sein Haus.
Oft kam das Gezwerge vom Berge zum Schmaus;
Bei Meth und gewürzigem Brodweck,
Hei, ging es da hoch her auf Rodeck.

(Hub).

3. Thiersberg, später Diersburg.

Die dritte, noch jetzt blühende Hauptlinie der Röder ist jene von Thiersberg, welche mit der Erwerbung dieser Herrschaft unter Andreas II. im Jahre 1463 beginnt. Grund und Boden derselben besteht aus einem engen, zu beiden Seiten und hinten von hohen Bergen umschlossenen Thale, das eine starke Stunde lang ist. Vor seinem Eingang lagert eine Gruppe von Hügeln, zwischen welchen sich der Bach durchwindet, der am Ende des Thales entspringt, sich durch Zuflüsse aus Seitengründen verstärkt und bei Niederschopfheim die Rheinebene erreicht.

Ungefähr in der Mitte dieses Thales erhebt sich die Burg Thiersberg mit noch beträchtlichen Ueberresten auf einem felsigen



Ruine Diersburg.

Hügel, der durch Abgrabungen von der hintern Höhe getrennt wurde. Indem sich dadurch die Burg rückwärts sicher stellte, gewann sie zugleich seitwärts eine abschüssige Ebene, groß genug, um einen Viehhof, umgeben von Wirthschaftsgebäuden, aufzunehmen. Nun folgte erst der eigentliche Graben, der mit einem Fischteiche zusammenhing und über den eine Jochbrücke zum ersten Hofthore führte. Der Eingang in die Burg befand sich also rückwärts derselben, und diese mußte, was gegen feindliche Angriffe Schutz gewährte, umgangen werden, um zum Thore und Burghofthurm zu gelangen.

Eine besondere Fallbrücke führte in diesen Thurm, dessen oberes Geschoß die Schloßkapelle enthielt, und aus dem man in den äußern Zwinger, der wieder der ganzen Länge nach unter dem eigentlichen Schlosse hinlief, gelangte. Auf diesem Wege kam man zu einem zweiten Thurm, der jedoch rückwärts ohne Ausgang war und nur seitwärts, wieder durch eine Fallbrücke, mit dem innern und letzten Burgthor, das er verdeckte und schützte, zusammenhing. Hatte man endlich auch dieses hinter sich, so befand man sich in dem klei=

nen innern Zwinger, in welchen die Thore und Thürme der Wohngebäude ausmündeten.

Dieses eigentliche Schloß nun bestand aus einem Altbau und einem Neubau, welch letzterer jedoch schon vor vierhundert Jahren so genannt wurde. Beide verband ein verdeckter Gang, vor dem der Ziehbrunnen lag.

Der thurmartige Altbau hatte vier Stockwerke, wovon das Gemäuer der zwei untern, wie die Grundmauer des Schlosses überhaupt bis eilf Fuß in der Dicke hatte. Die Lichtöffnungen waren hier lang, schmal, schießschartenartig; erst der dritte Stock besaß Fensteröffnungen, wie sie sich für die Wohnung des Burgherrn und seiner männlichen Dienstleute eigneten. Der vierte Stock scheint (wie gewöhnlich abgesondert) die Gemächer für die weiblichen Angehörigen der Burg enthalten zn haben.

Der Neubau lehnte sich an jenen Theil des innern Schlosses an, der Mantel hieß, nämlich an die Hauptschutzmauer gegen die Bergseite, welche, wie öfter an Burgen, die Stelle des Hauptthurms (Bergfrieds) vertrat. Er war mit einem Gange und den nöthigen Schießscharten versehen; hatte wohl auch eine solche Höhe, daß, von oben her gesehen, das Schloß von ihm (daher auch sein Name Mantel) verdeckt wurde. Die mächtigen Quadersteine desselben wurden im vorigen Jahrhundert zum Bau des Hofweirer Kirchthurms verwendet.

Während die Burg rückwärts und zu beiden Seiten mit Waldungen und Berggipfeln, die sich in dem „Steinenfirst“ vereinigen, umgeben war, genoß sie vorwärts über Hügelgruppen, Wiesen und ländliche Wohnungen hinaus, einer entzückenden Fernsicht in das Rheinthal und auf die Stadt Straßburg mit ihrem himmelanstrebenden Münster. Auch befand sich schon vor mehr als vierhundert Jahren ein Weingarten, „der Schloßberg“ genannt, ganz in ihrer Nähe. Eine wasserreiche Quelle entspringt am Fuße des Burghügels.

Unter den Rechten, welche zur Herrschaft Thiersberg gehörten, war wohl das Geleit durch die ganze Ortenau das bedeutendste — also landaufwärts bis an die Bleich, die Grenze der Ortenau gegen das Breisgau, landabwärts bis an die Oos, die Grenze derselben gegen die Markgrafschaft Baden. Ihr Jagdgebiet erstreckte sich in einem Umkreis bis zu fünfzehn Stunden, nebst der eigenen Gemarkung noch über fünf Gemarkungen von Nachbarorten. Die Besitzer des Steins Thiersberg genossen sogar das Ehrenrecht, das Gewild bis auf das Gebiet der Reichsstadt Gengenbach im Kinzigthal und zwar bis auf das dritte Joch

der Brücke, unmittelbar vor der Stadt, verfolgen zu dürfen. Daselbst wurden sie sodann im Namen des Stadtrathes von einem Mitgliede desselben begrüßt und zur Mahlzeit eingeladen.

Nebstdem besaßen sie die Patronate der Pfarrpfründe zu Oberweier und des Rectorats zu Hofweier, wozu die Filialkirche von Schutterwald gehörte. Mit den Reichsherren von Geroldseck theilten sie den Stab Reichenbach und die hohe und niedere Gerichtsbarkeit daselbst, welche sie zu Thiersberg ausschließlich besaßen. Zu Reichenbach saßen zur Zeit des Ankaufs der Herrschaft Thiersberg zwei Vasallen-Familien niederen Adels auf kleinen Wasserburgen, die zugleich die Herren von Geroldseck und die jeweiligen Besitzer des Schlosses Thiersberg als ihre Lehensherren zu erkennen hatten. Gerechtsame, welche Dynasten-Herrschaften kennzeichnen und hier um so gewichtiger sind, als es keinem Zweifel unterliegt, daß die Häuser Hohengeroldseck und Thiersberg, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Geschlechtsnamens und Wappens, ursprünglich einem und demselben Stamme angehörten.

Unter den Rödern, die im fünfzehnten Jahrhundert Burg und Herrschaft Thiersberg erwarben, zeichnet sich zunächst deren Käufer, Andreas II., aus. Geboren 1410, machte er zwei Feldzüge österreichischer Fürsten gegen die Schweizer mit, wurde 1454 von dem Markgrafen Karl I. von Baden zum Amtmann der Herrschaft Lahr bestellt und nahm in solcher Eigenschaft an dessen Krieg gegen den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz Antheil, der mit dem unglücklichen Treffen bei Seckenheim am 30. Juni 1462 endete. Mehrmals Bürge für seinen Lehensherrn, hatte er auch seit dem Feldzuge gegen die Schweizer unter Führung des Herzogs Siegmund von Oesterreich im Jahre 1443, Forderungen an diesen. Da solche, vielfältiger Mahnungen unerachtet, siebenundzwanzig Jahre lang unbeachtet blieben, so glaubte er endlich zur Selbsthülfe schreiten zu dürfen; wurde jedoch, wegen gewaltsamen Zugriffs auf das Eigenthum eines Fürsten, in die Reichsacht verfällt, aus der er am 1. Juli 1471 auf seine Vorstellung von dem Kaiser befreit wurde. Daß übrigens solche Zugriffe auf das Eigenthum von österreichischen Fürsten und ihren Unterthanen durch deren Gläubiger keineswegs selten waren, ergiebt sich unter Anderem aus der Beschwerde-Schrift des Herzogs Friedrich vom Jahre 1405 an die Stadt Freiburg im Breisgau, worin es unter Anderem heißt: „Thüring von Ramstein habe ihm so geantwortet, daß er es nicht anders verstehen könne, als daß derselbe zu ihm zu greifen vermeine.“

Besser war Andreas Röder mit seinem Lehensherrn, dem

Markgrafen Karl von Baden, daran; von dem er, — zu Aufbringung des schweren Lösegeldes aus der pfälzischen Gefangenschaft, — die Herrschaft Thiersberg käuflich an sich brachte, solche jedoch alsbald wieder dem Markgrafen zu Lehen auftrug. Diese Herrschaft war nämlich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts nach und nach vollständig in die Hand des badischen Hauses übergegangen. Ritter Brun von Thiersberg und Anna Meyerin von Kürnberg, geborne von Thiersberg, welche in den Jahren 1424 und 1433 an das Frauenkloster Wonnenthal bei Kenzingen Vergabungen machten, scheinen die Letzten vom ursprünglichen Geschlechte der Thiersberge gewesen zu sein.

Andreas II. war auch Mitstifter des Ortenauer Rittervereins (1474), der von dem Markgrafen Karl in's Leben gerufen wurde; theils, — wie dieses damals auch mit der Entstehung der vorderösterreichischen Landstände der Fall war, — zur Sicherstellung gegen die Vergrößerungsplane des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, theils zu wechselseitigem Schutz und zur Erhaltung von Recht und Ordnung im Lande.

Nach seinem Tode (1484) wurde sein nicht minder kräftiger Sohn, Hanns IX., Senior und Lehenträger von Thiersberg. Zwei Jahre später (1486) nahm er an der Belagerung von Geroldseck Antheil, wodurch er seinen leidenschaftlichen Gegner so ergrimmte, daß dieser sogar Meuchelmörder bestellte, um ihn gelegentlich zu vergiften. Noch bedenklicher wurde für Hanns der Handel mit einem streitsüchtigen Geistlichen, der ihn i. J. 1493 in den kleinen und i. J. 1501 mit allen Angehörigen in den großen Kirchenbann brachte.

Spätere Mitglieder dieser Linie der Familie Röder zeichneten sich als regierende Städtmeister von Straßburg und bei Gesandtschaften von daher, ferner im Rathe der Reichsstadt Offenburg, im Ausschuß der Ortenauer Ritterschaft, als Beamte und in Hof- und Kriegsdiensten der Markgrafen von Baden u. s. w. aus. (Handschriftliche Familien-Geschichte von Karl Christoph v. Röder.)

Im dreißigjährigen Kriege hatte Thiersberg fünf Plünderungen von Feind und Freund auszustehen. Nach Beendigung desselben (1648) war das Schloß eine dachlose Ruine, die frühere Bevölkerung des Dorfes von sechzig Haushaltungen, durch Krieg, Hunger und Pest, auf zwölf Personen zusammengeschmolzen. Damals entstand wohl auch die Sage: daß an Weihnacht-Abenden drei weiße Gestalten die gebrochene Burg umkreisten und von ihnen klagende Töne wie ferne Harfenklänge vernommen würden.

Schreiber.

Sage.

Andere Version der Sage von Hohenrode.

Der letzte Ritter von Hohenrode hatte die schöne und tugendhafte Brigitte zur Gemahlin, welche sich jedoch bloß aus Gehorsam gegen ihre Eltern mit ihm verbunden hatte. Das Leben auf der Burg wurde der Edelfrau einsam, weßhalb sie ihre Verwandtin Gertrud von Bosenstein zu sich nahm. Durch den Gesang dieses schönen heiteren Fräuleins erheiterte sich oft der Ritter und war demselben bald immer mehr zugethan. Dieses aber stellte sich spröde gegen ihn. Als eines Tages die Edelfrau abwesend war, fand der Ritter das Fräulein am Eingang des Schlosses sitzen und fragte es: dürfte ich euch wohl meine Hand reichen, wenn Brigitte nicht mehr lebt? Sie ist ja nicht so krank, entgegnete das Mädchen, und sieht gar nicht krank aus, daß sie sterben sollte. Der Ritter antwortet hierauf: der Tod kommt oft unvermuthet; ich möchte aber wissen, ob ihr mir eure Hand reichtet. Ja! entgegnete mit verstellter Freude das Mädchen und entfernte sich schnell. Der Ritter brütete indeß Pläne, wie er Brigitte entfernen könnte. Er ging zu Bruder Jonas, der früher ein Räuberleben führte und jetzt in einer Klause, nicht weit von Hohenrode, seine Sünden abbüßte. Jonas scheute sich vor dem verruchten Antrage, die Edelfrau zu ermorden; versprach aber nach kurzem Bedenken, des Ritters Auftrag zu vollführen. Als nach einigen Tagen die Edelfrau nach der Antonius-Kapelle, wo Jonas wohnte, ging, kehrte sie nicht mehr zurück, und ein in die Einsiedelei geschickter Knecht meldete: Brigitte sei in der Klause nicht gewesen. Am andern Tage erschien der Klausner und meldete: die Edelfrau wäre von wilden Thieren zerrissen worden und er habe sie in der Kapelle begraben. Als Schott von Hohenrode die Trauer abgelegt hatte, trat er mit Gertrud von Bosenstein vor den Altar, um mit ihr die Ehe einzugehen. Der Priester fragte, ob Jemand etwas gegen die Ehe einzuwenden hätte? worauf Brigitte plötzlich hervortrat und ein lautes Ja! aussprach. Alles wich, wie vor einem Geiste, von ihr zurück, bis man sie völlig erkannte. Da erfaßte den Ritter Gewissensangst, er gab Güter und Burg seiner Gattin Brigitte und ging in ein Kloster; das Fräulein verschwand und man wußte nicht, wohin

es sich begeben. Brigitte, welche vom Einsiedler davon unterrichtet worden war, wie ihr Gatte nach ihrem Leben strebe, hatte den Klausner gebeten, sie für todt auszugeben und sich in einem Frauenkloster bis zum Tage der Vermählungsfeier verborgen gehalten. Nachher lebte sie noch lange als Wohlthäterin und von ihr hatte das Schloß den Namen Brigittenschloß erhalten.

Brigitta von Hohenrode.

Was sinnt das hohe, stolze Weib,
Im Bogengang um Mitternacht?
Sie hebt im Zorn den edlen Leib,
Und öffnet eine Pforte sacht.

Sie steht vor ihrer Liebe Mann,
Der ruht im Arm der Dirne hold;
Sie winkt der Magd zu sich heran:
Ich zahle dir den Buhlersold!

Da kehrt ihr Herr die Schaam in Wuth;
Am scharfen Dolche bebt sein Arm,
Ihr hoher Busen sinkt im Blut,
Ihr stolzes Auge bricht im Harm.

Den Frevel schaut die Mondesgluth,
Und rührt gelind die Starre an;
Sie wäscht sich ab ihr klebend Blut
Und wankt hinaus auf öder Bahn.

Sie hüllt die welkende Gestalt
In tiefe Klosterschleier ein,
Und baut im weltverschwieg'nen Wald
Ein Hüttendach der stillen Pein.

Der Gattinmord hat keinen Trost,
Und Reue wandelt sich in Fluch.
Er flieht gerichtet und erboßt,
Ihn treibt ihr Blut wie Zauberspruch.

Er haut den Feind und schlägt den Freund,
Besät mit Blut den Räuberlauf;
Die Flamme steigt, wie er erscheint,
Doch rother steigt ihr Blut ihm auf.

In Trümmer bricht sein stolzes Schloß,
Ihm schreit der Fluch des Volkes nach,
Ihn hetzt der Hunde lauter Troß —
Ihr Blut schreit lauter als die Schmach.

Er stürzt sich von der Felsenwand,
Er stürzt sich in den Strom hinab,
Der wirft ihn schaudernd an den Strand,
Die Erde beut ihm auch kein Grab.

Er knirscht zerschellt im öden Wald,
Sein Haupt umrauscht der Raben Flug;
Der Sturm der düstern Wüste hallt,
Verschleiert naht ihm, die er schlug.

Und als er stirbt in ihrem Schooß,
Enthüllt sie mild ihr Angesicht,
Und sanfte Thränen brechen los,
Da ihm das Herz im Frieden bricht.

Georg Rapp.

Das Brigittenschloß Hohenrode.

Im Walde steht verborgen
Das kleine Siedlerhaus;
Der Greis tritt früh am Morgen
In Gottes Welt hinaus;
Sein Glöcklein, angeschlagen,
Verhallt im blüh'nden Bann,
Da schwingt sich über'n Hagen
Ein kecker Jägersmann.

Sei mir willkommen, Alter!
So grüßt der Jäger frisch —
Leg heute Kreuz und Psalter
Und Gürtel auf den Tisch,
Und zeig mir, frommer Degen,
Was du vor Zeiten warst,
Du Held, vor dessen Schlägen
Manch stolzer Scheitel barst.

Da ließest du die Mette,
Das Kreuz des Teufels sein,
Griffst in manch Ehebette,
In manchen Pferch hinein,

Warst tapfer auf der Meute,
Frugst nicht nach Recht und Pflicht;
Zum Ritter sprech' ich heute,
Des Mönchleins acht' ich nicht.

Du willst mein Wappen kennen?
Frag, Alter, ohne Noth!
Man wird mit Schall dir nennen
Den Herrn von Hohenrod;
Den mehr, als Kreuz und Klause,
Jagdlust und Minne reizt,
Doch dem sein Weib zu Hause
Die Hölle gut geheizt.

Die Hölle — ja die Hölle,
Die Eh' ist mir verhaßt!
Das Mönchlein ist die Quelle,
Die nichts als Jammer faßt.
Ein Weib ist unerträglich,
Das, kalt für Minnescherz,
Nur von Gebeten kläglich
Hat immer voll das Herz.

Drum höre meine Bitte:
Wenn heut am Abend spat
Mein eisig Weib Brigitte
Sich deiner Zelle naht —
Sei taub für ihre Klagen,
Wirf ab den Schafpelz gleich,
Und öffn' ihr ohne Zagen
Das Thor zum Himmelreich.

Du hast mein Wort begriffen?
Dieß Schwert, so glatt und fein,
Das ist ein scharf geschliffen
Blank' Himmelsschlüsselein,
Das stoß'-ihr in das kalte
Lieblose Herz hinein!
Voll Grauen ruft der Alte:
Herr, Herr! das kann nicht sein!

Ha, keine Gegenrede,
Fürcht', Alter, meinen Zorn!
An meinem Grimm geht jede
Bedenklichkeit verlor'n!
Mit diesen Worten wieder
Davon sprengt der Barbar;
Der Greis sinkt betend nieder
Vor seinem Felsaltar.

Nach Hohenrod, dem Schlosse,
Zieh'n heut von nah und fern
Mit schmuckem Dienertrosse
Die Grafen und die Herrn.
Der Zwerg späht in die Runde
Vom hohen Burgaltan,
Und sagt zu jeder Stunde
Viel neue Gäste an.

Der Mönch, der ist verschwiegen,
Und stumm die Todten sind,
Die grünen Zweige wiegen
Sich wortlos in dem Wind;
Der Wald im lust'gen Maien
Spricht nichts von Mord und Tod,
Drum keck die Dirne freien
Darf Herr von Hohenrod.

Die Geiger auf den Brettern
Die fideln frohe Weis',
Die Hörner lustig schmettern,
Die Becher geh'n im Kreis';
Der Saal, geschmückt mit Kränzen,
Faßt kaum die wilden Reih'n,
Und tausend Lichter glänzen
Tief in die Nacht hinein.

Der Herr geht durch die Hallen,
Reulos, mit frohem Sinn,
Sein Blick ruht mit Gefallen
Auf seiner Buhlerin.
Er grüßet Jung' und Alte;
Wo blieb des Festes Preis,
Wo blieb der Mann vom Walde,
Der fromme Siedlergreis?

Und horch! da dröhnt die Pforte
In ihren Angeln jach,
Ein Greis tritt ohne Worte
Ins festliche Gemach.
Er führt an seiner Rechten
Ein Weib, so stumm und bleich,
In milden Sommernächten
Dem stillen Monde gleich.

Es geht ein seltsam Grauen
Dem Pilgerpaar voran,
Und alle Blicke schauen
Zum hohen Greis hinan.

Doch sieh, man kennt ihn balde,
Die Mähr fliegt durch den Kreis:
Das ist der Mann vom Walde,
Der fromme Siedlergreis!

Der reckt sich hoch und höher,
Und droht mit finstern Brau'n,
Er steht, als wie ein Seher
Der Urwelt, anzuschau'n;
Sein Blick in tiefster Feier
Durchblitzt die Reihen dicht,
D'rauf lüftet er vom Schleier
Der Pilg'rin Angesicht.

Da dröhnt aus Saales Mitte
Ein Schrei, entsetzlich fast;
Brigitte! weh, Brigitte!
Wer lud den Tod zu Gast?
Des Alten Blick im Reigen
In's Herz des Grafen bohrt;
Da bricht sein Mund das Schweigen,
Da schallt sein Donnerwort:

Heraus du Mann von Eisen!
Dir droht ein Mönchlein nur!
Nun wird sich's keck erweisen,
Wem Unrecht widerfuhr.
Laß deine Zorngluth lodern!
Die Todten kommen nicht,
Die Lebenden, sie fodern
Dich, Sünder, vor Gericht.

Die du aus deinem Hause
Verbannt, verstoßen hast,
Sie fand in meiner Klause
Im fernen Walde Rast;
Der Herr, der Hort der Armen,
Gab ihr ein gut Geleit,
Der Wald hielt voll Erbarmen
Ihr Speis' und Trank bereit.

Nun magst dein Schwert du zücken,
Wenn's dich entsünd'gen kann!
Es steht vor deinen Blicken
Ein waffenloser Mann;
Reiß ab ihm die Kapuze,
Schau ihm in's Aug' hinein,
Sein Haupt ist, dir zum Trutze,
Von Mord und Blutschuld rein!

Schwer traf die Donnermahnung
Des frechen Räubers Ohr,
Er steht voll banger Ahnung
Und rafft sich jach empor;
Er stürzet aus dem Saale,
Er eilet ohne Rast,
Und birgt in tiefem Thale
Des Herzens Schuldenlast.

Er kann nicht Ruh' mehr finden,
Kein Stern hellt seine Bahn,
Es klammern alle Sünden
Sich seinen Fersen an.
Gejagt, gepeinigt, tos't er
Durch Kluft und Haideland,
Bis er im fernen Kloster
Ein friedlich Obdach fand.

Auf Hohenrod, dem Schlosse,
Da ist's so still umher,
Da wiehern keine Rosse,
Da blinkt kein Jägerspeer.
Ein Kirchlein von der Halde
Begrüßt die Gau'n im Kreis,
D'rin dient der Mann vom Walde
Der fromme Siedlergreis.

Es wehet von der Zinne
Kein stolz Panier fortan,
Es schallt kein Lied der Minne
Vom hohen Burgaltan.
Ein Kreuz strahlt ob den Thoren
Vergoldet in die Fern',
Das Herz, das viel verloren,
Sucht seinen Schöpfer gern.

In frommer Schwestern Mitte
Dient ihm, der Welt entrafft,
Die Büßerin Brigitte
In tiefer Klosterhaft.
Des Gatten Schuld zu wenden,
Beut sie den reichen Schatz,
Das Gold mit vollen Händen
Den Armen zum Ersatz.

Den Wittwen und den Waisen,
Den Kranken in der Rund',
Die sie als Mutter preisen,
Thut sich ihr Segen kund;

Die Dörfer kommen alle
Zu knien an ihrem Herd;
So ward sie bald mit Schalle
Als Heilige verehrt.

Wohl ist das Schloß verfallen,
Wohl steht der Thurm verwais't,
Doch ob den öden Hallen
Schwebt noch Brigittens Geist.
Wohin dein Auge schaue,
Ihr Segen schmückt das Land,
Drum wird die Burg im Gaue
Brigittenschloß genannt.

Crautheim

an der Jagst.

Burg und Stadt Crautheim liegt auf einer hoch über die Jagst sich erhebenden, an manchen Orten sehr steilen Bergwand. Der Berg, auf dem beide liegen, ist auf der Mittagsseite größtentheils mit Reben bepflanzt, die einen der bessern Weine des Jagstthals hervorbringen.

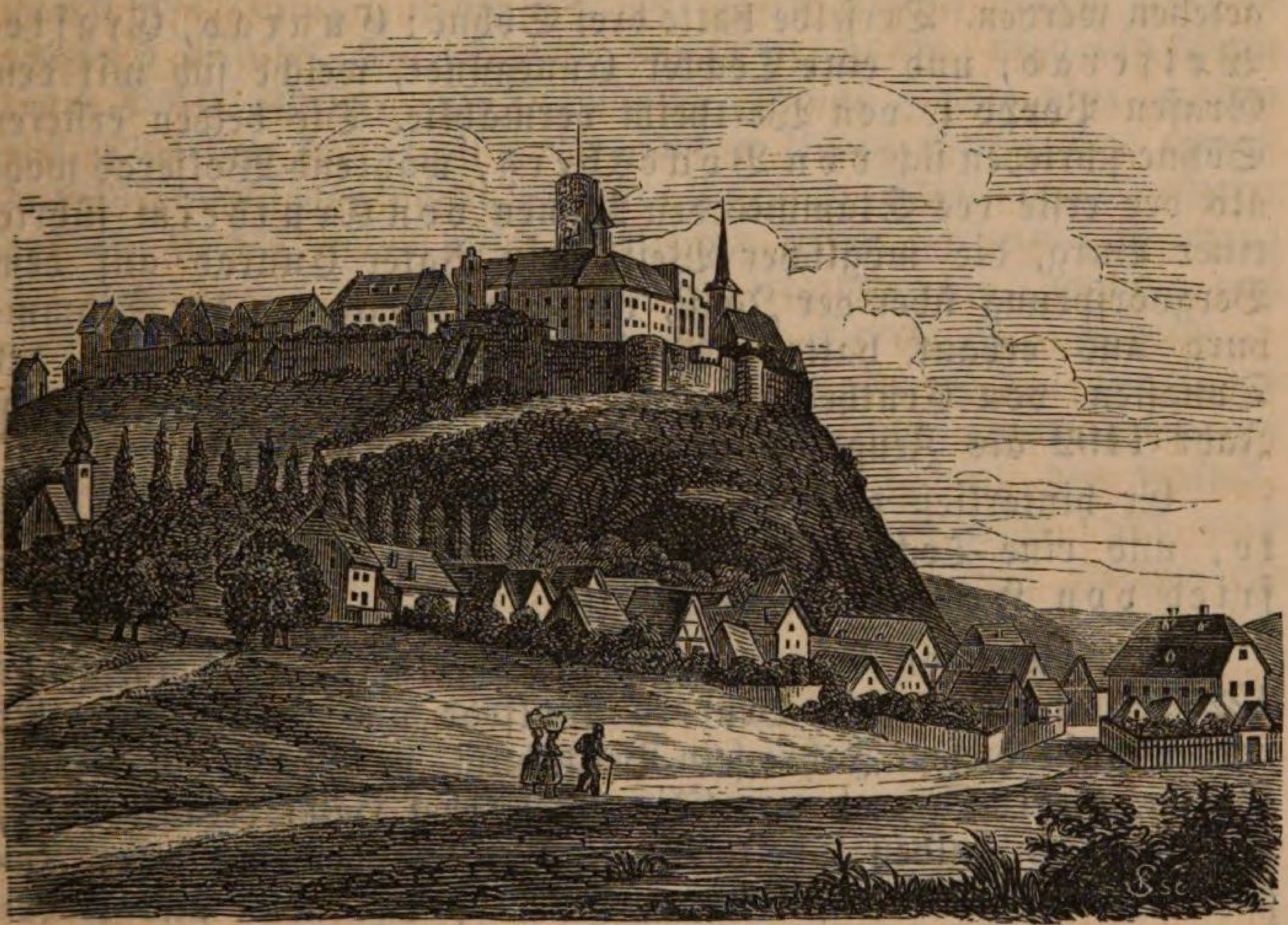
Kommt man von Mosbach über Neuenstetten her, so bietet Crautheim einen gar freundlichen Anblick dar, und scheint von viel größerem Umfang zu sein, als es wirklich der Fall ist. Die lieblichsten Aussichtspunkte sind die auf dem alten Schlosse, sowie im hinteren Theile des Städtchens auf einem neben der Stadtmauer befindlichen steinernen Bänkchen, das von Kastanienbäumen beschattet ist.

Thal- auf und thalabwärts eröffnet sich die freundlichste Aussicht: tief unten im Thal fließt die Jagst in schlangenförmigen Krümmungen, indem sie bald mehr der steilen Bergwand zur Rechten, bald mehr dem Dorf Altkrautheim zur Linken sich zuwendet. Ihr Bette ist der schönste Wiesengrund, den man nur in den Thälern des Baulandes so finden kann; das Auge weilt gerne auf dem lieblichen Grün, und wird nicht müde, obgleich auf der ganzen ausgedehnten Fläche keine andere Abwechselung sich darbietet, als die Jagst, welche sich wie ein silberfarbenes Band durch den grünen Sammt schlängelt, und hier, wie nirgends im Thal, bedeutende Bogen macht. Von dem schönen Wiesengrunde weg schweift der Blick hinüber zu dem romantisch gelegenen Dorf Altkrautheim, dann thalaufwärts über das Dörfchen Clepsau hin, und ruht freudig auf dem anmuthig gelegenen Dörzbach, welches mit seinem stattlichen, von der Sonne beleuchteten Schlosse, das Thal gegen Nordosten

schließt. Lenkt man den Blick thalabwärts, so verengt sich der schöne Grund gegen Sommersdorf hin, und die Jagst verschwindet hinter der Höhe, von der herab so einladend die große Brauerei mit ihrem Pavillon uns zuwinkt.

Wer zuerst auf der hohen Bergwand eine Burg erbaute, das ist eine Frage, die wie bei den meisten Burgen, so auch bei dieser, unbeantwortet bleibt. Wenn wir, wie so manche Alterthumsforscher, geneigt wären, die Denkmale der Vorzeit der Gegenwart dadurch wichtiger zu machen, daß wir sie in die Zeit der Römerniederlassungen in dem Jagstthal zurückversetzen, so könnten wir dies füglich bei der Burg Crautheim thun, und ihren Thurm eine Römerwarte nennen. Seine ganze Bauart, besonders dies, daß er meistens aus wenig behauenen Buckelsteinen zusammengesetzt ist, könnte für diese Ansicht sprechen; und ebenso seine Lage auf einem Bergvorsprung, der weithin das Thal beherrscht, wodurch er eine geschickte Hochwarte abgeben konnte. Auch ließe er sich mit den übrigen römischen Niederlassungen in der Gegend möglicher Weise in Verbindung bringen. In einer Entfernung von zwei Meilen thalabwärts, zwischen Jagsthausen und Olnhausen, hatten römische Krieger von der VIII. und XXII. Legion, sowie die I. germanische Cohorte ihre Standquartiere, und von da aus lief der sogenannte Gränzwall (vallum Romanum) über Adelsheim und Osterburken in den Odenwald den Ufern des Main zu. Mit diesem Gränzwall standen mehrere Straßenzüge in Verbindung, die besonders auf jene Gegenden zuliefen, wo militärische Niederlassungen waren. Noch jetzt ziehen sich am Neuenstetter Wald, Essigbreit genannt, durch den sogenannten Ziegelwald einen Abhang hinunter gegen Ballenberg hin, von da den Galgenberg aufwärts gegen die Gemarkung Aschhausen, die Reste einer uralten Römerstraße, welche sich gegen Widdern hin mit der sogenannten Sachsenstraße vereinigte. Eine ähnliche geht von Boksberg nach Ballenberg; ihre Oberfläche ist zum Theil angebaut oder mit Gras bedeckt, allein man sieht noch deutlich ihre vormalige Breite von etwa 30 Fuß. Eine der genannten Straßen könnte nun möglicher Weise einen Ausläufer auf die Hochwarte zu Crautheim gehabt haben. Das anzunehmen, möchte wohl keine so vermessene Hypothese sein. War aber der jetzige Thurm von Crautheim kein Rest einer Römerniederlassung, so war wenigstens ein solches Römerwerk nur in geringer Entfernung von der Burg Crautheim. Die noch jetzt lebende Volkssage möchte diese Ansicht bestätigen. Ihr zu Folge

stand auf dem entgegengesetzten, gegen Neuenstetten hin gelegenen Berge, der durch die große Schlucht von Crautheim getrennt ist, eine viel ältere Burg. Noch jetzt heißt das dortige Feld lagerbuchsmäßig an der alten Burg.



Crautheim.

Betrachten wir den Thurm, dessen größter Theil noch steht, und bewundern ihn wegen seiner alten Bauart, wie viel mehr muß jene Burg, deren Andenken nur noch in der Sage sich erhalten hat, einer uralten Zeit angehört haben. Diese frühere war unbestreitbar ein römisches Castell oder eine Hochwarte, wie sich deren noch mehrere, besonders im Schwabenlande finden. Nicht die geringsten Reste haben sich von dieser uralten Burg erhalten, und es wäre demnach wahrscheinlich, daß die jetzige aus den Trümmern der alten Burg erbaut wurde. Das geschah etwa im elften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts. Neben dieser Burg siedelten sich die Hintersaßen an, und es entstand der Ort Crutheim.

Einer anderen Ansicht zufolge wäre dieser alte Thurm der Bergfried eines Ortes Crutheim gewesen, der schon im Jahre

1096 urkundlich genannt wird. Nicht gar lange nach dieser Zeit werden die ersten Besitzer der Burg Crutheim genannt. Sie schrieben sich Dynasten von Crutheim, und waren mit den Dynasten von Bocksberg ein nahe verwandtes Geschlecht. Cunrad von Bocksberg, der schon im Jahre 1144 in Urkunden kommt, darf als der älteste Stammvater beider Geschlechter angesehen werden. Derselbe hatte drei Söhne: Cunrad, Crafto, Wolferad, und eine Tochter Cunegunde, welche sich mit dem Grafen Poppo I. von Wertheim vermählte. Die beiden ersteren Söhne schrieben sich von Bockesberg, während Wolferad wohl als der erste des Stammes den Namen von Crutheim führte, einer Burg, die möglicher Weise sein Vater Cunrad auf dem Bergvorsprung über der Jagst, nur eine Meile von der Stammburg aus erbaut hatte. Wolferad wurde der Ahnherr der Dynasten von Crutheim. Zum ersten Male erscheint er im Jahr 1192 als Zeuge in einer Würzburger Urkunde.

Er hinterließ drei Söhne: Cunrad, Wolfrad, Crafto, und eine Tochter Richza, welche sich mit Herrn Gottfried von Hohenlohe vermählte.

Cunrad von Crutheim, der Edelherr, tritt im Jahr 1220 mit seinen beiden Brüdern Wolfrad und Crafto auf. Er verkaufte in diesem Jahre sein Besitzthum, welches er von seinem Oheim, Herrn Cunrad von Clingenfels (bei Hall) erkauft hatte, nämlich den halben Theil der Burg Vieringen mit aller Zugehör, Wasser, Wiesen, Aeckern, Feldern, Bebautem und Unbebautem, ausgenommen seine Leibeigenen beiderlei Geschlechts, für 170 Mark Silber an das Kloster Schönthal. Wolfrad und Crafto, seine Brüder, gaben ihre Einwilligung dazu.

Wolfrad von Crutheim, der mittlere Bruder, kommt im Jahre 1235 allein vor; er unterzeichnet mit mehreren Fürsten und Herren den Vergleich, welchen Gottfried von Hohenlohe mit Schenk Walther von Limpurg in Gegenwart Kaiser Friedrichs II. im August des Jahres 1235 zu Hagenau geschlossen. Deßgleichen ist er Zeuge bei dem Vergleich, welchen Gottfried von Hohenlohe in demselben Monat und Jahr mit dem Schenken Ludwig von Sciphа (Schüpf) getroffen, der ihn ebenso, wie der Schenke von Limpurg, während seiner Abwesenheit in Italien, an seinen Gütern geschädigt hatte.

Crafto von Crutheim erscheint im Jahre 1225 als der jüngere unter den Brüdern, und war mit einer Hermengardis vermählt. Conrad, der ältere der Brüder, ist der wichtigere.

Im Jahre 1233 entschädigt Graf Poppo II. von Wertheim das Kloster Brombach für Unbilde, die er ihm zugefügt hatte. Mittelsmann bei dieser Gelegenheit war Cunrad von Crutheim, den Graf Poppo II. in der Urkunde seinen Verwandten und zugleich einen Grafen von Crutheim nennt. Ersteres finden wir richtig; denn, wie wir oben gesehen haben, war ja Poppo's Mutter eine Geborne von Crutheim, vielleicht Cunrad's Vaterschwester. In Beziehung auf das Zweite aber müssen wir bemerken, daß Graf Poppo seinem lieben Vetter nur etwas Verbindliches sagen wollte, wenn er ihn einen Grafen von Crutheim nannte. Cunrad selbst unterzeichnet sich in der Urkunde schlechtweg nur Cunrad von Crutheim. Durch ihn erlangten die Dynasten von Hohenlohe die ersten Ansprüche auf die Herrschaft Crutheim.

Im Jahr 1239 verkaufte Cunrad an Herrn Gottfried von Hohenlohe, der wohl damals noch nicht sein Schwager gewesen, alle seine Güter, die er besaß, sammt den Leuten, die dazu gehören: namentlich die Burg Crutheim, und was er hatte in beiden Weilern Crutheim (im Thal) ausgenommen eine Wiese gegen Clepphesheim (Clepsau); ferner die Schirmvogtei zu Ginespach (Ginsbach) und was er dort besitzt; ferner den Hof Windeberg mit seiner Zubehör; weiter die Burg Bockesberg, und was er daselbst hat, außer der Wiese (zu) Swabenhusen; ferner, was er besitzt zu Wanshoven; ferner einen Hof zu Wollechingen, der fünf Malter Frucht in den Hof der Brüder des Hospitals (der Johanniter) zinst; dann zu Schweigern, was er besitzt, ausgenommen eine Wiese, endlich die Advokatie über Buch (wohl Windischbuch), Bremen und Arnoldesfelden, und alles Recht, das er hat auf die Güter der Kirche zu Schonrein in Folge der alten Vogtei-Verbindlichkeit. Die Zahlungstermine sind folgende: auf kommende Ostern sollen 150 Mark, mit Ablauf der Pfingstwoche 50 Mark, auf Martini 400 Mark, und dann auf's Jahr (1240) soll der Rest bezahlt werden; sollte aber Herr Cunrad von den rückständigen 400 Mark etwa dringend verlangen, so sollten ihm noch vor Jahresablauf 100 Mark entrichtet werden. Die Zahlung soll zu Würzburg geschehen in Münze und Gewicht, wie es dort geng und geb ist.

Weiter wurde Folgendes bestimmt: sollte Herr Cunrad vor Ablauf der Abzahlung genannter Summe sterben, so soll der Wille seiner Gattin darüber entscheiden, vorausgesetzt, er habe es nicht selbst vorher anders verordnet. So sie aber beide mit Tod abgingen, ohne daß sie über die ganze Summe oder

ihren Rest Etwas verordnet, so soll der Herr Abt zu Schönthal und Bruder Alunus über die Bezahlung verfügen.

In den Kauf gibt Cunrad von Crutheim noch alle seine Dienstmannen, wo sie immer sein mögen, dazu seine Fischplätze und Weinberge zu Crutheim und Schweigern; noch gibt Cunrad dem Käufer das Versprechen, er wolle Alles, was er vermöge Erbschaftsrecht besitze, wenn er es zu verkaufen gedenke, ihm, dem Käufer, für 10 Mark Silber überlassen, ob es gleich jährlich ein Würzburger Pfund abwerfe. Von letzterem ist sein Eigen zu Alostheim (wohl Adelsheim) und Salle ausgenommen, wo der Besitzer noch freie Verfügung sich vorbehält.

Ferner, so Herr Cunrad Sinneldorf (Sindeldorf) verkaufen wollte, so sollte er gehalten sein, es an Gottfried von Hohenlohe abzugeben, nach dem Spruch zweier Dienstmannen von seiner, und zweier von Herrn Gottfrieds Seite; sollten aber solche nicht einig werden können, so soll Herr Crafto von Sweneburch sie vereinen, und es bei seinem Spruch verbleiben.

Das Alles verheißt Herr Cunrad von Crutheim mit Zustimmung seiner Gattin, Cunegunde von Eberstein. Der Kauf geschah am 13. Februar 1239 im deutschen Hause zu Würzburg.

Aus diesem Verkauf entnehmen wir, daß nicht nur Crutheim, sondern auch die Burg Bocksberg, und was derselben zunächst lag, im Besitz Cunrads von Crutheim war. Wir haben demnach den deutlichsten Beweis, daß Bocksberg und Crutheim zusammen Eine Herrschaft ausmachten.

Wie kommt es nun aber, daß Crafto von Bocksberg, der leibliche Bruder Cunrads, im Jahre 1245 gleichfalls seine Burg und Herrschaft Bocksberg Gottfried II. von Hohenlohe, seinem Schwager vermachen konnte?

Wir können es uns nicht anders erklären, als wenn wir annehmen, daß beide Brüder in den Besitz von Bocksberg getheilt waren; jedoch besaß Crafto den wichtigeren Theil, und nannte sich davon. Diese Annahme wird begründet, wenn wir die Kaufsurkunde Cunrads, sowie den Vermächtnißbrief Craftos mit einander vergleichen. Beide nennen die Burg Bocksberg in den Urkunden ihr Eigenthum, das heißt, sie haben sich in den Besitz derselben getheilt, und wenn nun von einem Verkauf oder Vermächtniß der Burg die Rede ist, so ist nur ein Theil derselben gemeint, den je einer inne hat. Vielleicht hatte Cunrad kaum die Hälfte an der Burg.

Mit dem Jahre 1242 erscheint Cunrad von Crutheim in einer wichtigen Stellung. In einer Urkunde von diesem Jahr wird er neben Gottfried von Hohenlohe, seinem Schwager, unter den Räthen König Cunrads IV. genannt. Demnach müßte Cunrad um jene Zeit in der Umgebung des Hohenstaufers gewesen sein, aber nicht lange. Schon das Jahr darauf ist er wieder auf heimathlichem Boden, und gedenkt im Geist jener Zeit durch Stiftung eines Klosters das Heil seiner Seele zu fördern.

Wenn man vom Fuße des Berges, der die alte Burg Crutheim trägt, eine und eine halbe Stunde thalaufwärts schreitet, bis dahin, wo die bergigen Ufer zu beiden Seiten der Jagst näher zusammengehen, tritt man in einen nicht sehr breiten Grund ein, den wir vor allen übrigen, durch welche die Jagst sich dahin zieht, einen malerischen nennen können. Am linken Ufer der Jagst sind Tuffsteinfelsen von seltsamen Gebilden und mit merkwürdigen Höhlen — wenn auch damals noch nicht die niedliche Kapelle St. Wendelin am Felsen klebte, so war es doch schon ein romantisches Plätzchen — eine Strecke weiter oben, wo die Jagst eine starke Beugung macht, liegt das feine Dörflein Hohebach, an die Höhle angelehnt. Dort, so war es der Wille Herrn Cunrads von Crutheim, sollte eine geistliche Niederlassung ihre Stelle erhalten.

Schon seit alten Zeiten war der ganze Thalboden von seiner Burg an aufwärts Eigenthum seines Geschlechts. Im Jahre 1238 mußte der Pfarrer Cunrad von Hohebach zwei Güterstücke von dem edlen Herrn Cunrad von Crutheim mit eigenen Mitteln loskaufen, und übergab sie dann als Eigenthum der Kirche zu Hohebach durch die Hand des genannten Edelherrn, den er zum Schirmvogt derselben erkoren. Ein deutlicher Beweis, daß Cunrad von Crutheim im Orte Grundherr gewesen. Jahr und Tag der Stiftung des Klösterleins zu Hohebach ist nicht genau angegeben, aber wahrscheinlich fällt sie in den Anfang des Jahres 1243; denn im Oktober dieses Jahres trat der Edelherr Cunrad von Crutheim vor den Bischof Heinrich von Würzburg, und bat um Bestätigung seines zu Gottes Ehre löblich begonnenen Frauenklösterleins zu Hohebach, dem er mit Zustimmung seiner Gemahlin Cunegunde seine eigenthümlichen Güter zu Hohebach, sowie das Patronatsrecht der Kirche daselbst zu Eigen übergab. Diese fand natürlich von Seiten des hochwürdigen Bischofs keinen Anstand, es betraf ja das verdienstlichste und frommste Werk, das ein reiches Ehe=

paar in jener Zeit üben konnte. Der Stifter vergabte das neugestiftete Klösterlein noch ferner, wie wir jetzt hören werden.

Im Jahre 1245 verkaufte Cunrad von Crutheim mit Consens seiner Gattin, sowie seiner Leibeserben, an seinen Bruder Wolfrad all sein Eigenthum mit Lehen und Leuten, ausgenommen einige Leute, welche er von seinem Oheim, dem von Clingenvels an sich gebracht hatte, sowie noch andere, die er sich vorbehalten haben will. Die Namen der Orte und Gülten sind folgende: zu Euldorf, Eberstthal und Altorf Alles, wovon er die Nutznießung hatte; deßgleichen Alles, was er hatte zu Marlachin (Marlach) ohne den Fischfang, zu Clepsheim aber einen Hof mit aller Zugehör. Seine Weinberge aber, und den Fischfang, sowie die Wiesen, welche zwischen Crutheim und Clepsheim liegen, behielt er sich aus dem Kaufe vor, und vermachte sie der Aebtissin und dem ganzen Convent zu Hobach, auf daß sie dieselben auf ewige Zeiten genießen mögen. Ferner verkaufte er seinen Hof zu Pichinthal mit seinen Einkünften und einen daselbst liegenden Weinberg, ferner, was er besaß zu Murrenbrunnen; einen Hof zu Ballenburch mit seinen Einkünften, und zu Witigenstat (Wittstadt) und Wellendorf ebenfalls Alles, was ihm gehörte; dazu gab er noch einen Zehnten zu Cimbrin (Zimmern) und in den dabei liegenden Orten, der vom Hochstift Würzburg zu Lehen rührte — letzteren aber mit der Bedingung, daß Cunrad und seine Gattin ihn noch genießen, so lange sie leben, und Wolfrad erst nach beider Absterben in den Genuß desselben eintreten dürfe. Der Kaufschilling betrug, so viel sich aus der gar mangelhaft abgedruckten Urkunde entnehmen läßt, 200 Mark Silber, welche in 3 Terminen dem Verkäufer oder seiner Gattin zu Mergentheim im deutschen Haus oder im Kloster zu Schönthal aufgelegt werden müssen. Für das Einhalten der Zahlungstermine haften mehrere Ritter, worunter auch ein Albertus, genannt Fuchs von Cruthain, aufgeführt ist. Wird der Termin nicht eingehalten, so sollen diese nach Hall kommen und dort Leistung halten (auf Kosten des Käufers sitzen), bis sie das Geld in ihre Hand empfangen; sollten aber auch diese lässig sein, so soll Gottfried von Hohenlohe und sein Sohn Albert, Crafto von Bochsberg, des Verkäufers Bruder, und Crafto von Lare, sein Oheim, gen Hall kommen und Leistung halten. Sollte der Käufer oder seine Gattin vor geleisteter Zahlung mit Tod abgehen, ohne daß sie verordnen, wo und wem das Geld ausbezahlt werden sollte, so sollen die bestimmten

Empfänger des Geldes darüber verfügen. Den Verkauf, der geschehen zu Mergentheim im Juni 1245, besiegeln der schon genannte Gottfried von Hohenlohe und Crafto von Bochsberch, Schultheiß zu Hall.

Das Frauenkloster zu Hohebach scheint keinen bedeutenden Fortgang gehabt zu haben: es wird seit dem Jahre 1245 nie mehr in Urkunden genannt, und ist aus der Geschichte verschwunden, sowie man auch im Orte Hohebach selbst keine Spur mehr davon sieht, wo es gestanden sein könnte. Cunrad von Crutheim verlegte diese geistliche Stiftung an einen entfernteren Ort, wo sie besseres Gedeihen hatte.

Zwischen Oehringen und Hall, nur eine Meile von der letzteren Stadt entfernt, in einem romantischen Thälchen, durch das die Biber fließt, liegt der Ort, wo Cunrad von Crutheim den Grund zum Kloster für Cisterzienser-Nonnen legte, und ihm den Namen Gnadenthal (vallis gratiae) gab. Diese Stiftung geschah auf einem von der eigentlichen Herrschaft Crutheim ziemlich entfernten Boden; also wieder ein deutlicher Beweis, wie die Besitzungen der Herren von Crutheim so gar ausgebreitet waren. Vielleicht wurde aber auch dieser Ort in Folge eines Gütertausches von dem Stifter zuvor erworben.

Ueber Letzteres, sowie über Tag und Jahr der Stiftung, läßt sich nichts Bestimmtes angeben, da keine eigentliche Stiftungsurkunde vorhanden ist. Zuverlässig aber fällt die Stiftung in den Anfang des Jahres 1245. Im Januar dieses Jahres wenigstens nimmt Papst Innocens IV. das Kloster und Convent zu Gnadenthal in seinen Schutz und bestätigt ihm die durch Cunrad von Crutheim geschehene Schenkung der Kirchensätze zu Hobach und Salle (Kirchensall), welcher erstere zuvor dem Kloster zu Hohebach verliehen worden war. Im nämlichen Jahre erhielt Gnadenthal von dem genannten Papst eine Urkunde, in der er das Kloster mit wichtigen Freiheiten begabte.

Der wichtigste Begaber der neuen geistlichen Stiftung war Cunrad von Crutheim. Im Jahre 1252 machte er und seine Gattin ein Testament, dem zu Folge er Cunrad der Aeltere von Crutheim mit Consens seiner nächsten Anverwandten, Herrn Otto's von Eberstein, Herrn Craftos von Bockesberc, sowie Herrn Gottfrieds und seines Sohnes Albrechts von Hohenlohe, folgende eigenthümliche Besitzungen dem Kloster Gnadenthal bestimmte: zu Westernhusen, Gynspach, Rennenweiler, zu Isenhutesrode, zu Lieboldsbrunnen, zu Heselech (Häslachshof), zu Rypere, Elingen, zu Buhelen, Hermute-

husen, Holderbach, Steinbach, Orenbach und einen Mannsmat zu Buch, dazu seine Weinberge mit Zubehör zu Clepheßheim, und seinen Salzertrag zu Hall. Zu gleicher Zeit bestellte er seinen Schwager Gottfried von Hohenlohe, sowie dessen Sohn Albrecht zu Schirmherren des Klosters.

Wohl um dieselbe Zeit begabt er das Kloster mit einem Zehnten, sowie mit einem Eigenthum zu Adiloldisheim (Adelsheim), welchen der Edelherr Poppo von Düren im Jahre 1253 gegen andere Güter wieder eintauscht. Im Jahre 1257 gab er verschiedene Zehnten, die er vom Hochstift Würzburg zu Lehen getragen hatte, an dasselbe zurück, und bat, diese dem Kloster Gnadenthal zu übertragen, was auch geschah. Auch gegen das Kloster Schönthal zeigte sich Cunrad freigebig: er vermachte demselben im Jahre 1260 seinen Zehnten zu Hirslanden, welches ihm dafür den 10. Juni als Jahrestag hielt.

Nicht minder muß er, sowie seine Vorfahren, sich um das im Jahre 1228 zu Hall gegründete Hospital zum heiligen Geist Verdienste erworben haben, denn der Haller Chronist Herold (aus dem 16. Jahrhundert) führt ausdrücklich die Grafen von Crauten, ebenso auch die Edlen von Boxberg unter den Wohlthätern des neugegründeten Hospitals auf.

Fünf Jahre darauf schloß er mit Otto von Eberstein, dem Gemahl seiner Nichte, in Betreff der Güter, welche nach seinem Tod auf ihn übergehen sollen, folgendes Verabkommen: Cunrad von Crutheim und seine Gattin besitzen ihre Güter zu Clepsheim frei und unumschränkt; würde Eines von Beiden sterben, so soll das Andere, welches am Leben bleibt, dieselben Güter so besitzen, wie sie Beide dieselben zuvor inne gehabt; jedoch sind Felder, Wiesen und Weinberge, welche in diesem Dorfe liegen, nicht in diesem Vertrag, da Cunrad von Crutheim dieselben schon zuvor als ewigen Besitz dem Kloster Gnadenthal vermacht hatte. Noch werden mehrere Güterstücke genannt, welche Cunrad von Crutheim mit seiner Gattin frei benützen soll, so lange sie Beide leben; sobald aber Eines von Beiden mit Tod abgehen wird, sollen diese Güter auf Graf Otto von Eberstein übergehen. In diesem Vertrag ist demnach wieder von einer bedeutenden Vergabung an das Kloster Gnadenthal die Rede.

Im Jahre 1266 errichtete Cunrad von Crutheim das letzte Testament zu Gunsten des Klosters: er vermachte demselben seine noch übrigen Güter, ausgenommen einige, über die er noch besonders verfügen will, mit der Bedingung, daß das Kloster

nach seinem Tode in den Besitz der Güter eintrete, die Einkünfte derselben aber seiner Gattin Cunegunde, so lange sie lebe, jedes Jahr durch die Klosterbeamten verabreicht würden. Dieses Testament wurde zu Gnadenthal abgefaßt und von lauter geistlichen Personen, Mönchen des Klosters Schönthal und Nonnen zu Gnadenthal, unterschrieben. Wir können aus Letzterem schließen, daß Cunrad von Crutheim schon damals ganz in geistlichen Händen war, und besonders nach der Pfeife der hochwürdigen Herren von Schönthal tanzen mußte, unter deren Visitation das Kloster Gnadenthal stand. Unter den Zeugen, die ihre Namen der Urkunde beifügen, befinden sich auch Crafto, Bruder Deutschordens, Sohn Cunrads von Crutheim, und Chunegundis, seine Tochter. So mußte also der einzige und letzte männliche Sprößling des erlauchten Hauses seinen Namen noch hergeben, daß der Rest des einst so bedeutenden Familiengutes vollends den Himmelsbräuten zu Gnadenthal in die Tasche fiel.

Wohl schon längst, ehe dieses Vermächtniß an das Kloster Gnadenthal ausgestellt wurde, hatte Cunrad von Crutheim, der Freund der Klöster, den stolzen Wohnsitz seiner ritterlichen Ahnen auf der Höhe mit dem Wohnsitz im Thale vertauscht. An dem Orte, dem er seine meisten Güter zugewendet hatte, wählte er von nun an seinen Aufenthalt. Vielleicht ließ er sich nahe beim Kloster ein eigenes Haus erbauen, wie es manche fromme Herren jener Zeit gethan, um sich einem von der Welt abgeschiedenen und gottgeheiligten Leben zu weihen.

Im Jahre 1266 gab Craft von Hohenlohe, Sohn der Richza von Crutheim, seinem in der Einsamkeit des Klosters residirenden Oheim zu lieb, die gnädige Verordnung, daß die Geschäfsleute des Herrn von Crutheim, sowie die des Klosters Gnadenthal in allen Burgen oder andern Orten seiner Herrschaft, wohin sie immer kämen, mit Gütern, die dem Herrn von Crutheim oder dem Kloster angehören, frei sein sollen von jeglichem Zoll oder Umgeld.

Diese Vergünstigung des Neffen gegen den Oheim fällt unmittelbar vor das letzte Lebensjahr Cunrads von Crutheim. Er ahnte bald darauf sein herannahendes Stündlein, darum bestellte er bei Zeiten mit seiner Gattin sein Seelgeräthe bei den Frauen zu Gnadenthal. Cunrad von Crutheim starb im September des Jahres 1267, ohne daß ihm der sehnliche Wunsch erfüllt worden war, den Bau seines lieben Klosters vollendet zu sehen. Er wurde in der Kirche zu Gnadenthal begraben. Die Klosterfrauen ehrten das Andenken des Stifters und seines ne=

den ihm begrabenen Sohnes Crafto durch ein Denkmal mit folgender Inschrift:

Anno milleno ducentenoque, triceno
Bis ducto, junctis tribus annis atque quaternis,
Septembris mensis moritur nonisque Calendis
De Crutheim Dominus; jacet istic atque sepultus
Claustri fundator et Christi verus amator.
Hic, lector stabis, pro Cunradoque rogabis,
Est cum patre natus frater Krafto tumulatus;
Sunt fundatores, devote pro quibus ores.

Das Denkmal mit Wappen ist noch jetzt in der Kirche zu Gnadenthal zu sehen.

Wann Cunrads Gattin starb, läßt sich nicht urkundlich nachweisen — vielleicht ziemlich später. Im Jahre 1271 bekennt Schwester Cunegundis, nun Aebtissin des Klosters, und der ganze Convent zu Gnadenthal, wohl gegen die noch lebende Gattin des Stifters, daß sie Herrn Cunrad von Crutheim und Frauen Cunegundis, seinem Ehegemahl, treulich verheißen haben, sie wollen ihren Todestag feierlich im Convent begehen, und zwar auf dieselbe Weise, wie man solchen dem Könige Richard zu halten pflege. Da nämlich Herr Cunrad und sein Ehegemahl fünf Pfund Heller jährlicher Gülten aus den Bergen um das Kloster herum, und drei Jauchert Weinberge zu Michelbach als ewiges Eigenthum der Kirche zu Gnadenthal gestiftet, so sollen von Alle dem an den Jahrestagen beider Eheleute zwei stattliche Mahlzeiten mit weißem Brod, Fischen und Wein dem Convent gehalten werden.

Cunrads Sohn Crafto, der Ritter Deutschordens war, erscheint noch i. J. 1288 als Commenthur zu Heilbronn.

Mit Cunrad und seinem Sohne, dem Deutschordensritter, sowie mit seinem Bruder Wolfrad II., dessen Todestag wir übrigens nicht wissen, erlosch der edle Stamm der Dynasten von Crutheim. Ihre Besitzungen gingen durch Wolfrads einzige Tochter an die Grafen von Eberstein über.

Edle von Crutheim, wahrscheinlich Burgmänner der Dynasten, wie wir schon oben bemerkt, kommen aber noch lange nachher vor. Ein W. von Crutheim zeugt im Jahr 1251. Ein Craft von Crutheim ist Bruder zu Gnadenthal vor 1300; Heinrich von Crutheim lebt im Jahr 1306. Ditzel Crutheim siegelt im Jahre 1358, und Craft von

Crutheim im Jahre 1359 in einer Gnadenthaler Urkunde. Im Jahre 1362 verkauft Eberhard Lösche, Sohn Craftos von Crutheim, der edle Knecht, seßhaft zu Oehringen, seine Güter und Gülten an Kloster Schönthal. Wolklinus von Crutheim kommt im Jahre 1377 vor. Im Jahre 1383 lebt der ehrbare Knecht Erkinger von Crutheim, gesessen zu Klepsheim, und ein Gorig von Crautheim kommt noch im Jahre 1540 vor. Letzterer führt den Namen Blom von Crautheim; er gehörte einer Familie an, welche sehr begütert war, und besonders bedeutende Zehnten zu Crautheim und im Thal aufwärts gegen Clepsau hin im Besitz hatte.

Während der eine Zweig des erlauchten Geschlechts auf der Burg Crutheim abging, blühte der andere zu Bocksberg noch einige Jahrzehnte unter Crafto von Bocksberg und seinen Nachkommen fort.

Zu derselben Zeit, da Cunrad von Crutheim mit seiner gleichgesinnten Gemahlin ins Kloster Gnadenthal sich zurückzog, und dort seine geräuschlose Residenz hielt, schlug der Sprößling eines glorreichen schwäbischen Geschlechts, Graf Otto von Eberstein, zu Crutheim seinen Wohnsitz auf. Otto war der Enkel jenes Grafen Bertholds von Eberstein, der vom Jahre 1138—1148 die beiden Klöster Frauenalb und Herrenalb in den üppig grünen Thälern des Schwarzwaldes gegründet hatte. Seine erste Gemahlin war die Gräfin Cunegundis von Freiburg; nach ihrem Tode suchte er eine Gemahlin unter den Töchtern des fränkischen Landes, und seine Wahl fiel auf Fräulein Beatrix, einzige Tochter Herrn Wolfrads IV. von Crutheim, die reiche Erbin des Jagstthals. Hatte ja ihr Vater außer dem, was ihm als Erbe an der Herrschaft Crutheim angefallen war, im Jahre 1245 noch bedeutende Besitzungen von seinem Bruder Cunrad erkauft, und auf solche Weise einem künftigen Schwiegersohne schöne Aussichten verliehen. Wann Graf Otto von Eberstein diese Verbindung schloß, ist nicht weiter bekannt; jedoch muß er schon im Jahre 1252 in näherer Verbindung mit den Herren von Crutheim gestanden sein.

Als nämlich Cunrad von Crutheim in diesem Jahre jene wichtige Schenkung an das Kloster Gnadenthal machte, hat Graf Otto schon als Verwandter mitzusprechen, und giebt mit Crafto von Bockesberc (Cunrads Bruder), sowie mit Gottfried von Hohenlohe und dessen Sohn Albert, seinen Consens zu dem Vermächtniß. Doch könnte diese Verwandtschaft Ottos von Eberstein mit Herrn Cunrad von Crutheim auch

von des letzteren Gemahlin Cunegunde von Eberstein herrühren, in so fern diese seines Vaters Schwester gewesen wäre. Desto genauer wissen wir, daß Otto von Eberstein schon im Jahre 1254 seinen Wohnsitz auf der Burg Crutheim genommen.

Als in diesem Jahre zwischen dem Kloster Gnadenthal und Engelhard von Hobach ein Streit entstand, wurde Otto von Eberstein für seinen Oheim, Herrn Cunrad von Crutheim den Aelteren, der das Kloster vertreten mußte, Mittelsmann, und vertrug die Sache so, daß der genannte Engelhard in seinem und seiner Söhne Namen auf alle Ansprüche an die Güter verzichtete, um die es sich zwischen ihm und Herrn Cunrad von Crutheim, oder vielmehr dem Kloster Gnadenthal handelte. Diese Urkunde wurde bei Crautheim ausgestellt. Daraus entnehmen wir, daß Graf Otto damals zu Crautheim anwesend war. Ferner nennt er in der Urkunde den Engelhard von Hobach seinen Dienstmann — ein Beweis, daß Graf Otto schon damals wenigstens in einen Theil der Herrschaft Crutheim immitirt war, von der das Geschlecht derer von Hohebach sein Lehen trug.

Noch mehr wird diese Ansicht dadurch bestätigt, daß Otto in demselben Jahre eine Urkunde ausstellt, worin er bekennt, daß Heinrich von Hohbach, der Sohn des genannten Engelhards, in der Streitsache gegen Herrn Cunrad, seinen Oheim, genannt von Crutheim, und das Kloster Gnadenthal Verzicht geleistet habe. Otto heißt in der Verzichtleistung, welche ebenfalls zu Crutheim ausgestellt wurde, den Heinrich von Hohbach seinen Schultheißen.

Das Alles weist auf keinen vorübergehenden, sondern vielmehr bleibenden Aufenthalt hin, den Graf Otto von Eberstein zu Crutheim genommen. Vielleicht war damals schon Wolfrad von Crutheim, sein Schwiegervater, nimmer am Leben, was ihn bestimmt haben mag, die in dieser Gegend ihm angefallene Herrschaft anzutreten.

Graf Otto von Eberstein verlor wohl frühzeitig seine Gattin Beatrix, auf jeden Fall vor dem Jahre 1265. Durch sie war er schon jetzt Besitzer eines bedeutenden Antheils an der Herrschaft Crutheim, aber er hatte noch mehr zu hoffen, da Cunrad von Crutheim, der Oheim seiner Gemahlin, noch Manches besaß, was nach dem Erbfolgerecht auf ihn übergehen mußte, weil keine näheren Erben Cunrads vorhanden waren.

Wäre Cunrad von Crutheim ein Herr gewesen, der seine Verwandten mehr berücksichtigte, als das Kloster Gnaden-

thal, so hätte sich Otto auf dieses Erbe sicher verlassen können. Als er aber sah, wie der fromme Oheim mit immer volleren Händen seinem lieben Gnadenthal zuschob, und zuletzt hemdelos dagestanden wäre, so gedachte er sich dieses Erbes besser zu versichern. Darum schloß er im Jahre 1265 mit dem noch lebenden Oheim seiner Gattin zu Crutheim jenes Verabkommen, dessen Inhalt wir schon oben angegeben haben.

Nach Ableben Herrn Cunrads von Crutheim mag der Vertrag in Betreff der Güter, die schon jetzt in die Hand des Grafen übergehen sollten, vollzogen worden sein; aber in Betreff derjenigen, welche der Wittwe Cunegunde nach dem Tode ihres Gemahls zum Besitz oder wenigstens zur Nutznießung eingeräumt worden waren, nahm es eine ganz andere Wendung.

Während Cunrad von Crutheim mit seinem Vetter Graf Otto das obige Verabkommen schloß, oder wenigstens bald nachher, stellte er auch dem Kloster Gnadenthal eine Urkunde aus, in welcher er demselben alle seine noch übrigen Güter zu einem ewigen Eigenthum vermachte, indem er nur die lebenslängliche Nutznießung derselben für sich und seine Gattin vorbehielt. Es geschah ohne Wissen des Grafen von Eberstein, und kam erst lange nachher zur Oeffentlichkeit.

Otto von Eberstein überlebte den Oheim seiner Gattin. In Urkunden aus dieser Gegend wird sein Name nimmer genannt, dagegen stellt er noch vom Jahr 1272 bis 1278 in seiner früheren Heimath Urkunden aus.

Von nun an hören wir auch in jener Gegend Nichts mehr von dem Grafen Otto von Eberstein. Wann er starb, wissen wir nicht; er soll ein Alter von mehr als 100 Jahren erreicht haben.

Otto von Eberstein hinterließ drei Söhne und zwei Töchter. Von Letzteren vermählte sich die eine, Namens Cunegunde, an den Markgrafen Rudolf von Baden, der dadurch einen Theil an Alt-Eberstein erhielt; einen andern Theil erkaufte er noch dazu. Vielleicht ist Cunegunde auf Burg Crutheim geboren, oder hat sie wenigstens ihre Jugendjahre daselbst verlebt. Sie ist die Stamm-Mutter des erlauchten Geschlechts der Markgrafen von Baden, demnach hat Burg und Städtchen Crutheim die Ehre, Wiege, oder wenigstens Jugendaufenthalt der Ahnfrau des jetzigen geliebten Regentengeschlechts von Baden gewesen zu sein.

Die Söhne Otto's I. waren Otto II., Wolfrad (Wolfram) und Heinrich; von ihnen starb Otto II. ohne Erben zu hinterlassen. Wolfrad und Heinrich theilten sich in

des Grafen Besitzungen, und pflanzten das Geschlecht der Grafen von Eberstein fort.

Wolfrad, nach seinem mütterlichen Großvater Wolfrad von Crutheim also benannt, führte nicht den gräflichen Namen. In einer Wertheimischen Urkunde vom Jahr 1282 heißt er Edelherr, und in einer vom darauffolgenden Jahre schlechtweg Wolfrad von Eberstein. Er vermählte sich mit Cunegunde, der älteren Tochter des Grafen Poppo IV. von Wertheim. In Folge dieser Verbindung verzichtete er förmlich auf die Grafschaft Eberstein, wie Krieg von Hochfelden in seiner mit großem Fleiß und Scharfsinn verfaßten Geschichte der Grafen von Eberstein annimmt — so daß Wolfrad in die Wertheim'sche Familie aufgenommen, weder Erbansprüche ferner an Eberstein, noch die Grafen von Eberstein solche an Wolfrad's und seiner Erben Güter hatten. Dagegen erhielt er von seinem mütterlichen Großvater Wolfrad von Crutheim einen Theil von dessen hinterlassenen Besitzungen, da dieser ohne männliche Nachkommen verstorben war.

Wir sind mit der Ansicht des gelehrten Herrn Verfassers vollkommen einverstanden, nur möchten wir die letzteren Worte dahin modifiziren, daß nicht allein Wolfrad, sondern auch sein Bruder Heinrich an dem Erbe von Crutheim Theil erhielt; und zwar ging das Erbe nicht von Wolfrad von Crutheim, dem Großvater, sondern von dem Vater Otto an die Söhne über.

Wolfrad von Eberstein hatte wohl selten seinen Wohsitz auf Crutheim, da er durch seine Heirath mit der reichen Erbin von Wertheim bedeutende Güter, unter andern die Hälfte an der schönen Burg und Stadt Laudenbach am Main, sowie einen Theil der Dörfer Hartheim, Eschenbach, Sulburg, Weilbach, Massenheim, Wicker und Hausen an sich gebracht hatte. Leider starb er in der Blüthe seines Lebens bald nach dem Jahre 1284; er hinterließ einige Töchter und zwei Söhne Poppo und Heinrich.

Während Wolfrad von Eberstein vielleicht auf einer der Burgen saß, die er durch seine Heirath mit der Erbin von Wertheim erworben hatte, wohnt sein Bruder Graf Heinrich von Eberstein auf der Burg Crutheim. Im Jahr 1280 übergab ein gewisser Albertus, genannt Wilde, seine Güter, welche er im Orte H. besaß, an das Kloster Gnadenthal; Heinrich von Eberstein, sein Lehensherr, gibt seinen Consens dazu und hängt sein Sigill an. Die Urkunde wurde auf der Burg Crutheim (in castro Crutheim) ausgestellt. Vielleicht

wohnte er daselbst noch bis in das Jahr 1300, denn um diese Zeit siegelte er noch eine Urkunde seines Neffen Poppo von Eberstein, wie wir später hören werden. Er hatte 2 Söhne, von denen der eine Otto Pfarr-Rektor zu Calw wurde, der andere Heinrich, den Stamm in Schwaben fortpflanzte.

Wir finden keinen von Heinrich's Söhnen oder Enkeln in Urkunden dieser Gegend aufgeführt, daraus schließen wir, daß Graf Heinrich von Eberstein auf seine Ansprüche an die Herrschaft seinen Neffen Poppo und Heinrich zu Lieb verzichtete. Somit ging Alles, was von der Herrschaft Crutheim nicht in geistliche Hände gekommen war, an Herrn Poppo und Heinrich von Eberstein, Wolfrad's Sohn, über.

Letzteres erscheint um so wahrscheinlicher, da die Besitzungen der Grafen von Eberstein in Schwaben so bedeutend waren, daß Heinrich's Söhne, Otto und Heinrich, wohl auf das fränkische Erbe verzichten konnten. Wir betrachten demnach die Söhne Wolfrad's, Poppo und Heinrich, nach dem Jahre 1300 als alleinige Besitzer des Crutheim'schen Erbes, und fassen vor Allem den edeln Poppo von Eberstein ins Auge, da sein Bruder Heinrich nur Einmal in einer Urkunde genannt wird.

Wohl ist es am Platze, von ihm zu erzählen, was in Urkunden überliefert ist, wenn es auch nicht die eigentliche Geschichte von Crutheim betrifft, und Poppo wohl weniger, als alle seine Vorgänger, auf Crutheim verweilte. Er war Herr der Burg, und wenn auch sein Aufenthalt mehr auf den Berghöhen des majestätischen Mains war, als auf der kleineren Burg über der wild strömenden Jagst.

Poppo von Eberstein vermählte sich mit Fräulein Gutta, einer Tochter des Grafen Craft I. von Hohenlohe; so war die alte Verbindung zwischen den beiden erlauchten Dynasten-Geschlechtern erneuert.

Obgleich Poppo am Main sehr begütert war, so scheint er sich doch auch um das Crutheim'sche Erbe noch angenommen zu haben. Im Jahr 1300 kam es zwischen ihm und den Nonnen von Gnadenthal zu einem Rechtsstreit. Als nämlich Cunegunde von Crutheim, Cunrad's des Aelteren Gemahlin starb, drang Poppo von Eberstein auf Vollziehung des zwischen seinem Großvater und Cunrad von Crutheim im Jahr 1265 zu Stande gekommenen Vergleichs, und wollte in die Verlassenschaft seiner Base eintreten, die bis zu ihrem Tode für die förmliche Besitzerin der Güter galt, und auf keine Weise im Besitz derselben gestört worden war. Aber die Frauen von

Gnadenthal zeigten Pergament und Sigill des in ihren Mauren ruhenden Stifters vor, das er noch lang bei Lebzeiten ihnen übergeben hatte. Jetzt erst wurde es offenbar, daß Cunrad von Crutheim den Frauen zu Gnadenthal die bewußten Besitzungen zu eigen bestimmt hatte.

Der Rechtsstreit dauerte nach dem damaligen kürzeren Rechtsgange wohl nur kurze Zeit. Abt Walermus (Walchimus) von Schönthal, dem die Visitation des Klosters übertragen war, Gernot von Stetten, Ludwig von Bachenstein, Beringer von Clepsheim, Conrad von Torzbach und Conrad von Mulfingen, alle Ritter, schlugen sich ins Mittel, und brachten einen gütlichen Vergleich zu Stand, der natürlich zu Gunsten der ehrwürdigen Frauen zu Gnadenthal ausfiel. Herr Poppo von Eberstein empfing von denselben 100 Pfund Heller an baarem Geld und 10 Pfund Heller jährlicher Einkünfte. Dagegen stellte Poppo für sich und seine Erben einen Revers aus, daß er von seinem Streit abstehe, und hiemit auf alles Recht verzichte, welches ihm und seinen Erben aus der bewußten Verlassenschaft zukomme; was nun immer Frau Cunegunde während ihrer Lebzeit bis zu ihrem Tode besessen habe, Bewegliches oder Unbewegliches, und von was sie die Nutznießung gehabt, es seien nun Aecker, Wiesen, Wasser, Wälder, Waiden, Wege und Stege, Bebautes und Unbebautes, Gesuchtes und Ungesuchtes, das sollen die Frauen von Gnadenthal als unumschränktes Eigenthum geruhlich und ungestört besitzen auf ewige Zeiten, mit allen Rechten, welche dazu gehören, wie sie auch immer heißen mögen. Heinrich von Eberstein, sein Oheim, sowie sein Vetter Craft von Hohenlohe, besiegeln diesen Vergleich. Leider ist der Ort nicht genannt, wo die Urkunde ausgefertigt wurde; wohl war es aber die Burg Crutheim.

Seit jener Zeit stand Poppo von Eberstein in gutem Vernehmen mit dem Kloster Gnadenthal, ja, er wird sogar unter denen genannt, welche sich Verdienste um dasselbe erwarben.

Die Verwandtschaft mit dem Haus Wertheim war für Poppo nicht ohne Folgen. Im Jahr 1306 übergibt Elisabeth, Wittwe Gottfried's von Hohenlohe, den Ort Othingen mit allen Rechten und Zubehörden an ihren Schwestersohn Poppo von Eberstein, mit der Bedingung, daß solcher, so er mit seiner Gattin Guta (von Hohenlohe) ohne Kinder sterbe, an das Hochstift Fulda zurückfalle.

Aber er kam auch im Jahr 1307 in einen erheblichen Rechtsstreit.

Im November des Jahrs 1306 starb Rudolf II. von Wertheim, und hinterließ drei noch minderjährige Söhne, alle desselben Namens. Er hatte, wie schon oben bemerkt, mit seinen drei Nichten, worunter Cunegunde, Poppo's von Eberstein Mutter war, getheilt, und ihm war bei der Theilung die Burg Wertheim sammt Freudenberg geblieben. Nun trat Herr Poppo von Eberstein als Enkel des Grafen Poppo IV. von Wertheim an Johannis des Jahrs 1307 mit seiner Mutter auf, und sprach den sechsten Theil der Burg und Stadt Wertheim nebst Zugehör als Erbschaft an. Der Streit wurde dem Deutschmeister Gottfried von Hohenlohe und mehreren andern edlen Herren aus der Verwandtschaft unter die Hand gegeben und ein Tag nach Königshofen bei der Tauber bestimmt, wo die Sache entschieden werden sollte. Den 10. Juli kam es zwischen Poppo von Eberstein und den Erben von Wertheim zu einem Vergleich, in dem Folgendes bestimmt wurde:

Herr Poppo von Eberstein, der edel Herre, und seine Mutter, Frau Cunegunde, entsagen aller ihrer Ansprache um das sechste Theil des Erbes an Burge, an Stadt, an Leuten, und an Gütern, und in der Marc zu Wertheim, gegen Frau Cunegunde, der Gräfin, und gegen ihren Kindern von Wertheim; desgleichen gibt Poppo dazu auf sieben Pfund Heller Gült, die er hatte auf dem (Main) Zoll zu Wertheim. Dagegen soll die Gräfin von Wertheim mit ihren Kindern dem edeln Herrn Boppen von Eberstein aufgeben und währen ihr und ihrer Kinder Viertheil an Widdern und die drei Theil, die Herr Cunrad, der edel Herre von Bocksperg hat an Burg, an Stadt, an Leuten, und an Gute, und was sei in der Mark zu Widdern, und das dazu höret; und keine Gült soll fürbaß genommen werden, noch kein Recht gehabt werden an Widdern der Burg, noch an Stadt, noch das dazu gehöret, von der Gräfin, noch von ihren Kindern von Wertheim, noch von dem Herren von Bocksperg, noch von keinem ihrer Amtleute.

Auf solche Weise ist also Widdern, die wohl seit alten Zeiten zur Herrschaft Bocksberg gehörige Burg und Stadt, an die Dynasten von Eberstein gekommen.

Nach dieser Zeit kommt Poppo I. von Eberstein nur selten in Urkunden dieser Gegend vor. In den Jahren 1310 sowie 1312, wird er mit seiner Gattin Gutta genannt. Im Jahr 1314 zeigt er sich in einer Urkunde seiner Mutter Cunegunde.

Im Jahr 1318 verleiht Bischof Gottfried von Würzburg, Geborener von Hohenlohe, dem edeln Poppo von Eberstein

einen Theil der Lehen, welche Graf Cunrad von Flügelau vom Hochstift getragen hatte. Craft von Hohenlohe, Schwiegervater Poppo's, hatte hauptsächlich diese Lehen für seinen Schwiegersohn beim Bischof zu Würzburg ausgewirkt.

In demselben Jahr werden Poppo und seine Gattin Gutta, sowie sein Bruder Heinrich, im Obleybuch des Klosters Schönthal beim 10. Oktober als Wohlthäter desselben angemerkt. Vielleicht war es das Jahr seines Todes, und der genannte Tag wurde ihm und den Seinigen als Jahrestag bestimmt. Auch von Heinrich von Eberstein, seinem Bruder, der überhaupt eine unwichtige Rolle in der Geschichte spielte, hören wir Nichts mehr.

Poppo von Eberstein hinterließ zwei Söhne, Poppo und Johannes, und zwei Töchter, Elisabeth und Cunegunde. Die erstere vermählte sich mit Gottfried von Hohenlohe, Cunegunde blieb unverheirathet. Von Johannes wissen wir so viel, daß er noch im Jahr 1340 lebte; Poppo II. trat als Haupterbe in die Verlassenschaft seines Vaters ein, die er aber nicht sehr sorgsam zusammenhielt. Im Jahr 1324 verkaufte er einen Theil von Flügelau, sowie den Kirchensatz und das Städtlein Ulshofen, was Alles von dem Erbe der Grafen von Flügelau seinem Hause zugefallen war, an Craft von Hohenlohe.

Poppo II. von Eberstein vermählte sich mit Hedwig, einer geborenen Gräfin von Ziegenhain, und zeugte mit ihr zwei Söhne, Poppo III. und Johannes II., sowie eine Tochter Agnes. Es war ihm nicht vergönnt, seine Kinder groß zu ziehen, denn er starb in der Blüthe seines Lebens — wohl vor dem Jahr 1329 — nachdem er noch das Kloster Schönthal mit einer Summe Geldes bedacht hatte.

Mit diesen seinen Söhnen erlosch der Stamm der Dynasten von Eberstein in Franken. Ehe wir aber dies erzählen, geben wir als kleines Intermezzo den Aufenthalt der Johanniter zu Crutheim.

Wohl noch in der Zeit, da die Grafen von Eberstein Crutheim besaßen, scheint der Johanniter-Orden auch auf Crautheim sich festgesetzt zu haben. Es bestand allda eine Johanniter-Commende wie zu Boksberg, nach der Volkssage ein Templerhaus, was freilich nur eine Verwechslung ist. Diese Annahme ist jetzt bestätigt durch einen Chronikenbericht aus dem sechszehnten Jahrhundert, den ein Liebhaber der Geschichte auf das erste Blatt eines Copialbuchs kritzelte. Wir geben den Bericht wörtlich.

„In Crutheim vnd Boxberg seind beiden Häuser Johanniter-Ordens gewesen vnd zween von Berlichingen, beed Dietrich geheissen, Commenthure. Zu Crutheim hab ich den Schilt gesehen in der Kirch hangen, welcher durch Reinhart Mosbach selgen, so ein Amtmann gewesen, wieder vernewert worden. Im Jahr 1200 (war) Albrecht Graf von Zimmern — — zu Crutheim Spitals Sanct Johannsorden Commendator. Dieser Schilt hanget zu Crutheim in der Kirchen."

Der Verfasser der Chronik des Grafen von Zimmern (16. Jahrh.) muß sogar den Grabstein nachgesehen haben, dessen Inschrift er anführt.

Nach diesem Bericht war also schon mit dem Jahr 1200 ein Johanniterhaus zu Crutheim, und von den beiden Dietrichen von Berlichingen saß etwa der eine als Commenthur zu Boxberg, der andere zu Krautheim, wohl aber in ziemlich späterer Zeit.

Zu Folge einer weiteren Bemerkung von demselben Berichterstatter muß mit beiden Commenden zu Boxberg und Crutheim eine Veränderung vorgegangen sein „als der Orden auf dem Meer zu Rhodis großen Schaden erlitten;" ja vielmehr, als er die Insel selbst an die Türken verlor, nachdem der heldenmüthige Großmeister Villiers mit 600 Rittern dem Feind einen solchen Widerstand entgegengesetzt hatte, daß ihn Sultan Soliman selbst für die Krone aller christlichen Kampfeshelden anerkannte.

Wo die Johanniter zu Crutheim ihr Haus hatten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die Burg war es wohl nicht, denn sie hatte ja immer ihre eigenen Bewohner, bis sie an Churmainz gelangte. Vielleicht war das Johanniterhaus das der Burg gegenüberliegende alte schloßartige Gebäude, oder vielmehr ein älteres, welches an seiner Stelle stand. Noch im Jahr 1630 war es von ritterlichen Herren bewohnt.

So ist auch hier jede Spur vom Dasein dieses ritterlichen Ordens vom Hospital St. Johannis verschwunden: nur die Sage berichtet noch, daß sie da oder dort gewesen, aber die Stätte, wo sie in Pracht und Herrlichkeit und üppiger Ruhe lebten, nachdem sie nimmer eingedenk waren ihrer heiligen Ordensregel — kennt Niemand mehr.

Wir haben bisher Stadt und Burg Crautheim hauptsächlich als Besitzthum der Dynasten von Eberstein betrachtet, und zwar mit genugsamer historischer Begründung. Wohl ist oben davon die Rede gewesen, daß Cunrad von Crutheim im Jahr

1239 seine Burg Crutheim sammt mehreren anderen Besitzungen an den Grafen Gottfried von Hohenlohe verkaufte, aber wir finden nirgends auch nur die geringste Angabe, ob und in welcher Zeit der Käufer das neue Besitzthum angetreten hätte. Nicht eine einzige Urkunde ist von einem Dynast von Hohenlohe auf Burg Crutheim ausgefertigt worden, wie es dagegen öfters von Seiten der Grafen von Eberstein geschehen. Demnach hatten sie wohl nie ihren Aufenthalt auf der Burg, wenn sie gleich dieselbe unter ihre Besitzungen zählen. Auf jeden Fall war es nur ein Theil an der Burg Crutheim, den Gottfried von Hohenlohe erkauft hatte, wenn wir je annehmen, daß der Kauf wirklich in Vollziehung trat. Da das ganze Erbe von Crutheim unter drei Brüder, Cunrad, Crafto und Wolfrad getheilt werden mußte, und Crafto, der jüngere der Brüder, den wichtigeren Theil der Herrschaft Bocksberg erhielt, so muß doch auch dem mittleren der Brüder, Wolfrad, ein Theil des Erbes zugefallen sein. Wir nehmen an, daß Wolfrad an der Stammburg Crutheim seinen Antheil erhielt. Was von den übrigen Besitzungen des Vaters auf ihn fiel, ist vielleicht von geringerer Bedeutung gewesen, weßwegen er ja im Jahr 1245 von seinem Bruder Cunrad noch mehrere Güter erkaufte.

Das war also das Erbe, welches von Wolfrad von Crutheim auf die Grafen von Eberstein überging; und dieses meinten wir bisher, so oft wir von Besitzungen der Grafen von Eberstein zu Crutheim gesprochen. Ob das, was Cunrad von Crutheim von seiner Herrschaft an Hohenlohe verkaufte, bei diesem Hause blieb, oder ob es später von den Dynasten von Eberstein zu ihrem Antheil erworben wurde, weil nur sie auf Crutheim erscheinen — darüber haben wir keine urkundliche Nachrichten. So lange dieß nicht der Fall ist, müssen wir sie, und zwar mit allem Recht, als Mitbesitzer der Herrschaft Crutheim seit dem Jahr 1239 ansehen.

Mit der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erhielt die Herrschaft Crutheim einen neuen Herrn. Nach des Grafen Poppo II. Tod erwarb Churmainz die ersten Ansprüche auf die Herrschaft Crutheim. Hedwig, seine Wittwe, versetzte im Jahr 1329 einen Theil der Stadt und Burg Crutheim um 1200 Heller an den Erzbischof und Churverweser Balduin von Mainz. Da wir die Urkunde selbst nicht vor uns haben, welche diese Angabe enthält, so können wir nicht behaupten, ob es in derselben heißt: einen oder ihren Theil an der Stadt und Burg Crutheim. Nehmen wir Letzteres an, so wäre nur die halbe

Burg und Stadt Crutheim ihres Gemahls Poppo's II. väterliches Erbtheil gewesen, die andere Hälfte wäre an seine oben genannten Geschwister gefallen. Wahrscheinlich hatte Poppo dieses Erbtheil seinen Geschwistern vorenthalten; jetzt nach seinem Tode erhob sich sein Schwager Gottfried von Hohenlohe, und forderte im Namen seiner Gattin Elisabeth und seiner Schwägerin Cunna das Erbe, auf das sie gerechte Ansprüche hatten. Es kam zu einem Streit, der aber wohl nicht lange dauerte, da das Recht ganz auf Seiten Gottfried's, sowie seiner Gemahlin und Schwägerin lag. Graf Johann von Ziegenhain, Bruder Hedwigs von Eberstein, nahm sich gegenüber dem von Hohenlohe seiner Schwester an; auch ein Ritter Herrmann von Cranenberg schlug sich ins Mittel, und es kam zwischen beiden Partheien zu einem gütlichen Verabkommen.

„Graf Johann von Zygenhan und Frau Hedwig seine Schwester von Eberstein vergleichen sich mit dem edeln Herrn Gottfried von Hohenloch, Frau Elspet dessen Wirthin und Jungfrau Cunnen, über des Gottfried von Hohenloch Ansprüche an Frau Hedwig, um Elspets und Cunnens Vater und Mutter-Erbe. Gottfried von Hohenloch, Frau Elspet und Frau Cunne behalten die Hälfte der Burg und Stadt Crutheim, jedoch ohne die Mannlehen, die davon gehen, ohne die Zehente (Cent), die zu Ballenberg gehört, und auch ohne die Stadt zu Ballenberg, ohn Wydern Stadt und Burg, ohne die Burg Altenvelt (?), welche vier Vesten Frauen Hedwig und ihren Kindern besonderlich sein sollen. Die armen Leute, die dem Gottfried von Hohenloch und seiner Wirthin zu Crutheim angefallen sind, und die zu Recht an die Zehente zu Ballenberg gehen sollen, müssen sich halten, wie es der veste Ritter Herr Herrmann von Cranenberg heizzet; die zehen Pfund Heller, die Graf Poppo von Eberstein seel. zum Kloster Schönthal durch seiner Seele willen gegeben, sollen stät bleiben; ebenso die Sätze, welche Gottfried von Hohenloch und Frau Else und ihre Schwester mit dem Herrn von Menze gemacht haben. Geben zu Miltenberg an dem ersten Tag vor unser Frauen Kerzewihe (26. Januar) im Jahr 1330."

Dieser Erb-Vergleich ist die einzige noch vorhandene Urkunde, welche uns belehrt, was in alter Zeit zur Herrschaft der Dynasten von Eberstein-Crutheim gehörte. Zugleich gibt sie eine Andeutung, wie es sich etwa mit dem hohenloh'schen Antheil von Crutheim verhielt. Da Gottfried von Hohenlohe laut Vergleich auf Vater- und Mutter-Erbe seiner Gattin und

Schwägerin Anspruch macht, so ist hier nicht allein von dem die Rede, was vom Vater aus den Töchtern angefallen, sondern auch von dem, was die Mutter Gutta von Hohenlohe dem Vater zubrachte. Das war wohl nichts Anderes, als der hohenlohische Antheil an Crutheim, den Gutta's Großvater, Gottfried von Hohenlohe, im Jahr 1239 an seine Familie gebracht hatte. Dieser Antheil wäre nun auf Craft I., Gottfried's Sohn, gefallen, und dann als Morgengabe Gutta's an Poppo I. von Eberstein gekommen. Somit wäre die oben ausgesprochene Vermuthung einiger Maßen begründet, daß der hohenlohische Antheil an Crutheim durch eine Heiraths-Verbindung mit dem Eberstein'schen vereinigt worden. Uebrigens muß derselbe von geringerer Bedeutung gewesen sein, da Gottfried von Hohenlohe mit seiner Gattin und Schwägerin nur mit der Hälfte der Burg und Stadt Crutheim dafür entschädigt wurde, und blos die armen Leute, die zu Ballenberg ihr Recht suchen, dazu erhielt.

Wegen dieses Antheils an Burg und Stadt Crutheim ist wohl der Erzbischof von Mainz mit Gottfried von Hohenlohe in Unterhandlung getreten, vielleicht um dieselbe Zeit, da ihm Hedwig von Eberstein den ihrigen versetzte. Das wären dann die in der Urkunde sogenannten Sätze (der Vertrag) gewesen, welchen Gottfried von Hohenlohe und Frau Else und ihre Schwester mit dem Herrn von Mainz machten. Da uns keine Urkunde vorliegt, welche diese Sätze selbst enthielte, so bleibt das Gesagte immerhin eine Vermuthung mit einiger Wahrscheinlichkeit. Auffallend erscheint es in Beziehung auf den Inhalt dieser Urkunde, daß von Johannes, dem Bruder Poppos II., in derselben gar keine Rede ist. Vielleicht war er, da er noch gelebt haben soll, auf die Wertheim'schen Güter verwiesen, die gar nicht unbedeutend waren.

Im Jahr 1333 verpfändete Churmainz das Amt Crutheim sammt Zugehör, mit Vorbehalt der hohen Cent Ballenberg, an Berenger und Poppo von Adolzheim, um jährliche 150 Pfund Heller, in so lange, bis ihnen die dem Erzstift geliehenen 500 Pfund Heller ersetzt sein würden. Wir sehen daraus, daß Hedwig von Eberstein nicht nur ihren Antheil an der Burg und Stadt Crutheim, sondern auch die Cent Ballenberg, welche ihr und ihren Kindern vermöge des Vergleichs vom Jahr 1330 zugesichert wurde, an den Churverweser verpfändet hatte. Vielleicht war es auch mehr, als das Amt Crutheim. Letzteres muß aber erst nach dem Jahr 1329 geschehen sein, denn bei der sten Verpfändung ist nur ein Theil der Stadt und Burg

Crutheim genannt. Da ferner von Churmainz das Amt Crutheim sammt Zugehör, und nicht blos ein Theil der Burg und Stadt an die Herren von Adolzheim verpfändet wurde, so setzt dieß wieder eine Verhandlung voraus, die vor dem Jahr 1333 vor sich gegangen sein muß. Es war wohl eine neue Verpfändung von Seiten der Wittwe von Eberstein, oder vielleicht auch noch mehr, etwa ein Verkauf auf Wiederlosung geschehen, was zwischen die Jahre 1329 und 1333 fallen müßte.

Erst mit dem Jahr 1359 soll Crutheim mit Zugehör in die völlige Gewalt des Erzstifts Mainz übergegangen sein; wir haben dafür keinen andern Beleg, als den, daß in diesem Jahr das Städtchen Ballenberg durch Erzbischof Gerlach von Mainz erkauft wurde.

Um diese Zeit waren die Herren von Eberstein, Poppo III. und Johannes II., gar verkaufslustig; sie gaben ein Familiengut nach dem andern hin. Bei Johannes finden wir es ganz am Platze, denn er hatte den geistlichen Stand erwählt, der ihm bessere Aussichten eröffnete, als das Erbe im Jagstthal; von Poppo geschah es wohl aus dem einfachen Grunde, weil ihm seine Gemahlin Irmengard keine Kinder gebar. Einen Theil von Widdern, Burg und Stadt im Jagstthal, welche sein Großvater Poppo I., im Jahr 1307 durch Erbvergleich an seine Familie gebracht hatte, verkaufte Poppo im Jahr 1357 an seinen Vetter Craft III. von Hohenlohe; zwei Theile erwarb Bischof Albrecht von Würzburg im Jahr 1362, und verkaufte sie in demselben Jahre wieder an seinen Vetter, den genannten Craft von Hohenlohe. Bis zum Jahr 1400 blieb diese Besitzung beim Haus Hohenlohe.

Sonach war das ganze Eberstein'sche Erbe im Jagstthal in andere Hände übergegangen. Poppo von Eberstein hatte jetzt nur noch seine Besitzungen am Main, die seinem Großvater Poppo nach seinem Verzicht auf Stadt und Burg geblieben waren; dort vielleicht starb er im Jahr 1380, und wurde mit umgekehrtem Helm und Schild begraben. Sein Bruder Johannes starb im Jahr 1387 als Domherr zu Mainz und Probst zu Fritzlar und Bingen. Mit ihnen war die fränkische Linie der Grafen von Eberstein beschlossen, welche beinahe hundert Jahre Herren über Crutheim und einen schönen Theil des Jagstthals und Maingrundes gewesen waren.

Während die eine Hälfte der Burg Crautheim mit Ballenberg und den dazu gehörigen Orten im Besitz des Erzstifts Mainz war, besaß das Hochstift Würzburg die andere Hälfte.

Wie Letzteres die Hälfte von Crutheim erwarb, ist nicht näher bekannt. Sollte vielleicht Gottfried von Hohenlohe im Jahr 1330 seine Verhandlungen mit Churmainz annullirt, und dagegen mit dem Bischof von Würzburg in Betreff seines Antheils an Stadt und Burg Crutheim einen neuen Vertrag geschlossen haben? Es ist eine Ansicht, die wir freilich mit keiner Urkunde belegen können.

Jedoch auch dieser Theil von Crutheim kam bald in den Besitz des Erzstifts, und zwar auf eine sehr wohlfeile Art. Als nämlich der Erzbischof von Mainz im Städtekrieg (ums Jahr 1399) dem Bischof von Würzburg wesentliche Dienste leistete, erhielt er von demselben die andere Hälfte der Burg Crautheim sammt dem Weiler Horrenbach, und so war nun Churmainz im alleinigen Besitz der Herrschaft.

Im Jahr 1434 verkaufte der baulustige Erzbischof Diether von Mainz Burg und Stadt Crautheim nebst Ballenberg an den kaufslustigen und reichen Herrn Cunrad von Weinsperg, des deutschen Reichs Erbkämmerer. Der Kaufschilling soll nur tausend Gulden gewesen sein; das ist aber wohl unrichtig, denn um Ballenberg allein hatte der Erzbischof Gerlach von Mainz im Jahr 1359 mehr als die gleiche Summe gegeben. Wie lange Cunrad von Weinsperg die Herrschaft Crautheim besaß, ist nicht überliefert. Nach dem geschehenen Kauf wird sie nie mehr als Besitz Cunrad's von Weinsperg genannt; auch seine Erben werden nie als Herren zu Crautheim aufgeführt. Seit dem Tode Cunrads von Weinsperg (1448) ist die Herrschaft Crautheim auf jeden Fall wieder in der Hand der Erzbischöfe von Mainz.

So entlegen auch die Herrschaft Crautheim von dem Chursitz Mainz gewesen, so wurde doch die lieblich gelegene Burg manchmal von dem Herrn von Mainz besucht, und die sonst einsame Burg und Stadt stellte im Kleinen das Bild eines geistlichen Fürstenhofs dar, wo Nichts an Pracht und Herrlichkeit des Lebens fehlte; trugen ja die meisten Ritter und Edle des Jagstthals Lehen von Churmainz, die dann durch ihre Anwesenheit den Glanz des Hofs vermehrten, welchen der erste Kirchenfürst Germaniens auf Crautheim hielt.

Seit der Besitznahme Crautheims hielt Churmainz einen Amtmann oder Obervogt daselbst, der im Schloß seinen Sitz hatte. Ein solcher Amtmann zu Crautheim war eine so wichtige Person, daß er nicht nur an seines Herrn Statt Schirmvogt des Klosters Schönthal, sondern auch zur Zeit der Abts-

wahl förmlicher Regent des Klosters war. War der Abt gestorben, so wurde sogleich an den Amtmann zu Crutheim berichtet, der dann den Bericht weiter gehen ließ. Er selbst aber kam dann mit 30 Bewaffneten nach Schönthal, und erhielt die Thorschlüssel. War die Wahl geschehen, so wurde der Amtmann zur öffentlichen Ausrufung des Neuerwählten eingeladen; sobald alle Feierlichkeiten im Kloster vorüber waren, übergab der Amtmann wieder die Thorschlüssel, und zog dann mit seinen Leuten nach Crautheim zurück.

Einer der ersten Amtleute, von denen wir wissen, war Gottfried der Jüngere von Aschhausen. Nach ihm waren es drei aus dem edlen Geschlecht der Herren von Adelsheim. Martin von Adelsheim war Amtmann zu Crautheim bis zum Jahr 1497; ihm folgte Sebastian von Adelsheim, der im Jahr 1512 starb. Hans Albrecht von Adelsheim bekleidete bis zum Jahr 1590 dieses Amt; er starb zu Crautheim und wurde daselbst begraben.

Dem Letzteren ging Marx Stumpf von Schweinsberg voran; er ist derselbe, dessen Namen als der eines treuen Anhängers des vertriebenen Herzog Ulrichs von Württemberg durch Wilhelm Hauff's schöne Sage vom Lichtenstein verewigt worden ist. Weniger vortheilhaft spricht sich Götz von Berlichingen, der Ritter mit eiserner Hand und von eisernem Sinn über denselben aus.

Marx Stumpf von Schweinsberg hatte einem Rath des schwäbischen Bundes, den Götz niedergeworfen hatte, wieder zur Freiheit geholfen, und vielleicht sein Amt zu Crautheim damit verdient. Das schrieb sich Götz hinter die Ohren: er war seitdem nimmer gut auf Marx Stumpf zu sprechen, und paßte auf Zeit und Gelegenheit, wie er ihm ein Leid anthun könnte. Als diese nicht kam, mußte ihm Crautheim und Ballenberg seinen Aerger gegen den Amtmann büßen.

„Ich brannte, das sind Götzens eigene Worte, in Einer Nacht an dreien Orten, hatt' nit mehr denn nur sieben Pferd; das war Ballenberg, Oberndorf und das Schaafhaus zu Crautheim unter dem Schloßberg herab, da wir auch hinauf an das Schloß von der Mauer herab mit einander reden konnten; und hab' gleichwohl nit gern gebrannt, aber es geschah auch dießmal darum, daß ich dacht', der Amtmann sollt' über das Feuer rücken, und hielt wohl ein Stund oder zwo zwischen Crautheim und Neuenstetten, denn es war gar hell und ein Schnee dazu, ob ich möchte mit ihm zur Handlung kommen sein; und wie

ich also herniedergebrannt, da schrie er der Amtmann oben heraus, vornen für Elepseu zu, da schrie ich wieder zu ihm hinauf, er sollte mich hinten lecken. Nun war es nit lang Sattelhenckens da, und ich machte mich wieder aus dem Ort."

Bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist nur von einer Burg, aber nirgends von einer Stadt Crutheim die Rede. Als Cunrad von Crutheim sein Besitzthum verkaufte, nennt er nur seine Burg (castrum) Crutheim, und was er besaß in beiden Weilern (in utraque villa) Crutheim. Unter letzteren Weilern sind zuverlässig die Orte Crautheim im Thal und Altcrautheim zu verstehen. Wohl stand damals auf dem Berg nur die Burg, erst in späterer Zeit siedelten sich auch zunächst neben derselben die Hintersaßen an. Der Sage nach soll der erste Ort auf dem Berg, aus dem die Stadt hervorging, aus sieben für sich bestehenden Höfen bestanden haben, deren Namen sich zum Theil jetzt noch erhalten.

Schon im Jahr 1254 ist von einem Schultheiß von Crutheim die Rede. Daraus schließen wir, daß sich schon damals auf dem Berg, nahe bei der Burg, eine Gemeinde gebildet hatte. Doch heißt es in der von Heinrich von Eberstein ausgestellten Urkunde vom Jahr 1278 noch ausdrücklich: gegeben auf der Burg Crutheim (in castro Crutheim), also muß der Ort Bergcrutheim noch von keiner großen Bedeutung sein. Vielleicht erst mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hatte der Ort so viel an Umfang gewonnen, daß seine Besitzer, die Grafen von Eberstein, Stadtrecht für denselben erlangen konnten.

Jahr und Tag, wenn dieß geschah, können wir nicht angeben, denn nicht einmal diese Urkunde, die doch bei jedem andern Städtchen sich vorfindet, hat sich auf dem Rathhaus zu Crautheim erhalten. Das Städtchen Ballenberg, das ja immer eine Herrschaft mit Crautheim bildete, hat im Jahr 1306 vom Kaiser Albrecht, gleich der Stadt Rottenburg an der Tauber, Stadtrecht erhalten; — wir nehmen an, daß Crautheim um dieselbe Zeit, wenn nicht noch etwas früher, und von demselben Kaiser, solches empfangen.

Crautheim wurde mit einer festen Mauer sammt Thürmchen umgeben, so daß noch die Burg in den Umfang derselben gezogen wurde; vermöge ihrer Lage aber konnte sie nur ein einziges Thor erhalten. Hiezu müssen wir übrigens noch zwei Eingänge zählen, wovon der eine von Thalcrautheim herauf unmittelbar in die Stadt führt, der andere aber durch die

Umfassungsmauer des Schlosses den Zugang zur Burg und Stadt zugleich eröffnet. Zu gleicher Zeit erhielt Crautheim auch die Gerechtigkeit, drei Märkte zu halten, nämlich am Fastnacht Montag, am 22. Juli und am 30. November.

Erst im Jahr 1330 ist urkundlich von Crautheim der Burg und Stadt die Rede. Zu einer größeren Bedeutsamkeit ist übrigens Crautheim dadurch nicht gekommen, daß es zum Rang einer Stadt erhoben wurde.

Was ihr eine Hauptwichtigkeit von jeher verlieh, das ist die Lage des Orts gewesen. Im Bauernkrieg wurde dieß zum erstenmal recht anerkannt. Als die Unternehmungen des fränkischen Bauernhaufens soweit von Statten gegangen waren, daß er einen Hauptsammelplatz, die Stadt Würzburg, in seinen Händen hatte, und schon daran war, den Frauenberg, das Castell der Stadt, im Sturm zu gewinnen; da kam die erschreckende Kunde vom Heranzug des schwäbischen Bundesheeres, das der Truchseß Georg von Waldburg vom Schlachtfeld bei Böblingen weg gen Franken führte, um die Bauernschaft die Macht seines Arms fühlen zu lassen. Die Würzburger Veste ließen die Bauren jetzt aus den Augen schwinden, und sie richteten sich jetzt einzig und allein darauf, wie durch das Zusammentreten der verschiedenen Bauernhaufen eine starke Macht sich bilden sollte, welche von einem gelegenen Standpunkt aus dem heranziehenden Truchseßen kräftigen Widerstand entgegensetzen könnte.

Wendel Hipler, die Seele des fränkischen Haufens, machte den Antrag, daß man nur 4000 Mann zur Beobachtung und Belagerung des Frauenbergs zurücklassen, und zu Crautheim ein festes Lager von 20,000 Mann errichten sollte. Dieser Plan war trefflich. Durch seine Lage über dem tiefen Thalgrund hat es eine natürliche Festigkeit, die durch das zahlreiche Geschütz der Bauren noch verstärkt werden konnte. Ein Lager an dieser Stelle deckte den ganzen Taubergrund und Mittelmain, woher es ungehindert Zufuhr beziehen konnte, während es den ganzen Neckar und die kaum unterworfenen, aber noch nicht entwaffneten Gemeinden bis nach Stuttgart bedrohte. Es konnte weder auf der linken Seite umgangen werden, so lange sich Rotenburg hielt, noch auf der rechten Seite, wegen der starken Stellung zwischen Adelsheim und Mosbach. Den Umweg über Miltenberg konnte aber das Fürstenheer nicht wagen, da sonst die Straße nach Stuttgart Preis gegeben worden wäre. Die ganze Vorderseite des Lagers wurde überdieß durch eine Linie von Burgen und festen Städtchen der Grafen von Hohenlohe gedeckt, welche diese, dem an sie gegangenen Befehle gemäß, mit

Mannschaft, Geschütz und Mundvorrath wohl versehen hatten. Das Lager zu Crautheim diente aber zugleich auch dazu, daß den zweifelhaft gesinnten Grafen von Hohenlohe der Abfall von den Bauern unmöglich gemacht, und die feindselige Stadt Hall bedroht werden konnte. Was Wendel Hipler beantragt hatte, wurde wirklich auch ausgeführt, aber freilich nicht so gar großartig.

Am 23. Mai 1525 zogen 7 bis 8000 Odenwälder und Neckarthäler vom fränkischen Haufen aus Würzburg, um ihre Stellung in Crautheim einzunehmen. Der berüchtigte Georg Mezler von Ballenberg und Götz von Berlichingen, welcher Letztere bisher nur gezwungener Weise folgte, waren die Anführer dieser Abtheilung. Sie hielten sich aber nur zwei Tage auf, und rückten von da nach Neustadt a. d. Linde, sodann nach Neckarsulm, um zu den Brüdern vom Neckarthal zu stoßen. Bald wurden ihnen von Würzburg aus Verstärkungstruppen nachgeschickt, aber sie verfehlten den Zweck durch Verzögerung auf ihrem Marsch. Die Sorge für den nöthigen Proviant lag ihnen mehr am Herzen, als das schnelle Zusammentreffen mit ihren Brüdern. Schnell rückte Georg Truchseß ihnen entgegen. Da die Verstärkung aus Würzburg noch nicht eingetroffen war, hielt sich Georg Mezler mit seinem Haufen für zu schwach, um den viel stärkeren Truchseßen in Neckarsulm zu erwarten. Die Bauern ließen die schwersten Geschütze, Zelte und Reisewägen u. dgl. in der Stadt, und zogen sich hinüber nach Weinsberg und Löwenstein, und von da Oehringen zu. Auf diesem Marsche legte Götz von Berlichingen seine Hauptmannschaft auf eigene Weise von selbst nieder. „Ich blieb — das sind seine eigenen Worte — bei ihnen bis gen Adolzfurt, da war aber eben uf denselbigen Tag mein Zeit und Ziel der 4 Wochen, wie ich zu ihnen verpflichtet war, aus, und dacht ich, nun ist es Zeit, daß du siehst, was du zu schaffen hast, und ich glaub' nit, daß sie die Abenteuer wußten, daß eben meine Zeit aus war, ich wußt' es aber wohl, denn ich rechnete schier alle Tage einmal daran. Also gab Gott Glück, daß ich von denen bösen oder frommen Leuten, wie ich sagen soll, kam."

Das Entweichen des Hauptmanns gab ein böses Beispiel dem übrigen Volk. Die Neckarthäler verliefen sich einer nach dem andern, nur die aus dem Schüpfergrund und andern Thälern des östlichen Odenwaldes blieben unter Georg Mezler von Ballenberg zusammen. Bis auf 2000 zusammengeschmolzen, kehrten sie über Oehringen nach Crautheim ins Hauptlager zurück. Erst jetzt kamen die fränkischen Verstärkungstruppen, an 5000 Mann

stark, von Neckarsulm an. Auch diese kehrten thörichter Weise wieder um, denn sie hielten das Bundesheer für viel beträchtlicher als es wirklich war; in Oehringen schlugen sie ein Lager, aber nicht auf lange, denn sie hofften nur noch von ihrer Stellung zu Crautheim einiges Heil. Daher lauteten ihre Ausschreiben, die von hier aus an mehrere Orte im Taubergrund ergingen, „daß sie Angesichts dieses Briefs auf seien mit Büchsen und langen Spießen wohl gerüst, nun gen Crautheim zu ziehen." Der fränkische Haufen zog jetzt über Sindringen und Forchtenberg dem Lager in Crautheim zu.

Eben waren die Bauern von Oehringen abgezogen, als der Truchseß von Waldburg mit dem Bundesheer daselbst (zu Oehringen) ankam. Sogleich ließ er den Bauern mit 600 Reisigen nachsetzen, um ihnen von ihrem trefflichen Geschütz Einiges abzujagen. Wie sie nach Forchtenberg kamen, waren die Bauern kaum über den Kocher gegangen, wobei ihnen die Achse an einem ihrer Stücke gebrochen war. Der dadurch verursachte Aufenthalt ließ die Reisigen hoffen, sie würden die Bauern noch einholen können. Deßhalb jagten sie ihnen ernstlich nach bis an die Steige, welche auf die Anhöhe nach Crautheim führt. Bereits erblickten die vordersten Reisigen die Nachhut der Bauern; doch gelangten diese vor ihnen in das Städtchen. Menschen und Pferde waren so abgetrieben, daß die Führer keinen Angriff wagten: auch war es bereits Abends geworden, darum zogen sie sich nach Forchtenberg zurück, und ließen dem Truchseßen gen Oehringen melden: daß die Bauern 5 bis 6000 Mann stark in und um Crautheim liegen, und sich da aufhalten zu wollen scheinen; es scheine wohlgethan, mit dem ganzen Heere gegen sie anzurücken. Mit dem frühesten Morgen machten sie sich auf, ritten bis auf die Weiden und kundschafteten das Lager aus.

Indessen kam von dem Truchseßen der Bescheid: da es zu mißlich sei, durch die steilen und an vielen Stellen engen Bergschluchten, so wie über die langen Steigen mit dem Heer und zumal mit den schweren Geschützen vorzurücken, so sollten sie den Weg nach Möckmühl einschlagen. Dorthin wendete sich jetzt auch das Hauptheer.

Wir möchten uns fast wundern, warum wohl der Truchseß gerade den weiten Weg über Möckmühl einschlug, um dem Bauernheer zu Leibe zu rücken. Bis er mit seinem Heere nach Möckmühl zog, wäre er im Jagstthal bei dem Lager der Bauern vor Crautheim angekommen; einen ganzen Tag früher wäre er gegenüber den Bauern gestanden, und hätte sie noch im Lager zu Crautheim überraschen können. Wer weiß, wenn er seinem Vortrab nach-

gezogen wäre, ob er nicht jetzt schon im Jagstthal, auf dem weit gedehnten Wiesengrund von Crautheim, das Thal auf- und abwärts, jenes Treffen geliefert hätte, wodurch er seinen bisherigen Siegen die Krone aufsetzte, und den Namen des Bauernjörgs mit Recht verdiente.

Noch am 31. Mai, also an eben dem Tage, da der Truchseß von Oehringen gen Möckmühl sich wendete, war das Bauernheer, die 2000, welche Mezler befehligte, und das fränkische Hülfsheer, welches von Oehringen her gekommen war, im Lager zu Crautheim angelangt, wo sie an 8000 Mann stark beisammen waren; denn, als man von dem Rückzug der bündischen Reiter nach Forchtenberg vernahm, machte dieß neuen Muth, und es strömte neuerdings wieder viele gerüstete Mannschaft von den zunächst gelegenen Thälern in Crautheim zusammen. Durch den früheren und jetzigen Aufenthalt des Bauernheeres mag das Städtlein und die nächste Umgegend ziemlich ausgesogen worden sein, denn trotz der Begeisterung für Freiheit und Gleichheit scheinen die Bauern immer noch ziemlich viel auf die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse gehalten zu haben. Von Crautheim und der Umgegend war Wenig mehr zu hoffen; um die 7 bis 8000 Fußgänger nur einigermaßen zu befriedigen, fanden sich die Hauptleute des Bauernheeres genöthigt, nach Mergentheim, vielleicht auch in andere Orte ihren Hülfruf um Proviant u. dgl. ergehen zu lassen. Sie seien Willens gewesen — so schrieben sie — am 31. nach Königshofen aufzubrechen, sich daselbst zu stärken, weil ihnen der Bund jemehr und mehr nachziehe und brenne: es sei aber vom gemeinen Haufen beschlossen worden, im Lager zu bleiben; weil es an Futter und Proviant fehle, bitten sie um 2 Malter Haber und 4 Eimer Wein, für welche sie das Geld schicken wollen. Ferner mögten die Mergentheimer dafür sorgen, daß den Büchsenmeistern ihr ausstehender Sold ohne Verzug zugestellt werde; denn wo nicht, so würden sie von den Büchsen abziehen und sie stehen lassen.

Die Antwort konnten sie selber holen, und den armen Crautheimern blieben die vorigen Gäste zum Glück nicht länger auf dem Halse liegen. Am 1. Juni kam das Bundesheer in das Städtchen Boxberg; alle Bauern, die man unterwegs auffing, ließ der Truchseß an den nächsten besten Baum aufhängen. Solches erfuhren wohl die Bauern zu Crautheim, da ging ihnen die Katze den Rücken hinauf; sie brachen alsbald auf und zogen Königshofen zu, um ihren Tod zu holen, welchen sie im Jagst-

thal hätten finden können, ohne daß sie einen weiten Weg ihm entgegengegangen wären, und noch müde Füße bekommen hätten. Obgleich der Truchseß den Vorschlag der Hauptleute verworfen hatte, und seinem eigenen Kopf gefolgt war, so kam er doch noch zeitig genug an, um auf der Nußwiese bei Königshofen mit ihnen eine Messe zu halten, von der keiner der Bauern mehr einen Kram nach Hause brachte.

Hatte das Uebel des Bauernkriegs das Städtchen Crautheim, sowie seine Umgebung, und den schönsten Fleck des Jagstthals nur vorübergehend berührt, so hatte es doch vielleicht auf manche Jahre widerliche Folge zurückgelassen; — was der Bauernkrieg am Elend des Städtchens begonnen, vollendete der dreißigjährige Krieg. Schon im Jahr 1621 fühlte die Stadt die Nähe unangenehmer Gäste, als der Graf Tilly Schloß und Amt Boxberg mit seinen wilden Schaaren einnahm und besetzt hielt. Später kamen noch schlimmere Gäste, die Schweden und auch Sachsen-Weimaraner. Das reiche Kloster Schönthal hatte sie als ein fetter Bissen in's Jagstthal gelockt; Crautheim konnten sie nicht umgehen auf ihren Streifzügen, und daher mußte nun auch das arme Städtchen Haare lassen. So lange Schönthal Raub und Plackereien von Freunden und Feinden erdulden mußte, blieb auch Crautheim nicht unverschont. Als in Folge des Kriegs im Jahr 1637 eine so große Theuerung herrschte, daß der Scheffel Korn 24 fl. kostete, der 3 Jahre zuvor kaum einen Gulden gegolten, da mögen die Bäcker zu Crautheim kleine Wecklein gebacken haben; und vor das Klosterthor zu Schönthal mögen neben den 3—400 Armen, die von dem Convent Brod und Wein erhielten, auch manche Arme vom Städtchen Crautheim gekommen sein, die hungerten und dürsteten, ob sie gleich Unterthanen des reichen Herrn von Mainz gewesen.

Im Jahr 1642 besetzten die Franzosen unter General Guébriant Mergentheim und Boxberg; auch Crautheim mußte sich's gefallen lassen, die Gäste aufzunehmen, welche wohl nicht schwedisch redeten, aber ganz auf schwedische Art hausten; denn leider pflegten die mit Schweden Verbündeten nur zu bald ihre Manier im Plündern und Quälen der Landeseinwohner abzulernen. Um dieselbe Zeit war auch Kloster Schönthal von den lästigen Gästen heimgesucht. Der Convent schickte einen Pater nach Crautheim hinauf, um vom Statthalter ihres allergnädigsten Schirmherrn zu Mainz, dem Amtmann, eine Salva Guardia zu requiriren. Der Amtmann machte eine ganz andere Miene, als sonst, wenn ihm vom Thal herauf Botschaft kam, einer

Prälatenwahl im Kloster beizuwohnen. Der gestrenge Schirmherr, welcher eher für sich selbst eine Salva Guardia bedurft hätte, mußte es abschlagen, und konnte dem frommen Mönche nicht einmal bis in das Thal hinab ein sicher Geleit verschaffen; die feindselige Besatzung hatte so wenig Respekt vor der grauen Kaputze des Mannes, daß sie ihm das Wenige, was er hatte, nahm, und ihn mit einer Tracht Schläge wieder nach Schönthal zurückschickte.

Im Jahr 1645 kamen wieder französische Truppen über das Jagstthal. Ihnen folgte das Heer des Erzherzogs Leopold Wilhelm von Oesterreich; der plünderte wie sein Vorgänger, denn ihm war es gleichgültig, ob er in Feindes- oder Freundesland stand, und die hohenlohische Landmünze war ihm so lieb, wie der würzburger Kiliansgroschen. Noch einmal im August 1646 kamen die Schweden unter General Wrangel hieher, um die armen und ausgesogenen Bewohner des Jagstthals zum letztenmal schwer heimzusuchen. Erst das Jahr 1648 brachte auch dieser Gegend und dem ganzen Thale den Frieden.

Ehe wir die Chronik der Stadt im siebzehnten Jahrhundert beschließen, möchte es nicht ohne Interesse sein, auch einer Begebenheit ganz seltener Art zu erwähnen, welche weniger die Stadt, als vielmehr die Orte des Amts Crautheim bewegte. Wir geben die Erzählung wörtlich nach dem Berichte, wie ihn J. Ch. Wibel in seiner hohenlohischen Kirchengeschichte nach zuverläßigen Akten gegeben.

„Anno 1669 den 14. April wurde Melchior Carl, ein Schäfersjung von Eberstal, 18 Jahr alt, auf der Canzlei zu Neuenstein, dahin er war geliefert worden, zur Verhör genommen, welcher nachfolgende Aussag gethan:

Er sei vor einem Jahr um Michaelis auf 6 Stunden lang gestorben gewesen, und da habe er den Himmel und die Hölle gesehen. In der Hölle gehe es gar wunderlich zu, einer gehe aus, der andere gehe ein. Im Himmel habe er den Engel Gabriel gesehen, der ihm nachgehends auch zu Hermuthausen auf dem Feld und zu Nachts im Bette erschienen und zu ihm gesagt, daß man die bösen Leute oder Hexen bis auf's Jahr 1670 ausrotten solle. Die Feuersbrunst, so zu Assumstadt geschehen, habe er durch den Engel Gabriel lange zuvor gewußt, ehe sie wirklich erfolget. Auf Befragen: ob er den Engel Gabriel anbete? sagte er: nein, sondern er bete Gott an, der seie mehr, als der Engel Gabriel. In der Hölle habe er zwei Päpste gesehen und gar viele Geistliche, doch mehr katholische, als

lutherische und kalvinische, weil die katholischen keine Weiber nehmen, und daher viel Uebels mit den Weibern thäten. Es seyen der Propheten nur im Amt Crautheim auf die dreißig. Der gedachte Engel seye ihm gestrigen Tags auch zu Ernspach erschienen, und habe zu ihm gesagt, er solle sich nicht fürchten.

Er hatte Zettelein bei sich, die er den Leuten für das Vieh wider die Hexen gegeben, und auf eine besondere Art dreieckigt zusammengelegt gewesen. Es stunden auch unterschiedliche Kreuze nebst einer Schrift darauf.

Unterm 15. d. M. wurde seinetwegen an den Pfarrer Zoller nach Dürrenzimmern geschrieben, und ihm anbefohlen, entweder selbst oder durch eine taugliche Person von demselben und seinem Vorgeben weitere Kundschaft zu Eberstal einzuziehen. Die Antwort erging dahin, er habe Einen des Gerichts an diesen Ort geschickt, welcher so Viel vernommen, daß der eingezogene Carl etliche Jahr und zwar letzlich auf dem Bodenhof gedient, aber davon gelaufen sei. An den Eberstalern verspüre man, daß sie auf ihn, weil er durch sein unziemlich Aussagen bei Vielen groß Unheil und bösen Argwohn verursache, gar wenig halten. Es seye wahr, daß man zween zu Crautheim, Kilian und Geißjakob genannt, in Verhaft genommen, und den Eberstalern seye bei 10 Reichsthalern Strafe diktiret worden, wenn sie wüßten, wo der Carl wäre, und es verschwiegen.

Am 26. April schrieb der churmainz'sche Amtskeller zu Crautheim, Sigmund Liebenstein, an den Oberamtmann nach Forchtenberg, er habe aus dem von diesem an ihn erlassenen Schreiben ersehen, daß der Melchior Carl durch den hochgräflich Hohenlohischen Schultheißen zu Ernspach angehalten, von da nach Forchtenberg und hernach weiter nach Neuenstein gebracht worden: berichtete anbei, daß er nicht allein sich fälschlich für einen Propheten ausgegeben, sondern auch durch seine abergläubische Thaten sich bereits einen großen Anhang in seinem Amt gemacht, woraus allerhand Ungelegenheit, als: Verfolgung, Neid, Haß, wirkliche Ehescheidung, Mißtrauen und dergleichen entstanden, weil er bald diese, bald jene geist- und weltliche Person der Hexerei und anderer bösen Thaten beschuldigt; am Ende suchte er um dessen Auslieferung an, die auch gegen einen Revers bewilligt worden.

In einer den Akten beiliegenden schriftlichen Erzählung wird der Ursprung seiner angeblichen Prophezeihung auf nachgesetzte Weise angegeben:

Als er neben einem andern Schäfersjungen einsmals bei

dem Pferch gewesen, seye ein schwarzer Hund zu ihm gekommen, welcher ihn wohl leiden, hingegen den andern Jungen nicht dulden können. Darauf habe er zu diesem gesagt: lauf hinweg, der Hund will dich beißen. Auf dessen Weggehen seye er, der genannte Prophet, dreimal mit dem Hund um den Pferch gegangen und habe mit ihm geredet. Nachgehends, als der ausgewichene Junge wieder zu ihm gekommen, und gefraget, was er mit dem schwarzen Hund geredet, habe er geantwortet: jetzt könne er genug, nun wisse er Alles, und darauf habe er sich für einen Propheten aufgeworfen und vorgegeben, daß ihrer im römischen Reich auf 350 seyen, darunter ein Wagner zu Assumstadt der erste."

Was das Loos des Propheten von Eberstal gewesen, ist nicht weiter überliefert — vielleicht wurde ihm das Nämliche zu Theil, was er den von ihm angegebenen Hexen und Hexenmeistern zu bereiten suchte. — Wir sehen, wie es zu allen Zeiten Betrüger und Schwärmer gegeben hat, deren immer mehr geworden, weil es so dumme Leute gab, die ihren Lügen und Hirngespinnsten Glauben schenkten.

Bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand Crautheim unter Churmainz. Im Jahr 1803 wurde Stadt und Amt Crautheim durch Reichsdeputationsschluß dem Churerzkanzler entzogen, und fiel dem fürstlichen Haus Salm-Reifferscheid-Bedburg als Entschädigung zu. Bei der Errichtung des rheinischen Bundes wurde die Souveränetät darüber an das Großherzogthum Baden überlassen. Im Jahr 1838 ging Crautheim mit den übrigen fürstlich Salm'schen Besitzungen durch Kauf an den Landesregenten über.

Nachdem wir die Chronik der Burg und des Städtchens, so wie ihrer ehemaligen Bewohner durchblättert, wollen wir auch die alterthümlichen Merkwürdigkeiten von Crautheim betrachten.

In sofern wir die Burg als den ersten Anfang des Städtchens Crautheim betrachten, so ist's auch billig, daß ihre Beschreibung allem Uebrigen vorangehe. Kommen wir vom Thal herauf, so treten wir zuerst durch ein hohes Portal, welches ein Wappen nebst der Zahl 1504 uns entgegenhält. An diesen Eingang schließt sich die äußere Mauer, der sogenannte Burgmantel an, welcher gegen den steilen Abhang hin zwei runde Thürme und einige Strebepfeiler hat. Dieser Burgmantel stößt dicht an die längs der Bergwand hinlaufende Stadtmauer, und bildet mit ihr ein Ganzes.

Von hier aus gelangen wir nach wenig Schritten zu dem noch bewohnbaren Schlosse. So viel man jetzt sieht, muß weder Graben, noch Zugbrücke hier gewesen sein. Bequem und ungehindert schreitet man durch das einer neueren Zeit angehörende Portal des noch bewohnbaren Schlosses, und befindet sich in einem geräumigen Schloßhof, an den sich ein schöner, ziemlich höher als der Hof liegender, Garten anschließt.

Das Erste, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist der kolossale runde Thurm (ein uralter Berchfried), welcher zur Hälfte mit Epheu überwachsen ist. In früheren Zeiten war er weit höher als jetzt; doch mag seine Höhe wohl noch 70 bis 80 Fuß betragen. Unten am Sockel ist er durchbrochen; vermittelst dieser Oeffnung sieht man genau, daß die Mauer an 10 Schuh im Durchmesser hat. Berechnet man nun seinen inneren Raum, der eben so viel Fuß beträgt, so hat der Thurm einen Durchmesser von etwa 30 Fuß, was wir, wenn wir ihn von Außen betrachten, im ersten Augenblick kaum glauben möchten. Der Thurm ist bis zum ersten Stockwerk hohl; von da an finden sich noch 2 Stockwerke, die ein eigenthümliches Gewölbe haben. In alten Zeiten mag er ein tiefes Burgverließ gehabt haben, was aber gegenwärtig ganz verschüttet ist. Oben gegen die Mitte sind ganze Fensteröffnungen nach altem Styl angebracht. Eine der größeren Oeffnungen bildet das frühere Portal. Der Thurm ist aus großen Bukelquadern von Tuffstein aufgeführt, und zeigt deutlich, daß er einer viel älteren Zeit angehöre, als die nicht ferne stehenden Mauerreste der eigentlichen Burg. Er steht ganz und gar von der alten zerfallenen Burg abgesondert; nur die Spuren eines Dachgiebels sind auf der nördlichen Seite des Thurms noch sichtbar, aber man weiß nicht, was es für ein Gebäude gewesen, das allein an den Thurm sich anlehnte.

Erst später wurde der Thurm mit der alten Burg in Verbindung gebracht vermittelst eines Ganges, der hinüber führte. Man richtete hoch oben die Wohnung für einen Thurmwächter ein: letztere wurde im Jahr 1795 ganz und gar abgebrochen. Seit neuerer Zeit ist der Thurm durch darin angebrachte Treppen wieder besteigbar gemacht worden. Am Geburtsfeste des Landesregenten wird eine Flagge mit den badischen Farben auf demselben aufgezogen.

Nahe beim Thurm steht die alte Burg; sie liegt jämmerlich in Ruinen, aber die Trümmer beurkunden noch, welch' eine prächtige, wenn auch nicht umfangreiche, Burg es gewesen. Ihre

äußeren Gebäude sind ganz und gar zerfallen und zum Theil verschwunden; denn die Steine wurden zum Bau des Amteigebäudes verwendet. Unterhalb dieser Trümmer sieht man noch Gewölbe und Gänge, welche unter der ganzen Burg hinführen, aber nach und nach immer mehr zerfallen müssen, da sie von oben nicht mehr gedeckt sind.

Die Ruinen der eigentlichen Burg bestehen noch aus vier Mauern von glatt behauenen gelben Sandsteinen, und sind wenigstens zur Hälfte mit einem Dache bedeckt. Während dies die Mauern vor Einsturz bewahrt, ist es freilich dem Auge, welches das Malerische sucht, kein wohlthuender Anblick. Diese vier Mauerwände bildeten in früherer Zeit das Hauptgebäude. Wir können dieß aus dem schönen Portal schließen, das noch jetzt zu demselben führt. Es ist in reinem byzantinischen Styl ausgeführt; seine Schlußsteine sind Thiere, wie Eidechsen, aber oben an dem Bogen des Portals ist eine fratzenhafte Figur sichtbar, die man bald für einen Menschen, bald für einen Affen halten könnte. Die Verzierung des ganzen Bogens hat viele Aehnlichkeit mit den Ornamenten der Grabmale in der Kirche zu Wölchingen. Dieses Portal möchte wohl die kunstreichste und ebensowohl älteste Arbeit der ganzen Burg sein; ja es möchte an Reinheit des Styls noch die Kapelle übertreffen, die wir weiter unten näher beschreiben werden.

Aus diesem Grunde ist es kaum glaublich, daß das Portal keine andere Bestimmung gehabt haben sollte, als nur der Eingang zur Burg zu sein: viel wahrscheinlicher ist es, daß dasselbe mit der nahen Kapelle in Verbindung stand, und zu dieser den Haupteingang bildete, der noch durch eine kleine Vorhalle führte. Denn, wie das Portal zu kostbar für die Burg selbst erscheint, ebenso scheint der Eingang in die Kapelle, von dem wir später reden werden, zu gering und schmucklos, um Eingang in eine so kunstreich gebaute Kapelle zu sein. Auf welche Weise übrigens dieses Portal mit der Kapelle in Verbindung stand, darüber läßt sich nichts Näheres bestimmen, da das Portal unter Ruinen steht.

Ueber dem schönen Portale nach innen sieht man deutlich noch die Reste einer zierlich gehauenen Wendeltreppe. Diese führte in den sogenannten Rittersaal, welcher sich im oberen Stockwerk befand.

Aeltere Bewohner des Städtchens können sich noch der Zeit erinnern, da dieser Saal stand, von dessen Altane man die lieblichste Aussicht bis Dörzbach hinauf hatte. Von dem

Rittersaal aus führte der obige Gang in den Thurm, wie er jetzt noch zu sehen ist. Im unteren Stockwerk, gerade unter dem Rittersaal, befand sich die Küche.

An diesen Schloßflügel lehnt sich ein zweiter an, der den merkwürdigsten Theil der Burg enthält. Es ist die alte Kapelle, welches wohl die schönste weit und breit gewesen. Wir betrachten sie so, wie sie jetzt ist, nachdem die Hand der Zerstörer so schrecklich in ihrem Innern gehaust.

Durch einen jetzt verschlossenen Eingang aus neuerer Zeit treten wir von dem Hof aus in die Kapelle. Das Kirchlein hat zwei Abtheilungen. Die untere besteht aus 2 neben einander gebauten Gewölben, die von schönen byzantinischen Säulen getragen werden. Die meisten Säulen stehen noch ganz — bei einzelnen fehlen die Schafte, während die Capitäle und Säulenfüße noch gut erhalten sind. Das Capitäl einer dieser Säulen bildet zwei in einander geschlungene Vögel, an den übrigen ist meistens Laubwerk angebracht. Die Schlußsteine der Bogen des Gewölbes stellen Blätter dar. An dem zwischen beiden Gewölben befindlichen Boden ist ein Vorsprung (Console) in der Mitte angebracht, welcher einem Säulen-Capitäl nicht unähnlich ist. Den unteren Theil dieses Vorsprungs bildete eine Figur, die leider so jämmerlich zerschlagen ist, daß man nicht mehr erkennen kann, was sie gewesen. Ueber dieser zerbrochenen Figur befindet sich ein schöner Kranz von Rebenlaub, mit rothem Anstrich. Letzterer stammt wohl aus eben der Zeit, da das untere Gewölbe seine widerliche weiße Uebertünchung erhielt. Den Rundbogen nach zu urtheilen, gehören diese beiden Gewölbe der ältesten Zeit an. Ueber diesen Gewölben befindet sich ein drittes mit acht noch wohl erhaltenen Rippen. Der Schlußstein bildet eine, nun zerstörte, fünfblättrige Rose. Dieses Gewölbe soll in früherer Zeit für die Herren und Frauen der Burg der Platz gewesen sein, von wo aus sie dem Gottesdienst in der Kapelle beiwohnten. Wir zweifeln auch keineswegs daran, denn noch sieht man einen zugemauerten Eingang an der westlichen Seite des Gewölbes, der aus dem neueren Flügel der Burg herüber führte. Das ist aber wahrscheinlich nur eine neuere Einrichtung; der Eingang in früherer Zeit führte aus dem ältesten Theil der Burg über der Sakristei hin, was noch jetzt deutlich genug sichtbar ist.

Der mittlere Raum der Kapelle bis zum Chor ist unbedeutend groß. Ein schöner Bogen mit kunstreich gehauenen Säulen bildet den Uebergang in den gegen Morgen liegenden

Chor. Auch diese sind stark beschädigt, doch sind die Capitäle daran noch ziemlich gut erhalten. Auf einem derselben gegen den Burghof hin bemerken wir noch deutlich einen vor sich sehenden Adler. Der Chor, in welchem leider Alles zerschlagen ist, was an seine frühere Bestimmung mahnen könnte, hat ein schön gesprengtes Gewölbe, das am meisten der Wiederherstellung bedarf, da seine Bogen bisher ohne Bedachung frei in der Luft schwebten. Die Rippenverzierung ist würfelartig, wie wir sie an den Gewölben der Kirchen und Kapellen der ältesten Zeit, zum Beispiel bei der Kapelle zu Standorf (aus dem eilften Jahrhundert), finden. Auch der Chor hat in den Ecken bis zum Boden herablaufende Säulen mit Capitälen, an deren jedem wieder eine andere Verzierung angebracht ist, so daß keines dem andern gleicht. Rechts am Chor ist die Sakristei, ein kleines Gewölbe, angebaut.

Durch zahlreiche Fensteröffnungen erhält die Kapelle zur Genüge das Tageslicht. Drei große längliche Fenster und ein rundes befinden sich auf der Mittagseite der Kapelle, ein größeres und drei ganz kleine kehren sich gegen den Hof hin. An dem größeren gegen Mittag sind die Füllungen noch gut erhalten, denn die Hand der Zerstörer mochte nicht so weit hinaufreichen, um sie zu beschädigen. Sie sind im schönsten alten Style gebaut, und haben schlanke Säulen mit zierlichen Capitälen. Wohl befanden sich in alter Zeit in diesen Fenstern werthvolle Glasgemälde; und es mag wirklich wunderlieblich in dieser Kapelle ausgesehen haben, wenn das erste Morgenlicht oder die freundliche Abendsonne über das Jagstthal her durch die Scheiben fiel und den heiligen Raum durchstrahlte. Wie mag das Herz des Beters am Altar dieser Kapelle mit Andacht erfüllt worden sein! Dagegen unsere jetzigen Kirchen mit ihren weißen oder durch Flitterschmuck überladenen Wänden — wie selten machen sie auf das Gemüth des Gefühlvollen einen nachhaltigen ergreifenden Eindruck. Ueber das Alter dieser schönen Kapelle können wir so wenig eine entscheidende Ansicht aufstellen, als über die Erbauung der ganzen Burg. In Urkunden ist Nichts über die Kapelle überliefert, und an dem Bauwerk selbst entdeckt man nirgends irgend eine Ziffer oder ein Steinmetzenzeichen, wodurch wir einen Fingerzeig erhielten. Der Baustyl des Kirchleins ist die einzige Urkunde für sein hohes Alterthum. Freilich bemerken wir auch hier, wie bei den meisten kirchlichen Denkmalen des Mittelalters, in den einzelnen Theilen des Bauwerks einen Uebergang vom byzantinischen in den gothischen Baustyl.

Die beiden neben einanderstehenden untern Gewölbe, in die man vom Hof aus eintritt, haben noch vollkommene Rundbogen, und gehören also der Zeit des byzantinischen Styls an. Das zweitälteste Gewölbe befindet sich im Chor — aus den würfelartigen Verzierungen an den Bogen zu schließen, gehört es auf jeden Fall dem zwölften Jahrhundert an. Das dritte Gewölbe, welches über den beiden uralten vor dem Eingang sich erhebt, hat schon etwas spitzigere Bogen, und wir nehmen darin den Uebergang vom byzantinischen zum gothischen Style wahr. Dieses trägt die sicherste Urkunde seines Alters an sich, indem sein Schlußstein eine Rose, das Wappen der Grafen von Eberstein, darstellt. Da diese Dynasten wohl nicht vor 1250 einen Antheil an der Burg Crautheim erhielten, so fällt also der Bau des Gewölbes in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, in eine Zeit, die wir wohl die Uebergangsperiode vom romanischen zum germanischen Baustyl nennen können. Die sämmtlichen Gewölbe, so wie die Füllungen in den Fenstern bestätigen letztere Ansicht noch mehr.

Wir haben also, wenn wir das Bisherige zusammen fassen, eine Kapelle vor uns, deren Theile verschiedenen, wenn auch nicht weit auseinander liegenden, Zeiten angehören. Der byzantinische Styl verschmilzt sich in ihr auf die lieblichste Weise mit dem gothischen.

Unsere Ansicht wäre diese, daß die Burgkapelle im zwölften Jahrhundert (unter den Dynasten von Crutheim) begonnen, und im dreizehnten (unter dem Grafen von Eberstein) ausgebaut wurde.

Wie dem auch sei — rücken wir ihr Alter um ein Jahrzehnt vorwärts oder rückwärts — sie stammt aus der schönsten Zeit mittelalterlicher Baukunst; und nur ein Baudenkmal der Gegend übertrifft diese Kapelle an Alterthum und Vollendung, es ist die Kirche zu Wölchingen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit nehmen wir an, daß beide kirchlichen Gebäude, die einander durch Bauart so nahe stehen, auch sonst mit einander in einer gewissen Beziehung gestanden. Unsere Kapelle ist wohl unmittelbar nach der Wölchinger entstanden, und stände mit ihr vielleicht in einer Verbindung, wie Filial- und Mutterkirche. Beide wären Johanniterkirchen gewesen, wie auch jetzt noch die Volkssage die Johanniter in alten Zeiten ihre Gottesdienste in diesem Kirchlein halten läßt.

Die Wichtigkeit dieses kleinen aber ausgezeichneten Denkmals mittelalterlicher Baukunst ist auch in neuerer Zeit aner-

kannt worden. Zuerst hat die großherzoglich badische Domänenkammer über die historische Wichtigkeit der Burg, sowie besonders der Kapelle und ihren jetzigen Zustand, Bericht verlangt, und dann eine namhafte Summe zu ihrer Wiederherstellung angewiesen. Doch die schönste Anerkennung ist dieser Kapelle, so wie der Burg zu Theil geworden, als der edelste aller Fürsten, der für Wissenschaft und Alterthum begeisterte Großherzog Leopold am 28. September 1845 die schöne Burgruine eines Besuches würdigte. Er, der Kenner alter Kunstdenkmale, ist eingetreten in die kleinen Hallen des Kirchleins, und hat es für werth erklärt, daß es sich wieder erhebe in seiner alten Herrlichkeit, daß wieder versöhnt werde das Unrecht, welches rohe Hände neuerer Zeit auch an diesem kleinen Gotteshaus begangen.

Die Stelle, an der die Frauen seines erlauchten Geschlechts in den Tagen der Vorzeit ihre Andacht verrichteten, wo die Männer sich im Gebet stärkten für Kampf und Noth, soll wieder eine heilige werden, wie sie früher gewesen. Was der edle Fürst verheißen, sollte auch alsbald seine Erfüllung finden.

Es wurde Veranstaltung zur Restauration der Kapelle getroffen — der Schutt, der sie von außen und innen verunstaltete, wurde weggeräumt, und die Ausführung des Ganzen dem kundigen Baumeister Moosbrugger zu Wertheim übergeben. Keinem Besseren konnte die Restauration übertragen werden. Die Kirche in Wertheim, Werbach und Merchingen sind Zeugen der Meisterschaft dieses edlen Künstlers, der leider dem Vaterland und seinen Freunden zu früh durch den Tod entrissen worden.

Leider! ist die Restauration, wir wissen nicht aus welchen Gründen, nur so weit gediehen, daß die zuvor dachlose Kapelle wieder ein schützendes Dach erhalten.

An die alterthümliche Kapelle schließt sich das neuere Schloß an. Es wurde zufolge der über dem Portal befindlichen Aufschrift erst im Jahr 1723 auf den Grundmauern eines älteren Schloßflügels erbaut. Noch sieht man deutlich beim Eingang in das Schloß die Spuren der älteren Grundmauer, welche viel weiter gegen den Mantel der Burg hinauslief. Möglicher-Weise könnte auch der im genannten Jahr erbaute Theil des neueren Schlosses mit dem Portal nur ein neuer Einbau sein, und das Gebäude, dessen Grundmauern noch sichtbar sind, hätte mit dem äußersten, wohl älteren Flügel, ein Ganzes ausgemacht. Vielleicht bezeichnet aber die Jahrzahl nur die Zeit der

Renovirung dieses Schloßflügels, der schöne und geräumige Gemächer enthält. — In diesen, wie in den westlich gelegenen Schloßflügel gelangt man durch ein kleineres Portal, über dem sich ein altes churmainz'sches Wappen befindet. Eine steinerne Wendeltreppe führt nach beiden Richtungen. Diese Treppe ist in einem Erkerthürmchen angebracht, das weit über die Schloßgebäude hinausragt, aber leider! gegen das Thal hin keine Fensteröffnung hat, von dem aus man eine gar liebliche Aussicht genießen könnte. Der äußerste westliche Schloßflügel hat von außen und innen noch ganz das Aussehen eines Herrenhauses aus dem sechszehnten Jahrhundert. Giebel und Dachzinnen zeigen den Baustyl der Renaissance-Zeit, ohne noch das Ueberladene der Roccoco-Periode an sich zu tragen.

Vom Schloß aus sehen wir uns noch in dem lieblich gelegenen, wenn auch nicht gar großen Schloßgarten um, an dessen westlicher Mauer wir die Aussicht über Thalcrautheim und die von Neuenstetten her ziehende Bergschlucht haben. Wir setzen uns auf einem niedlichen steinernen Bänkchen im Schatten der Nußbäume, vor dem kolossalen Thurme, und gedenken alter Zeiten, gedenken aller Ereignisse, welche über diese alte Burg schon hingegangen sein mögen. Es ist ein schmerzliches Gedenken, und wenn auch ein Kreis heiterer Freunde an diesem lieblichen Plätzchen uns umgibt; — wir scheiden von der Vorzeit und Gegenwart der alten Burg, indem wir auch auf sie das Sprüchlein anwenden: sic transit gloria mundi.

Wenn wir an den amtlichen Gebäuden der Burg vorbeikommen, welche aus den Steinen derselben erbaut wurden, so finden wir an einem kleinen Häuschen zur Linken einen alten Denkstein, der noch an die Zeiten von Churmainz mahnt, und folgende Inschrift hat:

Albrecht von Gottes Gnaden des H. Romischen Reichs Erz-Kanzler und Churfürst vnd der H. Romischen Kirchen des Stifts S. Gisgoni Priester Cardinal, zv Mentz vnd Meidbvrg Erzbischof Primas Germanie Verweser des Stifts zv Halberstadt Marc-Graf zv Brandenbvrg. 1545.

Der Sandstein, auf dem noch das Wappen des Erzbischofs ausgehauen ist, wurde im Jahr seines Todes gearbeitet, und stand früher an einem nun abgebrochenen Gebäude aus älterer Zeit. Ein zweiter Denkstein, gegenwärtig an einer Mauer im Hof des Amteigebäudes angebracht, verewigt den Namen des im Jahr 1673 gestorbenen Erzbischofs von Mainz und Bischofs von Würzburg, Johann Philipps von Schönborn.

Gerade gegenüber dem Hause, wo der erstere Denkstein sich befindet, steht ein altes schloßartiges Gebäude mit geräumigem Hof und schönem Garten. Ein wirklich kunstreich gehauenes Portal, mit der Jahrzahl 159. am Bogen, führt in das alte Herrenhaus. Innen treffen wir noch die frühere alte Einrichtung, welche aber mehr noch in das siebzehnte Jahrhundert verweist. In einem alten Gange über dem Kamin steht die Jahrzahl 1630, und nicht weit davon über einem hölzernen Bogen lesen wir die Zahl 1608. In einem vorspringenden, gegen das Thal hin gelegenen Erkerthurme ist eine noch gut erhaltene steinerne Wendeltreppe; von seinem letzten Stockwerk aus hat man eine liebliche Aussicht über das Thal hin. Auf dem westlichen Giebel des Hauses hoch oben ist ein schön gearbeitetes Wappen mit einem Hirschhorn und der Zahl 1627. Stellen wir die bisher angeführten Zahlen zusammen, so ergibt sich, daß das Schlößlein noch im sechszehnten Jahrhundert erbaut wurde; die innere Einrichtung stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert, und rührt wohl von demselben Besitzer her, der sein Wappen auf den Giebel setzen ließ. Derselbe soll, was auch durch's Wappen bestätigt wird, ein Ritter von Hirschhorn gewesen sein.

Hinter dem alten Schlößlein steht die Kirche des Städtchens mit einem Thurme, der in Beziehung auf Baustyl wirklich schön zu nennen ist. Derselbe steht nicht über dem Chor, sondern auf der nördlichen Seite des Langhauses; er hat drei Stockwerke und ein spitziges Dach. Im unteren Stockwerk ist ein großes gothisches Fenster; hoch über demselben sehen wir ein schön gehauenes Doppelwappen, dessen einer Schild das Adelsheimische Horn des Steinbocks, der andere die Löwen von Rechberg zeigt. Sebastian von Adelsheim, den wir schon unter den Churmainz'schen Amtmännern von Crautheim erwähnten, hat sich vielleicht durch Erbauung dieses Thurms mit seiner Gattin Ursula von Rechberg um die Kirche verdient gemacht. Neben dem Wappen bemerken wir einige etwas unleserliche Ziffern, die wohl das Jahr des Thurmbaus angeben, vielleicht aber auch nur als Steinmetzzeichen zu betrachten sind. Das Langhaus der Kirche hat zwei Eingänge; über dem nördlichen sehen wir das Dienheim'sche Wappen mit der Inschrift: Guido Anthoni von Dienheim, Churfürstl. Mainzscher Rath und Oberamtmann zu Crautheim 1660. Unter diesem Beamten, der dem im Schüpfergrund begüterten Geschlecht der Herren von Dienheim angehörte, wäre demnach die Kirche, wie wir sie jetzt sehen, renovirt worden. Diese Renovirung scheint aber nur einzelne Theile der Kirche,

Portale und Fensteröffnnngen, betroffen zu haben; der westliche Giebel ist noch stehen geblieben, was wir aus dem hoch oben am Schlusse des Dachs befindlichen Fenster mit gothischer Füllung schließen dürfen. Vielleicht sind auch die Seitenwände stehen geblieben, denn an dem Gesimse zunächst unter dem Dache bemerken wir zwei gegen den Giebel auslaufende Fratzengesichter, welche wohl noch einer früheren Zeit angehören. Dasselbe ist aber nunmehr über dem Hauptportal der Kirche eingemauert.

Den Chor bildet ein unansehnlicher Anbau, an dem man nicht die geringste Spur von einem alten Baustyl wahrnimmt. Seine östliche Giebelseite enthielt früher das älteste Denkmal der ganzen Kirche. Es besteht aus einem grobkörnigen länglichen Sandstein mit uraltem Wappen. Auf dem Wappenschilde, der ganz noch die uralte Form hat, erkennen wir deutlich unten das Mainzer Rad mit 8 Speichen; das darauf befindliche Geschlechtswappen ist nimmer recht kenntlich. Die Umschrift des Denkmals ist ganz eigener Art — statt daß, wie bei andern Denksteinen, die Ziffern eingehauen sind, ragen sie hervor en haut-rélief; sie sind aber durch die Länge der Zeit sehr verwittert. Zuverlässig gehört aber der Denkstein noch in das vierzehnte Jahrhundert, und könnte wohl über das Alter der Kirche einen Aufschluß geben. Da das Denkmal ein Mainzer Wappen enthält, so wäre so viel gewiß, daß die Kirche erst unter Churmainz, etwa im vierzehnten Jahrhundert, erbaut wurde.

Wie das Aeußere, so bietet auch das Innere der Kirche wenig Merkwürdiges dar, ob sie gleich durchaus keiner Zierrathen ermangelt, wie wir dergleichen so reichlich in den Kirchen der Gegend treffen.

Auch Gemälde und steinerne Denkmäler finden wir nur wenige in der Kirche. Bei einem Seitenaltar rechts oben an der Wand hängt ein Madonnenbild, welches in altdeutscher Manier gemalt ist. Es möchte wohl mehr Kunstwerth haben, als selbst das große Altarblatt im Chor, welches einen Künstler aus der Zahl der Manieristen verräth.

Ein zweiter Nebenaltar steht in der Seitenkapelle, die das unterste Stockwerk des Thurms bildet. Ueber dem fast verwischten Altarbild, dessen Verlust wir übrigens nicht sehr zu bedauern haben, steht ein altes Schnitzbild, die Kreuzabnahme darstellend, welches noch aus guter Zeit sein möchte; leider ist es durch Uebertünchung verneut und entstellt worden. Zunächst über dem Altar befinden sich zwölf Wappen adeliger Geschlechter, die sich vielleicht auf irgend eine Weise um die Kirche verdient

machten. Die Kapelle selbst ist in Beziehung auf Bauart die interessantere Parthie der Kirche. Außer dem genannten Fenster von schöner gothischer Arbeit hat sie ein niedliches Gewölbe, an dem fünf Schilde mit dem Mainzer und Adelsheim-Rechberg'schen Wappen angebracht sind. Aus Letzterem ergibt sich, daß der obengenannte Sebastian von Adelsheim am Bau der Kapelle, sowie des Thurms einigen Antheil hatte, auf jeden Fall unter die wichtigeren Wohlthäter der Kirche gehörte. Auf dem Boden der Kapelle befinden sich einige Grabsteine, die aber wohl erst dem siebenzehnten Jahrhundert angehören.

Der älteste Grabstein befindet sich in der Kirche zur Linken der Kanzel eingemauert. Ein geharnischter Ritter kniet vor dem Crucifix, ihm gegenüber seine Gattin. Unter den Füßen des Ritters liegt der Helm; auf den Ecken des Steins sind vier Wappen angebracht. Die Figuren selbst sind kaum in halber Lebensgröße, aber nicht ohne Kunst ausgeführt. Die übertünchte und demnach schwer leserliche Inschrift des Denkmals lautet:

Anno dmn. 1540 vf dinstag vor Sant Georgen tag starb der edel vnd vest Gorig Blom von krautheim vnd die 39 iare (darnach) an Sant Catherina tag starb die edel fraw Kunigund Blomin geboren von .... sein eliche Haußfraw (den) got gnedig sei.

Ueber dem runden Bogen, der in den Chor führt, ist ein kleines sehr altes Mainzer Wappenschild ausgehauen, das wiederum andeutet, daß auch das Langhaus der Kirche, aus deren Giebel der Rundbogen sich bildet, noch einer alten Zeit angehört. Der Chor selbst hat einen Plafond neuerer Art, und nirgends nur die geringste Spur von Alterthümlichkeit. Vielleicht trat der jetzige Chor an die Stelle eines durch Alter baufällig gewordenen. Der Hauptaltar und seine Umgebung ist reich an Zierrathen, aber wir sehen weder Schnitzfiguren aus alter Zeit, noch ein Altarblatt, das den Freund altdeutscher Kunst befriedigen könnte. Das nach jetzigem Geschmack ziemlich gut gemalte Bild stellt die Auffahrt der h. Maria dar. Vielleicht enthielt die der h. Anna geweihte Seitenkapelle in alter Zeit ein schöneres Bild.

Ehe wir die Kirche verlassen, besteigen wir noch auf einer Treppe von außen den Thurm mit schöner Aussicht, und nehmen die Glocken in Augenschein. Die größte derselben hat die Umschrift: diese Glocke ist von dem kunsterfarnen Meister Johann Georg Rosch aus Morspach gossen worden anno 1685. Die zweite Glocke ist umschrieben: anno Domini 1620 Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Die dritte und kleinste

wurde im Jahr 1783 gegossen; man liest auf derselben den Namen Stephan Bechler.

Seit etwa 10 Jahren ist der ursprünglich, aber sehr modernisirten Kirche eine durchgreifende Restauration zu Theil geworden. Der genannte Baumeister Moosbrugger hat ihr wieder eine ehrwürdige alterthümliche Gestalt gegeben. Er ließ alte gothische Fenster einsetzen und das Langhaus mit schönen byzantinischen Säulen zieren, auch überall das Ursprüngliche wieder herstellen. So ist sie durch ihn wieder eine der schönsten Kirchen des Jagstthals geworden.

Haben wir Burg und Kirche besichtigt, so haben wir alles Merkwürdige auf Bergcrautheim gesehen; wir gehen den nächsten Weg am Schloß vorbei in das Thal hinab. Bald, nachdem wir durch den Thorbogen getreten sind, über dem wir das Mainzer Wappen wahrnehmen, gelangen wir zu einer kleinen Kapelle, welche vielleicht schon öfter erneut worden. Doch stammt sie noch aus dem sechszehnten Jahrhundert, denn oben an der Seitenwand gegen den Berg hin ist dasselbe Doppelwappen mit der Zahl 1503 eingemauert, welches wir am Thurm der Kirche wahrgenommen. Demnach war derselbe Amtmann Sebastian von Adelsheim mit seiner Gattin Stifter der Kapelle.

In Thalcrautheim machen wir noch auf ein altes steinernes Haus aufmerksam, an dem der Weg nach dem Kirchhof vorbeiführt. Ueber dem Portal befindet sich ein altes Wappen, welches von vier roh gehauenen Köpfen umgeben ist. Das Haus hieß in alten Zeiten „zum Ritter", und soll die Herberge der adeligen Herren der Umgegend, besonders Götzens von Berlichingen, gewesen sein.

Thalcrautheim bildet mit Bergcrautheim eine einzige Gemeinde. Die gesammte Einwohnerzahl beider Orte beläuft sich etwa auf 800 Einwohner, worunter sich nur einige evangelische Christen, aber sehr viele Judenfamilien befinden, die schon seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges daselbst ansäßig geworden.

Bergcrautheim ist der Sitz des Amtsbezirks, der aus den Orten Ballenberg, Gommersdorf, Neuenstetten, Ober- und Unter-Wittstadt, Oberndorf, Erlenbach, Assumstadt, Horrenbach und Clepsau besteht. Noch ist Crautheim der Sitz einer großherzoglichen Domänenverwaltung, sowie eines Amtsrevisorats und Physikats. Schon seit alten Zeiten bildete Crautheim ein eigenes Landkapitel mit einem Dekane, der seinen Wohnort im Städtchen hat.

Einige Jahre bestand auch zu Bergcrautheim eine Post-

halterei, die aber in neuerer Zeit nach Thalcrautheim verlegt wurde. Durch diese Posteinrichtung ist nun die Verbindung dieses von dem Herzen des Landes so fern gelegenen Städtchens mit dem Mutterlande auf die bequemste Weise hergestellt. Für die Bequemlichkeit der Reisenden ist hinlänglich gesorgt; zu Bergcrautheim das Gasthaus zum Hirschen (Brauerei), und zu Thalcrautheim das Gasthaus zum Schwanen, sind eben so gut eingerichtet, als manche Gasthöfe in größeren Städten. Letzteres ist der Sitz der Postverwaltung, hat eine bequeme und freundliche Lage an der Landstraße thalaufwärts, und ist in jeder Beziehung für Reisende empfehlenswerth.

Zum Schlusse eine freundliche Erinnerung aus der Geschichte der Stadt Crautheim.

Großherzog Leopold

zu Crautheim,

am 28. September 1845.

Es steht ein Thurm auf Bergeshöh'
Gleich einem Greis von vielen Jahren,
Der in der Zeiten Lauf manch' Weh'
Und manchen rauhen Stoß erfahren.

Man nahm herab sein stattlich Haupt,
Geschmückt mit einem Zinnenkranze —
Die Menschenhand hat ihn beraubt,
Natur schmückt ihn mit neuem Glanze.

Der Epheu hat mit frischem Grün
Den öden mitleidsvoll umwunden;
Den Schmuck sieht nimmer man verblüh'n,
Er decket zärtlich seine Wunden.

Was ist's — heut' bebt der feste Thurm,
Von seiner Höhe bis zum Grunde,
Der nie geschwankt in manchem Sturm,
Bebt heut' vor Lust zur sel'gen Stunde.

Was ist's? von seinem Haupt, sonst kahl,
Weht heut' ein lustig Fähnlein nieder;
Zwei Farben sind's, die schau'n ins Thal,
Sie liebt der Bad'ner treu und bieder.

Wohl, denn er sieht von Ferne nah'n
Den Fürsten, treu geliebt wie Keiner;
Ihn darf er heut' mit Gruß empfah'n,
Den Herrn, von Art auch Ebersteiner!

Was schallt es heut' von Nah' und Fern'?
Man schauet Freude aller Orten,
Für Berg und Thal der Tag des Herrn
Ist heut' ein doppelt Fest geworden.

Wie wallt es von dem Berg herab!
Es bleibt kein Einziges zurücke —
Das Kind eilt, wie der Greis am Stab',
Zu laben sich am selt'nen Glücke.

Ja, Jeder will der Erste sein —
Ein jedes Herz schlägt vor Verlangen,
Will sich an Seinem Blick erfreu'n,
Möcht' Seines Mundes Gruß empfangen.

Nur ein Nam' klingt heut': Leopold!
Er tönt von der Beglückten Munde —
Heil Dir, dem Alles Liebe zollt!
So klingt's aus tiefstem Herzensgrunde.

O seltenes, o schönes Wort:
„Der Fürst, ein Vater auf dem Throne,
Auch hier war Er, an diesem Ort!"
Vom Vater tönt's zum Enkelsohne.

Der einst dem Ort so nah, mußt' fern
Vom Jubel jenes Festtags stehen —
Er durfte nicht den Blick des Herrn,
Nicht der Getreuen Wonne sehen.

Was er nicht sah, hat ihm geahnt,
Ist ihm von Fern' zum Ohr geklungen —
Da hat es ihn zum Lied gemahnt,
Das er zur Harfe laut gesungen.

Sagen.

Das Grabmal in der Burgkapelle.

In jener Zeit, als die Burg Boxberg durch ihre Bewohner noch nicht zum Raubnest gebrandmarkt und der Schrecken der Umgegend war, wie im 15. Jahrhundert, hauste daselbst Herr Conrad von Boxberg, ein Mann, gleich ausgezeichnet durch Rittersinn, wie durch andere Tugenden, die den Christen zieren. Am Hofe des Bischofs von Würzburg bekleidete er die Würde eines Kämmerers, und war geehrt und geachtet von Fremden, sowie geliebt von seinen Freunden und Nachbarn. Frau Cunegund, aus dem erlauchten Hause der Grafen von Wertheim, war seine Hausfrau. Das erste Kind, das sie ihm gebar, war ein liebes Töchterlein. Der Freiherr soll nicht freudig gewesen sein, als ihm die Mutter dieses Töchterlein zum ersten Male in die Arme gelegt hatte, denn er hatte sehnlichst einen Knaben gewünscht, der ein Stammhalter seines Geschlechts hätte werden sollen. Das Töchterlein erhielt in der heiligen Taufe den Namen Adelheid, und blühte froh und wonnesam heran zur Freude der Mutter; und auch der Vater gewann das Töchterlein zuletzt lieb wegen seines freundlichen Wesens. Frau Cunegunde gebar ihrem Gemahl hinter einander drei Knaben, aber alle starben in den ersten Wochen ihres Daseins. Mit Schmerzen erkannte zuletzt Herr Conrad, daß ihm von Gott kein Sohn bestimmt sei, der seinen Stamm fortführe — er fügte sich in das Unvermeidliche des Schicksals, und von nun an wandte er alle seine Liebe seiner kleinen Adelheid zu, die durch ihr freundliches Wesen oft den Trübsinn seines Herzens verscheuchte, wenn er gedachte, daß er nun mit umgekehrtem Helm und Schild zu seinen Vätern fahren würde. Das war nicht sein einziger Kummer. Das Töchterlein war kaum 7 Jahre alt, da verfiel es in ein gefährliches Siechthum, wo es dem Rande des Grabes nahe war. Jetzt erst fühlte der Vater, wie lieb ihm das Töchterlein gewesen wer, als es bleich und abgezehrt dalag, als

es seine sonst so regsamen Händlein kaum mehr rührte, als es mit trüben Augen die traurigen Eltern anblickte — da, in jenen für Vater- und Mutterherz so bangen Stunden, that Frau Cunegunde das heilige Gelübde, so Gott das Töchterlein vom augenscheinlichen Tode retten würde, wolle sie es dem Herrn weihen. Um dieselbe Zeit war Herr Conrad, der den Jammer nicht mehr mit ansehen konnte, ab der Burg in den Wald geritten, unter dem Vorwand, sich zu zerstreuen; dort, an einem einsamen Orte

Er trank keinen Wein, den nicht Adelheid vom Keller geholt hatte.

betete er, und that dasselbe Gelübde. — Seit jener Stunde wandte es sich mit dem Kinde zum Bessern, die zuvor trüben Augen wurden heller, auf seinen so blassen Wangen kam wieder eine Röthe auf, seine Händchen bekamen wieder Leben, und nach

einigen Tagen hatte es wieder so viel Kraft, um sich in seinem Bettlein aufzurichten und seine Spielsachen zur Hand zu nehmen. Als Adelheid wieder vollkommen genesen war, traf den Ritter ein neuer Kummer. Frau Cunegunde legte sich auf's Krankenlager. In Folge der ununterbrochenen Sorge für das kranke Kind hatte sie sich ein schleichendes Fieber zugezogen. Alle möglichen Mittel wurden zu ihrer Rettung angewendet; sie starb acht Tage, nachdem sie sich krank gelegt hatte. Tief gebeugt ging Herr Conrad hinter ihrem Sarge, an der Hand das Töchterlein, welches heiße Thränen in das Grab der Mutter fallen ließ, die in der Sorge für sein Leben ihr eigenes Leben geopfert hatte. Herr Conrad tröstete sich am Grabe seiner geliebten Hausfrau, denn das Kind, das er an der Hand führte, war ja das Ebenbild der selig Vollendeten: es sollte auch in den Tugenden der Seele das Ebenbild der Mutter werden, das war von nun an die einzige Sorge des gewittweten Grafen — und diese Sorge war auch nicht umsonst. In jedem Zuge des Gesichts, in jeder Bewegung, war Adelheid ihrer Mutter gleich. Sie wurde es aber auch in jeder Tugend des Herzens und des Geistes, wodurch die Mutter so liebenswürdig gewesen war, sie wurde es in ihrer liebevollen Gesinnung gegen Dürftige und Leidende, sie wurde es in jenen Eigenschaften und Kenntnissen, wodurch die selige Mutter als Hausfrau so segensreich gewirkt hatte. Das Fräulein hatte kaum das 12. Jahr angetreten, so nahm sie schon die Schlüssel zur Hand, die bisher eine alte Dienerin des Hauses unter sich hatte — sie besorgte das Hauswesen wie eine Erwachsene, bestellte die Küche und war des Vaters Koch und Truchseß, Mundschenk und Kellermeister in Einer Person. Der Vater aß nichts, was seine liebe Tochter nicht selber gekocht hatte — sie bereitete Wildpret und Fische, wie die Mutter solches bereitet hatte, er trank keinen Wein, den nicht Adelheid vom Keller geholt hatte, und in seinem Lieblingsbecher kredenzte, aus dem einst seine selige Cunegunde getrunken hatte. Wie oft gedachte Ritter Conrad, wie Gott es doch so liebend vorgesehen hatte, daß er ihm eine Tochter gegeben, die jetzt durch Sorge und Pflege die Stelle einer liebenden Hausfrau bei ihm vertrat. Oft brach er in die Worte aus: Gottes Wille ist doch immer der beste — er drückte seine Adelheid an's Herz, und fühlte sich reich in dem Besitz der guten Tochter, die, jemehr sie an Jahren zunahm, umsichtiger und thätiger im Hauswesen wurde, und in der Liebe und Anhänglichkeit gegen den Vater doch immer ein Kind zu bleiben schien. Sie trat in das 15. Jahr, ohne daß sie die Welt außer-

halb der Burg ihres Vaters kennen gelernt hatte. Auf die Burg kam Niemand außer der nahe Verwandte Graf Wolfrad von Eberstein, der zu Crutheim residirte. Gewöhnlich brachte er mit sich seine beiden Söhne Poppo und Heinrich, sowie seine Tochter Elisabeth. Diese drei waren ihr einziger Umgang, das war die ganze Welt, die sie kannte. Diese drei suchte sie wieder heim auf Burg Crutheim, und das war denn der einzige Ort, auf dem sie sich heimisch fühlte, wenn sie mit ihrem Vater je einmal

Adelheid.

auswärts kam. Außer ihrem Verwandten und ihren beiden Vettern gab es keine Männer in der Welt, gegen die das holdselige Fräulein besonders freundlich und liebevoll war; nur gegen sie trug sie eine Gesinnung, die derjenigen ähnlich war, welche sie ihrem Vater von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von

ganzem Gemüthe weihte. Wer hätte glauben sollen, daß es in ihrem Herzen je anders hätte werden können, daß bald ein Fremdling einen Platz neben dem Vater gewönne im Herzen der allein für den Vater lebenden Tochter? Eines Abends saß Adelheid ganz allein bei ihrem Vater; sie drehte fleißig die Spindel, während sich Ritter Conrad nach den Mühen der Jagd im Lehnstuhl gütlich that. Eben hörte Adelheid dem Vater aufmerksam zu, der das Ergebniß der Jagd berichtete, die der Vetter auf Crutheim mit seinen Söhnen, sowie vielen Herren aus dem Jagst- und Kocherthal mitgemacht hatten, denn es galt eine Hetze auf Bären und Wölfe, die sich in Menge in den Schluchten des Odenwaldes aufhielten. Ritter Conrad hatte seinen Bericht noch nicht geendet, da hörte man das Horn des Thorwächters; bald darauf trat der Leibknappe des Herrn mit der Meldung ein, vor dem Thor sei eine Schaar Leute angekommen mit einem jungen Ritter, der auf der Jagd verunglückt sei; ob man sie einlassen solle? Sogleich! befahl Conrad, denn es wäre das erste Mal, daß ich einen Hülfsbedürftigen von meinen Thoren gewiesen hätte. Das wird wohl einer von den Junkherren sein, fuhr er fort zu seiner Tochter, welche an der Jagd nie genug kriegen können, bis sie ihren Rest davon tragen; aber jetzt laß das Spinnen, Adelheid, bestelle die Küche, denn die Leute, welche den Junkherrn bringen, werden hungrig sein, auch mach' ein Stüblein zurecht, und laß es wärmen, schaffe Linnen und Pflaster herbei, auf daß es an Nichts fehle; nur eilige Hilfe ist die rechte Hilfe. Während Adelheid ging, um nach dem Befehl des Vaters zu thun, stand auch er auf, um die nöthigen Anordnungen zur Unterbringung des angekündeten Gast's zu treffen. Gerade trug man diesen zum Thore hinein, als der Ritter in den Hof hinab kam. Auf einer Bahre von Eichenzweigen trugen vier Jäger einen Junkherrn in reichem Jagdanzug. Bis über die Füße war er mit wollenen Decken überlegt, um sein Haupt waren Tücher gebunden, so daß er fast bedeckt war, doch konnte man so viel erkennen, daß es ein schönes blühendes Antlitz war, auf dem wohl die Röthe der Jugend noch kurz zuvor mag gebrannt haben, aber jetzt war es todtenfahl. Um Gott, rief Conrad, als er in das Angesicht des Junkherrn schaute, — das ist ja der Sohn meines — Ja, eures Feindes, sagte der Verwundete mit schwacher Stimme, und doch hoffe ich, bei Euch ein Plätzlein zu finden, wo ich ruhig sterben kann. Davon ist jetzt noch nicht die Rede, Junkherr, sagte Ritter Conrad mit liebreicher Stimme — wenn Ihr nicht gar zerfetzt seid, wird Euch mein alter Leibarzt

schon wieder zusammenflicken, und meine Salben und Pflaster werden bei Euch ihren Dienst thun wie immer. Jetzt erst erfuhr Conrad, was sich begeben hatte, so war es auch geschehen. Die Junkherren, welche an der Jagd Theil nahmen, waren zu heftig im Verfolgen der Bären, während die älteren Herren sich bald zurückzogen. Einer der heftigsten Verfolger war der edle Jüngling, den sie eben auf der Bahre brachten. Als er die Bolzen seiner Armbrust auf einen gewaltigen Bären verschossen hatte

Ja, eures Feindes, sagte der Verwundete mit schwacher Stimme.

daß er gleich einem Igel umspickt war, warf er seinen Jagdspeer nach ihm; aber dieser fehlte. Da wendete sich der Bär gegen den Jäger, riß ihn mit seinen Tatzen vom Pferde, und machte sich schon über ihn her als eine sichere Beute. Unter dem Bären liegend fanden die Nachfolgenden den Jüngling — noch zu rechter Zeit, denn eben fuhr er mit seinen Tatzen gegen das Haupt des Untenliegenden. Ein kräftiger Speerwurf traf den Bären bis

tief ins Herz, und rettete den Jüngling. Hart verwundet an Haupt und Füßen, luden sie den halb Ohnmächtigen auf eine Bahre und trugen ihn einer Burg zu, die am nächsten lag. Eine bessere Herberge hätte man für den Kranken nicht finden können. In einem Stüblein, das an das Schlafgemach des Ritters stieß, wurde der Jüngling untergebracht; gar wohlthuend war dem Kranken die Wärme, die ihm entgegenkam, denn er zitterte vor Fieberfrost. Das Erste, was geschah, war, daß seine

Ein kräftiger Speerwurf traf den Bären.

Wunden untersucht wurden. Es war ein trauriger Erfund. An seinem linken Fuße war Wunde an Wunde, da hatte der Bär seine Krallen tief eingeschlagen; sein Haupt blutete auf allen Seiten, denn er war auf felsigen Boden mit demselben aufgefallen, als er vom Pferde gerissen war. Als die Wunden sammt dem Haupte gewaschen waren, wurden Linnen, mit Oel gefeuchtet, umgeschlagen. Erst, nachdem diese ziemlich schmerzstillend ge-

wirkt hatten, wurden Pflaster mit Salben aufgelegt. Der alte Leupold, Wildmeister und Leibarzt des Ritters in Einer Person, widmete sich ganz der Pflege des Kranken. Drei Theile seiner langen Laufbahn hatte er im Walde zugebracht, und bei einem Klausner, bei dem er oft einkehrte, die Kräuter- und Heilkunde kennen gelernt. Er kam nie vom Lager des Junkherrn — also war es der Wille des Burgherrn — Tag und Nacht war er um ihn beschäftigt, und das dauerte 14 volle Tage; da ermattete die Kraft des alten Mannes. — Oft, wenn er Nächte hindurch gewacht hatte, übermannte ihn bei hellem Tage der Schlaf, er setzte sich in den Lehnstuhl und hielt sein Schlafstündlein. Doch wurde indessen der Kranke nicht versäumt, denn der alte Leupold hatte eine thätige Handlangerin gewonnen, die indessen den Kranken besorgte. Das war Adelheid, die Tochter des Hauses, die bisher dem alten Leupold treulich abgesehen hatte, wie er den Verband vom Haupte des Kranken nahm, die Wunden mit Linnen trocknete und wieder frische Salbe auflegte. — Darum durfte Adelheid, und Niemand anders als sie, Leupolds Stellvertreterin werden, und des Kranken in solchen Stunden warten. Bei solcher Pflege von Zweien, besonders eines so sorgsamen Fräuleins wie Adelheid, mußte die Heilung des Kranken von Statten gehen, und wir wundern uns nicht, daß das Wort des Burgherrn in Erfüllung ging: seine Salben und Pflaster thaten gute Dienste, ja sie übten beinahe Wunder an dem Gaste. Ehe der Frühling seine Boten sandte, konnte er das Krankenlager verlassen, und saß am Tische des edlen Burgherrn, wo Adelheid mit rosigen Lippen ihm den Becher kredenzte, und so würzte mit freundlichem Blicke. Als die Büsche und Hecken blühten, und die Bäume sich zur Blüthe entfalteten, da beurlaubte sich der edle Jüngling von seinem biedern Gastfreund und dankte ihm all des Guten, das er ihm gethan hatte, seit zwei Monaten. — Herr Conrad drückte ihm gerührt die Hand zum Abschied. Als aber der Junkherr dem Fräulein die Hand reichte zum Lebewohl, und Worte des Dankes sprechen wollte, da stotterte er, und seine Hand zitterte in der ihrigen. — Fahret wohl, sagte Adelheid mit Thränen in den Augen, die sie mit aller Mühe nicht verbergen konnte — fahret wohl, und denket auch zuweilen an die Burg Boxberg. Ja, er vergaß sie nie! — wie gern wäre er wieder zurückgekehrt, als er sein Pferd, das sich bisher im Stalle des Burgherrn heimisch gefühlt, über die Zugbrücke traben ließ — wie gern hätte er noch einmal den Schmerz der Wunden getragen, und von Neuem angefangen, krank zu sein. Er vergaß

nie die Burg Boxberg und ihre freundlichen Bewohner. Nur an sie denkend, ritt er, begleitet von dem alten Leupold, den Burgweg hinab, und hörte nicht auf den Gesang der Vöglein, der von den grünenden Bäumen erklang, daß es am Berg wiederhallte. Er ritt der Burg Crutheim zu; dort schied sein alter Leibarzt von ihm und von nun an waren die beiden Junkherren von Eberstein, Poppo und Heinrich, seine Begleiter; sie hatten ihn oft auf seinem Schmerzenslager zu Boxberg besucht und waren

Ehe er schied, versprach er, sie bald wieder zu besuchen.

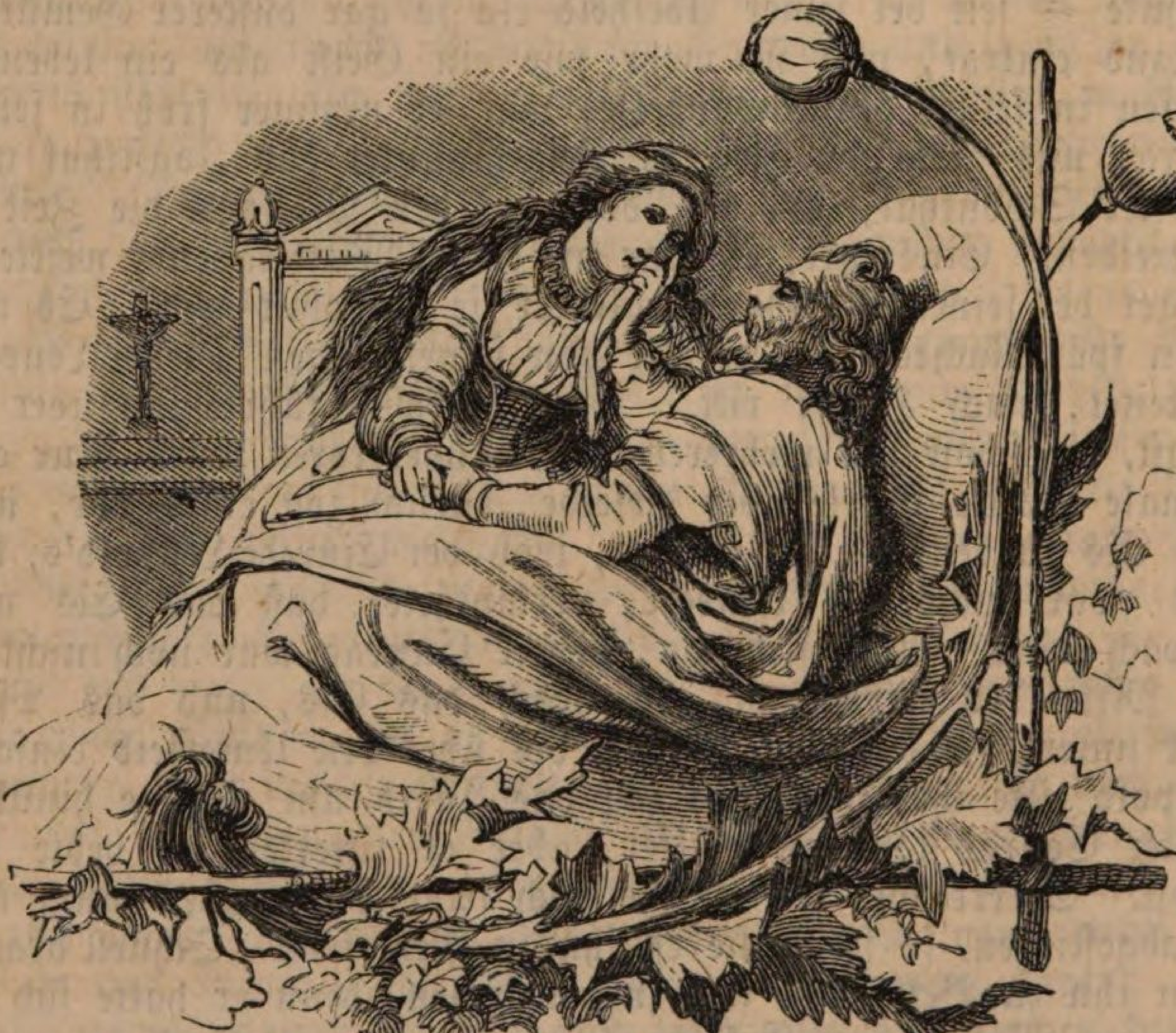
innige Freunde des edlen Jünglings geworden. Sie begleiteten ihn bis hinüber in's Kocherthal, die Hälfte des Wegs in seine Heimath. Ehe er schied, versprach er den beiden Brüdern, sie bald wieder auf Burg Crutheim zu besuchen. Der edle Jüngling hielt sein Wort; noch nicht war der Frühling vorüber, so stellte er sich wieder auf Crutheim ein, und begrüßte seine jugendlichen Freunde. Aber, wie freudig wurde er überrascht, als kurz nach

seiner Ankunft zwei Fräulein in das Gemach traten, um den Gast zu bewillkommnen — die Eine war Elisabeth, die andere das Fräulein von Boxberg, die eben auf Besuch bei ihren Verwandten auf Crutheim war. Auf ein freudiges Wiedersehen Beider folgte wieder ein Abschied, der war noch bitterer als der erste, auf der Burg des Vaters, denn hier vor den Augen einer liebenden Freundin durfte Adelheid ihre Gefühle weniger verhehlen, als vor den Augen eines strengen Vaters. Der Junkherr ging und kam wieder, als es schon der fröhlichen Weinlese auf den Höhen über der Jagst entgegen ging. War es Zufall, oder Zug des Herzens, auch Adelheid war wieder bei ihrer Freundin Elisabeth, und sah den theuern Freund wieder, bei dem ihre Gedanken so oft verweilt hatten. Was beide schon längst für einander fühlten, konnte nicht ewig im Herzen verschlossen bleiben. Der Bund der Seelen schloß sich am heiligen Orte, — an den Stufen des Altars in der Capelle zu Crutheim gelobte Walther von Limburg ewige Treue dem Fräulein von Boxberg, und sie ihm hinwiederum. Nur Elisabeth, die treue Seele, war Zeuge ihres heiligen Schwurs. Ach! daß der Segen des Vaters nicht mit diesem Bunde war. Lange blieb dieser Bund der Herzen ein Geheimniß vor dem Vater des Fräuleins; war es ja unter den Bewohnern der Burg Crutheim nie bekannt geworden, was in der Capelle vorgegangen war. Nur so viel merkte Jedmänniglich, daß der Junkherr vom Kocherthal öfter sich einfand, als früher, und daß Fräulein Adelheid öfter als sonst ihre Freundin Elisabeth heimsuchte. Letzteres war besonders dem Ritter von Boxberg auffallend, denn früher hatte seine Tochter nur selten ihn allein gelassen. Bald erfuhr er von dem häufig wiederkehrenden Besuch des Junkherrn vom Kocherthal, und nun konnte er wohl vermuthen, warum Adelheid häufiger als je ihre Gespielin Elisabeth heimsuchte. Schon beim Abschied des Junkherrn aus seinem Hause hatte er gesehen, was für einen schmerzlichen Eindruck es auf das Herz der Tochter gemacht hatte; er hatte es für ein vorübergehendes Gefühl gehalten, aber leider mußte er jetzt einer andern Ansicht werden. — Eines Tages, es war unmittelbar, nachdem Adelheid von einem Besuch auf Crutheim zurückgekehrt war, stellte sie der Vater zur Rede. — Adelheid, die nie mit einem Worte ihren Vater belogen hatte, gestand, daß sie dort den Junkherrn gesehen, nach dem er geforscht hatte, ja, sie gestand, daß sie ihn schon öfter auf Burg Crutheim gesehen und gesprochen, aber immer nur unter den Augen ihrer Freundin Elisabeth. Nur noch wenige Fragen aus dem Munde des Vaters,

mit forschendem Blicke waren nöthig, und er hatte der Tochter das Geheimniß ihrer Liebe zu dem Junkherrn entlockt. Adelheid glaubte, daß dieses Gefühl kein Unrecht gegen den Vater wäre, denn sie hatte ihn fortwährend so treu und so innig geliebt, wie in ihren Kinderjahren, wenn auch die Liebe zu einem Fremden in ihrem Herzen Raum gewonnen hatte. Jetzt erst erkannte sie es, daß sie ein Unrecht begangen hatte, als der Vater mehr mit schmerzlichem, als erbittertem Blicke zu ihr sprach: Adelheid, meine einzige Tochter, mein einziger Trost, warum muß deine Liebe dem Sohne meines Feindes werden? Du kannst nie, nie die Seine werden! Weiter sprach er nicht; er wandte sich ab von seiner Tochter mit thränendem Angesicht und ging in ein anderes Gemach, um sich seinem schmerzlichen Gefühl zu überlassen — und sich anzuklagen, daß er einst ein so unbesonnenes Gelübde abgelegt hatte. — Hätte Ritter Conrad mit seiner Tochter hart geredet, hätte er ihr bittere Vorwürfe gemacht, es hätte ihrem Herzen wehe gethan, aber jene Worte, die er eher mit Wehmuth als Bitterkeit gesprochen hatte, gingen ihr noch tiefer. Einen solchen Schmerz hatte sie noch nie gefühlt, wie heute, sie hätte vergehen mögen vor Herzeleid, und ob sie auch in Thränen zerfloß, es wurde ihrem Herzen nicht leichter. Sie wollte ihrem Vater nachgehen und Alles gestehen, auch den Schwur in der Capelle. Was wäre es gewesen? sie hätte den schon ohnedieß tief betrübten Vater noch tiefer gebeugt — sie besann sich lange, ob sie es thun solle — es kam nicht dazu. — Seit jener Stunde, da es zu einem so schmerzlichen Auftritt gekommen war, verließ Adelheid nie mehr die Burg, sie wich nie mehr von der Seite ihres Vaters. Elisabeth, die treue Freundin, welche sie in dieser Zeit auf Burg Boxberg heimsuchte, war die einzige, der sie anvertraute, was indessen geschehen war; durch sie ließ sie dem Mann ihrer ersten Liebe ein Lebewohl sagen; ihr Mund sprach es, ob es aber auch wohl aus dem Herzen kam? Dennoch war es ihr ernster fester Wille, ihrer Liebe zu entsagen, die gegen des Vaters Wille war. Wie leicht ist ein Entschluß gefaßt, aber wie schwer kommt er oft zur Ausführung! Von nun an war es ein immerwährender Kampf im Herzen des Fräuleins: die Pflicht der Tochter stritt mit dem Gefühl der Liebe. Adelheid suchte zu verbergen, welcher Kampf in ihrem Innern vorging, aber es war nur zu sichtbar vor aller Augen. Das zuvor lebensvolle heitere Fräulein wurde still und düster, das Roth ihrer Wangen verschwand; sie glich eher einer verblühten Jungfrau, als einem Fräulein von 16 Jahren — sie

wandelte in den Gemächern der Burg wie eine Nonne in den öden Gängen des Klosters, in das sie wider ihren Willen verschlossen worden. Mit Wehmuth sah es der Vater, aber, wenn er auch wußte, was die Veranlassung dieses traurigen Zustandes seiner Tochter war, er konnte ihr keinen Trost geben, er konnte sein Wort nicht zurücknehmen, denn das Gelübde, das er einst mit seiner seligen Hausfrau gethan hatte, konnte er nicht brechen. Sonst hatte der Ritter seine meiste Zeit auf seiner Burg zugebracht, der Umgang mit seinem Kinde war alle seine Freude; im höchsten Falle, daß er von Zeit zu Zeit einer Jagd beiwohnte — seit bei seiner Adelheid ein so gar düsterer Gemüthszustand eintrat, und sie mehr wie ein Geist als ein lebendes Wesen in seiner Nähe wandelte, war er nimmer froh in seiner Burg, und ritt von Zeit zu Zeit hinunter das Jagstthal nach Kloster Schönthal, um sich dort bei den Mönchen die Zeit zu vertreiben. Einsmals, es war an einem Winterabend, weilte er länger bei seinen Nachbarn, als er je gewohnt war. Es war schon spät Nachts, als er, nur von seinem alten Diener Leupold begleitet, nach Hause ritt. Der Rückweg führte ihn über die Jagst, die schon seit mehreren Tagen überfroren war. Nur eine schmale Brücke führte über dieselbe, darum zog er es vor, über das Eis zu reiten. Er that es, trotz der Einrede Leupold's, der, und zwar nicht mit Unrecht, vermuthete, daß das Eis noch schwach wäre. Aber siehe da, Ritter Cunrad war noch nicht in der Mitte der Strömung, da brach das Eis, und das Pferd sank unter, so daß sein Reiter bis über den Unterleib einsank. Leupold eilte ihm nach und zog das Pferd am Zaume hinüber. Ritter Conrad kam an's Ufer, aber er zitterte und bebte vor Frost. Er erreichte mit Mühe noch seine Burg, aber kaum war er abgestiegen, so schüttelte es ihn in Fieberfrost. Schnell brachte man ihn zu Bette, um ihn zu erwärmen, denn er hatte sich im eiskalten Wasser eine Erkältung zugezogen. Adelheid kam nimmer vom Krankenlager des Vaters und besorgte ihn ganz allein nach der Anweisung des heilkundigen Leupolds. Der wendete alle Mittel an, und bot seine ganze Kunst auf, aber dießmal war es umsonst. Die Krankheit nahm überhand, Ritter Conrad fühlte bald, daß sein Stündlein kommen würde. Er fiel aus einem Fieber in das Andere — er redete oft im Fiebertraume, während Adelheid an seinem Bette saß — er nannte den Namen seiner seligen Hausfrau, und ein Lächeln verbreitete sich über sein Angesicht; er rief den Namen seiner Tochter und ein schmerzliches Gefühl wurde in seinem Blicke sichtbar. Es war am

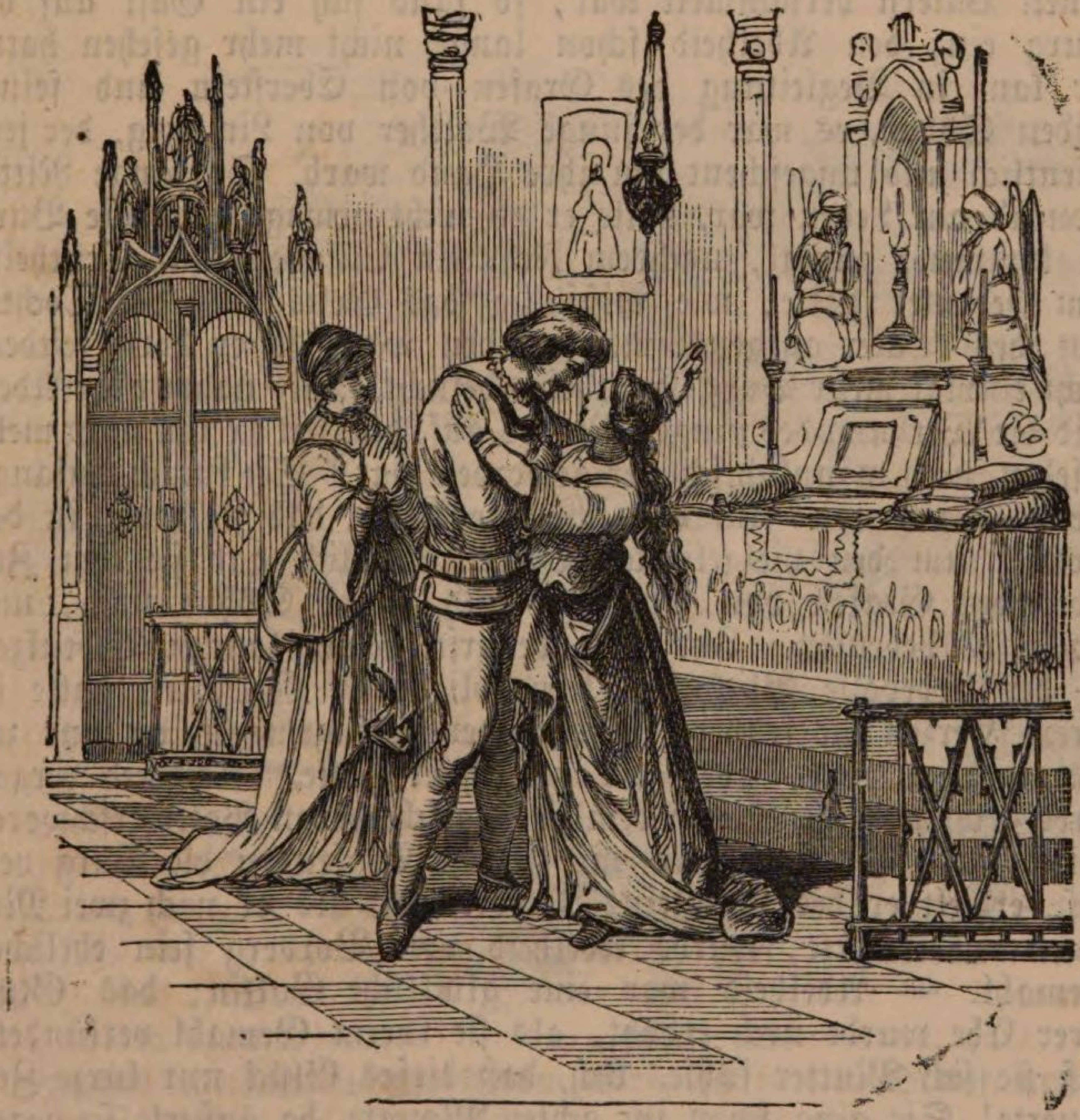
Abend des dritten Tages, als er aus einem solchen Fiebertraum erwachte, der ihn über die Maßen geschwächt hatte. Adelheid, rief er, indem er sich rascher als je aufrichtete, Adelheid, meine einzige Tochter! Was wollt ihr, lieber Vater? sprach Adelheid schluchzend, denn sie sah an dem bleichen Angesicht, an dem trüben Blicke, daß sie ihren Vater nimmer lange besitzen werde. — Gib mir deine Hand, liebes Kind, fuhr er fort, und versprich mir, meinen Willen zu erfüllen, wenn ich nicht mehr bin. Ich



Gib mir deine Hand, liebes Kind.

will's, erwiderte Adelheid, indem sie ihm die Hand reichte. So versprich mir, dem Mann deiner ersten Liebe zu entsagen, denn er ist der Sohn eines Mannes, der mich einst bitter beleidigte. Hab' ich es nicht gethan, lieber Vater? sagte Adelheid — ich habe ihn ja seit jener Stunde nimmer gesehen — aber, warum soll er den Haß entgelten, den Ihr gegen seinen Vater tragt? Habt Ihr ihm nicht alle Liebe erzeigt, als er noch Hilfe bedürftig

zu Euch gebracht wurde? Wohl, sprach Ritter Conrad, ich habe ihn nie gehaßt, ob er gleich mir wehe gethan, daß er deine Liebe mir gestohlen und mit Undank meine Gastfreundschaft gelohnt. Ach! schluchzte Adelheid, er hat die Liebe eurer Tochter nicht erschlichen, mein Herz hat sich selbst ihm zugewandt, weil ich ihn für einen edlen Mann erkannt habe. So, rief Ritter Conrad, und man sah, daß er im Innersten bewegt war — er hat deine Neigung nicht erschlichen, es ist deine eigene Schwachheit gewesen?



Nur Elisabeth war Zeuge ihres Schwures.

so kann ich ihn nicht hassen — doch kannst Du nie die Seine werden — gelob' es mir feierlich, meine Tochter, daß Du ihm auf ewig entsagen willst — er faßte ihre Hand, indem er alle Kraft zusammennahm — gelobe mir, rief er heftig, als Adelheid noch zauderte, gelobe mir, daß Du nie die Gattin eines Mannes

werden willst, denn ich und deine Mutter haben Dich — — — Ritter Conrad konnte seine Rede nicht vollenden; er sank auf sein Lager zurück und sprach nimmer. Weinend warf sich Adelheid über den Sterbenden: ich will es geloben, rief sie, ich will es geloben — aber der Vater hörte nimmer den Schwur der Tochter, nur sein brechendes Auge war auf sie gerichtet. Ach! daß Adelheid den Schwur nicht hielt, den sie zu spät geschworen! Nur wenige Wochen waren vorüber, nachdem Ritter Conrad zu seinen Vätern versammelt war, so fand sich ein Gast auf der Burg ein, den Adelheid schon lange nicht mehr gesehen hatte. Er kam in Begleitung des Grafen von Eberstein und seiner beiden Söhne, es war der junge Walther von Limburg, der jetzt öffentlich und ungescheut um ihre Hand warb. So lange Ritter Conrad am Leben war, hatte er es nicht gewagt, auf die Burg zu kommen, zumal, nachdem Fräulein Elisabeth auf Crutheim ihm bedeutet hatte, wie mißfällig das Geständniß der Tochter von dem Vater aufgenommen worden war; ja er hatte seitdem nicht einmal mehr Burg Crutheim besucht. Wie nahm aber Adelheid die Werbung des jungen Ritters auf, der, seit sie ihn nicht mehr gesehen, noch männlich schöner geworden war? Sie sprach Anfangs Nein — und wies auf das schwarze Kleid, das sie trug, in der Trauer um den vielgeliebten Vater. Endlich gab sie dem Zureden des Grafen von Eberstein und seiner Söhne nach, und wollte es bedenken. Ihr Herz bedurfte keiner langen Bedenkzeit — der liebevolle Blick des treugebliebenen Geliebten hatte in ihrem Herzen die frühere Liebe wieder rege gemacht, die nur zurückgedrängt war, aber nie aufgehört hatte. Adelheid vergaß ihres Schwurs, den sie vor dem schon geschiedenen Vater geschworen hatte. Ehe der Junkherr mit seinen Begleitern die Burg verließ, erhielt er des Fräuleins Jawort, und als er nach zwei Monaten wiederkehrte, wurde Adelheid von Boxberg sein eheliches Gemahl. — Adelheid war eine glückliche Gattin; das Glück ihrer Ehe wurde noch erhöht, als sie ihrem Gemahl verkündete, daß sie sich Mutter fühle. Ach, daß dieses Glück nur kurze Zeit dauerte! Sie ging schon im achten Monate, da äußerte sie gegen ihren Gemahl den Wunsch, sie möchte ihre Verwandtin Elisabeth auf Burg Crutheim wiedersehen. Nie hatte er ihr einen Wunsch versagt, auch dießmal willfahrte er seiner Gemahlin. Er wollte sie selbst dahin begleiten, und auf diesem Wege zugleich eine Besitzung besuchen, die ihm sein Vater erst in jüngster Zeit abgetreten hatte. Leupold, der alte Diener des verstorbenen Ritters Conrad, den Adelheid von der elterlichen Burg mitge-

nommen hatte, war der einzige Begleiter des Ehepaars. Als sie nahe dem Ort ritten, den Adelheid mit ihrem Gatten zum ersten Mal besuchen wollte, rief Leupold: gnädiger Herr, das ist ja der Ort, ob dem sich zwischen meinem seligen Herrn und Eurem Herrn Vater eine Feindschaft erhoben, daß sie im Leben nie mehr einander gut geworden, denn jeder glaubte, ein Recht darauf zu haben. Sie ritten weiter vorwärts, bis sie die erste Hütte des Hofs erblickten; der geschwätzige Alte fuhr fort in seiner Rede, indem er sich

Mutter und Kind in den Armen, so fanden ihn die Herbeieilenden.

zu Frau Adelheid wandte: Hierher ritt ich mit Euerm Vater selig, damals, als ihr noch ein Kind todtkrank gewesen seid, und dort an der Linde stieg er vom Pferde, streckte die Arme gen Himmel, um Eure Genesung flehend, und da hat er vor meinen Ohren das Gelübde gethan, er wolle Euch dem Himmel weihen; aber der Mensch denkts und Gott lenkts — es wäre auch Schade gewesen, wenn ihr eine Nonne geworden wäret. O Gott, rief Frau Adelheid, ehe noch

Leupold ganz ausgesprochen, warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Mit diesen Worten sank sie todtbleich ihrem Gemahl in die Arme, der dicht neben ihr ritt. Man war an der Linde angekommen: Leupold sprang vom Pferde und nahm die Todtschwache aus dem Arm seines Herrn und legte sie sanft unter der Linde nieder. Lauf, was Du laufen kannst, rief der Ritter dem Alten zu, und hole Wasser aus jener Hütte. Der Alte trippelte von dannen, indeß Adelheid in des Gemahls Schooße lag, sich kreisend und wendend an Geburtswehen. Der Alte verzog — da sprach Adelheid mit schwacher Stimme: hole Du mir einen Trunk Wasser, mein Lieber. Er ging, suchte ein Bächlein auf, füllte damit seine Jagdflasche, und eilte der Gemahlin zu. Während er ein Bächlein aufsuchte, gebar Adelheid ohne Hilfe einer Wehmutter. Als der Gemahl den Labetrank herbeibrachte, hielt sie ihm ein liebliches Mägdlein entgegen. Er nahm es freudig in seine Arme, es war das Ebenbild seiner Mutter. Gott lohne es Dir, sagte Adelheid, und blickte liebevoll den Gemahl an, aber Todtenblässe überzog auf einmal ihr Angesicht — ich sterbe — ihre Stimme wurde immer schwächer — lebe wohl, mein Geliebter! sie bot ihm die Hand mit schon brechendem Auge — dort, wo unser Schwur — mein Grab in der Ka —. Sie konnte das Wort nimmer aussprechen, und neigte ihr Haupt an die Brust des Gemahls, der mit der Rechten sie umschlungen hielt, während er das Töchterlein mit dem linken Arme an sich drückte — und entschlief zu einem besseren Leben. — Mutter und Kind in den Armen, in stummem Schmerz, fand Leupold seinen Herrn. Mit ihm kamen die Bewohner der Hütte. Man brachte Alle, Vater, Mutter und Kind in die Hütte. Erst dort erwachte der fast Leblose, und goß seinen heißen Schmerz in Thränen aus. Noch an demselben Tage wurde Adelheids Leiche auf die nicht ferne Burg Crutheim geführt. Elisabeth, die treue Freundin, die so lange nach der Geliebten sich gesehnt hatte, sah sie wieder, aber es war ein schmerzliches Wiedersehen. — Am dritten Tage wurde Adelheid eingesenkt, wie es ihr letzter Wille gewesen — an dem Orte, da sie den Bund geschlossen, bei dem des Vaters Segen nicht gewesen. Walter von Limburg nahm das neugeborene Kind, und kehrte mit ihm auf seine Veste Limburg zurück. Es wurde der Trost seiner Einsamkeit, denn er wählte keine Gattin mehr, ob er gleich noch jung war. Ueber der Ruhestätte seiner frühvollendeten Gattin ließ er ein prächtiges Grabmal von Marmor errichten, auf dem ihr Bild in Lebensgröße zu schauen war. Oft kam er herüber vom Ufer des Kochers und betete andächtig

vor diesem Grabmal. — Im Bauernkriege wurde die kunstreiche Arbeit von rohen Händen zerschlagen, und der Boden durchwühlt; aber die rohen Menschen fanden kein Silber und kein Gold, sondern nur modernde Gebeine. Die schöne Burgkapelle stand noch lange unversehrt, bis am Schlusse des 18. Jahrhunderts neue Vandalen ihre Hände daran legten. Die neueste Zeit hat jenes Unrecht wieder gesühnt, indem ein edler Fürst, in dessen Adern das Blut der alten Besitzer Krautheims rollt, das schöne Denkmal alter Baukunst wieder aus seinen Trümmern wenigstens so weit herstellte, daß es nicht ganz und gar in Schutt zerfällt.

Burg Bodmann.

In der nordwestlichen Bucht des Ueberlinger Sees spiegelt sich, am linken Ufer hingestreckt, der Flecken Bodmann mit dem hinter ihm ansteigenden Waldgebirg, auf dessen Vorsprüngen das von alten Linden umgebene Kapellenhaus des Frauenbergs, und die schroffen, jetzt Altbodmann genannten Burgtrümmer sich erheben. Von diesem Gestad aus wird nicht mehr weithin über den Bodensee und über allemannische Gaue gewaltet, aber den Erforscher vaterländischen Alterthums zieht gerade das an, einen vom Heerwege der Gegenwart abgelegenern, verschatteten Ort in seiner einstigen Bedeutung für Geschichte und Sagenkunde wieder aufleben zu sehen.

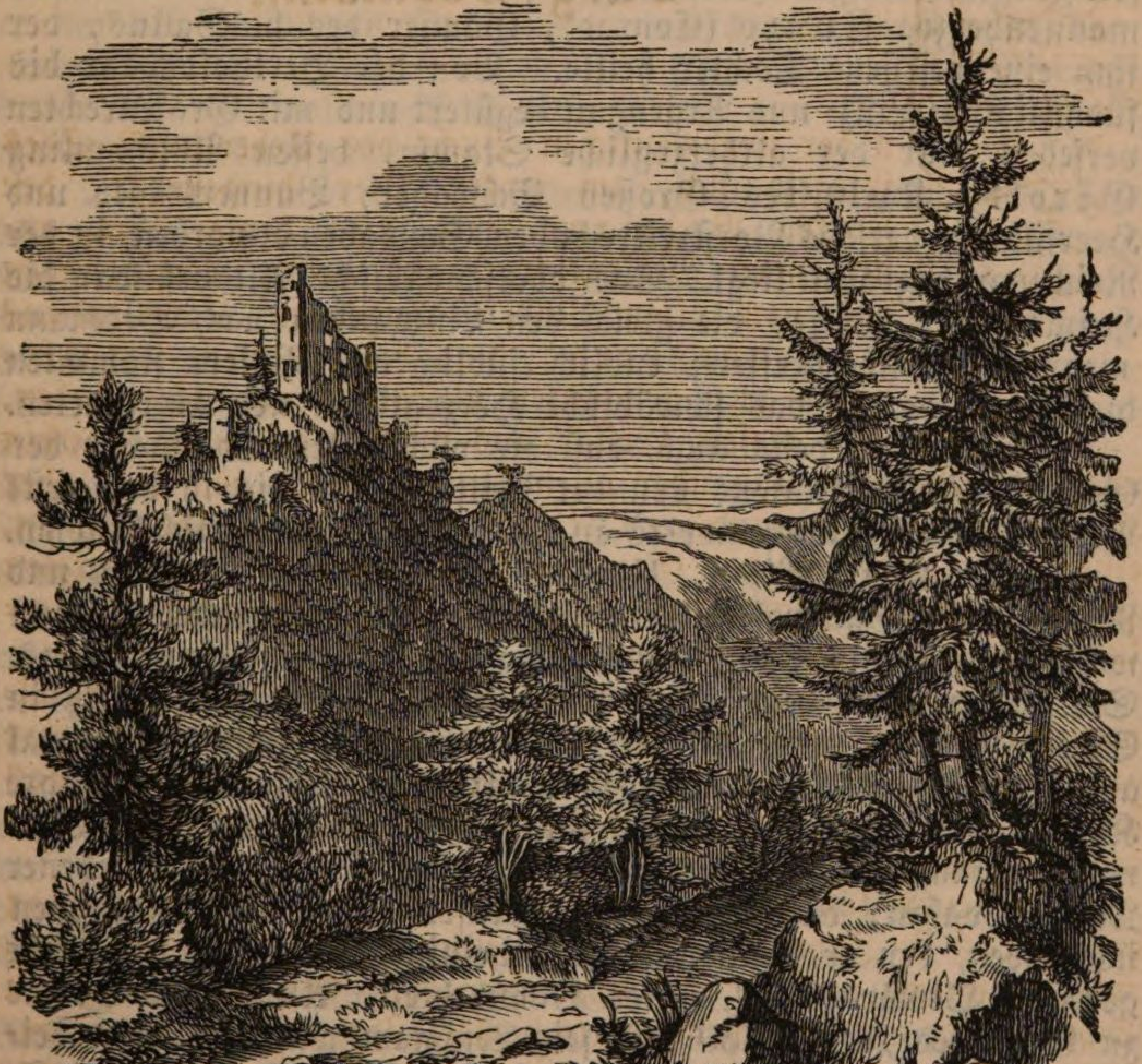
Die Geschichte von Bodmann theilt sich in zwei noch unvermittelte Zeiträume, den ältern, der die Königspfalz und ihre gräflichen Inhaber betrifft, und einen späteren, welchem das seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis auf diese Tage dort ansäßige Adelsgeschlecht zufällt.

Vielleicht könnten wir die Geschichte von Bodmann schon bis in das 6. Jahrhundert hinauf führen. Zufolge der Nachrichten, welche uns der anonyme Geograph von Ravenna, ein Schriftsteller des 6. Jahrhunderts hinterlassen, erscheint neben andern allemannischen Städten am Bodensee auch Bodungo, da, wo dermalen der Hof Bodenwald liegt. Noch jetzt geht im Munde des Volks die Sage, daß an dieser Stätte die uralte Bodenburg gestanden habe, und wirklich sind schon vor Jahren daselbst öfters Reste von altem Gemäuer entdeckt und Ziegelstücke ausgeackert worden.

Dieß nur sagenhaft, aber urkundlich wird Bodmann bereits in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts als Sitz königs-

licher Statthalter in Allemannien, dann sehr häufig in Urkunden des 9. und 10. Jahrhunderts, so wie in andern Geschichtsquellen als Hof (curtis regia), Weiler (vitta regia), mit darin oder dabei befindlicher Königspfalz (Potamico, palatio regio) genannt.

Unser leider nun verewigter sagenkundiger Dichtergreis L. Uhland ist in seiner trefflichen Abhandlung „Bodmann“, die wir unten oft wörtlich benützen, der Ansicht, daß diese Königs-



Altbodmann.

pfalz nicht auf der Höhe, sondern im Flecken Bodmann gestanden unweit der Kirche, an dem an den See stoßenden alt aufgemauerten Hofraum mit seiner stattlichen Linde. Von der Lage im Thalgrund ist wohl der Ort, und von diesem dem ganzen See der

Name geworden. Zwar beherrscht Bodmann nicht die glänzende Breite des Schwabenmeers, aber die von den Königen häufig besuchte, und ihren Statthaltern zum Sitz der Verwaltung dienende Reichspfalz machte den Ort einst namenkundig und seine Belegenheit war im Koten der Gebiete jener bedeutendsten allemannischen Geschlechter, welche der fränkische Machthaber nach dem Sturz des Volksherzogthums zu versöhnen oder im Zaume zu halten bedacht sein mußte. Saß ja auch im jenseitigen Ueberlingen (Iburninga) schon im Jahr 613 ein Allemannenherzog Cunzo (Conrad), Gönner des h. Gallus, der ihm eine besessene Tochter heilte. Von der Bertholdsbaar bis südöstlich im Linz- und Argengau begütert und mit Grafenrechten versehen war der altherzogliche Stamm, dessen Abkömmling Gerold, Karls des Großen Schwager, Bannerträger und Heerführer, der das Vorstreitrecht den Schwaben erworben, in der Reichenau begraben liegt. Das oberschwäbische Altdorf war die Heimath der Welfe, die gleich den Linzgauern nach Bodmann mehrfach herübergreifen; endlich südlich aus Baiern stammten die Burkarde, die das schwäbische Herzogthum neu aufrichteten.

So kam es denn auch, daß die wichtigsten Thatsachen der Geschichte Allemanniens von der Mitte des 8. bis in das erste Viertel des 10. Jahrhunderts an die Pfalz Bodmann sich knüpfen.

Unter König Pipin, Carls Vater, führten Warim und Rudhard, Gaugrafen der Seegegend, beide wahrscheinlich von welfischem Stamme, die Verwaltung des ganzen Allemanniens. Sie waren mit dem Kloster St. Gallen über Güterbesitz in Streit gerathen, und als der Abt Otmar sie zum zweitenmal am Hofe des Königs verklagen wollte, ließen sie ihn durch ihre Kriegsleute gefangen nehmen, und legten ihn in die Pfalz Bodmann gefangen. Nachher brachte es Gozbert, ein angesehener Mann, dahin, daß die beiden Grafen ihm den Gefangenen übergaben, den er dann auf der Rheininsel bei Stein, noch jetzt genannt Otmars-Insel, unter Obhut hielt. Allda starb Otmar zu Ende des Jahrs 759 und sein Leichnam wurde daselbst beigesetzt, aber nach 10 Jahren nach St. Gallen abgeholt. (S. die Legende.)

Unmittelbar um dieselbe Zeit König Pipins knüpft sich eine Glockensage an die Pfalz Bodmann. Auf dem Hofe des Königs Pipin am Bodensee — so erzählt der Biograph Hariolfs, des Stifters der Abtei Ellwangen, um die Mitte des 9. Jahrhunderts — befand sich ein Mann, Namens Grimold. Er war in einer Nacht außen, um mit andern Wächtern die Pferde zu

hüten, und als er, nach Ablauf seiner Hütezeit, eingeschlafen war, vernahm er Glockenklang; sich umschauend, erblickte er einen lichtgekleideten Jüngling, den er anredet: wo ist, Herr, dieses so schöne Geläute von Glocken, das ich höre? Jener spricht: zu Ellwangen. Grimold erwacht und denkt ängstlich nach, wo dieser Ort wohl sein möge. Nun war auf demselben Ort ein Bruder Hariolfs, Franko, der bemerkt, wie Grimold sich von Tag zu Tage mehr umgewandelt hat, und ihn befragt, ob er wohl Mönch werden wolle? Auf Grimolds Erwiederung, wenn er nur den geeigneten Ort wüßte, bezeichnet ihm Franko den neuerdings von Hariolf angebauten Ort Ellwangen. Darauf begibt sich Grimold voll Sehnsucht auf den Weg dahin und wird zum Mönch geweiht.

Diesem frommen Idyll spürt man den Eindruck an, den, bei leichter Bewegung der Luft und des Sees, aus unbekannter Ferne herüberkommender Glockenklang in der ahnungsvollen Seele wirken kann und den man sich besonders mächtig in jener Zeit zu denken hat, als die Begeisterung für das Klosterleben in ihrem Aufschwung begriffen und der Wohllaut der Glockenstimme noch ein neuer, nicht überall verbreiteter war. König Pipin, in dessen Dienst genannter Grimold zu Bodmann stand, hatte auf Bitten Abt Otmars zum Schmucke des Stifts St. Gallen eine Glocke, vermuthlich die erste daselbst gespendet.

Daß Kaiser Carl der Große je in der Pfalz Bodmann verweilte, läßt sich nicht urkundlich nachweisen. Dagegen wird in der bekannten Leidensgeschichte der Kaiserin Hildegard, Carls schwäbischer Gemahlin, ein Fräulein Rosine von Bodmann als treue Begleiterin derselben im Elend aufgeführt. Wir hätten in dieser Fräulein von Bodmann vor uns die älteste Sprößlingin des Geschlechts, das einst in der Pfalz die Burghut hatte, wenn die Quelle glaubwürdiger wäre, als die der erste Berichterstatter Bruschius die Klosterannalen zu Kempten nennt.

Vielfach genannt dagegen wird die Pfalz Bodmann als Aufenthalt, wenn auch manchmal nur als vorübergehender, der Karolingischen Könige: Ludwig des Frommen, der im Jahr 839 dem Kloster Reichenau hier eine Urkunde ausstellte, Ludwig des Deutschen, nach einer Urkunde vom Jahr 857, Carls des Dicken, Arnulfs, Ludwig des Kindes, nach einer Urkunde vom Jahr 905. Von Carl dem Dicken wissen wir, daß er sich öfter und nicht nur vorübergehend zu Bodmann aufgehalten. Als er von seinem Zuge nach Italien krank in das Herzogthum Allemannien zurückkehrte, begab er sich nur halb genesen im Oktober 881 auf

seine Pfalz Bodmann, und unterwarf sich daselbst einer schmerzlichen Kopfoperation. Er stellte hier eine Schenkungsurkunde für das Kloster Reichenau aus, mit dem er in besonders freundlichen Beziehungen stand, denn es wurde ja seine Grabstätte. Von ihm soll auch der sogenannte Königsgarten, ein einzeln gelegener Weinberg nahe beim Flecken Bodmann, seinen Namen haben. Nach der Sage hat ihn Carl der Dicke während seines Aufenthaltes zu Bodmann zuerst mit Reben bepflanzt, weswegen auch der daraus gewonnene Wein der Königswein heißt.

Unter Kaiser Arnulf und noch unter Kaiser Conrad I. dem Ostfranken, saß auf der Pfalz Bodmann als königlicher Verwalter Graf Ulrich, ohne Bezeichnung des Geschlechtes, dem er angehörte. Anno domini 896 — so lautet der urkundliche Bericht, welcher ihn zuerst nennt — hat Kaiser Arnulf, durch freundliche Unterhandlung Utä oder Vietä der Kaiserin, seines Gemahls, und Hattonis, Erzbischofs zu Mainz und Abts in der Reichenau u. s. w. Cimperto von Bodmann, Rittern, wieder zugestellt seine Güter, die ihm hievon Graf Ulrich, ein Besitzer und Verwalter des königlichen Schlosses zu Bodmann, in dem Dorf Röhrnang, das ist Bodmann, mit Gewalt genommen und vorgehalten hat.

Zuverlässig war dieser Ulrich jener, der die Geschlechtsreihe der Grafen von Bregenz-Buchhorn eröffnet, welche nach dem Bericht der Petershauser Chronik neben Bregenz, Ueberlingen und Buchhorn auch Bodmann vom Kaiser zu Lehen empfangen hatten. Derselbe kommt noch unter Kaiser Conrad I., dem Ostfranken vor, denn in der im Jahr 912 von diesem Könige auf dem Königshof zu Bodmann ausgestellten Schenkungsurkunde wird neben dem Grafen Erchanger ein Graf Ulrich genannt, welcher wohl derselbe gewesen, der im folgenden Jahr mit Erchanger und Berthold gegen die Ungarn kämpfte. Der Chronist Ekkehard von St. Gallen erzählt von ihm und seiner Gemahlin Wendilgard die bekannte liebliche Sage, welche auch in der Geschichte von Bodmann ihre Stelle finden soll.

Als ums Jahr 913 die Ungarn zum zweiten Mal in Deutschland einfielen und verheerend durch das Bayerland hereinrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht rüstig gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gefangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen für todt gehalten. So erhielt auch Frau

Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald nach dieser Zeit stellten sich Freier ein, welche sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte Nichts von solchen Anträgen hören. Um Allem auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischof Salomo's nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der h. Wiborada sich eine Zelle erbauen ließ. Allda lebte sie von dem Ihrigen und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn und feierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein verlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestüm seine Gabe verlange, doch reichte sie ihm das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Hildegard mochte es geschehen lassen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück und rief: „jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß.“ Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem frechen Bettler Faustschläge geben, aber der warf seine wilden langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück, und rief: „o verschont mich doch mit euern Faustschlägen, denn ich habe deren genug geduldet; schaut her und erkennt Graf Ulrichen, euren Herren.“

Als die erstaunten Diener der Gräfin die Stimme ihres Herrn hörten, und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen den Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freude. Ulrich aber trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand und führte sie an eine wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiefen Schlafe und sprach: das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! bis mir willkommen, bis mir willkommen mein Süßester! Während sie den wiedergefundenen Gemahl umarmte, rief sie ihrem Gesinde zu: „leget eurem Herrn Kleider an und sputet Euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange.“ Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angezogen hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur

Kirche gehen, um Gott zu danken!" Während des Gehens schaute Ulrich seine Gemahlin an, und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie umgelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?" fragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischof von Constanz habe es gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun darf ich von Stund an nicht mehr dich umarmen, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt."

Das geschah auch — der Bischof berief eine Synode, und diese that den Spruch: älter ist das Gelübde, daß Wendilgard ihrem Gemahl gethan; darum werde sie ihrem Gemahl zurückgegeben, der Schleier aber in die Schreine der Kirche niedergelegt, damit Frau Wendilgard, wenn je ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege. Nun kehrte das wiedervereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem es das Gelübde gethan, daß, wenn es noch einen Sohn erzeugen würde, derselbe an der Mutter Statt dem h. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empfing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht glücklich; 14 Tage vor der Zeit kam sie in Kindsnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden, und wurde dann im warmen Bauch eines frischgeschlachteten Schweins zur Reife gebracht. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Burkhard. Kaum war das Kind der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte es sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Gattin gelobt hatte, und legte es auf den Altar der Kirche nieder, indem er den Segen seiner seligen Gattin für dasselbe erflehte. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben nur Burkhard den Ungeborenen. Weil er unzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blutete. Daher bekam er von seinen Lehrern selten Ruthenhiebe. So schwächlich und zart er übrigens am Leibe blieb, so stark wurde er an Geisteskraft. Später wurde er wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abte des Klosters erwählt.

Noch vor letzterer Begebenheit, im Jahr 911, finden wir den Kaiser Conrad auf der Königspfalz Bodmann. Um diese Zeit war Burkhard, Gaugraf im Höhgau, der Baar und Rhätien, der sich zum Herzog von Allemannien aufgeworfen hatte, bei einer Versammlung der Großen des Landes, von einem gewissen Anshelm, den er beleidigt hatte, ermordet worden. Seiner Wittwe wurde Alles genommen, was sie hatte, und seine Söhne Burkhard und Ulrich wurden aus dem Vaterlande vertrieben.

Auch sein Bruder, Graf Adalbert, wurde auf Befehl des Bischofs Salomo III. von Constanz, dem die steigende Macht der beiden Brüder ein Dorn im Auge war, als Mitschuldiger seines Bruders hingerichtet. Gisela, die Schwiegermutter Burkhards, welche gerade von Rom zurückkehrte, wo sie Vergebung der Sünden erfleht hatte, wurde Alles dessen, was sie hatte, beraubt. Da trat sie vor den König, der eben auf der Pfalz Bodmann verweilte, und forderte Gerechtigkeit gegen die Verfolger ihres Hauses. Allein diese erhoben eine falsche Anklage gegen sie, und behaupteten sogar, daß Gisela mitschuldig an dem Vergehen ihres Schwiegersohnes gewesen sei. Was der König in der Sache entschieden, ist nicht angegeben; aber wahrscheinlich setzte er sie und ihre Verwandten wieder in ihre Güter ein. — Nach dieser Angelegenheit ging Kaiser Conrad von Bodmann nach Constanz, wo er Weihnachten feierte, und dann nach St. Gallen, in welchem Kloster er drei Tage und drei Nächte in großer Freude zubrachte. Von da kehrte er über Arbon wieder nach Bodmann zurück. Hier stellte er zu Anfang des Januars 912 im Königshof eine Urkunde aus, worin er, unter Vermittlung des Bischofs Salomo von Constanz und mehrerer Grafen, zuvorderst Erchangers, die Vergabung eines Besitzes im Klettgau an das Kloster St. Gallen vollzog.

Eine traurige Berühmtheit erhielt Bodmann in der Geschichte der beiden Kammerboten Erchanger und Berthold, Verwalter des königlichen Kammerguts in Schwaben, einmal auch Richter genannt, deren Abstammung nicht gemeldet wird. Ihrer beiden Herrschaft ward durch die Milde der Könige gegen Bischof Salomo von Constanz gar Manches verloren. Daraus entstand in ihren Herzen Haß und Neid gegen den Bischof. Namentlich war dieß der Fall, als der Bischof von den Königen einige Grundstücke erhielt, die zu Bodmann gehörten. Wie einst Wernher und Ruodhard, die königlichen Machthaber, an dem frommen Otmar gethan, so suchten die beiden Brüder Erchanger und Berthold jetzt auch Herrn Salomo zu verfolgen. Nur war dieß der Unterschied, daß Bischof Salomo von mächtigen Vasallen umgeben und geschützt war, die den beiden Brüdern an Macht überlegen waren.

Einst traf es sich, so lauten die eigenen Worte des Chronisten Ekkehard von St. Gallen, daß Bischof Salomo den Herren begegnete; er begrüßte sie zuerst mit dem Friedensgruß, vergeblich aber wartete er des Gegengrußes. Da schickte er ihnen Boten nach, um mit ihnen gütlich zu unterhandeln, aber sie wollten sich nicht zufrieden stellen lassen. Da, während er sich einmal

in St. Gallen aufhielt, wurde er in der Nacht gewarnt, die Kammerboten würden ihm Gewalt anthun, wenn er nicht entfliehen würde; darum entwich er in einen Wald des Turbenthals, welches damals sehr verödet war. Jene brachen nun in St. Gallen ein, und wollten den Bischof suchen, denn sie glaubten ihn dort zu finden. Er aber war in einer kleinen Kapelle verborgen, die er in jener Einsamkeit dem h. Gallus zu Ehren hatte erbauen lassen. Von da aus sandte er Boten an den Hof des Königs ab, während die Seinigen nicht einmal wußten, wo er sich um diese Zeit aufhielt. Da bekamen die Kammerboten nebst dem Bischof von dem damaligen König Arnulf Befehl, sich unter Friedensgeleit am Hof von Mainz zu stellen. Allda wurde die Sache öffentlich verhandelt; die beiden Brüder wurden des Majestätsverbrechens überwiesen und nach Ingelheim gesetzt, bis sie zu Verweisung oder Hinrichtung verurtheilt würden. Aber Bischof Salomo unterhandelte mit Bischof Hatto von Mainz wegen ihrer Befreiung, denn er besorgte, er möchte Veranlassung zu ihrer Hinrichtung werden. Beide wandten sich insgeheim an den Hof, besänftigten das Herz des Königs, und brachten die Kammerboten wieder in seine Huld. Aber sie mußten nun öffentlich dem Bischof Abbitte thun; sie versöhnten sich mit Salomo und erhielten durch seine Verwendung wieder ihre vorige Gewalt. Sie kehrten als die besten Freunde wieder nach Hause, nachdem sie vor dem König einen Eid abgelegt hatten, sie wollten den Bischof nie mehr beleidigen, auch in dem, was ihm an Kammergütern geschenkt worden war, ihn nimmer beeinträchtigen.

Aber es stand nicht lange an, so begann die Zwietracht zwischen dem Bischof und den Kammerboten auf's Neue. Wie diese unglückselige Zwietracht den beiden Kammerboten durch eigene Schuld den Untergang bereitete, werden wir anderswo berichten.

Nach dem traurigen Ausgang der Kammerboten wird mehr als 100 Jahre nimmer der Name Bodmann genannt; erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts hören wir wieder Etwas von Bodmann. Die Petershauser Chronik meldet: in jener Zeit (ums Jahr 1050) haben sich viele Große dem Kloster (Petershausen) befreundet, und allda ihre Begräbnißstätte gesucht, unter ihnen Eberhard, Graf von Bodmann, der das Gut Hedewanc dahin gegeben, und in der Kirche vor dem Kreuz des Herrn ruht. Um dieselbe Zeit (1055) starb auf dem Schloß Bodmann Herzog Welf, der letzte des älteren Welfenstammes.

Die beiden genannten Herren bewohnten zuverlässig noch die königliche Pfalz, aber es stand nicht mehr lange an, bis das adelige

Geschlecht wohl oberhalb der Königspfalz eine Burg erbaute, welche die Wiege der späteren Herren von Bodmann geworden.

Hören wir darüber die sagenhaften Berichte, vorerst des alten Chronisten Thomas Lirer von Rankwyl.

„Nun hatte der Herr von Bregenz eine Tochter und einen Sohn, die hatte er auf der Veste, und er und sein Weib waren in dem Kastell Lindau. Seine Frau war Eine von Schlüsselberg. So hatte der Herr von Rotenfahn einen Bruder, der hieß Malsier, der war der Jungfrau hold und stieg in der Nacht über die Mauer zu ihr, und führte sie mit ihm gen Aspermont. Darüber ward ihr Vater sehr zornig, und wollte die Sache nicht im Frieden verrichten lassen; er stärkte sich (mit Genossen), zog über ihn her und wollte ihn beschädigen. Das wurde sein Vater von Tubingen inne, der hatte einen Schwestermann, hieß Graf Wilhelm von Helfenstein, und seine Tochtermänner Graf Wilhelm von Wegk und Graf Wendel von Ortenburg. Die zogen mit großem Volk gen Bregenz und für das Kastell Lindau und ihren Herrn, daß sie mit ihrem Herrn von Rotenfahn sich wollten vertragen lassen, und sich gegen ihn verschreiben, wenn des Namens von Bregenz kein männlicher Erbe mehr wäre, sollten alle Land und Leute, und was er oder seine Nachkommen, die der Letzte des Namens verlassen würde, erben, die des Bluts und Namens von Rotenfahn wären. Das war Alles mit Briefen und Leuten gefestigt.

Nun über 3 Jahr darnach, da war sein Sohn (des Malsier), hieß Hugo, in seinem Kastell Lindau, das lag dazumal nit im See. Da hatte Einer von Ems eine Tochter, hieß Eva, die war gar schön; der von Lindau brachte sie um ihr Magdthum.

Da war ein Mann in der Stadt gesessen, der hieß Schönstein, der gab denen von Lindau den Rath, daß sie mit ihrem Herrn Hugo redeten, daß er etwieviel Geld von ihnen nähme und sie frei sagte, so wollten sie ihm helfen, daß er eine Veste und Wohnung bauete und seine liebe Frau darauf setze, damit sie sicher wäre, und seine Freunde ihr kein Leid thäten. Das trieben sie so lange, bis er mit ihnen eins wurde um 42 Mark halb Gold und halb Silber, damit baute er eine Veste, die hieß Bodmann.

Als sein Vater starb, nahm er die von Ems zu der Ehe, und hatte mit ihr drei Söhne. Ihn wollten die von Rotenfahn nit Erb lassen sein: er war gar einfältig. Da verglich sich der v. Rotenfahn um das Erbe, und gab ihm Möckingen, seines Bruders aus der seligen Reichenau Fluchthaus, und gab dem Abt darum 21 Mark Silbers, und nahm Bregenz ein mit allen Land und Zugehör. Seine Söhne hieß man die von B o d m a n n."

Anklingend an diese Sage sind die Worte eines späteren Chronisten, Gregor Mangold von Constanz, in seiner Chronik des Bodensees vom Jahre 1548, wo es heißt:

„Hernach im Jahre 917 .... zerstörte Kaiser Conrad das Schloß Bodmann, als Ursach des Uebels (im Streit der Kammerboten). Wie lang aber das zerstörte Schloß in der Eschen unerbaut glegen sei, kann ich nicht finden, find aber, daß es erbaut worden sei von Einem von Ems, weil, wiewohl er nur vom (niedern) Adel war, so hat er doch nach einer Gräfin von Montfort vom Rotenfahn geworben und dieselbige auch erworben. Als sie aber ihren Adel geschwächt hat, da kam sie in Ungnad ihrer Brüder, jedoch ward endlich so Viel gehandelt, daß sie sich mit 42 Mark halb Silber und halb Geld auskauften, dergestalt, daß sie sich hifür ihres Namens und Wapens verzichten sollte, sondern sollte hifür für den rothen Fahn führen drei grüner Lindenblätter in weißem Feld. Auf Solches erlangte er kaiserliche Bewilligung, das zerstörte Schloß wieder zu bauen; also hub er an, das zur bauen, und brachts wieder in Wesen."

Auch die noch handschriftliche sogenannte Zimmrische Chronik spricht von dieser Verwandschaft der Herren von Bodmann mit den rhätischen Grafengeschlechtern von Montfort, Bregenz.

„Das Geschlecht der Herren von Bodmann ist zu der Zeit und auch davor um die Regierung Caroli Magnus in großer Achtung und Vermögen zeitlicher Güter gewesen, und sollen ihren Ursprung anfänglich von den Grafen von Montfort her haben, unangesehen, daß im Wappen Unterschied und sie die Seeblätter führen. Man sagt, nachdem gar vor alten Zeiten die drei Grafengeschlechter, als Bregenz, Montfort und Heiligenberg, gar nahe den ganzen Bodensee inne gehabt, dießhalb so hat sich Montfort derzeit weit ausgetheilt, wie daß ihre alte Güter, die sie vor Jahren besaßen, wohl bezeugen, und als ihren Einer seinen nächsten Blutsfreund und Verwandten in einem Zorn umgebracht, soll er von gemeiner Freundschaft von seinem Namen und angebornen Wappen hintan ungewiesen und ihm das alt Schloß Bodmann samt seinen Zugehörden ingeben sein worden, auch daß er und sein Nachkommen hinfüro die drei Seeblätter führen und sich Herren von Bodmann schreiben mögen."

Auch über die ältesten Ahnen des Geschlechts von Bodmann haben wir nur sagenhafte Berichte.

Nach Gabriel Buzelius Genealogie der Herren von Bodmann vom Jahr 1660 beginnt die Reihe des Geschlechts mit Caspar v. Bodmann. Seine Annahme gründet sich wohl

nur darauf, daß er von dem nicht sehr glaubwürdigen Rüx-ner in seinem Turnierbuch aufgeführt wird. Dort erscheint er beim ersten Turnier, das im Jahre 939 zu Magdeburg gehalten wurde; er ward als Helmschauer erwählt. Buzelin rühmt Viel von seinen Thaten, die er unter Heinrich dem Vogler gegen die Hunnen und Ungarn verrichtete, aber er gibt, wie gar oft, keine Quelle für seine Aussage an. Wichtiger sind seine Nachrichten, die er in Beziehung auf diesen sagenhaften Caspar zuverlässig aus Familiensagen schöpfte. Er spricht von dem Wappen, das Caspar v. B. im Turnier auf Helm und Schild zuerst getragen. Das war nach seiner Vermuthung früher der Löwe der Agilol-finger, von denen er die v. Bodmann ableitet, um ihnen einen recht vornehmen Ursprung zu geben. Caspar aber wählte dafür den Steinbock, der auf die Abkunft seiner Voreltern aus Rhetien hinwies, und die 3 Lindenblätter von Lindau. Auch von den Waffen erzählt Buzelin, die Caspar im Turnier geführt haben soll. Er habe, sagt er, von Augenzeugen aus früherer Zeit erzählen hören, daß einige Lanzen da gewesen seien, welche kaum 2 Männer hätten vom Boden heben können, und diese habe dieser Caspar von Bodmann der Ritter von riesiger Größe und Stärke allein mit starker Hand und kräftigem Arm ganz leicht geschwungen und geschleudert. Auch habe er eiserne Beinschienen gehabt, welche so hoch waren, daß der später zu nennende Enkel Simon von Bodmann, der doch beinahe 7 Schuhe maß, wenn er sie anlegen wollte, bis in die Schenkel einsank und doch nicht mit den Zehenspitzen die Sohlen erreichte. Im dreißigjährigen Kriege wurden diese Waffen von rohen Händen verbrannt. Caspar von Bodmann, der von seiner Veste Bodmann aus ruhmreiche Thaten gegen die Ungarn vollbracht, soll deßhalb von Kaiser Heinrich I. mit großen Vorrechten ausgezeichnet worden sein, insbesondere mit dem, daß er zum ewigen Gedächtnisse, in gewissen Zeiten des Jahres Alles, was er von Schiffen oder Waaren auf dem See treffe, wegnehmen oder dessen Loskauf erzwingen dürfe. Ueberdieß habe der König ihm und seinen Erben das Recht des Fischfangs, die Huno genannt, im Rhein unterhalb der Constanzer Brücke zum ewigen Lehen übertragen, mit der Befugniß, daß der Aelteste dieses Geschlechtes von Bodmann vorbesagtes Recht gewissen am Rheine wohnenden Fischern weiter verleihen könne, welche Lehensleute noch auf den heutigen Tag als jährlichen Zins bestimmte Hunderte von Gangfischen dem zu Bodmann weilenden Herrn zu entrichten schuldig seien.

So wenig die Person des Caspar von Bodmann für eine

historische gehalten werden kann, eben so gewiß ist es, daß das Fischrecht, die Huno, schon in sehr alter Zeit den Herren von Bodmann verliehen worden. Hören wir die bereits angeführte Zimmern'sche Chronik:

„Bemeldte Herren von Bodmann haben um diese Zeit und kurzlich nach St. Othmars Tod eine große Ehr am Bodensee erlangt, dergleichen im Land zu Schwaben, dem sie in ungarischen Kriegen, als dieselbigen sammt andern unglaubigen Völkern gar nahe ganz deutsche Nation überzogen und durchstreift, die Stadt Constanz und einen großen Theil des Bodensees vor Ueberfall und Verderbniß verhütet haben. Welcher Gestalt aber Solches beschehen, das ist von unsern unfleißigen liederlichen Vorfahren nit verzeichnet worden, aber wohl zu gedenken, sie haben die Feind zu Wasser und zu Land angriffen, ihnen allen Abbruch gethan und damit eine solche herrliche victoriam erlangt, daher dann von selbiger Zeit an der Gebrauch und eine sonderliche Freiheit bei denen von Bodmann, daß sie jährlich zu einer besonderen Zeit im Jahr, so der Gangfisch am besten, in einem Jagdschiff von Bodmann Abends ausfahren, den See bis gen Constanz nach ihrem Gefallen durchstreifen, mit großem Jubel und Geschrei: Huno! Huno! zu ewiger Gedächtniß des Siegs. Alsdann so fliehen alle Fischer von dem See und läßt sich Niemand sehen oder von ihnen ergreifen, denn, so das beschehe, wäre ihnen derselbig mit Leib und Gut verfallen, oder es möchten ihn die von Bodmann nach ihrem Gefallen strafen. Was Fisch sie unterwegen ankommen in Leitschiffen oder andern, das möge sie Alles mit ihnen hinwegnehmen. Sie fahren mit einem solchen Triumph bis gen Constanz zu der Rheinbrücke, da hat es dann andere Cermonien und Gebräuch — — und diese Freiheit ihnen von allen römischen Kaisern zu Lehen verliehen, und ist eine große Herrlichkeit, dergleichen in unsrem Bezirk nicht leichtlichen befunden wird."

Von diesen anderen Ceremonien und Gebräuchen dieses Fischerzuges berichtet der schon genannte Chronist Gregor Mangold also:

„Im Jahr 1542 gebrauchten sich die von Bodmann ihrer alten Freiheit auf dem Untersee, welches denn mehr denn in 30 Jahren vorhin nit beschehen war. — Und so sie sich dessen gebrauchen wollen, so nehmen sie es also zu Handen. Erstlich fahren sie zu Bodmann aus zu Schiff und führen mit ihnen ein halbfudrig Faß mit Wein, item etliche Brod, deren jedes 18 Pfund schwer und so breit, daß es, so mans aufrichtet, so

hoch sei, daß ein Jäger und ein Jagdhund einen ganzen Tag daran zu essen haben. Er muß auch mitführen einen Frischling. Wenn sie nun hinauf kommen an das Eichhorn ob Constanz, so landen sie und binden die Sau an ein jung Haselschoß und hauen darnach ein Fuder Holz. So dann die Sau derweil nit abreißt, so ist sie des Stadtammans zu Constanz, reißt sie aber ab, so ist sie des Bannwartes. Dieser Wein, Brod und Sau wird ihnen gegeben von ihren Lehenleuten, die das aus Kraft der Lehenschaft zu geben schuldig sind, und geht nit aus dem Ihren. Nachdem sie nun das Fuder Holz gehauen haben, so fahren sie der Stadt zu, schreien an drei bestimmten Orten: Huno, Huno! und das geschieht zur Warnung, damit, so etwer auf dem See wär, weichen möchte, dann sie Gewalt haben, als sie sagen, zu fahen und zu ertränken, was sie finden. Wenn sie dann kommen zum Paradis und Gottlieben, so rechtfertigen sie es und müssen bekennen, daß sie diese Nacht über die Fischenz Herren seien. Darnach so fahren die Fischer mit ihnen auf den See, und so viel Jeder Fischerberen gesetzt hat, so viel Maaß Wein müssen sie ihnen geben. Nachdem sie nun ab dem See kommen, so setzen sie sich zusammen und zechen. Darauf ziehen sie den See auf wieder der Heimath zu mit den Fischen u. s w."

Auch am Schlusse des 16. Jahrhunderts und wohl noch später wird dieses sogenannte Hunofischen mit all' seinen Ceremonien genannt.

Wir kehren zur Genealogie der Herren von Bodmann zurück.

Hirminger von Bodmann soll ein Sohn Caspars gewesen sein, und ebenso wie sein Vater nicht nur in den Kriegen wider die Ungarn unter Heinrich I., sondern auch durch besondere Siege, die er an und auf dem Bodensee, zum Schutz der umliegenden Länder über die Barbaren erfochten, durch erweiterte Vorrechte, namentlich damit belohnt worden sein, daß ihm und seinen Nachkommen, am Jahrestag und zur Feier seines sieghaften Kampfes gestattet sein solle, mit scheinbar bewaffneter Flotte den ganzen See zu befahren, alle dort Schiffende feindlich anzugreifen, und zur Auslösung zu nöthigen; was die Umwohnenden in dem klaren Andenken an die Rettung ihrer Väter durch Hirmingers Tapferkeit sich von diesen erdichteten Feinden freiwillig gefallen ließen.

Hirminger und sein angeblicher Vater Caspar von Bodmann, sowie dessen Töchter, gehören dem Reich der Sage an, und ebenso Alle diejenigen, die theils Rüxner, theils Buzelin vor dem Jahre 1152 aufzählen.

Mit diesem Jahre erst können wir einen Sproßen des Geschlechts urkundlich aufweisen. Als im März des Jahres 1152 Friedrich von Staufen, genannt Rothbart, zum König gewählt wurde, forderte ihn ein deutscher Geistlicher in Rom, Bruder Wetzel, ein Anhänger Arnolds von Brescia, brieflich auf, zur Unterhandlung wegen der Kaiserwürde schleunig Boten nach Rom zu senden, und hiefür bezeichnete er die Grafen Rudolf von Ramsberg und Ulrich von Lenzburg nebst Eberhard von Bodmann. Arnold, der früher bei dem Bischof Herrman von Constanz Zuflucht gefunden hatte, mag dort den von Bodmann als einen Mann von Geltung kennen gelernt haben.

Erst nach 40 Jahren, gegen den Schluß desselben Jahrhunderts, wird die Namensreihe der Herren von Bodmann dichter; es ergibt sich ein ansehnlicher Grundbesitz derselben auf beiden Seiten des Sees, häufig heißen sie Ritter (milites) und mehrmals ist ihr dienstliches Verhältniß zum Bischof von Constanz ausgesprochen oder durch nöthig befundene Einwilligung des Dienstherrn zu ihren Verkäufen angezeigt. Doch scheinen die zu Bodmann unvordenklich eingesessenen Edelleute vor dem Uebergang an Constanz zu der alten Reichspfalz pflichtig gewesen zu sein.

Als Ministerialen der Bischöfe von Constanz, auch der Abtei Reichenau, sowie der Grafen von Heiligenberg, werden die Herren von Bodmann öfters in Urkunden des Klosters Salem (Salmansweiler) über dem See, genannt, allwo sie ein Familien-Begräbniß in der Kirche gegen den See hin erworben, in Folge ihrer zahlreichen Begabungen.

Unter den ersten erscheint ein Ulrich von Bodmann, der nicht gerade das Wohl des Klosters im Auge hatte, denn im Jahre 1191, nach dem Tode Kaiser Friedrichs und seines Sohnes, des Herzogs von Schwaben, welche Schirmvögte des Klosters waren, fing er mit Abt und Convent, die seine Güter, Ulrichsbühl und Langenaker im Mubach um 10 Pfund erkauft hatten, Streit an, in Folge dessen das Kloster einen Schaden von 100 Pfund durch ihn erlitt. Darauf mußte Ulrich von Bodmann sein Constanzer Lehen, ein Landstück vom Orte Salmsach bis zum Bach Marbach, an den Bischof von Constanz zurückgeben und dieser verlieh es an Salem. Doch war Abt und Convent mit Ulrich noch nicht ausgesühnt. Daher wurde er, als er starb, außerhalb des Kirchhofs begraben. Erst als sein Bruder Burkard von Bodemin mit seinen Söhnen ein Gut zu Gailnau (jetzt Gailhöfe) zum Seelenheil seines Bruders dem Kloster vergabte, ließ ihn Abt Eberhard in geweihter Erde

begraben. Von nun an werden Glieder des Geschlechts in Menge urkundlich angeführt. Aber es ist uns durchaus unmöglich, sie in eine genealogische Ordnung zu bringen, besonders, da der Familienname Ulrich so oft Verwirrung macht.

Wohl mit dem zuletzt genannten Herrn von Bodmann gleichzeitig lebte Albero von Bodemin, ein Sohn von weiland Albero von Bodmann, der jedenfalls noch ein Zeitgenosse des Ulrich, ja vielleicht noch des Eberhard von Bodmann gewesen sein könnte. Adelbero, der Jüngere, zog in das heilige Land; zuvor aber, im Jahr 1217, vergabte er an das Kloster Salem einen Weinberg, welcher eine Fuhr Wein ertrug. Albero kehrte nicht mehr in die schwäbische Heimath zurück, denn er starb im heiligen Lande.

Um dieselbe Zeit schenkten die Brüder Ulrich und Conrad von Bodemin zum Seelenheil ihres Bruders, Burchard des Jüngeren von Bodemin dem Kloster Salem eine Hube. Derselbe Conrad von Bodemin eignete im Jahr 1220 eine halbe Hube zu Trivingen, welche sein Diener Ulrich für 24 Pfund an dasselbe verkauft hatte, dem Kloster.

Von ihm war auch ein Lehen jenes Grundstück zu Trivingen, welches zwei Gebrüder von Ueberlingen, Ripert und Ulrich, im Jahr 1243 an das Kloster verkauften. Conrad eignete mit seiner Gattin und allen seinen Erben dem Kloster das Grundstück. Beide Brüder kommen wieder miteinander vor, als sie im Jahr 1241 mit Bertold von Stoffeln ein Gut zu Birnau an Salem theils verkauften, theils vergabten.

Bedeutend später erscheinen wieder beide Brüder. Im Jahr 1256 hat der bescheidene Mann, Ritter Ulrich von Bodemin einen Rechtshandel mit Kloster Salem wegen des Tafernrechts zu Mimmenhausen und der Fischenz in der dortigen Aach, welchen der Bischof Eberhard von Constanz zu Gunsten des Klosters entscheidet. Ulrichs Bruder, Conrad der Aeltere und seine beiden Bruderssöhne Rudolf und Conrad, sind Zeugen bei der Verhandlung. Ueberhaupt scheint dieser Ulrich von Bodemin nicht im besten Vernehmen mit dem Abt und Convent zu Salem gestanden zu sein, denn gleich das Jahr darauf müssen Widerwärtigkeiten zwischen beiden vorgekommen sein. In Folge mancher Bedrängnisse und unermeßlicher Schäden, die das Kloster durch ihn erlitten, übergibt er demselben mehrere Güter, die er von dem Grafen Berthold von Heiligenberg zu Lehen getragen. Er war — so lautet die Urkunde — in sich gegangen, und gedachte, durch solche Schenkung dem Kloster wieder Ersatz zu

leisten. Im Jahr 1261 überläßt er dem genannten Kloster eine Hube bei Nuiforn, und mit ihm Ulrich, genannt Schralle, ein kleines Gut daselbst gegen einen Jahreszins von einem Pfund Wachs. Im Jahr 1263 erscheint er zum letzten Mal in einer Urkunde.

Wahrscheinlich war es sein Sohn, der in demselben Jahr unter dem Namen Ulrich der Jüngere von Bodmann erscheint, und in anderen Beziehungen zu Salem stand. Wegen 16 Mark, die er vom Kloster entlehnt hatte, übergab er demselben das so-genannte Mannlehen auf gewissen Grundstücken, so wie eine Wiese zu Bruggevelt und einen Zehenten zu Hallendorf, womit er seine Schuld löste. Ob er oder sein Vater es gewesen, der im Jahr 1265 etliche Wiesen und einen Acker zu Rickenbach zum Heil seiner Seele an Salem übergeben, können wir nicht ent-scheiden. Im Jahr 1268 empfing er von Salem 40 Pfund Denare für einen Hof zu Altenbeuren, so wie als Ersatz dafür, daß ihm die Salemer seine Burg zerstört hatten. Wahrscheinlich war letzteres eine Burg, welche die Ritter von Bodmann etwa bei Altenbeuren erbaut hatten, und die den Salemern wegen der Nähe ihrer Besitzungen widerwärtig gewesen. Die Urkunde hier-über wurde auf dem den Herren von Bodmann gehörigen Schlosse Bomgarten ausgestellt. Demnach war sie um diese Zeit noch im Besitz des Geschlechts, aber nicht mehr lange, denn bereits zwei Jahre darnach erscheint sie im getheilten Besitz des Bischofs von Constanz und des Klosters St. Gallen, welche im Jahr 1272 einen Vertrag darüber abschließen. — Im Jahr 1269 hat Ulrich von Bodmann einen Streit mit dem Kloster Salem wegen des dem Ulrich Schralle auf Lebenszeit verliehenen Hauses und Gutes in Altenbeuren (bei Heiligenberg), welcher von erwählten Schieds-männern dahin entschieden wurde, daß genannte Besitzung mit aller Zugehör an das Kloster falle, damit aber künftig der Friede nimmer gestört werde, so soll derselbe an Ulrich von Bodmann 40 Pfund laufender Münze bezahlen.

Ob jener Ulrich von Bodmann, der im Jahr 1271 nebst seinem Oheim, dem Ritter von Ravensburg (Ravensburg an der Argen), als Zeuge genannt wird, ein und derselbe mit dem bisher bezeichneten Ulrich von Bodmann, können wir nicht entscheiden. Auf jeden Fall gehört er demjenigen Zweige der Herren von Bodmann an, die ihre Besitzungen mehr bei Hohen-bodmann und Heiligenberg hatten, wie z. B. Altenbeuren, ja die noch weiter gegen den Obersee hin Güter besaßen, wie die Burg Bomgarten (Baumgarten), welche nahe bei Friedrichshafen gelegen.

Demselben über dem Ueberlinger-See und weiterhin gegen den Obersee begüterten Zweige gehörten auch die beiden Gebrüder Rudolf und Conrad von Bodmann an; sie waren Vetter des genannten Ulrichs und wurden bereits beim Jahr 1256 als Zeugen neben ihrem Oheim Conrad dem Aelteren aufgeführt. Dieselben erscheinen noch einmal selbander im Jahr 1259, als Ritter Ulrich von Bilolfingen einen Zehnten zu Tifendorf, den er von ihnen zu Lehen trug, an Salem verkaufte.

Von beiden ist nur Rudolf der wichtigere, denn von ihm geht das nunmehr zahlreich werdende Geschlecht aus. Im Jahr 1259 gibt derselbe Güter im Thurgau an den Abt von Kreuzlingen mit Consens des Bischofs zu Constanz. Im Jahr 1270 übergab er in Gemeinschaft mit der edlen Frau Udilhild, seiner Gattin, so wie mit seinen Söhnen Ulrich, Cunrad, Martin, Ulrich, Rudolf und Walther Besitzungen zu Pfaffenhofen und Orsingen an Abt Eberhard und Convent zu Salem. Aus einer Urkunde vom Jahr 1273 erfahren wir, was den Ritter Rudolf bewogen, die genannten schönen Familienbesitzungen zu veräußern, denn Ulrich von Bodmann, sein ältester Sohn, bekennt mit seinen schon genannten Brüdern, daß er und sein Vater Rudolf die beiden Besitzungen von großer Schulden wegen an das Kloster verkauft habe. In demselben Jahre wiederholt er die Urkunde seines inzwischen verstorbenen Vaters und nennt als Kaufschilling der veräußerten Güter 270 Mark Silbers. Letztere Verhandlung wurde von Seiten der hinterlassenen Wittwe Rudolfs und ihrer Söhne bei der Stadt Arbon geschlossen, deren Vorstadt die Ritter von Bodmann seit dem Ausgang der Staufer im Besitz hatten. Als diese Stadt im Jahr 1282 an den Bischof von Constanz verkauft wurde, ging auch der Antheil der Ritter von Bodmann an Constanz über.

Der bei diesem Kauf genannte Ulrich von Bodmann ist zuverlässig von den Söhnen Ritter Rudolfs von Bodmann der ältere Ulrich gewesen. Von seinem Vater, scheint es, hatte er entweder ein verschuldetes Erbe übernommen, oder von ihm die leidige Eigenschaft geerbt, Schulden zu machen. Denn im Jahr 1288 fühlt er sich, gedrückt von einer schweren Schuldenmasse, genöthigt, seine Besitzungen auf der Egge bei Langenrain und Kaltenbrunn dem öffentlichen Verkauf auszusetzen. Da war natürlich der nächste und reichste Liebhaber, der Abt von Salem, gleich bei der Hand, und bot den höchsten Preis. Derselbe erhielt sie für 141½ Mark Silber. Der Verkäufer versprach, den Kaufschilling zu seinen und seines Bruders, des jüngern Ulrichs,

Kirchherrn zu Feldkirch, Nöthen und zur Abbezahlung seiner Schulden zu verwenden, die durch Zinse und Einlagerung unerträglichen Schaden verursacht. Den Kauf bewilligte beider Mutter Udilhild, ließ sich aber von ihren Söhnen mit 2 Höfen entschädigen. Dieser Consens wurde im Jahr 1290 zu Arbon ausgestellt, allwo wahrscheinlich die Mutter des Verkäufers noch ihren Ansitz hatte. Zu gleicher Zeit leisten Hans von Bodmann und Hermann von Sulzberg dem Stifte Bürgschaft für die richtige Abtretung der Besitzungen.

Hans von Bodmann ist wohl derjenige gewesen, der auf dem alten Stammsitz zu Bodmann noch wohl begütert saß, während seine Anverwandten über dem See ein Gut nach dem andern veräußerten, und das Kloster Salem damit bereicherten. Er bezog zuerst die alte, längst verlassene Königspfalz, und richtete sie zu seinem Wohnsitz ein; denn im Jahr 1277 vollzog König Rudolf der Habsburger vermöge einer zu Wien ausgestellten Urkunde die Pfandverleihung des in Bodmann gelegenen kaiserlichen Hofs für 870 Pfund Heller an den lieben getreuen Johann von Bodmann. Bestätigt und namentlich auf das Freigericht ausgedehnt wurde diese Pfandschaft von allen nachfolgenden Königen und Kaisern bis auf Kaiser Sigismund.

Im Jahr 1281 überläßt er und Ulrich von Bodmann dem Frauenkloster St. Peter an der Rheinbrücke zu Constanz die Eigenschaft der von Heinrich Schralle um 16 Mark Silber erkauften und von ihnen zu Lehen gegangenen Güter zu Speke. Der neben ihm genannte Ulrich von Bodmann war sein Vetter und Domherr zu Constanz; er war noch Besitzer der sogenannten newen Burg zu Bodmann, welche über dem Dorfe auf dem nachmaligen Frauenberg gestanden hatte; er verkaufte sie im Jahr 1295 um 217 Mark Silber an seinen Vetter Hans von Bodmann, der nun den Wohnsitz in der alten Königspfalz mit der hochgelegenen Burg vertauschte. Im Jahr 1297 eignete er dem Kloster Salem gewisse Güter zu Speke, welche die 3 Gebrüder Burkard, Heinrich und Hermann, genannt Hüter, Bürger von Pfullendorf, von ihm zu Lehen getragen und für 8 Mark Silber dem Kloster abgetreten.

Im Jahr 1298 wird Hans von Bodmann noch einmal in einer Urkunde seines Oheims Ulrich von Bodmann als Lehensherr eines Eggehard von Ostrach aufgeführt. Er war der Vater zweier Söhne, Conrad und Hans, sowie dreier Töchter, Anna, Adelheid und Catharine, von denen die erste mit Herrn Hans von Schellenberg, die andere mit Heinrich von

Blumeneck und die dritte mit Gottfried von Krähen vermählt war. Unter Hans v. Bodmann traf das Geschlecht und seinen Wohnsitz ein trauriges Geschick. Als im Jahr 1307 in Abwesenheit des Burgherrn Hans v. Bodmann die meisten Glieder und Anverwandten des Hauses bei einem Gastmahle auf der Burg versammelt waren, da entstand jählings ein schreckliches Ungewitter; ein Blitzstrahl schlug in den Saal, da die Gäste versammelt waren, er zündete, und in wenig Augenblicken stand die ganze Burg in Flammen. Alle, die darinnen waren, wurden von dem Feuer verzehrt. So viel ist geschichtlich — die Sage aber erzählt auch von der Rettung des noch minderjährigen Söhnleins des abwesenden Burgherrn. Dieses nahm die getreue Anna, legte es in einen Kessel, den sie wohl verwahrte, und ließ es durch das Fenster den steilen Berg hinabgleiten, indem sie mit heller Stimme rief: sie empfehle dieses Kind dem Schutz der allerheiligsten Dreifaltigkeit und des heiligen Johannes, dessen Namen es führte. Das Kind wurde durch die Hand des Allerhöchsten wunderbar beim Leben erhalten, und von einem auf der nahen Burg Kargeck wohnenden Seitenverwandten des Geschlechts erzogen. Als nun der Burgherr Hans von Bodmann wieder in die Heimath zurückkehrte und von dem Unglück, das sein Geschlecht und die Burg betroffen, auch von der wunderbaren Errettung seines jüngsten Söhnleins hörte, da faßte er den Entschluß, auf der Stelle des abgebrannten Schlosses eine Muttergotteskirche zu erbauen. Noch ist der darüber ausgestellte Stiftungsbrief vorhanden, aber leider trägt er keine Jahrzahl. Darin urkundet Johann von Bodmann, „daß er den Grund, auf welchem sein Schloß erbaut war, mit aller Zugehör an Wiesen, Weingärten, Weiden, Baumgütern, Wäldern und dem Weiher, deren genaue Gränzbeschreibung sofort angefügt wird, welches Alles sich in seinem freien Eigenthum befunden, dem Dienste Gottes widme, und zu diesem Behuf dem Abt und der Gemeinschaft des Klosters Salem übergebe, mit Bestimmung des Bischofs Gerhard, dessen Dienstmann er sei — daß zwei Priester aus diesem Kloster neben der auf dem Grunde besagten Schlosses erbauten Kapelle beständig wohnen und auf den Altären tägliche Messe lesen sollen zum ewigen Gedächtnisse Gottes und seiner glorreichen Mutter, des heiligen Otmars, der Märtyrer, Beichtiger und Jungfrauen und aller Heiligen Gottes, sodann des Stifters, seiner Eltern und vorzüglich seiner drei Töchter und ihrer Gemahle, sowie seines Sohnes Conrad, die im dortigen Schlosse durch das unvermuthet und zufällig

ausgebrochene Feuer kläglich umgekommen, auch daß sein gleichnamiger Sohn Johannes zu Einhaltuug und Gutheißung alles Vorstehenden sich durch einen leiblichen Eid verpflichtet habe." Gerhard, Bischof von Constanz, Ulrich, Abt von Salem, und Rudolf, Dekan der Constanzer Kirche zu Bodmann, bestätigen all dieß durch Anhängung ihres Siegels.

Ueber das Alter und die Aechtheit dieser Stiftungsurkunde ließe sich Manches für und wider sagen, schwerlich aber ist die Jahrzahl 1332, wie sie der Verfasser des „Salmansweilischen Bienenstocks" (Chronik von Salem) annimmt, die richtige, sondern eher noch das Jahr 1317 oder 1318. Um diese Zeit war Hans von Bodmann bereits wieder nach Hause zurückgekehrt, denn im Jahr 1317 überlassen zwei Brüder von Hohenvels ein Besitzthum zu Untersiggingen dem Stifte Salem „auf Bitte des gestrengen Ritters Johannes von Bodmann," und leicht kann diese Stiftung in einer Beziehung zu der neugegründeten Kapelle zu Salem gestanden haben. Freilich wäre demzufolge der aus den Flammen gerettete Sprößling von Bodmann im Jahr 1317 noch ein kleines Hänslein gewesen, als er den Inhalt der Urkunde guthieß und zu erfüllen versprochen. Wenn aber auch die Urkunde über diese Schenkung nicht formgültig bestehen kann, so ist gleichwohl ihr Inhalt ein weiteres Zeugniß dafür, daß die bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch im Ganzen einhellige Ueberlieferung des Ereignisses von 1307 allgemein bekannt war. Ein wenn nicht gleichzeitiges, doch sehr altes Gemälde im Kloster Salem, sowie der noch vorhandene eherne Kessel, in dem das Kind gerettet wurde, geben der Sage eine geschichtliche Begründung. Auch ist eben so gut wie erwiesen, daß seit jener Geschichte jedes Glied der Familie Bodmann wenigstens neben dem Taufnamen noch den Namen Johannes führen mußte.

Vielleicht gleichzeitig mit der Stiftung einer Kirche auf dem Frauenberg, wenigstens bald nachher, wurde die gegenüberliegende Burg Bodmann, später Altbodmann genannt, als nunmehriger Sitz des Geschlechtes, wahrscheinlich noch von Hans v. Bodmann dem ältern oder von seinem Sohne erbaut. Von Hans von Bodmann dem jüngern ging nun ein neues in zahlreichen Sprossen fortblühendes Geschlecht aus. Wahrscheinlich ist Hans von Bodmann der Jüngere derselbe, welcher mit Einem von Hohenvels, von der gegenüberliegenden Nachbarburg, mit vielen andern Christen um's Jahr 1346 über's Meer fuhr, um das heilige Land und sonst überseeische Gegenden zu besuchen. In

der Fastenzeit reisten beide Wallner ab, und vor Weihnachten kamen sie freudig von ihrer Fahrt zurück, nachdem sie viele Länder durchwandert und das Grab des Heilandes fleißig beschaut hatten, wozu sie den Eingang von den Sarazenen erkaufen mußten; doch waren sie auch von einem heidnischen Könige anstandsvoll behandelt und mit ansehnlichen Geschenken bedacht worden. Wohl ist Hans von Bodmann auch derjenige, der im Jahr 1360 von Kaiser Karl IV. mit Hartmann Meiers von Windeck Wappen, Schild und Helm belehnt wurde, weßwegen von dieser Zeit an auf dem Sigill derer von Bodmann manchmal der Steinbock statt der früheren drei Lindenblätter erscheint.

Von jetzt dürfen wir der Genealogie der Familie von Bodmann, wie sie Ch. Buzelin gibt, unbedingt Glauben schenken, denn sie stimmt meistens mit den urkundlichen Berichten, die aus jener Zeit noch vorhanden sind.

Wohl ein Sohn, wenn nicht Enkel des zuletzt Genannten, war Hans von Bodmann, genannt der Landstürzer, auch Landfahrer. Letzteren Namen erhielt er, weil er in vielen Ländern herumkam. Die Begierde, Neues zu sehen, trieb ihn überall hin. Er besuchte die Höfe der entferntesten Könige und Fürsten, war überall wohl gelitten und gab Beweise seines Heldenmuthes. Durch ihn erhielten die deutschen Adelsfamilien große Berühmtheit. Ein ganzes Buch ist über seine Fahrten vorhanden, darin er viel Merkwürdiges der Nachwelt berichtet hat. Vielleicht war dieses Buch noch zu Zeiten G. Buzelins vorhanden, der dieses erwähnt. Im Jahr 1392 machte Hans von Bodmann einen Zug in die Türkei mit, wie die Chronik des Zimmern'schen Hauses berichtet:

Kaiser Sigmund hat anno dni (1392) einen stattlichen Türkenzug gethan, in dem doch nit viel ausgericht, ja auch der Kaiser selbst schier wär gefangen worden. Allerlei Unordnungen haben sich in dieser Expedition begeben, sonderlich St. Jörgen Fahnen halb; da ist ein großer Zank gewesen, wer den führen sollte. Aber Herr H a n s v. B o d m a n n Ritter hat den in Ungarn als ein Deutscher erhalten und geführt, gleichwohl nichts Fruchtbarlichs ausgeführt worden. Es haben auch die Deutschen, so zugegen gewesen, bezeugt, daß, so das Reich wider die Ungläubigen und Heiden zu Feld ziehe, so soll ein Deutscher St. Jörgen Banner zu der Hand nehmen und führen, darauf sich zogen für den Kaiser Sigmund, auch die Churfürsten. Aber etlich ansehnlich Behem haben Herr Hansen v.

Bodmann seines Fürgebens gescholten, auf Meinung, als ob er die Unwahrheit anzeigte, darauf Herr Hans v. Bodmann im Jahr 1392 genannte Grafen, Herrn und von der Ritterschaft des Landes zu Schwaben zusammenbeschrieben und erboten. Die seyn zu Rettung der Ehr ihres Vaterlands gutwilliglichen erschienen, und haben Herrn Hansen v. Bodmann seines Fürgebens in Ungarn, wie oblautet, Zeugniß geben, daß sie von ihren Voreltern auch nicht anders vernommen, und daß solch also herkommen, darbei sie auch bleiben wollen. Darüber sein auch Brief aufgericht, die auch ohne Zweifel den kitzlichen Behemen einstheils sein zukommen und überantwortet worden. Bei dieser Handlung sein zugegen gewesen u. s. w. (folgt die große Namenszahl meist schwäbischer Adeliger.) Geschehen auf den heiligen Weihnachtsabend im Jahr 1392.

Wohl war Hans von Bodmann auch derselbe, von dem ein Augenzeuge, der Schildberger aus der Stadt München, erzählt, daß ein Hans von Bodmann einer der 24 Ritter gewesen sei, welche der in der Türkenschlacht bei Nikopolis in Bulgarien (1396) in Gefangenschaft gerathene Sohn des Herzogs von Burgund, Johann v. Nevers, nach besonderer Vergünstigung des Sultans Bajazeth, ausgewählt habe, damit sie von der allgemeinen Niedermetzlung der mitgefangenen Christen verschont blieben. — Hans von Bodmann starb zu Wien zum großen Schmerz seiner Familie, betrauert vom ganzen Hofe, und wurde daselbst begraben.

Ein Bruder des Hans von Bodmann, welcher auch der Aeltere heißt, war Hans der Jüngere, genannt das Hänsle von Bodmann, weil er von kleinerer Person war als alle seine Vorfahren und Verwandten; er lebte um's Jahr 1383. Mit seinem Bruder war er im Jahr 1417 auf dem Conzilium zu Constanz. Beide sind aufgeführt unter dem Namen: „Johans von Bodmann der Alt und Johans von Bodmann der Jung." Mit Frau Anna, einer gebornen Herzogin von Urselingen, zeugte Hänsle v. Bodman zwei Söhne: Wildhans und Frischhans. Wildhans, eigentlich Mildhans, führte seinen Zunamen von seinem Geburtstage, dem Tage Johannis des Täufers, den man Mildhans nannte, weil er in eine mildere Jahreszeit fällt, Frischhans aber bekam seinen Namen von dem Tage Johannes des Evangelisten, den man wegen der kalten Jahreszeit Frischhans nannte an diesem Tage war er geboren. Frischhans wird neben seinem Vater auf dem Fremdenzettel des Conziliums zu Constanz genannt und führt den Namen

„Ritter.“ Nach Beendigung des Conziliums wurde er von Kaiser Sigismund beordert, in seinem Namen durch das ganze Rheinthal den Huldigungseid, wie er früher von seinen Bewohnern geleistet war, wieder abzufordern. Er war kaiserlicher Rath. Als solcher erhält er mit Hanskonrad v. Bodmann, der zuverläßlig ein Sohn des Hans von Bodmann des Landstürzers gewesen, noch auf dem Conzilium die Bestätigung wichtiger Hausrechte. Die Urkunde, ausgestellt den 17. Januar 1418, lautet: „Daß vor ihn, den König, kommen seien die strengen Frischhans und Hanskonrad von Bodmann, Ritter, seine Räthe und lieben Getreuen, und ihn demüthiglich gebeten haben, ihnen nachgeschriebene Lehen, die von ihm und dem Reiche zu Lehen rühren, gnädiglich zu verleihen, mit Namen das Freigericht zu Bodman, item das Moos, gelegen zwischen Bodman und Walawis, item den Bann, über das Blut zu richten und Stock und Galgen zu Bodman, item die Fischentz zu Costnitz in dem Rhein auf Sant Andres Abend, die man nennt die Huno; er habe deshalb, angesehen der jetzigen Frischhansen und Hanskonrads demüthige und redliche Bitte und auch ihre willige und getreue Dienste, die sie ihm und dem Reiche oft und dick, williglich und unverdroßenlich gethan haben, täglich thun und fürbaß zu thun allezeit willig und bereit zu sein meinen, ihnen die vorgenannten Lehen mitsammt ihren Rechten und Zugehörungen gnädiglich verliehen, was er ihnen darnach von Rechtswegen verleihen sollte, dieselben fürbasser von ihm und dem Reiche zu rechten Mannlehen zu haben, zu halten und zu niessen; auch haben die vorgenannten Frischhans und Hanskonrad gewohnlich Gelübd und Eide darauf gethan, ihm und dem Reiche getreu, gehorsam und gewärtig zu sein und zu thun und zu dienen, als dann Mann ihrem Lehenherrn von solchen Lehen pflichtig zu thun seien.“ Wohl sind auch diese Beiden jene zwei Herren von Bodmann, welche beim prunkvollen Abzug des neugewählten Papstes Martin V. mit zween andern Edelleuten den Baldachin über des Papstes Haupt trugen. Im Jahr 1441 ist Ritter Hanskonrad von Bodmann Obmann und Frischhans von Bodmann mit andern Rittern des Höhgaus Schiedsrichter in einer Streitsache des Abtes Friedrich von Reichenau und der Stadt Constanz auf der Tagfahrt zu Radolfzell. — Frischhans lebte noch im Jahr 1457 und war mit einer Gräfin von Thengen vermählt.

Mit ihm und seinem Bruder Wildhans, der im Jahr 1434 bis 1445 genannt wird, theilte sich das Geschlecht der Herren

von Bodmann in zwei Hauptäste, die wir, wenigstens in ihren bedeutendsten männlichen Sprossen, nunmehr aufzählen.

Zuerst über das Geschlecht des Wildhans von Bodmann, das auf Altbodmann seinen Sitz hatte und früher ausgegangen. Sein einziger Sohn war Hans von Bodmann, der mit einer Anna von Grünenberg im Aargau ebenfalls nur einen Sohn, Hans, genannt Althans, zeugte, von dem wir nichts Weiteres wissen. Unter dessen drei Söhnen, Gabriel, Hans, genannt Schwarzhans, Hans Nikolaus, wurde der erste Domherr zu Constanz und soll ein Mann von riesiger Größe und wunderbarer Gewandtheit gewesen sein, der andere starb unverheirathet, Hans Nikolaus setzte das Geschlecht fort.

Sein Enkel war Hans Jörg von Bodmann, seßhaft auf Schloß Bodmann; er ist wohl derselbe, dessen Name zur Zeit des Bauernkriegs oft genannt wird. Als im Maimonat des Jahrs 1525 die Stadt Radolphzell von den Haufen der Bauern rings eingeschlossen war, befand sich auch Hans Jörg unter dem Adel, der sich mit Weib und Kind in die Stadt geflüchtet hatte. Während er zu Zell saß, wütheten die Streifpartheien der Bauern auf schreckliche Weise in den Gemeinden, die es nicht mit ihnen hielten, worunter auch Bodmann gehörte. Freilich war es nur Vergeltungsrecht, denn die Bewohner von Bodmann und andere den Bauern widerwärtige Gemeinden sollen große Grausamkeiten an den Angehörigen der rebellischen Bauern verübt haben. In Bodmann plünderten und zerschlugen die Bauern nun Alles, soffen den Wein in den Kellern aus und ließen, was sie nicht trinken konnten, laufen. Doch brannten sie daselbst nicht, und bekamen auch kein Vieh, denn Hans Jörg von Bodmann hatte sehr menschenfreundlich für seine Unterthanen gesorgt und ihr Vieh nach Ueberlingen in Sicherheit gebracht. Später erhielt Hans Jörg von Bodmann wieder Schadenersatz für den Unfug, den die Bauern gegen ihn und seine Unterthanen verübt hatten, aber, obgleich die Ersatz-Summe 3081 betrug, war sie nur gering gegen den Schaden, der auf mehr als 3600 geschätzt wurde. Nach dieser Zeit wird Hans Jörg von Bodmann nimmer genannt.

Ein Bruder von ihm war Hans Wolfgang von Bodmann, ein Mann groß von Statur. Im Jahr 1559 wurde dieser vom Abt von St. Gallen mit der Herrschaft Ebringen im Breisgau belehnt. Diese verdankte ihm Vieles, denn sie erhielt von ihm Freiheiten, die sie bisher noch nie gehabt hatte. Hans Wolfgang starb im Jahr 1561 und hinterließ 2 Söhne, Hans Jörg

und Ludwig, über welche ihr Vetter Hans Conrad von Bodmann zu Mökingen und Junker Pankraz von Stoffeln zu Aigoltingen die Vormundschaft übernahmen. Von ihnen beiden wohnte Hans Jörg auf der Stammburg Bodmann, während seinem Bruder Ludwig die Herrschaft Ebringen zufiel.

Hans Jörg von Bodmann hatte zwei Söhne: Hans Wolfgang und Simon; der letztere war ein Herr von heldenmäßiger Statur, verständig, beredtsam und glücklich in seinen Unternehmungen, der erstere wurde Capuziner-Mönch, und lebte mit dem Genealogen des Geschlechts, Buzelin, im Kloster Weingarten. Von ihm weiß derselbe Viel zu erzählen, als von einem lieben Klosterbruder.

Simon von Bodmann besuchte in seiner Jugend verschiedene Länder und Fürstenhöfe, und stand überall in großen Ehren. Er war von riesiger Größe. Als er unter Kaiser Rudolf zu Prag das Lehen von Bodmann empfieng und zu Fuß in den Rittersaal eintrat, meinte Jedmänniglich, er säße zu Pferde, denn er ragte mit seiner Schulter über die ganze Menschenmenge, welche zusammenströmte, um die feierliche Handlung mitanzusehen. Noch mehr wunderte man sich, als Simon vor dem Kaiser stand, und auch dann, als er seine Knie beugte, denn er ragte um einen Kopf über die Umstehenden empor. Und doch, ob ihn gleich die Natur für eine ritterliche Stellung im Leben gleichsam bestimmt hatte, faßte er auf einmal den Entschluß, der Welt zu entsagen. Unter dem Vorwand, er wolle mit einem Fräulein aus einer der edelsten Familien Hochzeit halten, lud er seine Freunde und Verwandten auf Schloß Bodmann. Aber wie erstaunten diese, als sich Simon den Versammelten in priesterlichem Ornate zeigte, und am folgenden Tag auf's feierlichste im Schlosse seine Primiz hielt. Beim prächtigen Mahle offenbarte er den Seinigen seinen Entschluß, daß er die Welt gänzlich verlassen wolle, und sagte allen Lebewohl. Sogleich am andern Tag verließ er die Burg der Väter und begab sich in das Kloster Weingarten, wo er vor lauter Demuth nun das Noviziat ablegte. Bei feierlichen Prozessionen sahen Alle mit Staunen auf den dem Mönchen Ilsan in der Heldensage ähnlichen Novizen, der sich doch niedriger geberdete, als der Geringste unter seinen Brüdern. Er widmete sich den geringsten Diensten, deren sich seine Brüder geschämt hätten, also, daß er sogar seine Zelle reinigte. Da er außer dem Chorgesang keine Musik verstand, so eignete er sich das Amt des Blasbalgtretens zu. Wie er durch Demuth sich aus-

zeichnete, so war er auch ein seltenes Vorbild der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Simon war ein überaus gottesfürchtiger Mönch, selbst friedlich und Beförderer des Friedens und der Liebe unter seinen Mitbrüdern; man konnte von ihm sagen, wie von Enoch, daß er schon auf Erden mit Gott in der innigsten Verbindung stand. So war er nicht nur den Weltlichen, sondern auch seinen Brüdern ein Beispiel für's Leben. Darum wurde er auch von großen Herren, besonders vom Erzherzog Leopold, Kaiser Ferdinands II. Bruder, äußerst geschätzt und geliebt. Sein ganzes Leben hindurch bereitete er sich auf den Tod vor. Als sein Stündlein herannahte, legte er einem innigen Freunde das Geständniß ab, daß er, was er einst so sehr gefürchtet, die Auflösung seines Leibes mit der größten Freude wünsche; er könne es kaum erwarten, bis der Tod herannahe. Im Sterben hielt er in der einen Hand sich das Cruzifix, in der andern das Licht vor, und war bis zum letzten Hauche beim besten Bewußtsein. Er verschied so sanft, daß man, als er schon todt war, glaubte, er athme noch, und es schien, als ob er nur ruhe. Er starb im St. Johannes-Kloster zu Altkirch, wohin er aus Weingarten gekommen war.

Wie ganz verschieden von Simon war sein Bruder Hans Wolfgang auf Schloß Bodmann. Wenn diesem einer von seinen Unterthanen starb, und unter Glockenklang begraben werden sollte, so mußte man auf seinen Befehl das Glockenläuten so lange verschieben, bis er sich weit von der Burg entfernt hatte, und man wissen konnte, daß er den Klang nimmer hören würde. Mit dessen beiden Söhnen gieng die Linie der Herren von Bodmann auf Bodmann aus, und Ludwig von Bodmann, sein Oheim, zuvor zu Ebringen, nahm das Stammschloß ein, denn im Jahre 1580 verkaufte er diese Herrschaft an Hugo von Hohenlandenberg. Er besaß auch die nahe Burg Hohenkrähen, und war vermählt mit Anna von Reischach, welche ihm außer 2 Töchtern einen Sohn H a n s A d a m gebar. Mit ihm schließt G. Buzelin die Hauptlinie des Geschlechts, welche vom Wildhans von Bodmann abstammte und ihren Sitz auf Altenbodmann hatte. Wir führen die Sprossen des andern Zweiges auf, der sich von dessen Bruder Frischhans ablenkte.

Frischhans lebte, wie schon erzählt wurde, zur Zeit des Conziliums zu Constanz. Er zeugte mit seiner Gattin Barbara von Thengen nur einen Sohn, Hans Jakob, genannt der Aeltere. Im Jahr 1465 erscheint dieser als Ritterhauptmann des Jörgenschilds als Richter in einer Streitsache des Abtes v. Salmannsweiler wegen

Bermatingen. Zehn Jahre später wurde er mit Pilgram von Reischach wegen seiner Anhänglichkeit an Ludwig von Freiberg, der das Bisthum Constanz gegenüber dem rechtmäßigen und bestätigten Bischof Otto von Sonnenberg erschlichen hatte, in die Acht erklärt. In dieser Noth nahmen die beiden Ritter ihre Zuflucht zu dem Erzherzog Sigmund zu Innsbruck, der den Ludwig von Freiberg begünstigt hatte. In Folge dessen kam es im Jahr 1476 in Constanz zu einem Vergleich, in dem die beiden Ritter von der Acht freigesprochen wurden. Im Jahr 1487 ist er auf dem Reichstag zu Nürnberg unter den Abgeordneten des St. Jörgenschilds. Er war ein Mann von großem Ansehen und bei Kaiser Maximilian und seinen Verbündeten ein hochberühmter Hauptmann. Wohl sein Sohn Hans Jakob ist derjenige, welcher unter dem Beinamen „der Jüngere" neben seinem Vater aufgeführt ist. Im Jahr 1497 war derselbe auf der Reichsversammlung zu Lindau, die der Kaiser zusammenberufen hatte, um eine Streitigkeit wegen einer Waldgerechtigkeit zu schlichten, die zwischen der Landgrafschaft Nellenburg und dem Adel des Höhgaus anhängig war, so wie wegen noch anderer Angelegenheiten.

Hans Conrad, sein Sohn, besaß nach Absterben der Herren von Fridingen Burg und Dorf Fridingen. Er verkaufte die Burg, das Dorf und den Pfarrsatz an die Stadt Radolphzell, die noch im Besitz ist.

Ein Neffe des Genannten von seinem Bruder Hans Caspar war jener Hans Conrad, der zu Möckingen seinen Wohnsitz hatte und noch im Jahr 1568 Vormünder seiner Vettern zu Bodmann gewesen.

Ein zweiter Sohn Hans Caspars war Hans Jörg von Bodmann. Es ist wohl derselbe, der noch im Jahre 1592 in eigner Person den bekannten Huno-Fischzug auf dem Bodensee ausführte. Seine zwei Söhne Hans Ludwig und Hans Sigmund, der erstere zu Wiechs und Steußlingen, der andere zu Möckingen seßhaft, hatten eine zahlreiche männliche und weibliche Nachkommenschaft. Sie sind die Stammhalter des edlen Geschlechts geworden, das noch jetzt in vielen die Tugend der Ahnen bewahrenden Sprossen fortblüht, während so viele edle Geschlechter der Gegend längst schon verschwunden sind.

So viel von der Familie der edlen Herren von Bodmann, über die ein Mehreres zu finden ist in den Ritterburgen des Höhgaus von Ottmar F. G. Schönhuth, 4. H., S. 1—63. Nun noch Einiges über die Geschichte der Burg Altbodmann, von der schon früher die Rede gewesen. Im Jahr 1335 wurde in einer Fehde

des Herrn von Klingenberg (auf Hohentwiel) das Dorf Bodmann abgebrannt, die Burg aber soll nach dem Bericht des Chronisten Johann von Winterthur nicht mitbetroffen worden sein. Dagegen mag die Burg in jenem verheerenden Zuge, den die Schweizer im Jahr 1499 in's Höhgau unternahmen, etwelche Stöße erlitten haben. Auch im Bauernkrieg entgieng sie dem Verderben. Dagegen hat der dreißigjährige Krieg, als er besonders am Bodensee sein Weh verbreitete (1634) die Burg Altbodmann ihrem Untergang nahe gebracht; sie wurde von den schwedischen Truppen angezündet, und viele merkwürdige Gegenstände, unter andern uralte Waffenstücke und Gemälde, vielleicht in der „vergüldeten Stube" aufbewahrt, sind bei diesem Brande zu Grunde gegangen. Aber ganz verwüstet wurde sie wohl nicht, doch sie war nimmer wohnlich und gieng vollends von selbst ab, als die Herren von Bodmann, wie manche Adelige späterer Zeit, die Niederung des Dorfs wählten, um sich daselbst einen Ansitz zu erbauen. Schon im Anfang des 18. Jahrhunderts, wie wir auf einer Abbildung vom Jahr 1768 im „Salmannsweylischen Bienenkorb" ersehen können, stand das stattliche Herrenhaus mit zwei vorspringenden Flügeln im Dorf unweit der Kirche, während die Ruinen von Altbodmann noch aus zwei starken Thurmzinken bestanden, von denen dermalen nur ein einziger Thurmrest mit Trümmern des Burgmantels vorhanden ist. Von diesen Trümmern von Altbodmann, wo wir die Ritter und Frauen von Bodmann aus alter Zeit im Geist ein- und ausgehen sahen, steigen wir wieder in's Dorf zum neuen Wohnsitz des Geschlechts, und wir finden in demselben Manches, was der Besichtigung werth ist. Vor Allem gilt dieß von dem Kessel von Erz, den man in einem der hohen Gemächer des Schlosses zeigt. Er ist von ganz eigenthümlicher Form, gegen oben sich verengend, und scheint aus alten Zeiten herzurühren. Es soll die Jahrzahl 1307 darauf stehen (auf jeden Fall etwas unleserlich, denn der Verfasser dieser Blätter kann sich dessen nicht erinnern) und jener Kessel sein, in dem der kleine Hans von Bodmann gerettet worden. Einer Familiensage zufolge war dieser Kessel im Laufe der Zeit in verschiedene Hände gekommen. Da brachte ihn wieder ein Herr von Bodmann an die Familie, und der Kaufpreis soll ein Bauernhof von nicht unbedeutendem Werth gewesen sein. Früher stand dieser Kessel in dem Bodmann'schen Schlosse Espasingen, in der Burgkapelle neben dem Altare. Noch jetzt zeigen die edlen Bewohner des Schlosses zu Bodmann dieses schätzbare Familiendenkmal den Fremden mit aller Bereitwilligkeit. Sie finden dabei eine Gelegenheit, ihre edle Gast-

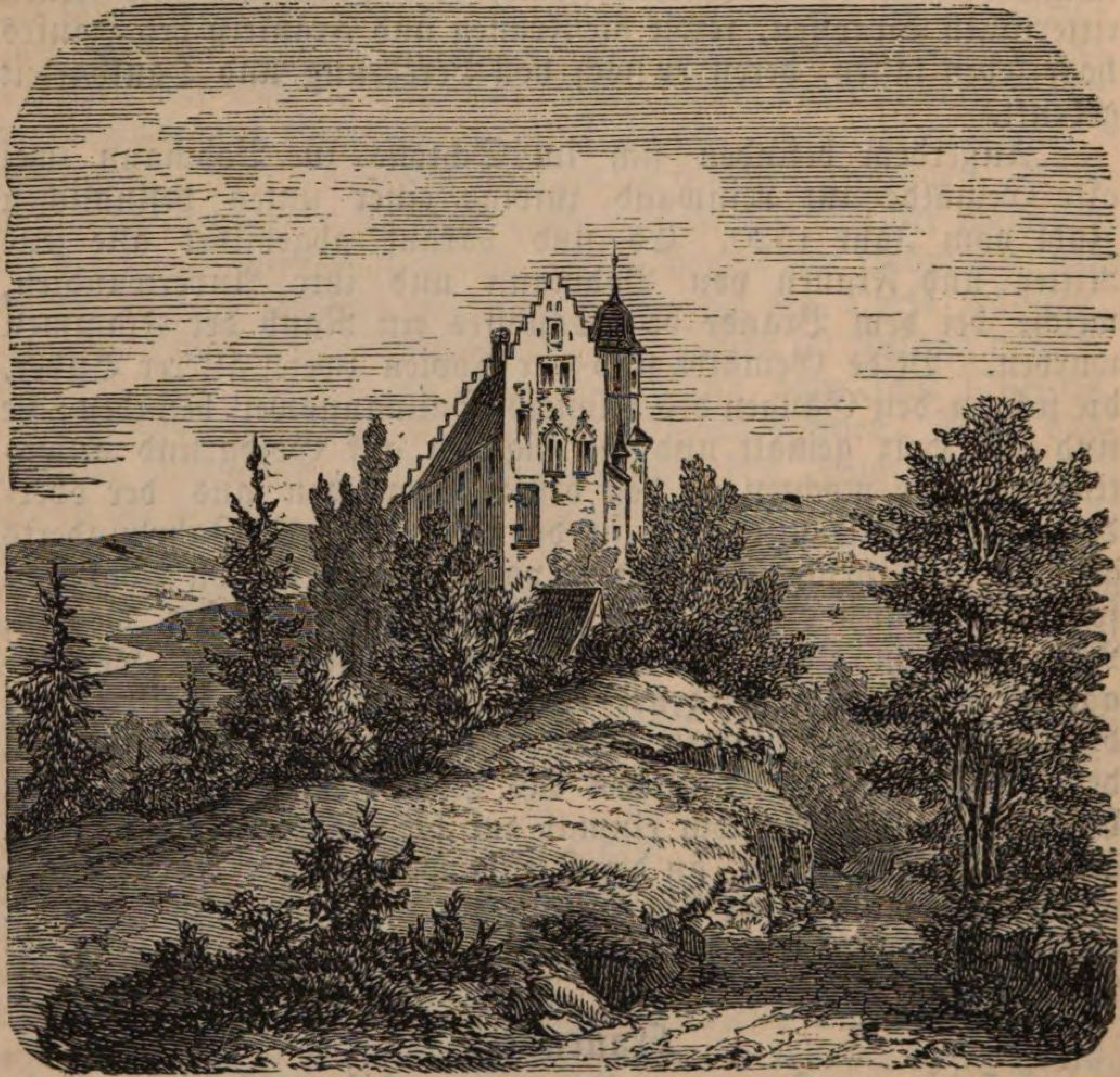
freundschaft zu beweisen, indem jeder Fremde in dem Kessel stehend einen Becher mit Wein aus dem Königsgarten auf das Wohl des alten Geschlechts leeren darf. Diesem alten Gebrauche haben wir ein Gedicht voll Begeisterung zu verdanken, das unser werther vaterländische Sänger, der sel. Gustav Schwab gesungen. Auch der Verfasser dieser Blätter hat in einer unvergeßlich schönen Stunde in diesem Kessel gestanden, und voll Begeisterung den edlen längst verewigten Burgherrn Franz von Bodmann mit seinen ritterlichen Sprossen, sowie die Frauen und Fräulein des Hauses hoch leben lassen, deren er noch voll Verehrung und Dankbarkeit gedenkt.

Außerdem befinden sich im Schlosse zu Bodmann zwei alte Gemälde auf Leinwand zufolge einer unten befindlichen Zahl vom Jahr 1520. Es sind darauf abgebildet alle jene Ritter und Frauen von Bodmann und ihre Anverwandten, welche bei dem Brande des Schlosses ein Raub der Flammen wurden. Beide Gemälde sind nur Copien zweier älterer Bilder, die sich in den Gängen des Klosters Salmannsweil befinden; sie sind auf Holz gemalt und die Figuren auf Goldgrund aufgetragen. Sie möchten zu den besten Gemälden aus der oberdeutschen Schule und wohl in die Mitte des 15. Jahrhunderts gehören. Wahrscheinlich sind sie von der Familie von Bodmann schon in früherer Zeit nach Salmannsweil gestiftet worden. Nahe bei dem Dorfe Bodmann liegt der sogenannte Königsgarten, ein einzeln gelegener Weinberg, der von Kaiser Carl dem Dicken seinen Namen erhalten, und neben dem Weine von den sogenannten Herrensteinen das beste Gewächs trägt. Von hier aus steigen wir noch einmal auf die Höhe, kommen vorbei an einem Bildstöcklein, an der Stelle, wo einst der eherne Kessel mit dem Stammhalter des Geschlechts derer von Bodmann im Gestrüppe soll hängen geblieben sein, und gelangen ohne große Anstrengung auf den

Frauenberg,

wo einst die von Hans von Bodmann gestiftete Wallfahrtskirche gestanden, nun aber ein Schlößlein von alterthümlicher Bauart mit einer Burgkapelle herabschaut. Der „Frauenberg" lagert auf einem der drei Randen, die sich hinter dem Dorfe erheben und ist nur durch eine Bergschlucht von den Ruinen von Altbodmann getrennt. Die Aussicht auf den Frauenberg ist bei weitem freier und ausgedehnter, als auf Altbodmann. Man genießt sie am bequemsten aus den Gemächern des Schlößleins, die uns ein hier wohnender Burgvogt der Herren

von Bodmann zeigt. Von der alten Wallfahrtskirche, die Hans von Bodmann erbaute, ist nichts mehr zu sehen. In derselben war ein wunderthätiges Marienbild auf dem Hauptaltare aufgestellt, wie es noch in dem angeführten Salmannsweiler Bienenstock in getreuer Abbildung zu finden ist. An der Stelle dieser mit der Zeit baufällig gewordenen Wallfahrtskirche wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts von Abt Peter Müller von



Frauenberg.

-Salem das jetzige Schlößlein mit anstoßender Kapelle erbaut. Die letztere enthält nichts Merkwürdiges mehr als eine nicht gar sinnreiche Abbildung des Schloßbrandes und Errettung des jungen Hans von Bodmann zuverlässig aus der Zeit des Neubau's herrührend. Desto merkwürdiger ist das unfern dem Schlößlein befindliche Kellergewölbe, in dem der heilige Othmar als Gefangener gelegen sein soll; es ist so eng und klein, daß derselbe

in dem geringen Raum gar nicht liegen, sondern nur hat sitzen können. Das Gewölbe führt in Stein gehauen die Inschrift: vestigium carceris St. Othmari. Noch im Jahr 1708 befand sich in demselben ein uraltes Bild der heiligen Othilia, welches von den Wallfahrern, die an den Augen litten, sehr verehrt wurde. Ein alterthümliches Gepräge hat das Gewölbe nicht, und man könnte leicht auf den Gedanken kommen, es wäre eine Erfindung der Mönche gewesen, hierher das Gefängniß des heiligen Othmar zu verlegen, um dadurch ihrer Wallfahrtskirche mehr Celebrität zu verschaffen. Doch schon der Verfasser der zimmrischen Chronik kannte dieses Gefängniß St. Othmars, wenn er schreibt: „man hält noch heutigen Tags für gewiß, St. Othmar sei zu alten Bodmann in dem Gefängniß gelegen, und nachdem er denen Herren von Bodmann von etlichen Fürsten fänglichen überantwurtet, sei er etliche Zeit ganz härtiglich und ohne alle Erbärmde von ihnen gehalten wurden. Uf unser Frauenberg, da einst das recht alt Bodmann gestanden und darvon auch die Herren ihren Namen gehabt, da zeigt man noch ein finstres ungeheures Gewölb oder Kämmerlein, darin der heilig Mann ist gepeinigt worden u. s. w.“ Da nun Walafried Strabo im Leben des heiligen Othmar ausdrücklich sagt, daß dieser Heilige in der Pfalz bei dem Kloster Potamum sei eingekerkert worden, so müßten wir, im Gegensatz gegen die obenangeführte Ansicht unseres edlen Gewährsmannes L. Uhland dafür halten, daß die alte kaiserliche Pfalz auf dem Frauenberg gestanden, wo jetzt noch St. Othmars Gefängniß sich befindet. Für diese Ansicht möchte noch eine Entdeckung sprechen, die einst von dem besten Kundiger der Seegegend, dem ehrwürdigen nun verewigten Freiherrn Joseph von Laßberg gemacht wurde. Unmittelbar unter dem Garten des Frauenbergs fand sich in weichem Sandfels dasselbe Zeichen eingegraben, das König Dagobert an der rhätischen Gränze bei Mondstein einhauen ließ; ein die Hörner aufwärts kehrender Mond. Uebrigens ist dasselbe Zeichen noch weiter unten am See, hart am Ufer, beim sogenannten Halbmond zu finden, einer alten von Fichten beschatteten, schroff ansteigenden Felswand, auf der eine, wie von Menschenhand gebildete Bogenstellung, deutlich zu sehen ist. Das ist also auch aus den Zeiten Kaisers Dagoberts stammend. Mit dieser Felsenwand verbindet sich eine heitere Sage. Ein harmloses Schneiderlein, heißt es, kam einst aus einem benachbarten Dorfe, und suchte Haselnüsse. An der dichtbewachsenen Felswand macht er einen

Fehltritt und stürzt hinunter. Als er aus der Betäubung erwacht, und fühlt, daß er weder Arm noch Bein gebrochen, gelobt er aus Dankbarkeit, eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, mit dem Versprechen, dem dortigen Gnadenbilde so viel Pfund Wachs zu opfern, als sein eigenes körperliches Gewicht betrage. Am fernen Gnadenort angekommen, läßt er sich wägen — und sieh! sein Gewicht beträgt kaum zehn Pfund. Mißtrauisch, ja fast beschämt wegen seiner Leichtigkeit, sitzt er noch einmal in die Wage — und siehe! er zieht nur noch fünf Pfund. Jetzt ahnt er überirdischen Einfluß und erkennt, wie gut es seine Fürbitterin, die gnadenreiche Jungfrau mit ihm meine, opfert freudig und glaubig nach Maßgabe das reduzirte Gewicht, und scheidet neugestärkt im Glauben von hinnen.

Wie das Gewölb auf dem Frauenberg das Andenken des heiligen Othmars erhalten, so mahnt auch an ihn der unten am See befindliche Platz, das sogenannte Othmarsenstücklein. Von da aus soll der fromme Mönch, aus seinem Kerker entlassen, trocknen Fußes über den See an das jenseitige Ufer gewandelt sein.

Noch haben wir, um alles Wichtige, was sich auf das Geschlecht Bodmann bezieht, kennen zu lernen, vom Frauenberg aus einen Gang über den bereits genannten Hof Bodenwald zu machen, wo die alte Bodenburg oder das noch ältere Bodungo gestanden, und steigen in die westliche Niederung hinab, wo wir nach

Mökingen,

einer uralten Besitzung der Familie Bodmann gelangen. Ganz nahe bei dem umfangreichen Mindelsee (zuverläßig einem zurückgebliebenen Theil der in frühester Zeit über den ganzen Höhgau verbreiteten Seefluth) mit der lieblichen Aussicht auf einen Theil der Schweizergebirge, liegt Dorf und Schloß Mökingen. Das neuere, von einem Zweige der Herren von Bodmann bewohnte Schloß wurde auf den Grundmauern eines Franziskaner-Nonnenklosters erbaut, das im Jahr 1387 gestiftet wurde. Entfernter vom Dorf liegt die alte Burg Mökingen. Diese gehört unter die merkwürdigen Burgen des Höhgau's und ist noch ziemlich gut erhalten. Man gelangt über einen Burggraben durch ein hohes Thor, in dessen oberem Stockwerk früher eine Kapelle gewesen. Oben, als auf dem höchsten Standpunkt im Thal, genießt man eine herrliche Aussicht. Unter dem Schlosse befindet sich ein Keller von ungeheurem Umfang mit vielen alten

Fässern, geziert mit den Wappen des Hauses Bodmann. Nicht minder lieblich und traulich, als im vielgerühmten Bremer Rathskeller, ist es in dieser unterirdischen hellen Behausung, wenn der alte Küfermeister eines der gewaltigen Fässer öffnet, und dem Gaste einen Humpen von gutem Gewächs kredenzt, um ihn auf das Wohl der edlen Bewohner des Schlosses zu leeren. Das Merkwürdigste an dieser uralten Burg sind die ungeheuren Gemäuermassen, welche im Umfang derselben zu sehen sind. Es sind Mauerstücke aus Steinen zusammengefügt, welche gleichsam eine feste Masse bilden. Der Lage nach, in der diese Stücke zu einander stehen, bildeten sie ohne Zweifel einen mächtigen Thurm, dergleichen manche für Werke der Römer gehalten werden.

Die Burg Mökingen war schon in früher Zeit eine Besitzung der Herren von Bodmann. Thomas Lirer in seiner schwäbischen Sagenchronik nennt zuerst Mökingen. Nachdem er die Geschichte der Erbauung von Bodmann erzählt hat, wie sie oben aufgeführt ist, so fährt er fort: „Da sein (des Grafen Hugo's) Vater starb, da nahm er sie (Eva, die Tochter eines von Ems) zu der Eh, und hatte mit ihr drei Söhne. Ihn wollten die Herren von Rothenfahn nit Erb lassen sein, er war gar einfältig. Und der von Rothenfahn überkam mit ihm nun das Erb, und gab ihm Mökingen, seines Bruders aus der seligen Reichenau Fluchthaus, und gab dem Abt darum 21 Mark Silber, und nahm Bregenz ein mit allem Land und Zugehör. Seine Söhne hieß man die von Bodmann.“ Wir könnten hieraus schließen, daß Mökingen in frühester Zeit in einem engen Verband mit der Reichenau stand, und von da aus an Bodmann kam. Dunkel bleiben die Worte Lirers seines Bruders aus der seligen Reichenau Fluchthaus. Hat etwa zu Mökingen ein Graf von Bregenz einen Zufluchtsort gefunden und sich eine Einsiedelei hier erbaut. Vielleicht hat dieses sogenannte Fluchthaus dem Nonnenkloster, an dessen Stelle das neuere Schloß erbaut wurde, seine Entstehung gegeben. — Nun, wie dem auch sein mag, das können wir aus dem sagenhaften Bericht des Thomas Lirer schließen, daß Mökingen schon frühe zu den Besitzungen der Herren von Bodmann gehörte.

Doch erst mit dem Ende des 14. Jahrhunderts wird Mökingen urkundlich als ein Besitzthum des Geschlechts aufgeführt, und ein Hauptzweig desselben wählte es zu seinem Wohnsitz. Im Jahr 1384 werden in einer Urkunde Johann

von Bodmann der ältere, seßhaft zu Mökingen, und Johann von Bodmann der jüngere, seßhaft zu Bodmann, aufgeführt. Der erstere kann Niemand anders sein, als der unter dem Namen des Landstürzers bekannte Hans von Bodmann, der andere ist das sogenannte Hänslein von Bodmann, welche beide auf dem Conzilium zu Constanz erschienen. Später wählte die von Hänsles Sohn Frischhans stammende Linie die Burg Mökingen zu ihrem Wohnsitz. Im Jahr 1525 besaß Wolf von Homburg Mökingen sammt Wahlwies und Espasingen, vielleicht bis an seinen Tod im Jahr 1560. Das Jahr darauf erscheint es wieder als Bodmann'scher Besitz, denn Hans Conrad von Bodmann, den wir bereits aufgeführt, nennt sich von Mökingen. Sein Bruder Hans Jörg, der noch im Jahr 1592 lebte, saß wahrscheinlich ebenfalls zu Mökingen, deßgleichen dessen Sohn Hans Ludwig, sowie sein Enkel Ignatius Ludwig von Bodmann, Herr zu Mökingen und Liggeringen, ein in den Tagen des dreißigjährigen Krieges bedeutender Edelherr.

Zum Schlusse noch Einiges über die seit den ältesten Zeiten zu der Herrschaft Bodmann gehörende Ruine

Hohenbodmann

über dem Dorfe gleichen Namens, eine Meile von der Stadt Ueberlingen entfernt. Ein hoher Thurm ist noch der hauptsächlichste Ueberrest dieser einst stattlichen und umfangreichen Burg, welcher sorgsam erhalten wird, weil er den Schiffern auf dem Bodensee zum Maaßstab der Seebrücke dient. Das Schloß Hohenbodmann wurde schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut, denn bereits im Jahr 1262 verwerthet ein Ulrich von Bodmann, Domherr zu Constanz, Schloß Hohenbodmann nebst Zugehör an den Bischof Eberhard zu Constanz. Im Jahre 1357 verpfändete das Hochstift die Burg um 1556 Goldgülden an Burkhard von Erlibach den Langen und Conrad von Blumenberg. Diese Pfandschaft kam im Jahr 1478 an die Stadt Ueberlingen, welche im Jahr 1567 Hohenbodmann, um 12,276 fl. von dem Bischofe Hugo von Hohenlandenberg an sich gebracht hat.

Wer eine der schönsten Aussichten am Bodensee genießen will, der lasse sich den Gang nach Hohenbodmann nicht reuen, denn wenn er den hohen Thurm besteigt, wird er durch eine noch großartigere Aussicht, als auf Altbodmann, für die Mühe der Fahrt belohnt werden.

Sagen.

Die Legende von St. Othmar.

Der heilige Othmar stammte aus allemannischem Geschlecht. In noch zartem Alter wurde er von seinem Bruder nach Churrhätien gebracht und dem Grafen jener Gegend, Viktor, übergeben. Lange Zeit war er in dessen Diensten und widmete sich dabei den Wissenschaften. Bald zeichnete er sich in dieser Beziehung aus, war dabei eifrig in allen Tugenden und löblichen Sitten, also, daß er den Grad eines Priesters erlangte, und von den genannten Grafen als Pfarrer der Kirche des heiligen Florians angestellt wurde. Bald wurde Othmars Sittenreinheit und heiliges Leben auch weiterhin so bekannt, daß ein gewisser Wolfram, der die Gegend, in der des heiligen Gallus Zelle stand, als Erbe von seinen Eltern her zu besitzen glaubte, den genannten Grafen Viktor bat, er möchte ihm den frommen Othmar überlassen, um ihn der Gallenzelle zum Vorsteher zu geben. Das erlangte er auch; und nun übergab er dem frommen Manne feierlich die Gallenzelle mit Allem, was dazu gehörte. Ja, er reiste bald in eigener Person zum Frankenkönige Pipin, stellte ihm den Othmar als Abt vor, übergab das Klösterlein dem Schirm des Königs und ließ seinen ersten Abt von demselben bestätigen. Auf dieses übernahm König Pipin den Schirm des Klösterleins, und hieß den bestätigten Vorsteher eine Ordensregel darin einführen.

Sobald Othmar vom Hofe des Königs nach Hause zurückkam, ließ er um die Gallenzelle herum die für Mönche nöthigen Wohnungen erbauen, und richtete den heiligen Ort für ein klösterliches, dem Dienste des Herrn geweihtes Leben ein. Darnach lud er von überall her Mönche für diese geistliche Niederlassung ein. Bald mehrte er die Besitzungen des Klösterleins durch Schenkungen von Eintretenden und hatte die Freude, innerhalb wenigen Jahren eine ziemliche Anzahl von Brüdern um sich versammelt zu sehen, welchen er ein sorglicher und eifriger Regierer und Meister war.

Von den Tugenden des guten Abtes Othmars wäre zwar

viel zu erzählen, wir werden aber nur von denjenigen berichten, durch welche er sich besonders auszeichnete.

Er hielt besonders viel auf Enthaltsamkeit: oft plagte er seinen Körper durch langes Fasten, und wenn besondere Fasttage eintraten, hielt er manchmal zwei Tage lang so streng das Fasten, daß er gegen alle Anfechtungen des Fleisches standhaft war, indem er mit anhaltendem Wachen und Beten die Zeit zubrachte.

Von der höchsten Demuth erfüllt, liebte er so sehr freiwillige Armuth, daß er irdische Herrlichkeit auf alle Weise zu vermei-

den suchte. Daher pflegte er, so er zu des Klosters Frommen da oder dorthin einen Weg machen mußte, immerdar auf dem Rücken eines schlechten Eseleins zu reiten.

Für die Armen aber war er so sehr besorgt, daß er die Sorge für sie nicht andern übertrug, sondern immer in eigener Person übernahm. Im Werk der Liebe und Barmherzigkeit war er so eifrig, daß es wohl keinen Zweiten gab, der ihm hierin nur gleich kam.

Um die Sondersiechen unterzubringen, welche gewöhnlich von den übrigen Menschen abgesondert waren, ließ er nicht weit vom Kloster, außerhalb der Krankenwohnungen, eine Herberge erbauen, und pflegte ihrer in jeder Beziehung so eifrig, daß er sogar in nächtlichen Stunden das Kloster verließ und sich ihrer Krankheit mit seltener Hingebung widmete. Er wusch ihnen Hände und Füße, trocknete ihnen mit eigener Hand die eiternden Wunden, und reichte ihnen ihre Nahrung, denn immer hatte er jenes Wort vor Augen, das einst der gerechte Richter zu den Barmherzigen sprechen wird: was ihr einem meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir erwiesen.

So geschah es, daß er von Allen, die ihn kannten, verehrt und von den Meisten ein Vater der Armen genannt wurde.

Der fromme Othmar war also erfüllt von Barmherzigkeit, daß wenn er einen Armen sah, der seine Blöße nicht bedecken konnte, er gewöhnlich seine eigenen Kleider auszog, und den Armen damit bekleidete. So geschah es manchmal, daß er ohne Rock, nur mit der Kaputze in das Kloster zurückkam. Denn er wollte lieber durch Verachtung irdischer Pracht jenseits das Kleid irdischer Ehren erlangen, als durch Unterlassung eines guten Werks dereinst die Schmach der Blöße und Armuth vor dem Throne des Richters ertragen.

Einmal reiste er zum König Pipin und wurde ehrenvoll von ihm aufgenommen. Beim Gehen empfing er unter andern Beweisen seiner Huld und Gnade von dem König 70 Pfund Silber, um die Bedürfnisse seiner Brüder damit zu befriedigen. Als aber Othmar zu den Seinigen zurückkam, ließ er einen Theil des Geldes vor der Thüre in der Hand derer zurück, die ihn begleiteten. Mit dem übrigen Gelde kaufte er hernach eine dem Kloster benachbarte Länderei. Denn eingedenk der Befehle seines göttlichen Meisters sorgte er für sich nicht auf den morgenden Tag, wohlwissend, daß ein Mönch mit seiner Nahrung und Kleidung zufrieden sein muß. Deßhalb wählte er auch für sich und die Seinigen lieber die Armuth, als den überflüssigen Besitz des Vergänglichen, der dem freien Geiste nur lästig sein kann.

Der fromme Othmar war durch seine Verdienste würdig, daß der Herr des Himmels ihn belohnte; aber der böse Feind, welcher ihn wegen seiner guten Handlungen beneidete, und sich darüber ärgerte, daß durch das gute Beispiel des frommen Mannes das Leben vieler Anderer gesegnet wurde, suchte die Ruhe des Gerechten, welche er im Dienste seines Heilandes

nicht ohne viele Mühe gewonnen, böslich zu stören. Jedoch, obgleich die Paradieses-Ceder von den Stürmen der Bosheit umtobt wurde, sie blieb doch unerschüttert, denn sie hatte ihre Wurzel fest auf dem Fels der Wahrheit stehen.

Warin und Ruodhard, welche damals in Alemannien walteten, zogen auf Anstiften Satans, von der schrecklichsten Krankheit des Geizes ergriffen, gewaltthätig solche Güter der Kirche, die

Als aber Othmar zu den Seinigen zurückkam, ließ er einen Theil des Geldes vor der Thüre in der Hand derer zurück, die ihn begleiteten.

in ihrem Gebiete lagen, größtentheils unter ihre Herrschaft und Gewalt: Als sie nun auch mehreres von den Besitzungen des heiligen Gallus in Folge ihrer Gewaltthätigkeit sich anmaßten, konnte der fromme Mann Othmar, ob er wohl nicht nach irdischem Besitze trachtete, nicht gleichgültig zusehen, denn er befürchtete eine Beeinträchtigung seiner klösterlichen Anstalt; daher begab er sich zum König Pipin, und stellte ihm das gewaltthätige tyrannische Verfahren jener Männer vor, indem er ihm zugleich zu bedenken gab, welch' große Schuld er selbst auf sich

laden würde, wenn er ihren unrechten Handlungen noch beistimmen sollte. Darauf forderte König Pipin den Warin und Ruodhard vor sich und drohte ihnen bei Verlust seiner königlichen Gnade, wenn sie nicht ohne Verzögerung den Kirchen des Herrn zurückerstatten würden, was sie ihnen unrecht entzogen. Als aber jene wieder in die Heimath zurückkamen, so kümmerten sie sich nicht mehr um den Befehl des Königs, denn sie waren erfüllt von Raubsucht, und verwildert in thierischer Wuth. Ja, als der Mann Gottes Othmar in dieser Angelegenheit wieder zum König Pipin ziehen wollte, schickten sie heimlich ihre Söldner ihm nach, und ließen ihn, in Fesseln geschlagen, mit Gewalt zurückführen. Zu gleicher Zeit richteten sie einen gewissen Lambert, der nur durch seine Profeß, aber nicht durch rechtschaffenes Leben den Brüdern zu St. Gallen angehörte, böslich an, daß er dem frommen Manne Othmar das Laster der Ueppigkeit andichte. Sie gaben sich alle Mühe, seine Rechtschaffenheit durch solche Verdachte zu beflecken, um eine Veranlassung zu seiner Absetzung aufzufinden. Ja, sie brachten es zuletzt dahin, daß der gleichfalls gegen den frommen Mann neidisch gesinnte Bischof Sidonius von Constanz eine Synode berief, bei der Viele, die nichts von den bösen Praktiken der Feinde Othmars wußten, sich einfanden.

Also ward der keusche, gerechte und durch Sittenreinheit ehrwürdige Abt Othmar mitten im Kloster vor ein Gericht gestellt. Der verworfene Mönch Lambert, ein Diener der Bosheit, trat vor Aller Angesicht als Kläger gegen den Frommen auf, und als man ihm zu sprechen erlaubte, erklärte der Bösewicht, vergessend der Wahrheit, als Zeuge der Falschheit: er kenne eine Weibsperson, welche von dem heiligen Manne genothzüchtigt worden.

Auf diese Beschuldigung gab Othmar Anfangs keine Antwort; erst, als er von den Meisten ernstlich aufgefordert wurde, auf solche Vorwürfe zu antworten, sprach er also: ich bekenne, daß ich in manchen Dingen über die Maßen gesündiget, aber wegen dieser Beschuldigung rufe ich Gott, der in mein Innerstes sieht, zum Zeugen an. Als aber seine Richter immer mehr in ihn drangen, sich durch Verantwortung von jener schweren Schuld zu reinigen, verharrte er stillschweigend, beruhigt in seiner Seele, rein in seinem Gewissen; denn da er erkannte, daß man bei solchen Richtern Klage erheben könne, welche man wolle, zog er es vor, bei der Reinheit seines Herzens, lieber dem göttlichen, als dem menschlichen Urtheil sich zu unterwerfen, um sich von seiner Schuld zu reinigen. Bald darauf mußte es

Allen klar werden, daß seine Keuschheit nur falscher Weise angetastet worden war: den verworfenen Mönch Lambert erreichte die göttliche Rache, ein Fieber stieß ihn an, in Folge dessen er in allen Gliedern contrakt, und sein Haupt so gebeugt wurde, daß er es wie ein unvernünftiges Thier fast bis auf den Boden hieng. Nicht nur seine schreckliche Mißgestalt, sondern er selbst verkündigte von nun an mit lauter Stimme, daß er gegen den Heiligen Gottes gesündigt. Dennoch wurde der fromme Othmar durch die Synode, welche unrechter Weise begonnen, und noch unrechter beschlossen ward, verdammt, und in der königlichen Pfalz bei dem Kloster Bodmann eingekerkert. Da Niemand ihn besuchen und mit ihm reden durfte, so brachte er einige Tage ohne alle leibliche Nahrung zu. Indem er also in Hunger und Kummer zubrachte, pflegte Perathgoz, einer aus den Brüdern, bei Nacht ihn zu besuchen, und versah ihn mit Nahrung.

Späterhin erlangte es ein gewisser Herr dieser Gegend, Namens Gozbert, daß ihm die unrechten Gewalthaber, Warin und Ruodhard, den Mann Gottes übergaben; und nun brachte er ihn auf eine Insel im Rhein, die nahe bei seinem Gute, gegenüber dem Ort Stein lag, in Verwahrung. Hier in dieser Einsamkeit lebte der heilige Vater nur in geistlichen Uebungen, im Gebet und Fasten, indem er um so freier dem Herrn dienen konnte, je mehr er von Besuchen von Menschen und von weltlichen Sorgen abgeschlossen und frei war. Aber nicht lange war es ihm vergönnt, unter solchen Beschäftigungen sein einsames Leben hinzubringen; er zog aus diesem irdischen Jammerthal voll Anfechtung zu den Freuden des Himmels am 16. November 759. Sein Leichnam wurde auf der Insel beerdigt und ließ viele Tage lang gar kein Zeichen der Verwesung wahrnehmen.

Als 10 Jahre nach seinem Hingang vorüber waren, wurden die Mönche des Klosters durch ein Gesicht ermahnt, daß sie den Körper des geliebten Vaters in das Kloster zurückführen. Auf diese Offenbarung des göttlichen Willens machten sich 11 Brüder aus dem Kloster auf, und fuhren bei Nacht an den Ort, wo die irdische Hülle des frommen Mannes lag. Als sie das Grab öffneten, fanden sie den Leichnam Othmars frei von aller Verwesung, ausgenommen, daß der äußerste Theil eines Fußes, den das Wasser bespülte, nur seine Farbe geändert hatte und etwas geschwunden schien. So waren also durch ein seltsames Wunder die ersten Anzeichen seiner Heiligkeit kund geworden; denn ebenso war sein Leib von aller Verwesung frei

erfunden, wie seine Seele von allerhand Schuld frei war, ob er sie gleich eine zeitlang getragen hatte.

Nun nahmen die Brüder den Leichnam des Heiligen, und legten ihn in den Nachen, in dem sie ein brennendes Licht zu seinem Haupte und eines zu seinen Füßen hinstellten. Darauf stießen sie von dem Ufer der Insel und übergaben sich und ihre theure Last den Wellen. Sie ruderten mit aller Macht, um so schnell als möglich in ihr Kloster zurückzukehren, aber auf einmal erhoben sich so gewaltige Winde mit Regen, daß sie kaum glaubten, der Gefahr entrinnen zu können. Aber durch Gottes wunderbare Vorsehung, ja wir glauben, um der Verdienste des frommen Mannes willen geschah es, daß die Elemente, welche uns gefühllos scheinen, dem Befehl des großen Gottes dienstbar, fühlen mußten, welches frommen Mannes Gebeine auf den Wellen fuhren. Denn der See, der auf allen Seiten vom Regenwetter aufgeregt war und sich hoch in Wellen erhob, war doch in keiner Weise den rudernden Brüdern ein Hinderniß, sondern wohin sich das Schifflein wandte, überwand es die schäumenden Wellen, und ob es gleich von allen Seiten von der Macht der Wellen, von Regengüssen, und von tobenden Winden fast immer umgeben war, so fiel doch nicht einmal ein Tropfen des Regens, der sich nach allen Seiten heftig ergoß, in das Schifflein. Ja die Kerzen, welche zum Dienste des heiligen Vaters zu seinem Haupte und Füßen brannten, verloschen nie, bis der Leichnam in dem Kloster ankam.

Noch ein anderes Wunder ereignete sich bei der Ueberfahrt des heiligen Leibes. Als nämlich die Brüder, ermüdet von langem Rudern, zur Imbißzeit sich niederließen, und nach vorangegangenem Gebet mit leiblicher Nahrung sich erquickten, auch einen Labetrunk einnehmen wollten, da meldete einer der Laienbrüder, es sei nicht mehr Trank vorhanden, als was in einem kleinen Fläschchen enthalten wäre, doch werde es kaum reichen, daß ein Jeder davon koste, viel weniger seinen Durst daraus lösche. Doch jene, eingedenk des Wunders, da der Heiland mit wenigen Broden eine Menge Menschen gespeist, ließen Alle, die da waren, aus diesem kleinen Fläschchen trinken, und wunderbarerweise wuchs der Trank in diesem Gefäß so sehr an, daß so Viel sie tranken, der Trank doch nicht abnahm, bis sie alle mehr als genug getrunken hatten. Darum dankten sie dem Geber alles Guten, der ihnen so wunderbar Ueberfluß dargereicht hatte, mit lautem Preise. Zur selben Stunde aber, da sie wieder weiter fuhren, war das Fläschlein versiegt. Sobald sie an dem ersehnten

Ufer anlandeten, erzählten sie den mit Preis gegen Gott entgegenkommenden Brüdern, was sich nach einander begeben hatte. Unter gemeinsamem Jubel nahmen sie den Leib Othmars aus dem

Sie ruderten mit aller Macht.

Schifflein, trugen ihn unter großen Ehren bis in's Kloster und legten ihn vor den Altar Johannes des Täufers in einen Sarg, wo er sich durch merkwürdige Wunder späterhin kund that.

Die Sagen vom Nebelmännlein.

1. Aus der Chronik.

Anno Domini hat Einer von Bodmann, ein Ritter, gelebt, von dessen Thaten ein sonders Capitel wär zu beschreiben. Demselbigen Ritter starb sein Weib, und war eine von ... hieß ..., die hat ihm geboren drei Töchter, waren verheirath, auch

zween Söhne, der ein Konrad geheißen, war unverheirath, der ander Hans, derselbig war über ein viertel Jahr nicht alt, wie die gute Frau starb. Darob nahm ihm der Ritter einen solchen Unmuth und Bekümmerniß, daß er ihm fürsetzte, hinweg zu reisen und in etlichen Jahren nicht wiederum heimzukommen, befahl derhalben seine beiden Söhne, auch Haus und Hof, dem allmächtigen Gott und seiner lieben Mutter; damit zog er davon in fremde Land, in die Heidenschaft, Jahr und Tag, in welcher Zeit er wunderbarliche Sachen erfuhr, auch viel ritterliche Thaten begieng. Er ist nach langem auf solcher Reiß in eine große Wildniß kommen, weit von aller menschlichen Wohnung, zu achten in den Ländern von Mitternacht, dann die Alten das aus Unfleiß nicht verzeichnet. Als er sich nun seines Leibs verwogen, ist er doch letztlich seines Erachtens an ein groß Wasser oder ein Meer kommen, da er kein Land mehr gesehen. Da hat er seines Vermeines einen Menschen gefunden, ein kleines Männle, das hat ihn angesprochen, mit sich in eine Behausung mit lauter Laub und Gras überwachsen geführt und mit Essen und Trinken wohl gehalten. Mancherlei Wein hat er ihm fürgesetzt, unter anderm aber ein Wein, welcher, da ihn der Hans von Bodmann versucht, er gesprochen, so er daheim zu Bodmann, so wollt' er sprechen, es wär' Wein von seinen Reben oder seinem Gewächs. Darauf das Männlein gesagt: ja es sei Wein und Gewächs von Bodmann. Dessen hat sich Herr Hans höchlich verwundert und gefragt: wie das möglich, daß er sein Wein, der doch nicht des besten, in so ferne und fremde Land konnt zuwege bringen? Da hat er ihm frei bekennt, er selbst sei kein natürlicher Mensch, sondern der Nebel, darum könnte er von der mertheils Ländern den Wein bekommen, und was oder wieviel Wein von dem Nebel hin und wieder in den Weinländern verderbt, das komm ihm zu Nutz. Daneben hat er ihn gelehrt, so er zu ewigen Zeiten seine Weinreben zu Bodmann vor dem Nebel und Schaden wolle behüten, so soll er im Flecken Bodmann nimmer wider den Nebel läuten lassen; wie denn sonst gemeinlich geschieht, daß man morgens wider den Nebel zu läuten pflegt, den zu vertreiben so soll er vertröstet sein, daß seinen Reben zu Bodmann kein Nebel kein Schaden nimmer thun werde. Das hat ihm der von Bodmann verheißen, drauf sein sie wieder von einander geschieden. Im Abschied hat ihm das Männle gesagt: es sei Zeit, daß er wieder der Heimath zu nähere. Derhalben ihm Herr Hans versprochen zu folgen und sich auf die Fahrt zu machen, als er auch gethan. Mittler Zeit aber, als er sich

von Haus gethan und seine jungen Söhne daheimgelassen, da ist Lorenz Keller gewest, wie dann geschieht, wenn die Katzen außerm Haus, so reihen die Mäus. Also da der gute alte Herr von Land, so kamen die Tochtermänner und Schwäger sammt ihren Weibern mehrmals gen Bodmann und war alles Trauern um ihre liebe gute Mutter und Schwieger schon hintan und vergessen. Insonderheit kamen dahin auf Sankt Johannes Sonnenwende Abend, welches ein Samstag war, Herr Hans von Schellenberg Ritter mit seiner Gemahlin Hausfrauen Anna, geboren von Bodmann, Heinrich von Blumeneck mit seiner Hausfrau Adelheid, geboren von Bodmann, und Gottfried von Krähen sammt seinem Weib Cathrina von Bodmann. Diese alle drei waren Schwestern, und des alten Herrn Hans von Bodmanns Töchter. Diese wurden von ihrem Bruder und Schwager Conrad von Bodmann ehrlich und wohl empfangen und gehalten. Sie waren denselbigen Abend ganz fröhlich, wenig betrachtend den großen Unfall, auch den elenden erbärmlichen Tod, der ihnen so nahe unter Augen ging. Nach dem Nachtessen fiengen sie an zu tanzen und alle Kurzweil zu haben. Indeß fängt an ein groß Wetter über das Schloß zu kommen, mit Donnern Blitzen ganz gräuselich, des sich doch die Obgehörten nichts annahmen, sondern fortfuhren. Also erzeigt sich gegen den Abend spot ein groß Wunderzeichen allda, denn es ließen sich ganze feurige Kugeln und Strahlen ob dem Schloß sichtbarlich sehen, daß solches die Wächter nicht verhalten, sondern den Edelleuten anzeigen müssen, und sie waren, die sich nichts daran kehrten, sondern tanzten und ließen sich hieran nicht irren. Also zu angehender Nacht da ließen sich die feurigen Kugeln herab, und schlug der Donner mit obgehörten Strahlen dermaßen in das Haus, daß gleich das obere Schloß und Gehäuß voll Feuer war, und als die alten Schlösser ein mehrtheils in die Höhe gebaut, nur mit hölzernen Stiegen, ohne allen andern verborgenen oder heimlichen Abgang versehen, da war einmal Jammer und große Noth vorhanden. Es war nicht viel da lange Berathschlagung zu pflegen, dann da war keine Hoffnung einigs Heils, dann so etwer zu aller Höhe hinaus hat wollen springen, das aber eine unmögliche Sach alle bedäucht. Derhalben als sie die Gewalt und Straf Gottes augenscheinlich sahen, baten sie Gott um Gnad und Verzeihung, und gaben sich geduldig in den Tod, der bald darauf folgte. Dann die Obgenannten vom Adel und ihre Weiber verbrannten zu Aschen sammt dem Schloß, dergleichen noch drei Frauen, die ein hieß

Adelheid, war des jungen von Bodmanns, der noch in der Wiege lag, Säugamme; die andern zwo: die ein hieß Lucie, die andere Anna, diese alle verbrannten sammt dem Schloß. In allem Jammer aber und mordlichen Geschrei, wie wohl zu gedenken, da hat die Säugamme Adelheid den jungen Hansen von Bodmann in viel Windeln und Lumpen eingewickelt und in ein großen ehernen Hafen, der ungefähr damals oben im Schloß an der Hand gewesen, gesteckt, und als ihr das Feuer zu nahe kommen, hat sie den guten Jungen im Hafen in Gottes des Allmächtigen und unser lieben Frauen Namen zum Laden hinaus geworfen, und wiewohl es eine große Höhe, ist der Junge im Hafen wunderbarlich salvirt worden und davon kommen. Denn er ist gleich von dem Nachbarn und seinen Verwandten erzogen worden, da man ihm aus Erbarmen alle Treu bewiesen, und ist damals aller Stamm derer von Bodmann auf diesem Jungen gestanden, dann von dem Alten niemand gewußt, ob er lebendig seie oder todt. Diese Geschicht ist geschehen an einem Samstag St. Johannes des Täufers Abends spät gegen die Nacht, als man zählte 1307. Unlängs hernach dieser erbärmlichen Geschicht, da ist der alte Herr Hans von Bodmann wieder zu Land kommen, jedoch am ersten gen Salmansweiler in's Kloster gangen, dieweil er und seine Vorfahren ihr Begräbniß allda gehabt, zudem ihm der Abt auch sonderlich wohl bekannt war. Es behielt ihn der Abt etliche Tag bei ihm, daß er ihn nicht heimlassen wollte. Wie er aber lange nicht bleiben wollt, da nahm er ihn auf ein Ort, sagte ihm alle ergangene Geschichte mit beßtem Glimpfen, bat ihn dabei, daß er solches alles Gott befehlen und dem Allmächtigen danken solle, daß er seinem jungen Sohn so wunderbarlich mit dem Leben davon geholfen, mit weiteren Worten hiezu dienstlich. Der alte Herr Hans vernahm diese Geschichte mit großem Unmuth, verfügte sich darauf heim, und als er alles nach Nothdurft erkundigt, da nahm er seinen jungen Sohn zu sich, den erzog er fürder mit allen Treuen; und von demselbigen Hansen von Bodmann sein alle Bodmann, so noch im Leben, kommen. Man zeigt noch heutigs Tags auf Bodmann den ehrnen Hafen, darin der Jung zum Schloß ist hinausgeworfen worden, der wird zum ewigen Gedächtniß allda behalten. Der alte Herr Hans von Bodmann hat das verbrennte Schloß nicht mehr bauen lassen wollen, sondern hat den Berg mit etlichen Renten und Gülten unser lieben Frauen geschenkt und geeignet, auch das alles dem Abt von Salmansweiler und dem Kloster übergeben, damit etliche fratres daselbst

ewiglich erhalten werden, die den Gottesdienst üben sollen. Das hat der Abt angenommen, ein Kirche in der unser lieben Frauen sammt einer Behausung da zu erbauen, und sein stets zwei Conventualen allda wird unser lieben Frauenberg genannt. Nach solchem hat Herr Hans von Bodmann das Schloß, so jetzt auch Bodmann wird genannt, erbaut auf den Berg, da es jetzo steht, und darin eine ganz übergüldte Stube gemacht, aller brauncirt, und von der Zeit an da hat man den Nebel nimmermehr zu Bodmann geläutet, wird auch noch also gehalten. Man weiß auch dargegen, daß der Nebel von undenklichen Jahren dem Wein oder den Reben allda kein Schaden nie gethan hat. Man sagt auch, es hab sich der alte Herr Hans mit seinem Sohn als er erwachsen, verglichen, daß hinfüro alle des Stamms von Bodmann Mannspersonen sollen Hans genennt werden, wie das bei unsern Zeiten noch gehalten wird. Ich hab von glaubhaften Leuten mehrmals gehört, daß noch zu unseren Zeiten, da ein groß Wetter zu Bodmann sich erzeigt, feurige Lichtlein und Kugeln auf den Zinnen, Thurmen und Dächern sich sehen lassen, und so das geschieht, haben sie außer der täglichen und vielfältigen Erfahrung dafür, das Wetter thue keinen Schaden, und hab nun keine Noth mehr; zu achten, solche Lichtlein sei ihnen zu einem Gedächtniß und zu einer Sicherheit künftigen Brands gegeben, wie dann der Regenbogen gemeinem menschlichen Geschlecht ein Zeichen ist des Bunds, und daß die Welt mit keiner Sündfluth mehr soll gestraft werden oder vergehen.

Spätere Aufzeichnung der Sage.

Auf sehr abweichende Weise bringt das schweizerische Heldenbuch von 1624 den Schloßbrand von Bodmann mit der Nebelsage zusammen:

Um das Jahr Christi ein tausend drei hundert und acht lebte Johann von Bodmann, des uralten adelichen Geschlechts am Bodensee, welcher in seiner Jugend ganz wunderlich bei dem Leben erhalten worden, so sich also zugetragen. Es kam ein Schwarzkünstler und fahrender Schüler an diesen Ort, welcher dem Herrn zugesagt und versprochen, er wolle durch seine Kunst zuwege bringen, daß forthin in derselben Gegend um den Bodensee herum kein Nebel oder Reif den Weinreben mehr

Schaden bringen solle, welches man ihm aus vorgehenden Thaten geglaubt und große Freud gehalten. Als nun das ganze Hausgesind mit samt den Junkherrn fröhlich getanzt, schlug unversehens ein feuriger Strahl in das Schloß, also daß es an allen Orten anfing zu brennen. Daselbst sind sieben Edelmänner mit sammt dem Hausgesind, Knechten und Mägden, jämmerlich zu Grund gangen. Zu dieser Stund erbarmet sich die Säugamme gar sehr ihres jungen Kindes, und weil sie bessers nicht mögen, erwischte sie einen ehrnen Hafen, setzt das Kind darein, machte viel Tücher zu Ring um es, damit es wohl befestigt wurde, und warf es von einem hohen Thurm über das Schloß hinaus, da es dann auch am Leben erhalten, und von dem zulaufenden Volk erkennet und hingetragen worden. Dergestalten war Johannes allein von diesem Geschlecht damalen überblieben, auch in allen Tugenden auferzogen. Sobald er auch erwachsen, ist er dem kaiserlichen Feldlager nachgezogen und hat sich dermaßen wohl gehalten, daß er zum Ritter geschlagen worden. Nach diesem kam er wieder heim, erneuerte seiner Vorfahren Wohnung, und hielt sich dergestalt löblich, daß ihn mäniglich sehr geliebet. Es sind seine Nachkommen alle von ihm her Johannes geheißen und in dem Kloster Salmannsweiler ehrlich zur Erden bestattet worden, da dann diese Historien an eine Tafel gemalet.

Für sich bestehend die Nebelsage:

Aus uralten Geschichten hat man, daß der Herr Hans von Bodmann, sonsten der Landfahrer genannt, so Anno . . . gestorben, sich von seiner Frau Gemahlin in entfernte Länder begeben, in Meinung, die ganze Welt durchzureisen. In der Abreise aber hat er seinen goldnen Ring von der Hand genommen, solchen entzwei gebrochen und das eine Stück gedacht er seiner Frau Gemahlin zu dem Ende, daß wenn er nach langen Jahren wiederum nach Haus kommen möchte, es ein Kennzeichen seiner Person sein solle, gegeben, den andern halben Theil aber hat er bei ihm behalten. Als er nun lange Jahr ausgeblieben und auf dem wilden Meer von den Wellen in ein Insel geworfen worden, also daß er nicht mehr fortkommen können, sondern seines Lebens verzweifelt hatte, ist ein wildes Männle zu ihm kommen, ihn seiner Traurigkeit befraget, so er ihm allen Verlauf erzählt hat; worauf dieses Männle ihm gesagt: es

hätte seine Frau sich wiederum mit einem andern verheirathet, und morgigen Tags werde sie Hochzeit halten: wann er ihm versprechen wolle, daß er in seiner Herrschaft ewiglich nicht mehr wider die Nebel läuten lassen wolle, Ursach weil er seine beste Nahrung aus den Weinberg, die Herrenstein genannt, dieser Herrschaft habe, so wolle er ihn ohne allen Schaden und Nachtheil aus dieser Gefahr erheben und führen, daß er morgen noch der Mahlzeit seiner Frau Gemahl beiwohnen könnte. Nachdem dieser Herr von Bodmann ein solches zugesagt und versprochen, und es noch auf heutigen Tag gehalten wird, also ist dieß Männle mit ihm zu Bodmann den andern Tag, als man bei dem Hochzeitmal sich lustig eingefunden, ankommen. Herr von Bodmann aber stellete sich als ein Armer und begehrte ihm einen Trunk zu reichen. Als er solchen erhalten, hat er einen Trunk aus diesem Geschirr gethan, in den übrigen Wein aber warf er den halben Theil des güldenen Rings, so er mit sich zu einem Kennzeichen genommen hatte, diesen Trunk sammt inliegenden halben Theil des güldenen Rings der Frau Hochzeiterin zu präsentiren. Als nun sie dieses gesehen, war sie alsobald erschrocken, befahl gleich ihr den halben güldenen Ring, so in ihrem Schreibtisch lag, herbeizubringen, so nun alsobald den mit männigliche Verwunderung, was es bedeuten solle, geschehen. Da sie nun beide Stück zusammenfügte, hat sie ihr diesen Armen zu der Mahlzeit zu führen befohlen, allwo sie einander als liebe Ehegemahl begrüßet und diese wunderliche Geschicht sonderliche Freuden erweckt hat.

Die mündliche Volkssage vom Nebelmännlein.

Ein Ritter von Bodmann — so erzählt L. Reich nach mündlicher Ueberlieferung in seinem trefflichen Buche „Insel Mainau“ — wollte die Welt ausreiten. Er nahm von seiner Gemahlin Abschied, mit dem Bedeuten, daß wenn er binnen sieben Jahren nicht zurückkehren werde, sie ihn für todt halten, und, wenn es ihr beliebe, sich wieder verheirathen dürfe. Von ein Paar Knappen begleitet machte sich der Ritter auf den Weg; er zog übers Meer in unbekannte ferne Länder. Nachdem er schon viele Jahre verreist war, kam er in eine wilde Einöde, wo er Abends auf einem hohen Berge ein Licht schimmern sah. Er schickte einen Knappen hinauf, um zu erfahren, ob Menschen da wohnten, bei denen man eine Herberge finden könnte. Der Diener ging, kam aber nicht wieder, ebenso der Zweite und Dritte. Endlich nach langem Harren machte sich der Herr selbst auf den Weg. Oben angekommen, findet er in einem kleinen Haus ein Weiblein, das ihn mit bedächtiger Miene begrüßt und ihm sagt, ihr Mann sei das Nebelmännlein und ein grausamer Freund der Menschenkinder; wollte er das Schicksal seiner Diener nicht theilen, so müsse er sich schleunig von hinnen machen. Während sie aber noch sprach, hörte man Jemand kommen, und das Weib sagte: „Ich will Euch verbergen, schlüpft da hinunter in den Keller.“ Der Ritter folgte dem Winke. Das Nebelmännlein aber ließ sich nicht täuschen. „Ich wittre einen Menschen!“ schnaubte es sogleich beim Eintritt — „ein Mensch muß da verborgen sein!“ und näherte sich dem Kellerloch. Der Ritter, der sich entdeckt sah, trat heraus. Aber wie erstaunte er, als ihn der Alte nicht unfreundlich mit Namen begrüßte. „Woher wißt Ihr, wie ich heiße?“ fragte verwundert der Ritter. — „Ich weiß noch mehr,“ sagte das Nebelmännlein, „morgen früh wird Euer Ehegemahl getraut in der Schloßkapelle zu Bodmann. Die sieben Jahre, die Ihr bedungen habt, sind längst vorüber.“ Den Ritter traf dieses Wort wie ein Wetterstrahl. Das Nebelmännlein aber fuhr fort und sprach: „Ich will einen Vertrag

mit Dir abschließen — wißt, ich bin das Nebelmännlein vom Bodensee, und die Nebelglocke, die jeden Abend in Bodmann geläutet wird, schlägt mich jedes Mal bummelnd um den Kopf; wenn Ihr mir versprecht, das leidige Ding für ewige Zeiten in den See zu versenken, so will ich Euch noch vor Tagesanbruch in die Heimath schaffen. Der Ritter willigte ein, wonach das Nebelmännlein einen seiner dienstbaren Geister berief und ihn fragte: „Wie schnell bist du?“ — „Wie der Pfeil vom Bogen,“ lautete die Antwort. — „Du bist zu langsam,“ versetzte das Nebelmännlein und citirte einen Zweiten. „Wie schnell bist du?“ — „So schnell wie der Wind,“ erhielt er zur Antwort. — „Zu langsam,“ sprach das Nebelmännlein. Ein Dritter wurde berufen und befragt, wie schnell er sei, und der gab zur Antwort: „So schnell wie des Menschen Gedanken!“ — „Gut,“ versetzte das Nebelmännlein, „du bist der Rechte. Auf und davon mit dem Ritter!“ Gesagt, gethan, — der Ritter wußte nicht, wie ihm geschah; als er aufwachte, lag er auf dem „Gänsriedersteg“ bei Bodmann. Lieblich von der Morgensonne beschienen, glänzte der See und der hohe heimatliche Berg — die Glocken riefen zur Burgkapelle. Bei dem Festmahl, das der Trauung folgte, wird der fremde im Schloßhof stehende Pilgrim hereingerufen und ihm ein Ehrenplatz angewiesen. Die Braut selbst kredenzt ihm den üblichen Gasttrunk. Da läßt der Ritter seinen Ehering in den Becher fallen, und die Burgfrau, als sie Bescheid thun will, sieht das Zeichen auf des Bechers Grund liegen. Sie wird aufmerksam und erkennt in dem Gaste den todtgeglaubten Gemahl. Alles endet in Freuden, der Ritter aber löst getreulich sein Versprechen wegen des Nebelglöckleins. So der gewöhnliche heitere Schluß; aber es giebt auch noch einen andern, einen ernsten Ausgang — ebenfalls im Volksmunde — demzufolge an die Sage vom Nebelmännlein die Historie vom Schloßbrand angefügt wird.

Die Burgfrau, so heißt es, will den durch lange Jahre und Mühseligkeiten gealterten Gemahl nimmer erkennen, worauf dieser des Himmels Strafe und Verderben über die Ungetreue und das ganze Haus herabruft. Sogleich erfüllt sich die Verwünschung. Ein Wetter zieht am Himmel auf, und der Strahl entzündet die Burg, in welcher Alle in den Flammen den Tod finden, mit Ausnahme des jüngsten Sprößlings eines anwohnenden Ritters von Bodmann, der durch die Geistesgegenwart der Amme gerettet ward. Noch soll zuweilen bei niederem Wasserstand die versenkte Nebelglocke gesehen werden. Das Nebelmännlein aber

hat seinen Sitz im sogenannten Löchle, einer angeblich unergründlichen Tiefe des See's bei Bodmann, welcher Fleck bei größter Kälte niemals zufriert. In stillen Nächten steigt der silberbärtige Alte auf, beirrt die Schiffleute und beschädigt mit kaltem Reif die Reben.

Die treue Amme auf Bodmann.

Auf Bodmanns hohem Ritterschloß
Herrscht tolle Fröhlichkeit,
Vom Keller bis zum Dachgeschoß
Tönt Jubel weit und breit.

Der schöne Burgherr und sein Haus,
Die halten lust'gen Tag;
Die Fiedler spielen auf zum Schmaus,
Zum Tanz und Trinkgelag.

Alleinsam weint im Kämmerlein
Die Amme bei dem Kind,
Ihr heimlich Leid kennt Gott allein,
Sie flieht das Burggesind'.

Auf Bodmanns hohem Ritterschloß
Herrscht Jammer weit und breit,
Vom Keller bis zum Dachgeschoß
Tönt Angst und Herzeleid.

Vom Himmel fiel ein jäher Blitz
Und traf des Thurmes Knauf,
Schnell loht der ganze Edelsitz
In hellen Flammen auf.

Die Fiedel schweigt, der Becher ruht,
Der Tod hält Tanz und Schmaus,
Es stirbt in grauser Flammengluth
Der Burgherr und sein Haus.

Die treue Amme, deren Herz
Von höhrer Liebe schwoll,
Läßt nicht vom Kind in Noth und Schmerz,
Und hilft ihm wundervoll.

Sie packt es in des Kessels Bauch —
Fahr wohl, liebsüßer Knab'!
Und rollt es flugs durch Flamm und Rauch,
Den steilen Berg hinab.

Nicht sterben soll der tapfere Stamm,
Des heiß geliebten Herrn;
Gerettet bist du, schuldlos Lamm,
Nun sterb' ich Arme gern.

Ed. Brauer.

Herr Rudolf von Bodmann und das Nebelmännlein.

Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts wohnte auf der Burg Bodmann ein wackerer Ritter, Rudolf v. Bodmann genannt, ein Held von jugendlicher Kraft, kaum eingetreten in die ersten Jahre des Mannesalters. Vor wenigen Monaten erst hatte er ein jugendliches Weib heimgeführt, an deren Seite er nun die glücklichsten Tage zu verleben hoffte; aber nur zu bald entschwand diese Hoffnung seinen Blicken, als der Ruf von der Noth des Kreuzes in Paläſtina auch bis in die Burg Bodmann drang und die Kunde kam, wie der Heldengreis Barbarossa sich an die Spitze der Kreuzfahrer gestellt habe, um das durch Sultan Saladin den Christen entrissene Jerusalem wieder zu erobern. Rudolf vernahm zugleich, daß alle Ritter im Höhgau und an den Ufern des Bodensees das Kreuz genommen und dem Zuge zu folgen entschlossen wären, ja, daß der Ruf für die heilige

Sache der Christenheit selbst dem Wehrwolfe von Hohenkrähen, das sonst so felsenharte Herz bewegt habe. Wie hätte nun er, der für einen der Bravesten im ganzen Gaue galt, wenn es darauf ankam, eine edle Sache zu vertheidigen — wie hätte er allein sich dem allgemeinen Aufgebote entziehen können? Festen Sinnes trat er vor seine junge Hausfrau und kündigte ihr seinen frommen Entschluß an, und obschon er den Thränen der Bittenden, die erst so kurze Zeit des ehelichen Glückes mit ihm genossen, kaum zu widerstehen, kaum die trüben Ahnungen, die sein eigenes Herz erfüllten, zu beschwichtigen vermochte, wußte er doch die weicheren Gefühle für dieß Mal zu unterdrücken, denn es war Gottes Sache, es war die Ehre, die ihn mahnte — ein stärkerer Ruf, als Frauenliebe. „Wenn ich nach Jahresfrist, an demselben Tage, an welchem ich von Dir scheide, nicht wieder kehre, so darfst Du meiner nicht mehr harren.“ Dieß waren Rudolfs letzte Worte, mit welchen er den Abschiedskuß auf die Lippen seiner gebeugten Gemahlin drückte.

Kriegsfrohen Blickes, aber niedergeschlagen und düster in der Tiefe seines Herzens, schloß Rudolf von Bodmann sich dem Zuge der höhgauischen Ritterschaft an. Es war ein stattliches Heer von Herren und Knechten, was dieser einzige Gau ausgesandt hatte. Allein, so viele auch herrlich ausgezogen waren, so wenige sollten — und auch diese Wenigen arm und elend genug — die Heimath wieder sehen. Mehr als 150,000 streitbare Männer, alle mit dem Kreuze bezeichnet, waren unter ihrem wackeren Führer, Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen, im Mai 1189 nach Palästina aufgebrochen. Glücklich hatte dieser Kreuzzug begonnen; durch tausend Fährlichkeiten führte der Heldengreis seine Krieger bis an die Grenzen Syriens, aber sein jäher Tod in den Fluthen des Kalycadnus vereitelte mit einem Male all' die schönen Hoffnungen der Kreuzfahrer. Des Kaisers Sohn übernahm jetzt die Führung des Heeres und zog bis vor Antiochien. Aber hier begannen erst die eigentlichen Leiden der frommen Kämpfer: eine fürchterliche Pest raffte den größten Theil derselben dahin und die blutige Belagerung von Ptolemais, wobei die Meisten der übrig gebliebenen von dem Schwerte der Saracenen niedergemacht wurden, benahm vollends alle Aussicht auf die Wiedereroberung Jerusalems.

Nach so vielen Leiden und gescheiterten Hoffnungen hatte der kleine Rest der Kreuzfahrer keine andere Wahl mehr, als wieder in die Heimath zurückzukehren, ohne die Stätte gesehen zu haben, wo der Erlöser das Licht der Welt er-

blickt und für die Menschheit am Kreuze geblutet hatte. Theils in kleinen Schaaren, theils einzeln sah man jetzt allenthalben solche Unglückliche auf dem Wege zur Heimath, besonders Krieger aus Deutschlands Gauen. Halb krank und oft des Nöthigsten ermangelnd zogen sie einher, das wahre Bild menschlichen Elends. Unter der Zahl dieser Unglücklichen befand sich auch Rudolf von Bodmann. Die Meisten seiner Waffengenossen hatte er durch das Schwert der Ungläubigen oder durch das Gift der Krankheit dahin sterben sehen: er allein war unter allen Gefahren wohlbehalten, oder — so dachte er selbst — für größere Leiden aufgespart geblieben. Schon seit einigen Tagen hatte er sich von den wenigen Landsleuten, die mit ihm den Heimweg suchten, getrennt; denn, obgleich seine Lage der ihrigen ganz gleich war, fühlte er stets doppelten Schmerz, wenn er Andere in Jammer und Elend neben sich erblickte. So zog er eines Tages ganz traurig und mißmuthig durch eine öde, von der Sonnengluth ganz ausgebrannte Gegend. Matt und müde schleppte er sich eine lange Strecke Weges hin, bis er endlich einen einzeln stehenden Palmbaum antraf, dessen weitragendes Schattendach zur ersehnten Ruhe einlud. Rudolfs einzige Habe bestand noch in einer Kürbisflasche, die leer an seinem Gürtel herabhing; Alles andere hatte er verkaufen müssen, um sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen; selbst sein treues Roß, daß ihn zu manchem Streite getragen hatte, war fremdes Eigenthum geworden, sowie seine Rüstung und sein unzertrennlicher Begleiter, sein gutes Schwert. Die Stelle des Letzteren mußte ein dicker Knotenstock vertreten, als Beschützer gegen etwaige Feinde, die solche Gegenden zu beunruhigen pflegten.

Unter trüben Gedanken über den Wechsel seines Schicksals, wie er früher reich, und jetzt so gar entblößt von allem Nothwendigen war, wie er früher in ritterlichem Schmucke prangte, jetzt kaum noch ein schmutziges Bettelgewand besaß, schlummerte endlich der ermüdete Wanderer ein. Nun aber umgaukelten holde Bilder des Traumes seine Seele. Seine Phantasie trug ihn hinüber an die blühenden Ufer des heimathlichen Sees; es däuchte ihn, er wandle an der Hand seiner holden Gattin über die blumenreichen Matten unter seiner väterlichen Burg und höre den Gesang der Vögelein, deren vielstimmige Weisen hell erklangen durch die blüthenreichen Bäume. Doch in diesem süßen Genusse wurde er auf einmal gestört; es war ihm, als ob eine Hand ihn rüttle, und er erwachte. Zornig erhob unser Ritter seinen Knotenstock, um sich zu rächen an dem, der ihn so

unberufen in seinem Traumglücke gestört hatte, da ward sein Arm sanft zurückgehalten und er sah ein Männlein von ganz kleiner Statur neben sich stehen. Das Männlein war anzuschauen wie jener Zwerg Albrich, der, wie die Sagen melden, den gehörnten Siegfried auf allen seinen Abentheuern begleitete: der lange weiße Bart reichte hinab bis zu den winzigen Füßlein, und um seinen bunten Rock zog sich ein Ledergürtel, an welchem eine Kürbisflasche hing, fast so groß, als des Männleins Kopf selbst war. Mehr überrascht über den

„Wer bist Du denn, daß Du dies Alles weißt?"

seltsamen Anblick, als in Schrecken gesetzt, fuhr Rudolf den Zwerg fast zornig an: „Was hast Du für Freude daran, Du boshaftes kleines Ding, mich Unglücklichen aus meinem süßen Wahn

zu wecken? Weißt Du nicht, daß der Schlaf mit seinen Träumen das einzige Glück des Leidenden im Erdenleben ist?" — „Nicht so zornig, Herr Ritter," erwiderte das Männlein mit gar lieblicher Stimme, „nicht aus Bosheit, oder um Euch zu gefährden, habe ich Euch geweckt, es geschah vielmehr aus lauter Sorgfalt, denn leicht hätte Euch, während Ihr so sorglos schliefet, irgend ein Unglück in dieser unsicheren Gegend zustoßen können. Freilich, wenn einen so süße Träume aus der Heimath umgaukeln, und man wird so unversehens daraus gestört, da kann man leicht zornig werden, darum verarge ich Euch Euern Unwillen auch nicht im Mindesten.

Erst bei den letzten Worten des Zwerges wurde das Staunen des Ritters rege; er betrachtete seinen kleinen Gast etwas genauer und „wer bist du denn," fragte er ihn, „daß Du dies Alles weißt?" — „Es müßte Einer wenig verstehen," erwiderte das Männlein, „wenn er aus dem süßen Blicke, womit Ihr erwachtet, nicht auf große Wonne und Freude, die Ihr im Schlafe genossen habt, schließen könnte, und da Ihr, wie ich sehe, einer von denen seid, welche den Weg zur Heimath suchen, so konntet Ihr wohl von nichts Süßerem, als von der Heimath und von dem Wiedersehen der Eurigen, besonders Eurer holdseligen und jugendlichen Gemahlin geträumt haben." — „Du steigerst meine Neugier, anstatt sie zu stillen," fiel Rudolf ein — „woher weißt Du denn, daß ich eine so jugendliche Gemahlin habe?" — „Das ist nicht weit herzuholen," versetzte der Kleine, „seid Ihr doch selbst noch ein junger und stattlicher Rittersmann, wenn Euch auch die Pest vor Antiochien und Ptolemais ein wenig hart zugesetzt und Eure Wangen gebleicht hat. Wisset Ihr nicht, vom Mann schließt man auf die Frau, freilich nicht in allen Dingen, z. B. in der Treue, die hat nur einmal bei den Frauen sich herrlich erwiesen, nämlich bei Weinsberg, in den Tagen des erlauchten Königs Conrad; seit jener Zeit ist sie ein Gut geworden, das man nicht überall findet. Wohl gibt es auch in deutschen Landen manch' frommes Weib, aber man hat doch auch neuerdings viele Beispiele, daß solche Treue nur währte, bis der Gemahl von dannen zog. Da heißt es denn gemeiniglich:

Wohl aus den Augen, aus dem Sinn,
Zu Andern fliegt mein Herze hin!

absonderlich, wenn die theuern Eheherren lange nicht wiederkehren und die versprochene Frist nicht halten." Als das Männlein die letzten Worte sprach, durchfuhr ein schrecklicher Gedanke

die Seele Rudolfs. Schmerzlich wurde er an das Versprechen gemahnt, das er seiner Gattin beim Scheiden gethan und bis zur Stunde noch nicht erfüllt hatte, sichtbar erschienen wieder Furchen auf seiner Stirne, die kurz vorher von der Wonne des gehabten Traumes verschwunden waren; er wandte sich ab von seinem Gefährten und verfiel auf's Neue in trübsinniges Nachdenken. „Was fehlt Euch denn, Herr Ritter?" sprach jetzt tröstend das Männchen, indem es Rudolfs Hand ergriff; „haben Euch meine Worte so schnell in Trauer versetzt, so sollte mir das von Herzen leid thun. Ich will nicht hoffen, daß Ihr zu der Zahl jener Unglücklichen gehört, deren Leiden durch düstere Blicke in die Zukunft noch vermehrt wird, deren Heimkehr in's Vaterland nicht ein Weg zu Freude, sondern zu Schmerz und Kummer ist. Was es auch sei, fasset Muth, mein Lieber, und wenn trübe Gedanken Euch quälen, lasset sie uns verscheuchen mit einem guten Trunke, der Euch bei Eurer Müdigkeit und bei der brennenden Glut der Sonne gewiß wohl bekommen wird." Mit diesen Worten nahm der Zwerg seine Flasche von der Seite und reichte sie dem Ritter hin. „Da trinket, mein Freund, es ist nichts schlechtes, was ich Euch biete, kein Muselmännertrank, sondern Saft, der aus den Beeren edler Reben quillt, ganz dazu gemacht, Sorgen und Grillen in den Wind zu scheuchen."

So wenig der Ritter von Bodmann noch vor wenigen Augenblicken zur Lustigkeit gestimmt war, — jetzt, als er die Flasche erblickte, welche das Männlein ihm mit beiden Händen entgegenhielt, und die wohl genau halb so viel wägen mochte, als der Besitzer selbst, konnte er sich nicht erwehren, ein wenig zu lächeln: denn auch im größten Schmerze kann ein scherzhafter Eindruck eine heitere Stimmung für den Augenblick erzeugen. „Nun, Ihr lachet, Herr Ritter," fuhr der Kleine fort, „daß ich so ein stattliches Trinkgefäß mit mir herumtrage; wisset, mir geht es damit wie dem kleinen Roland mit dem großen Schwerte: „„ein kleiner Mann, ein großes Pferd, eine kleine Hand, ein großes Schwert"" — und heute habe ich dazu auch guten Vorrath, es ist, wie wenn ich gewußt hätte, daß ich einen Gast bekomme. Ich will Euch einmal eins vortrinken, nach Schwabengebrauch, damit Ihr wegen des Trunkes keine Besorgniß heget." Dies sprechend, that der Kleine einen wackern Zug und hob dem Ritter die Flasche zum zweiten Mal entgegen. Nach einigem Sträuben nahm Rudolf das Gefäß und setzte es

an den Mund, aber nur, um seinen brennenden Durst zu stillen, nicht um sich gütlich zu thun. „Das ist nicht getrunken, wie die Schwaben trinken,“ scherzte der Zwerg, „das ist nur genippt, wie die Jungfrauen in unsern Tagen zu thun pflegen; „„ein großer Krug, ein großer Zug““, das ist mein Wahlspruch; wenn ich schon nicht groß bin, im Trinken nehme ich es doch mit Manchem auf. Oder schmeckt Euch vielleicht mein Wein nicht, Herr Ritter? Ihr seid wohl eine andere Gattung gewöhnt, wenn auch nicht bessern, doch heimathlichen, etwa den von den Ufern des Bodensees, der ist aber nicht meine Liebhaberei; wenige ausgenommen, sind die Seeweine allzumal sogenannte Krätzer, bei denen man, wenn man sie getrunken, auf der Hut sein muß, daß nicht —“ hier unterbrach der Ritter des Männleins Rede: „wie weißt Du denn, daß die Ufer des Bodensees meine Heimath sind?“ — „Das wäre schlecht,“ erwiederte der Kleine, wenn ich dies nicht aus Eurer Sprache schließen könnte.“ — „Aber,“ fuhr der Ritter neugierig fort, „wie kommst Du zu solcher genauen Ortskenntniß in meinem Vaterlande?“ — „Nun,“ entgegnete das Männlein, „ich bin, wie Ihr sehet, schon etwas vorgerückt an Jahren, habe manches Land gesehen und mancherlei Erfahrungen gemacht; warum sollte ich gerade Eure Heimath, die lachenden Ufer des Bodensees und das wunderschöne Höhgau nicht kennen, wo so viel stattliche Burgen prangen, deren manche so schön im See sich spiegelt, wie die Nellenburg, Bodmann und Andere — doch, was schwatzen wir lange in dieser unwirthsamen Gegend; steht auf und kommt mit mir in meine Wohnung, da können wir bei einem Kruge von Eurem Lieblingsweine besser mit einander plaudern. Vielleicht mundet Euch dann jener besser, als dieser hier aus der Kürbisflasche — auch besitze ich zu Hause eine größere Auswahl.“

Die trauliche Rede des Männchens hatte auf den Ritter einen zu guten Eindruck gemacht, als daß er die Einladung nicht hätte annehmen sollen, zu dem war es allmählig Abend geworden, wo man sich nach einem angestrengten Tagemarsche wohl nach Ruhe sehnt. Rudolf folgte willig seinem voranschreitenden Führer und obwohl er Anfangs geglaubt hatte, nur wenige Schritte machen zu können, fühlte er sich doch, wie von einer höheren Macht wunderbar gestärkt auf seinem nunmehrigen Wege. — Sie mochten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben, als Rudolf bemerkte, wie die Gegend nach und nach ein ganz verändertes Aussehen gewann; die langweilige Ebene verlor sich allmählig in einen reizenden, zu beiden Seiten von hohen

Felsen begränzten Thalgrund. „Laßt Euch den Weg nicht verdrießen, Herr Ritter,“ begann der Zwerg nach langem Schweigen, „wir sind bald zur Stelle, „dort drüben ist meine Wohnung.“ Dabei deutete er auf eine Felsenwand, die sich rechter Hand, nicht fern von unseren Wanderern erhob. Bald waren sie daselbst angelangt; aber statt daß, wie Rudolf wähnte, etwa ein Felsensteig zu einer hochragenden Burg hinaufführte, öffnete sich unten am Felsen ein kleines Pförtchen, welches den Eingang in eine dunkle Höhle bildete. Hier wurde dem Ritter zum ersten Male unheimlich, denn er merkte an Allem, was er sahe, gar wohl, daß sein gastfreundlicher Führer nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehöre, sondern ein höheres Wesen sein müsse — ob ein gutes oder böses, das wußte er eben nicht. — Zögernd blieb er daher an dem Eingange der Höhle stehen. Dem Kleinen entging die Stimmung des Ritters nicht, „ei, ei,“ rief er spöttelnd, „wie stimmt Rittersinn und Verzagtheit zusammen? im Gewühle des Streites fest stehen, dem Tode kühn in's Auge blicken, und dann wieder Furcht hegen, wo so wenig Ursache dazu ist; wie soll ich das reimen?“ — „Im Freien, unter Gottes Sonnenlichte,“ erwiederte Rudolf, „habe ich noch nie gezagt, aber im Dunkeln, und bei solchen Umgebungen, da gilt nicht die Mannheit; — indessen, was habe ich denn zu verlieren?“ Mit diesen Worten trat er durch das Pförtchen. Zuerst mußten sie mit Mühe den Weg durch den schmalen Gang suchen. Weniger verlegen war dabei das Männlein; aber der Ritter von Bodmann war von gar hohem Wuchse und mußte sich oft bücken; auch war er, der nur gewohnt war, durch hohe Bogenhallen und Gemächer der Burgen zu schreiten, noch nie solche Wege gegangen.

Lange stiegen sie abwärts, der Gang erweiterte sich allmälig und es fing nach und nach an heller zu werden. Aber die Helle, welche den Gang erleuchtete, war nicht jene Helle des Tageslichtes, sondern der Glanz helle leuchtender Metalladern, die von beiden Seiten her die Höhle durchstrahlten. Nach einiger Zeit gelangten sie an eine glänzende Pforte, die sich auf eine sanfte Berührung des Zwergs alsbald vor ihnen öffnete. Und nun stellte sich dem Ritter ein Anblick dar, den er von ferne nicht geahnet hatte. Sie standen in einem hochgewölbten, hellerleuchteten Saale; Wände, Bodendecken, Tische, Stühle, kurz alles Geräthe, was er erblickte, war eitel Crystall. Herrliche Teppiche und Polster, von einer Pracht, wie Rudolf sie bisher kaum an den Höfen der reichsten Fürsten und Könige gesehen

hatte, bedeckten den Boden des weiten Gemaches. „Nun,“ wie gefällt es Euch hier in meiner Wohnung,“ fragte der Berggeist den erstaunten Ritter, „nicht wahr, man sollte nicht glauben, daß man zehn Klafter tief unter der bewohnten Erde solche Helle fände? Doch, laßt uns jetzt nach der Mühe eines so langen Weges niedersitzen und einen Trunk thun auf ächte deutsche Art; zu meinem Keller habe ich nicht weit.“ Auf einen sanften Fußtritt des Herren dieser unterirdischen Herrlichkeiten wich der Boden zurück, und in wenigen Augenblicken umgab den auf ein weiches Polster gelagerten Ritter ein ganzes Heer crystallener Krüge, angefüllt mit allen Arten köstlicher Weine. „Wählet jetzt, edler Herr,“ sprach nicht ohne Selbstgefälligkeit das Männlein, „von welchem der Krüge ich Euch kredenzen soll. Doch zuvor will ich Euch mit Eurer Umgebung näher bekannt machen, damit Ihr Euch nicht so lange zu besinnen habt. Die linke Reihe dort enthält Seeweine von der Schweizer Seite, die aber alle nichts taugen, mit einziger Ausnahme des rothen in dem großen Kruge dort, der stammt aus dem Thurgau, Schweizer aber haben ihn nicht gepflegt, sondern ein edler Ritter aus Schwabenland, ein ächter Liebhaber von Wein und Minnesang, hat ihn gebaut auf den Rebhügeln, die sein Schloß umgeben, wo vor uralten Zeiten der heilige Eppo eine Zelle oder Haus erbaut hat, das man nachher Eppishausen nannte.“ — „Es lebe der edle Schwabenritter, mein Landsmann,“ rief jetzt Rudolf von Bodmann aus, dem ein tiefer Zug aus dem großen Kruge die Zunge gelöst hatte, und voll Freude stimmte der kleine Wirth in den Jubelruf seines Gastes ein. „Die andern auf dieser Seite,“ fuhr jetzt das Männlein in seiner Belehrung fort, „zum Beispiel der Rheinecker, Steinacher und andere können Euch nun nimmer schmecken, wir wollen daher zu der Reihe rechts, zu Euren eigentlichen Landsleuten, den Weinen von der Schwabenseite übergehen. Da ist einer darunter, den goldgelben in dem zweiten Kruge dort mein' ich, den werdet Ihr wohl kennen, er ist nicht mehr zu den Seeweinen zu zählen, denn er wird im Höhgau gebaut, an der hohen Felsenburg, die man Twiel nennt.“ — Das ist ja mein nächster Nachbar,“ rief Rudolf von Bodmann aus, und griff nach dem Humpen, den ihm das Männlein entgegenhielt. „Ja,“ fuhr er fort, nachdem er das Gefäß bis auf den Grund geleert hatte, „ihr Mönche, die ihr zu Herzog Burkards Zeiten eure Behausung auf der stattlichen Veste hattet, ihr wäret gewiß nicht in das niedrige Stein am Rhein hinabgewandert, wenn ihr geahnet hättet, daß

zweihundert Jahre später dem Berge solch' köstliches Gewächs entsprießen würde. Doch, besser ist's, daß edle Ritter jetzt diesen Rebensaft trinken, als dergleichen faule Bäuche!"

„Aber, Freund Kleinmann, bisher hast Du mir mit lauter Weinen aus der Nachbarschaft zugesprochen, und noch] mit keinem aus meiner eigentlichen Heimath; den Königswein meine ich, der um meine Burg Bodmann wächst, den liebe ich von allen am Meisten. — „Das Beste kommt erst nach," entgegnete der Zwerg. „Mit Nichten," rief Rudolf, „sondern man gibt zuerst den guten Wein, dann erst den schlechten, denn gegen das Ende hin unterscheidet man nicht mehr so strenge." Kaum hatte der Ritter ausgesprochen, als das Männlein ihm schon einen gefüllten Humpen darreichte. Begierig führte er ihn zum Munde, aber mit saurer Miene warf er denselben gleich wieder von sich. „Dießmal hast Du mich recht genarrt, loser Schalk! an Deinen Kopf gehörte das Gefäß: das ist ja Sipplinger Essig, bei dem man sich Nachts im Bette umwenden muß, daß er einem nicht ein Loch durch den Magen frißt." — „Ach, verzeiht, edler Herr," sprach gleichsam abbittend und doch schelmisch zugleich der Zwerg, „ich habe mich geirrt; die Krüge standen so nahe bei einander, daß sie verwechselt wurden. Da, hier ist der rechte, der mag Euch den sauern Mund wieder süß machen." Mit diesen Worten füllte er einen neuen Humpen aus einem andern Kruge. Aus seinem Schäumen erkannte Rudolf gleich, das dies Wein aus dem Königsgarten war, wo König Karl der Dicke die ersten Reben gepflanzt hatte. Begieriger als bei allen bisherigen Weinen, faßte der Ritter von Bodmann dießmal den Humpen. „Sei mir willkommen, du königlicher Rebensaft aus meiner Heimath, du bist der erste Tropfen, den ich nach langer Entbehrung wieder koste, du sollst mir schmecken vor allen andern." Mit wenigen Zügen war der Pokal geleert und schon hatte sein kleiner Wirth wieder einen zweiten gefüllt. „Herr Ritter," sprach der Kleine, während er ihm denselben kredenzte, „wenn Euch dieser Wein in meiner Behausung und aus eines so unansehnlichen Mundschenken Hand so herrlich mundet, wie muß er erst in der Heimath schmecken, wenn ihn eine holdselige Gemahlin mit lieblich lächelndem Munde kredenzet." — „Was mahnst Du mich da an die Heimath, Du Knirps," rief unwillig der Ritter, und an mein holdes Weib, die ich, ach, vielleicht beide auf ewig missen muß!" Mit diesen Worten war Rudolfs Frohsinn, den die Weingeister auf einige Zeit herbeigerufen hatten, auf einmal verschwunden und Furchen des Trübsinnes

nahmen wieder auf seiner Stirne Platz. „Ihr müßt nicht alle Hoffnung fahren lassen," tröstete ihn das Männlein, „vielleicht seid Ihr Eurem Ziele näher, als Ihr selbst glaubt." Rudolf: „Nach Jahresfrist habe ich heimzukehren versprochen, und diese ist bereits verstrichen; der Maimond, in welchem ich von ihr, der Theuern schied, ist seit meiner Abreise von Hause wiedergekehrt und bereits wieder entschwunden. Wird sie wohl meiner noch harren?" Zwerg: „Das ist eine Frage, die sich erst lösen wird, wenn Ihr zur Stelle sein werdet." R.: „Das ist's gerade, warum ich so traurig bin; ein weiter Weg liegt zwischen mir und meiner Heimath, welch' lange Zeit wird erfordert, solchen zurückzulegen." Z.: „Schneller, als Ihr wähnet, könnt Ihr unter gewissen Bedingungen wieder zu Hause sein, und wenn Ihr nur wollt, so kann ich, so klein ich auch bin, Euch hiefür Rath schaffen." R.: „Da müßtest Du in der That mehr vermögen, als Andere, sogar außerordentliche Menschen; denn daß Du unter die letztere Klasse gehörst, davon habe ich mich längst auf das Deutlichste überzeugt." Z.: „Das hoffe ich noch mehr, doch, ich will mich kurz fassen: wenn ich Euch bis morgen mit dem Frühesten vor Eure Burg bringe, gewähret Ihr mir dann eine Bitte?" R.: „Wenn Du dies zu thun im Stande bist, will ich Dir erfüllen, was Du verlangst, so es nur in meinen Kräften steht und es mein und der Meinigen Seelenheil nicht betrifft." Z.: „Nichts von allem Diesem; ich bin kein böser Geist; — meine Bitte ist ganz einfach und hängt mit dem zusammen, was meines Amtes ist. Ihr habt gesehen, Herr Ritter, daß ich ein Liebhaber von Weinen bin, deren ich auch einen guten Vorrath von allen Arten besitze. Meinen ganzen Weinvorrath nun verdanke ich einzig und allein dem Nebel; denn was in den Rebbergen aller Länder durch diesen zu Grunde geht, das fällt in meinen Keller; darum nennen mich auch die Leute insgemein das Nebelmännlein, weil ich vom Nebel meinen Unterhalt ziehe. An Seeweinen aber bekomme ich bei Weitem am Wenigsten, weil die Leute dort gewöhnt sind, durch Läuten den Nebel zu vertreiben. Bei den meisten dieser Weine kümmert mich das freilich nicht; aber von Eurem Königsweine möchte ich doch mit Hülfe des mir dienstbaren Nebels mehr erhalten. Wollt Ihr mir nun meine Bitte gewähren, und in Eurem Königsgarten nicht mehr läuten lassen, wenn mein Freund Nebel seinen dichten Mantel über denselben ausbreitet, damit auch mir Etwas von seinem köstlichen Rebensafte zufällt?" — „Von Herzen gerne," erwiderte Rudolf von Bodmann; „es soll von

nun an sowohl von mir als von meinen Nachkommen bis auf ewige Zeiten, so gehalten werden, wie Du wünschest: man soll kein Läuten mehr im Königsgarten hören; aber erfüllen mußt auch Du mir, was Du verheißen hast, Freund Nebelmännlein! hier mein Ritterwort und Handschlag." — „Von mir ein Gleiches," sprach das Männlein, indem er des Ritters kräftigen Handschlag

Mancher Humpen mit Königswein wurde geleert.

erwiderte; „jetzt aber laßt uns unsern Pact mit etlichen Humpen Nebenblut versiegeln, und der Erste werde auf das Wohlsein Eurer Gattin geleert, die Ihr bis Morgen wiedersehen sollt." — „Es sei," rief der Ritter von Bodmann; „für das Uebrige lasse ich Dich sorgen, mein kleiner Freund!"

Von beiden Seiten wurde nun wacker zugesprochen, und mancher Humpen mit Königswein geleert. Bei Rudolf äußerte sich bald die Kraft dieses edlen Saftes, während das Männlein noch manchmal den Becher führte. Freund Nebel stellte sich ein und wiegte unsern Ritter in einen süßen Schlummer.

„Wo bin ich?“ rief Rudolf von Bodmann, als er des andern Morgens frühe wieder erwachte. Das Crystallgemach und das Nebelmännlein waren verschwunden; er lag auf einer blumenreichen Wiese an den Ufern des heimathlichen Sees. Lange sann er hin und her, ob Alles nicht ein bloßer Traum wäre, allein, er sah nur allzu deutlich, wie die Burg Bodmann so lieblich von ihrer Höhe herabschaute und sich in den Wellen des Sees spiegelte. „Du bist es, du lange entbehrtes Haus der Heimath,“ rief er voll Wonne aus: „es ist kein Traumbild!“ und ohne Verzug schickte er sich an, den Felsensteg zu besteigen, der sich ihm nicht fern zeigte. „Aber, wird sie mich auch noch erkennen, die Theure, in meiner armseligen Gestalt; wird sie mich nicht verschmähen, oder hat sie schon einen Andern zu ihrem Herzgespielen gewählt?“ Unter solchen widerstreitenden Gedanken stieg er den Burgweg hinan.

Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als auf einmal liebliche Töne von Lauten, Harfen und Pfeifen ihm entgegen klangen. Je näher er den Thoren der Burg kam, desto lauter ertönte der Schall des Spieles. „Was bedeutet das Alles?“ fragte Rudolf erstaunt einige Leute, die ihm festlich gekleidet unter dem Thore begegneten. „Kommt und sehet selbst,“ war die Antwort. Er trat ein; Niemand wollte ihn mehr erkennen. Einige Burgleute, welche im Hofe standen, trieben sogar, als sie ihn erblickten, ihr Gespötte mit ihm, indem sie sagten: „was will denn dieser Bettler in seinen Lumpen am heutigen Festtage hier? Der wird große Freude machen unter all' den geputzten Herren und Frauen.“ Dieser Spott betrübte den Ritter im Innersten seines Herzens. „Ach,“ dachte er bei sich, „bin ich durch mein Elend meinen eigenen Dienern unkenntlich geworden, daß sie mich verachten und meiner spotten: welche Aufnahme werde ich erst bei meiner Gemahlin zu erwarten haben? Traurig schritt er durch die Räume der Burg; er war jetzt an den Gemächern angelangt, aus denen der Schall der Lauten, Pfeifen und Harfen kam, und wollte eintreten. Da begegneten ihm einige Thürhüter, die ihn mit barschen Worten anfuhren: „was willst Du hier, armseliger Bettler? solche Leute braucht man heute nicht!“

Dergleichen und andere böse Reden richteten sie an Rudolf, doch dieser ließ sich nicht abschrecken, drang mit Gewalt durch — und „kennt Ihr mich nicht mehr, Ihr Wichte,“ rief er jetzt zornentbrannt den Knechten entgegen, „kennt Ihr mich nicht mehr in meiner armseligen Gestalt, mich, der ich Euer Herr und Gebieter bin, so sollt Ihr es jetzt fühlen!“ Mit diesen Worten schwang er rechts und links seinen Knotenstock und bahnte sich leicht einen Weg durch die Schaar der Feiglinge. Die meisten flohen, und so trat er ungehindert in das wohlbekannte Gemach der Burgfrau.

Traurig saß Adelheid von Bodmann in ihrem Kämmerlein, während Alles um sie herum lustig und voll ausgelassener Freude war. Lange war es ihr gelungen, einen zudringlichen und mächtigen Freier abzuweisen, indem sie vorgab, daß die Frist noch nicht verflossen wäre, nach welcher ihr Gemahl wiederzukehren verheißen hatte. Endlich konnte sie nicht mehr verhehlen, daß dieselbe längst schon überschritten war. Der Freier drang mit Ungestüm auf die Erfüllung seiner Wünsche; ihre Verwandten selbst redeten ihr mit aller Macht zu, und Adelheid ließ sich, wiewohl mit Widerwillen, überreden, weil der Freier, ein mächtiger Ritter des Höhgaus, sich hoch und theuer vermaß, fürchterliche Rache an der Edelfrau von Bodmann und ihrem ganzen Geschlechte zu nehmen, wenn sie ihm ihre Hand länger verweigern würde. Heute war der Tag, der über ihr Schicksal entscheiden sollte; in wenigen Stunden sollte sie dem aufgedrungenen Freiersmann vor dem Altare die Hand reichen. Darum war sie so traurig; sie hatte schwarze Kleider angelegt, denn dießmal dünkte ihr der Gang zum Brautgemache ein Gang zum Grabe zu sein.

Kaum blickte Adelheid auf vor lauter Betrübniß, als der Mann in der armseligen Gestalt zu ihr hereintrat. Auch er schlug, aus Scham über sein Aussehen, die Augen zu Boden. „Woher des Weges?“ fragte endlich nach langem Stillschweigen die Burgfrau. „Von Palästina's Grenzen,“ erwiederte der Ritter mit veränderter Stimme. Wie ein heller Lichtstrahl fielen des Mannes Worte in das vom Gram umnachtete Gemüth der Frau. „So werdet Ihr mir vielleicht Kunde bringen können,“ fragte sie, „von Einem, den ich schon lange mit heißen Thränen zurückerflehte, von meinem theuren Gemahle, der vor mehr als zwei Jahren schon ausgezogen ist an das Grab des Erlösers, und von dem ich bisher noch keine Nachricht habe erhalten können, ungeachtet ich überall nach ihm geforscht und gefragt habe. —

Doch, vor Allem bedürft Ihr Labung, armer Mann.“ Auf einen Wink der Burgfrau erschien ein Diener und brachte einen Becher, mit edlem Königswein gefüllt. Adelheid nahm den Becher und reichte ihn dem Unbekannten. „Mag Euch die Kunde erfreuen, die ich Euch zu dieser Stunde bringe,“ sprach Rudolf, indem er mit zitternder Hand den Pokal ergriff. Während er aber aus dem Labekelch trank, den ihm eine so theure Hand gereicht hatte, streifte er unerwartet einen goldenen Ring vom Finger und ließ ihn in den Grund des Bechers fallen: es war der Ring ehelicher Treue, den ihm seine Gemahlin am Tage der Vermählung gegeben und den er bisher trotz allem Mangel und Entbehrung, als sein theuerstes Kleinod bewahrt hatte. Schweigend gab er, nachdem er getrunken, der Burgfrau den Becher zurück. Kaum erblickte Adelheid das hellfunkelnde Kleinod in der Tiefe des Gefäßes, als sie mit einem Rufe des Erstaunens und der Freude auf den Unbekannten zueilte: „Woher hast Du diesen Ring?“ — „Der, dem Du ihn selbst gegeben, er steht vor Dir — — kennst Du mich nicht mehr, meine Adelheid, meine theure Gemahlin?“ Mit diesen Worten schlug Rudolf seine wilden Haare zurück und zeigte eine wohlbekannte Narbe. „Ich bedarf kein anderes Zeichen mehr, ja, Du bist es wirklich, lange Ersehnter,“ rief Adelheid und lag in den Armen ihres wiedergefundenen Gemahls.

Eine rauhe Stimme weckte die beiden Glücklichen aus der Wonne des Wiedersehens. Erschreckt blickten sie auf und neben ihnen stand der aufgedrungene Bräutigam, der eben im Begriffe war, die Burgfrau zum Altare abzuholen. „Ha, der Schande, einen Bettler in Euren Armen!“ fuhr er Adelheid zornig an, und gluthroth rollten seine Augen im Kopfe herum. „Mit nichten,“ sprach diese ganz gelassen, sondern es ist mein theurer Ehegemahl, den ich wiedergefunden habe,“ und hielt dabei ihren Rudolf noch fester umschlungen, der wenig dessen achtete, was um ihn vorging. „Mit dem Schwerte wollte ich Deine Frechheit lohnen, elender Bube,“ fuhr der Freier fort, indem er sich zu dem Ritter von Bodmann wandte,“ aber dieses ist viel zu gut um es mit solch' unedlem Blute eines hergelaufenen Wichtes zu beflecken.“ Bei den letzten Worten riß sich Rudolf plötzlich aus den Armen seines Weibes, und mit einem Blicke, aus dem Hoheit und Adel strahlten, rief er: „reicht mir ein Schwert, wenn Ihr ein Ritter seid; ich will auch darthun, daß in meinen Adern nicht minder adelig Blut wallt, als in den Euren; ich will kämpfen mit Euch um mein Eigenthum; das Recht wird meinen

Arm stärken!" — „Es sei Dir gewährt," entgegnete der Freier mit höhnendem Lachen, „laß sehen, was Du vermagst, Du Ritter von der traurigen Gestalt." Auf seinen Wink nahte ein Diener, und reichte dem Ritter von Bodmann ein blankes Schwert.

„Reicht mir ein Schwert, ich will kämpfen mit Euch um mein Eigenthum!"

Vergebens war alles Bitten und Flehen der Burgfrau, um die Beiden von einem solch' unglückseligen Streite abzuhalten. „Mit Gott für mein Recht!" rief Rudolf und fiel mit ge=

schwungenem Schwert auf seinen Gegner. Ein Gleiches that der Freier. Wie zwei Feuerflammen blitzten die Flammberge in den Händen der Kämpfenden. Lange schwebte der Kampf auf gleicher Wage, denn beide Gegner schienen einander gleich zu sein in der Geschicklichkeit, das Schwert zu führen. Endlich siegte die gerechte Sache. Der Ritter von Bodmann führte einen glücklichen Hieb auf des Gegners rechten Arm; entkräftet durch einen hervorquillenden Blutstrom ließ dieser sein Schwert sinken. „Gott hat gerichtet! Ihr seid der rechtmäßige Besitzer von Adelheids Hand," sprach der Gegner mit schwacher Stimme, und sank in die Arme eines herbeigeeilten Dieners. Mit versöhnendem Blicke nahete Rudolf dem sich an seiner Entkräftung bald wieder erholenden Ritter; „möge unsere Feindschaft zu Ende sein," sprach er, und bot Jenem die Rechte zum Frieden dar. „Mein Ehrenwort," entgegnete der Freier, es soll Friede sein und ewige Freundschaft zwischen uns — und herzlich erwiderte er den Händedruck des Ritters von Bodmann. Nun nahten Rudolfs sämmtliche Burgleute; einige, die ihn noch nicht gesehen hatten, hocherfreut über seine Ankunft, andere um Verzeihung bittend, weil sie ihn nicht erkennend, ihm den Eintritt in die Burg zu hindern gesucht hatten. Alle empfieng er als milder Gebieter, denn hohe Wonne über die Treue seiner langentbehrten Gattin hatte sein ganzes Herz erfüllt; und nun war der Tag, welcher erzwungene Hochzeitsfreude bringen sollte, geweiht zur Feier der Wiedervereinigung eines glücklichen Ehepaares.

Rudolf von Bodmann gedachte im Stillen oft des guten Nebelmännleins, das allein der Stifter seiner Freuden gewesen war, er gedachte seiner bei manchem Zuge aus dem Humpen mit Königswein, während er zur Seite seiner holdseligen Gattin saß. Zwar wurde ihm dieser neckende Wohlthäter von nun an nicht mehr sichtbar, aber hie und da fühlte er die angenehme Nähe desselben, gleichwie alle die fröhlichen Zecher, die vielleicht oft schon, ohne Wissen und Willen, den Einfluß des Nebelmännleins empfunden haben. Indessen erfüllte der Ritter von Bodmann redlich sein Versprechen. Seit jenem Tage bis auf diese Zeit wird im Königsgarten zu Schloß Bodmann nicht mehr geläutet, zum Frommen des Nebelmännleins, das hier und dort noch manchmal spucken soll.

Die treue Maid von Bodmann.

Ein Fräulein von Bodmann, welche von ihren Eltern große Güter am Bodensee geerbt hatte, nämlich die Mainau mit Dörfern, Weilern und Höfen, war in züchtiger Minne einem jungen Ritter von Langenstein hold, und er hinwieder auch ihr. Da sie als Waise frei und selbstständig über ihr Gut walten konnte, so war auch des Ritters Vater ganz geneigt, zu dieser Verbindung seine Einwilligung zu geben, und schon nahte der Zeitpunkt heran, der die beiden Liebenden auf immer vereinen sollte, als der alte Langensteiner von seinem Lehenherren, dem Abte in der Reichenau, plötzlich aufgerufen wurde, ihm auf einem Kreuzzuge nach Syrien zu folgen.

Alter und Fehden hatten den Vater gebrechlich gemacht, und der rüstige Sohn mußte an seiner Stelle das Kreuz nehmen, und die so nahe Vermählung vertagen. In den damaligen Zeiten war es wie jetzt: zu einer reichen Erbin fanden sich immer viele Bewerber; aber die treue Maid von Bodmann hing zu innig an ihrem geliebten Ritter und gab den Uebrigen kein Gehör.

Langensteins Zug war nicht glücklich; die Kreuzfahrer erhielten im heiligen Lande mehrere Niederlagen und bei einer derselben fiel ihm das traurige Loos, verwundet und gefangen zu werden. Tief in das Land der Araber geschleppt und zu schmählicher Knechtschaft gezwungen, blieb ihm wenig Hoffnung, die schönen Augen der holden Frau seines Herzens und die rebenumkränzten Ufer des Bodensees je wieder zu sehen. Indessen war die Kunde von Langensteins Verwundung und Gefangenschaft auch nach Schwaben gelangt, und die Bewerbungen um die Hand des schönen Fräuleins fiengen mit doppeltem Eifer wieder an, aber die treue Maid zu Bodmann war zu keiner Sinnesänderung zu bewegen, und als ihr die Bewerber zu überlästig wurden, zog sie sich zu einer Verwandtin in ein benachbartes Kloster zurück, um da ungestört für die baldige Erlösung ihres geliebten Ritters zu beten.

Jahre auf Jahre entflohen; in Syrien wurden hie und da gefangene Christen ausgewechselt und losgekauft, aber in das ferne Arabien drang kein mitleidiger Priester, der den Heiden Gold für christliche Sclaven geboten hätte.

Standhaft hatte der Ritter von Langenstein alles Anerbieten von Freiheit, Ehre und Reichthum, wenn er den Glauben des Landes annehmen wollte, aber auch beinahe gänzlich die Hoffnung auf Erlösung aufgegeben, als ihm einmal im Traume einfiel, die Geliebte seines Herzens und sich selbst Gott aufzuopfern, und hiedurch die himmlischen Mächte zu Mitleid und Hülfe zu bewegen. Er that also bei sich das Gelübde, wenn er der Heimath wiedergegeben würde, in einen der drei geistlichen Ritterorden zu treten.

Schon am folgenden Abend fand er die Thüre seines Gefängnisses offen, und den Wink der Vorsehung benutzend, trat er, mit wenigen Lebensmitteln versehen, hinaus in die sternerhellte Sandwüste, welche seine Flucht begünstigen sollte.

Seinen Weg nach dem Laufe der ihm wohlbekannten Sterne richtend, erreichte er nach vielen Tagen und unsäglichen Mühseligkeiten die Ufer des unendlichen Meeres; auch entdeckte er in geringer Entfernung ein Schiff, das auf wiederholte Zeichen und Rufen ein Boot absandte, ihn aufzunehmen. Christliche Männer, welche Handel nach Aegypten trieben, waren vom Sturme an diese unwirthliche Küste verschlagen worden, und warteten mit Sehnsucht auf günstigen Wind, um ihre Heimfahrt nach Italien anzustellen. Als er erschien, richteten sie ihren Lauf nach dem heimathlichen Strande und erreichten ihn auch, ohne besondere Fährlichkeiten auszustehen. Der Freiheit und dem Vaterlande wiedergegeben, hatte der Ritter von Langenstein keine dringendere Angelegenheit, als die schnelle Erfüllung seines Gelübdes. Er stellte sich vor den Landcomthur von Altshausen, und bat demüthig um Aufnahme in einen Orden, der ihm neuen, unaufhörlichen Krieg gegen die Heiden zur ersten Pflicht machte.

Der Ruf seiner Tapferkeit war ihm vorausgegangen, und vielleicht damals schon als Dichter bekannt, konnte er in jener Zeit nur als ein Mann von hoher Geistesbildung gelten; er mußte also dem Orden ein willkommener Bruder sein, und seine Aufnahme fand keinen Anstand. Auf sein eigenes Verlangen ward er alsbald mit mehreren jüngeren Brüdern nach dem damals noch heidnischen Preußen gesandt, um in einem immerwährenden Kampfe gegen ein tapferes Volk, das den vater-

ländischen Boden Schritt vor Schritt vertheidigte, das noch stets für die holde Erbin von Bodmann schlagende Herz zu beschwichtigen.

Die Nachricht von Langensteins Heimkunft aus dem Morgenlande war kaum in seinem väterlichen Gaue erschollen, als die treue Maid von Bodmann aus den klösterlichen Mauern wieder nach ihrer Burg sich aufmachte. Liebliche Gedanken von seligem Beisammensein und von fröhlicher Zukunft umschwebten sie auf ihrem Wege und begleiteten sie bis unter das Burgthor. Ein vertrauter Jugendfreund ihres Ritters (vielleicht der benachbarte Ritter Burckhardt von Hohenfels) erwartete sie hier. Er brachte ihr den letzten Gruß des für sie nun auf ewig verlorenen Geliebten, und die hochzeitlichen Fackeln erloschen da, wo sie kaum noch in Gedanken angezündet waren.

Nicht lange Zeit bedurfte die edle Schwabenmaid, bis sie zu einem ihres Herzens und ihrer reinen Minne würdigen Entschlusse kam. Tief empfindend,

„Wie Liebe mit Leide
Ze jüngest lonen kann,“

beschloß sie, dem geliebten Manne ein Zeichen zu hinterlassen, daß ihn ewig an die Liebe und Treue seiner Herzensgespielin erinnern sollte. Sie reiste zu dem frommen Landkomthur des deutschen Ordens, und eröffnete ihm, wie sie gesinnt sei, ihr mütterliches Eigen, die schöne Insel Mainau, mit Dörfern und Höfen, seinem Orden als eine freie Vergabung zuzustellen, wenn derselbe ihr Gewähr leisten werde, daß Bruder Hug von Langenstein erster Comthur auf der Insel werden solle.

Strenge waren die Regeln und Gesetze des Ordens. Durch mehrere Kriegszüge und nützliche Dienste mußte der Bruder seine Tüchtigkeit erprobt und den Dank seiner Oberen verdient haben, ehe ihm die Thüren zu den Würden desselben geöffnet wurden. Nur ausgedienten, durch Wunden und Alter dem Kriege gegen die Ungläubigen entzogenen Brüdern, wurden damals Comthureien verliehen, und hiervon konnte weder der Wille noch die Macht eines Ordensgebietigers abweichen. Der Landkomthur mußte die treue Maid an den obersten Meister des Ordens verweisen. Was sie da ausgerichtet, hat uns die Sage nicht aufbewahrt; allein, so viel ist gewiß, daß wir unter den auf der Insel aufgehängten Wappenschildern der dortigen Komthure jenen des von Langenstein als den sechsten zählen.

Wo nach diesem die treue Maid von Bodmann mit ihren zertrümmerten Hoffnungen und mit ihrem zerrissenen Herzen sich hingewendet, in welches Kloster sie ihren Schmerz begraben, wissen wir nicht anzugeben; für sie mag es wohl gleichgültig gewesen sein, wo sie ihre Tage verweinte. Der Gedanke: mein Geliebter lebt jetzt in meinem Hause, in denselben Gemächern, die einst Zeuge unserer unschuldigen Minne waren, er ißt von dem Brod meiner Aecker und trinkt von dem Wein meiner Reben, die hohen Nußbäume, unter denen wir so oft bei einander saßen, beschatten ihn nun wieder, und in der kleinen Kapelle, wo unser kindliches Gebet so manches Mal sich vereinigte, fleht er jetzt den Himmel um Muth und Standhaftigkeit für uns Beide an; diese Gedanken müssen sich oft in die stille Zelle der treuen Maid geschlichen, und ein bittersüßes Gefühl in dem liebenden Herzen erweckt haben, das nur unter dem kalten Grabsteine aufhörte, für den geliebten Ritter zu schlagen.

Dieß ist die Sage von der treuen Maid von Bodmann und dem Ritter Hug von Langenstein, wie sie aus des Volkes Munde vernommen wird.

Das Schlößlein zu Sachsenflur

im Schüpfergrund.

Peter Haarer, der älteste Chronist des Bauernkriegs, nennt den Schüpfergrund ein „gar fein Thal.“ Mit Fug und Recht führt er diesen Namen, denn wohl ist er unter allen Thälern, die zur Rechten oder Linken in den Taubergrund münden, der lieblichste und am weitesten sich ausdehende Thalboden. Derselbe nimmt eine Stunde hinter Bocksberg, bei dem Orte Uiffingen, seinen Anfang, und zieht sich in anmuthigen Thalwindungen, von der Umpfer durchströmt und von Rebhügeln begränzt, an Wölchingen und Schweigern vorüber bis Unterschüpf. Hier spaltet er sich in zwei Thäler, in das schon angegebene, welches sich der Tauber zuwendet, und in das nordwestlich ziehende engere Thal, das über Oberschüpf, Lengrieden und Kuprichhausen sich erstreckt, und von dem Schüpfbach durchflossen wird. Beide Bäche sind fischreich, besonders an Forellen, und bieten durch ihre seltsamen Krümmungen und buschigten Ufer einen malerischen Anblick dar.

Noch weiter unten mündet der sogenannte Jungfernbach, welcher von Daimbach herkommt. Solchergestalt wird die Umpfer, die bereits durch zwei Bäche von Epplingen und Boppstatt her starken Zufluß gewonnen, eines der stärksten Gewässer, welche in die Tauber münden, und der Grund, durch den die mit ihren Nebenbächen vereinigte Umpfer fließt, hat eine so weite Ausdehnung, wie sie an manchen Orten kaum die Tauber hat. Dieses schöne Thal betrachten wir vorzugsweise als den Schüpfergrund, und als jenes gar feine Thal, von dem der genannte Haarer redet. Der letzte, aber am schönsten gelegene Ort im ganzen Schüpfergrund ist das Dorf

S a ch s e n f l u r

mit einem alten Schlößchen, dem Wohnsitze eines edlen Geschlechtes, das vom Orte seinen Namen führte. Schon in seinem Namen hat Sachsenflur eine Urkunde für seine frühe Entstehung.

Als Karl der Große seine blutigen Kriege gegen die Sachsen

und Wenden beendigt hatte, zwang er einen großen Theil der bezwungenen Völkerschaften, in das Innere des fränkischen Reichs überzusiedeln. Im Jahr 794, nach der Schlacht auf dem Sintfeld, sowie im Jahr 804, ließ er einen großen Theil der Sachsen mit Frauen und Kindern in die fränkischen Provinzen, besonders auch in die sogenannten Frankengaue, überführen. Welcher Plan einer solchen strengen Maßregel zu Grunde lag, Freigeborne mit Gewalt von ihrem heimathlichen Boden zu treiben, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; vielleicht wollte der glückliche Sachsenbezwinger auf solche Weise das kriegsfreudige Volk, welches ihm so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, verringern, um keine erneuerte Widersetzlichkeit befürchten zu dürfen. Von dieser Uebersiedelung sächsischer Eingebornen schreiben sich die Namen mancher Orte in den fränkischen Gauen her: Sachsenhausen bei Frankfurt, Sachsenheim bei Königshofen im Grabfeld (auch eines im Würtemberg'schen) und auch unser Sachsenflur leitet wohl daher seinen Namen und Ursprung.

Im dreizehnten Jahrhundert sind eigene Edelleute im Besitz des Dorfes und adeligen Ansitzes. Sie kommen schon frühe in Urkunden vor, ohne daß sie gerade eine wichtige Rolle in der Geschichte spielten.

Im Jahr 1230 zeugt Albert von Sachsenflur neben Heinrich von Ballenberg in einer Brombacher Urkunde.

Im Jahr 1271 wird in einer Urkunde des edlen Conrad von Hohenlohe ein Conrad von Sachsenflur unter den Zeugen aufgeführt.

Im Jahr 1292 wird ein Gerwic von Sachsenflur genannt. Er ist wohl derselbe, der im Jahr 1293, als Graf Rudolf von Wertheim seine Güter zu Mosbach an den Johanniterorden verkaufte, neben einem Ludwig von Sachsenflur zeugte.

Im Jahr 1295, als der edle Craft von Hohenlohe Schulden halber gewisse Güter an das Kloster Schönthal verkaufte, wird ein Gottfried von Sachsenflur, Ritter, unter den Bürgen genannt. Das Jahr darauf ist derselbe mit seinem Bruder Gerwic unter den Zeugen, welche einen Vertrag zwischen dem Grafen Craft von Hohenlohe mit Ludwig von Düren unterzeichnen.

In demselben Jahr wird ein Beringer von Sachsenflur in einer Deutschordens-Urkunde als nobilis (edler Mann) unter den Bürgen aufgeführt, während Andere neben ihm nur Ritter heißen.

Im Jahr 1298 wird der schon genannte Gottfried von

Sachsenflur wieder Bürge für den edlen Kraft von Hohenlohe, als derselbe, um einen Schuldner zu befriedigen, an dem Comthur Deutschordens Hermann Lesche bedeutende Güter veräußerte.

Im Jahr 1312 stellt Ritter Conrad von Torcebach, Herrn Gozzen von Sachsenflur, einen erbarn Ritter, bei einem Kauf zu Bürgen, und das Jahr darauf erscheint derselbe in einer Urkunde Conrads von Hohenlohe wieder als Zeuge. Es ist wohl immer derselbe schon öfter Genannte.

Dagegen möchte ein Sohn desselben jener Herr Gotz von Sachsenflur der Junge sein, welcher in einer Urkunde des Klosters Schestersheim vom Jahr 1325 aufgeführt wird.

Als Wohlthäter dieses Klosters erscheint ein Heinrich von Sachsenflur, genannt Walch von Rietheim, mit Irmegard, seiner ehelichen Wirthin im Jahr 1346.

In demselben Jahr lebte Arnold von Sachsenflur, der wohl auch zu Schüpf ansäßig war. Denn im Jahr 1345 verkaufte er unter dem Namen Nold von Sachsenflur, wohnhaft zu Schüpf, mit seiner Schwester Bertha seine jährlichen Gülten und Zinsen von Aeckern und Wiesen zu Lengried und Gissigheim um 100 Pfund Heller, weniger 8 Schillinge, an das Kloster Schönthal.

Im Jahr 1354 wird ein Conrad von Sachsenflur, der edle Knecht, nebst Ritter Caspar von Torzbach in einer Streitigkeit des Klosters Schönthal als Schiedsrichter gewählt. Derselbe zeugt auch im Jahr 1356 als hohenlohischer Vogt zu Waldenburg, deßgleichen im Jahr 1362.

Noch im Jahr 1477 wird ein Wilhelm von Sachsenflur genannt, aber seit dieser Zeit verschwindet der Name des Herrengeschlechts ganz und gar. Bereits vor dieser Zeit zählten die Herren von Tottenheim und Rosenberg das Dorf Sachsenflur unter ihre Besitzungen, und machten allda eine kirchliche Stiftung. Schon in älterer Zeit hatte das Dorf eine zu der Pfarrei Schüpf gehörige Capelle, die wohl von den Rittern von Sachsenflur gegründet worden war. Dieselbe wird im Jahr 1453 ausdrücklich genannt, und war wohl die Vorgängerin des jetzigen Kirchleins.

Im Jahr 1469 wurde nun von den Grundherren des Dorfes eine förmliche Caplanei zu Sachsenflur errichtet, und am 10. Juni desselben Jahres vom Bischof Rudolf von Würzburg bestätigt. Die eigenthümliche Stiftungsurkunde lautet ihrem Hauptinhalt nach also:

„Wir, diese hernachgeschriebene Wilhelm von Tottenheim, Ritter, Michel Jörge und Arnold von Rosenberg, und Endres Blümlein, bekennen — — — daß wir mit gesunden Leiben stehend und gehend, mit wohlbedachtem Muth und vereintem Willen durch Betrachtung der vergänglichen Tage des Lebens, und um Lobs und Ehre willen des allmächtigen Gottes, Mariä seiner lieben Mutter und alles himmlischen Heeres, zu Trost und um Heils willen unser und aller unser Vorfahren seel. Seelen, darzu betracht und zu Herzen genommen, daß nichts Gewisseres, dann die Stunde des Todes; dazu, daß dem Menschen nichts nachfolgt, dann die Gutthat, die er thut auf Erdreich in der Zeit der Gnaden — — — haben gestift, gemacht, stiften und machen — in der Kapellen unsers Dorfs Sachsenflur — — — die geweihet ist in Lob und Ehre der Himmelskönigin Mariä und in Ehre des h. Apostels und der l. Heiligen und getreuen Nothelfer St. Jörgen und St. Wendels, also, daß ein jeglicher Kaplan jetz daselbst oder in künftigen Zeiten dahin kommend getreulich und mit Fleiß vor uns alle Gott inniglich ermahn und bekehr u. s. w."

Die genannten Stifter wie noch andere Personen übergaben der neuen Pfründe unterschiedliche Güter, Gülten und Zinse, welche wirklich nicht unbeträchtlich gewesen. Diese kirchliche Stiftung bestand bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Als aber Ritter Albrecht von Rosenberg im Jahr 1564 zu Unterschüpf eine lutherische Caplanei stiftete, so wurden die Gefälle der Kaplanei Sachsenflur nach Unterschüpf überwiesen und die Anordnung getroffen, daß der gewöhnliche Gottesdienst zu Sachsenflur durch den Kaplan von Unterschüpf besorgt wurde, wie es bis auf die neueste Zeit bestanden.

Das Dorf Sachsenflur theilte die Schicksale des Mutterorts Unterschüpf, und kam im Laufe der Zeit wie Unterschüpf in verschiedene Hände.

Als das Geschlecht der Hauptbesitzer im Jahr 1632 ausgestorben war, fiel der Antheil der Herren von Rosenberg an Churpfalz zurück, von dem es Lehen gewesen, und wurde mit dem Amte Boxberg vereinigt; mit diesem kam es im Jahr 1803 an das Fürstenhaus Leiningen. Das, was die andern Ganerben, die von Tottenheim, als Lehen von Mainz, besaßen, kam an die von Dienheim, von Hoheneck, von Gemmingen, und später an die Grafen von Fugger, sowie an die Herren von Stetten.

Unter den örtlichen Merkwürdigkeiten nennen wir neben dem alten Kirchlein, das übrigens nichts Sehenswerthes enthält, das alte Schlößlein, welches wunderbarer Weise dem Loos der

Zerstörung entgangen ist, obgleich es wegen seiner Lage zwischen Ballenberg und Königshofen besonders im Bauernkriege den Durchzügen der raubgierigen Bauern sehr ausgesetzt war. Noch steht das Schlößlein, welches zuverläßig auf den Grundmauern eines ältern erbaut wurde, wohlerhalten im Dorfe, nicht ferne vom Ufer des Schüpfbachs. Seine Bewohner, die in dem alten Herrensitz ein- und ausgehen, sind wohl keine von altadelichem Geschlechte, sondern nur schlichte einfache Bauersleute, die das Schlößlein eigenthümlich besitzen. Sie haben das nicht sehr großartige Herrenhaus in seiner alterthümlichen Einrichtung belassen, wohl nicht aus Pietät für das Alterthum, sondern hauptsächlich darum, weil das alte Bauwesen so fest und massig ist, daß es durch nichts Neueres ausgebessert werden könnte, und die alten Wände zur Hoffnung berechtigen, sie werden noch mehr als einem robusten Geschlecht, und wenn es auch kein ritterliches mehr sein sollte, Schirm und Schutz gewähren. Am besten hat sich an diesem Schlößlein der Thurm erhalten, an den die kleine Burg angebaut ist. Durch eine kleine Pforte, die übrigens den Haupteingang bildet, und obenher ein gut erhaltenes Wappenschild zeigt, auf dem wir besonders die Barten von Stetten wahrnehmen, tritt man ein und steigt auf einer Wendeltreppe, dergleichen wir gewöhnlich in den alten Herrenhäusern finden, aufwärts bis zu einer ziemlichen Höhe. Sind wir im obersten Stockwerke angelangt, so befinden wir uns in einem niedlichen Erkerstüblein, in dem nach allen Richtungen hin Fenster angebracht sind, durch die wir die lieblichste Aussicht im ganzen Schüpfergrund genießen. Das Thal aufwärts blickt uns Unterschüpf mit seinen stattlichen Häusern entgegen, das Thal abwärts, wo der Schüpfbach, vereint mit der Umpfer, in die Tauber mündet, bietet die alte Stadt Königshofen mit ihrer stattlichen Kirche, deren älteste Grundlagen noch der Zeit Karls des Großen angehören, dem Auge einen Ruhepunkt, wenn es wonnetrunken über den schönen Wiesengrund dahinschweift. Man sieht wohl, daß diesem Erkerstüblein wegen seiner lieblichen Aussicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als allen übrigen Gelassen des Schlößleins. Noch jetzt sind an seinem Plafond alte, nunmehr von kundiger Hand aufgefrischte, Malereien sichtbar, die einer Zeit angehören, da die ehrsamen Burgfrauen in steifen Reifröcken einhertraten (welche dermalen als sogenannte Crinolinen eine welthistorische Rolle spielen), und die ehrenfesten Ritter und Herren mit goldgestickten Camisölen und großen Alongeperücken einherstolzierten. Uebrigens muß dieses Erkerstüblein hauptsächlich von Frauen

bewohnt gewesen sein, denn es fehlt darin das Hauptstück für Damen-Toilette nicht: ein großer viereckigter Spiegel mit verblichenem Goldrahmen, der den größten Raum an einer Wand des Stübleins eingenommen. Leider ist jetzt das Schaustück aus alten Zeiten durch einen großen Riß von oben bis unten entstellt, und man sieht wohl, daß seine Zeit vorüber ist, da holde Frauen in ihm sich beschauten, und sanfter mit dem Lieblinge umgingen, als es dermalen der Fall ist, wo er als Möbel am ungeschickten Orte manchen Puff aushalten muß, wenn je einmal der eine oder der andere der Hausbewohner das nunmehr zum Rumpelkämmerlein des Hauses degradirte Erkerstüblein mit einem kurzen Besuche beehrt.

Ganz anders war es hier oben, als noch das Geschlecht der Herren von Rosenberg hier im Schlößlein dominirte, und dasselbe der Schauplatz einer Geschichte gewesen, die uns in die bewegte Zeit des Bauernkriegs zurückführt.

Sage.

Das Täubchen von Sachsenflur.

Im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts lebte Frau Adelheid von Rosenberg, Geborene von Tottenheim, Herrn Arnolds von Rosenbergs hinterlassene Wittib, im alten Schlößlein zu Sachsenflur. Die hatte in ihren Wittwentagen eine absonderliche Liebhaberei zu den Tauben, darum sie auch bei den Bewohnern des Dorfs den Namen Taubennärrin führte. Tagtäglich am frühen Morgen, wenn die Sonne über den schönen Schüpfergrund lachte, stand sie am Fenster, und auf den Gesimsen der geöffneten Fenster saßen Tauben von allen Farben, die schon die Stunde wußten, wenn die mildthätige Herrin erschien, um ihnen reichlich ihr Futter zu reichen. Gar heimlich pickten sie ihr die Gerstenkörner aus den Händen, und wenn sie die Kröpfchen gefüllt hatten, flogen sie weg, aber andere kamen an ihre Stelle, denn, wenn man hinaussah über das Dach des Schlößchens, so war kein Ziegel frei, auf dem nicht ein Täubchen

saß. Darum standen Körbe auf Körbe mit Gerste angehäuft in den Thurmstübchen, und diese alle wurden an jedem Tage leer, bis die sämmtlichen Lieblinge der taubenliebenden Burgfrau völlig gesättigt waren. Daran hatte Frau Adelheid

Gar heimlich pickten sie ihr die Gerstenkörner aus den Händen.

ihre größte Freude, aber nicht so der alte Wendelin, der liebste Diener des sel. Herrn von Rosenberg, welchem seit dessen Tod auch die Sorge über seinen einzigen Sohn Wolfhart anvertraut war. „Will mir nicht gefallen, gnädige Frau," sprach oft der alte Diener, „wie viel besser würdet Ihr daran thun, wenn Ihr wenigstens einen Theil dieser Früchte, die ihr an die Tauben verschwendet, den armen Hintersaßen zukommen ließet, welche so oft vor dem Thor erscheinen und den Bissen Brod betteln müssen. Wie viel besser wäre es, gnädige Frau, wenn Ihr, statt Eure nothleidende Unterthanen abzuweisen," — der alte Diener

hielt inne, denn er sah, wie die Burgfrau unfreundlich blickte und schon bereit war, dem Diener einen derben Verweis zu geben. So ging es oft, wenn der treue Wendelin ein Wort zu rechter Zeit reden wollte, aber er fand nie ein geneigtes Ohr.

Einmal, es war im October des Jahres, das der verhängnißvollen Zeit von 1525 voranging, da trat der gute Wendelin vor seine Herrin. „Nichts für ungut, gnädige Frau," begann er seine Rede, „aber ich muß sprechen, und wenn Ihr mir auch zürnt, denn es ist nur zu Eurem Besten." — „Rede," sprach Frau Adelheid, und Wendelin faßte sich einen Muth wie noch nie. „So höret," fuhr bedeutungsvoll der alte Diener fort, „und lasset das Wort eines redlichen Mannes Euch zu Herzen gehen. Gestern Abend, es war um die Zeit, da die Wohlhabenden des Orts zum Schöpplein gehen, machte ich mich meiner Gewohnheit nach hinüber in des Apfelwirths, unseres Nachbars Haus — ich setzte mich behaglich in seinen Lehnstuhl — da mögen Manche der Anwesenden der Meinung gewesen sein, als ob ich schliefe; ihr Gespräch wurde ziemlich lebhaft, aber wohl merkte ich, daß meine Anwesenheit ihnen dießmal nicht so angenehm war, wie sonst, da ich dem Einen oder dem Andern vom Apfelwirth ein Schöpplein einschenken ließ. Ich fieng an laut zu schnarchen, und jetzt wurde auch die Rede freier, als sie bisher gewesen war; sie hielten sich für unbelauscht, aber mir entging kein Wörtlein. Der Vetterhans war der ärgsten Schreier einer. Schlag' der Teufel zu, schrie er, und schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten — da hab ich heuer meine Bescheerung: meine Gerste, die wunder wie schön im Segen stand, hab' ich dieser Tage heim gethan, aber nichts als leeres Stroh gekriegt; ebenso kann ich meine Wicken und Erbsen meinem Vieh alsbald als Futter hinstreuen, ohne daß der Flegel darüber kommt, — die Tauben vom Schloß haben mich des Dreschens überhoben, denn die ganze Schaar hat meine Felder bedeckt, wie die Heuschrecken, die einst über Egyptenland kamen; mit meinem Haber wird es mir auch so gehen, daß sie die Frucht mir und meinem Kinderhäuflein vom Munde wegnehmen. Da ist die Taubennärrin vom Schloß Schuld daran, aber so wahr mir Gott helfe, so soll's nimmer lang währen. — Das ließ' ich mir auch nicht gefallen, rief Michel Hasenbart; die Tauben machen es meinen Sommerfrüchten wohl auch arg, aber doch hab' ich noch Etwas heimgebracht — deine Felder, Vetterhans, liegen aber den Tauben gar nahe; würd es aber mir so gehen, wie dir, zu Hunderten

schlüg' ich das Geschmeiß todt, oder ließ die Bolzen unter sie fliegen, daß es rechts und links für mich Braten regnen müßte. — Hast gut reden, erwiderte Vetterhans, aber was würd' die Taubennärrin dazu sagen, und das hitzige Jüngferlein, wenn ich's so machte? die könnten mir das Leben sauer machen, als einem armen Hintersaßen; ja, ich glaub', das Junkherrlein würd' mir die Hütte über dem Kopfe zusammen brennen lassen.

„Bin gestern in Ballenberg gewesen, beim Jörg Mezler."

— Oho, lachte der Prettfelder, es ist nicht so gefährlich — die Junkherrschaft wird nimmer lange dauern; bin gestern in Ballenberg gewesen beim Jörg Mezler, und hab' ein Schöpplein bei ihm getrunken; da hab' ich Vögel pfeifen hören. Ihr werdet sehen, es muß bald anders werden — unter uns gesagt, bald wird es so kommen, daß die Junkherren uns die Peitsche halten müssen, wenn wir auf ihre Hengste steigen. — Aber heuer noch nicht, bemerkte pfiffig der Apfelwirth — ich werd' Euch wohl noch manch' Schöpplein hinstellen dürfen, bis es uns armen Leuten so wohl sein wird. — Was, arme Leute?

schrie der Prettfelder dazwischen, wer wird so reden? Daß Du es weißt, Vetter Apfelwirth, denn der Mezler hat es mir gesagt, Herren sollen wir von nun an heißen. Aber der Apfelwirth sprach ganz kaltblütig: der Mezler hat schon viel gesagt, der Lump und Prasser von Ballenberg — es wär' gescheidter, er würd' seiner Wirthschaft besser pflegen, als mit solchen Gedanken den Leuten den Kopf verrücken. — Da seht den Herrenknecht, riefen jetzt Alle zumal, ist Alles unzufrieden über die Herrschaft, nur der nicht, — der Mezler ist ein gescheidter Mann von jeher gewesen, und was der aussagt, kann uns nur frommen; auf! laßt uns anstoßen, dem Vetter Apfelwirth zum Trotz — es lebe der Mezler und die Bauernschaft! und zum Henker mit den Herrschaften! ja mit den Tauben, setzte Vetterhans hinzu, und mit der Taubennärrin im Schloß drinnen und mit der ganzen Brut! — Gnädige Frau, so ging es zu, bei meiner Seele — aber jetzt konnte ich nimmer schlafen, denn ich hatte genug gehört. Das Wort des Vetterhansen hat mir die Galle im Leibe rege gemacht — kaum hatte er noch sein schändlich Wort gesprochen, so war ich vom Lehnstuhl gesprungen, nahm ihn beim Kragen, und auf dem Boden lag er der Länge nach und zappelte. Aber jetzt hatte ich es noch mit Zweien zu thun, die machten mir ziemlich warm; doch der Apfelwirth, der den Herrenknecht auch nicht verschluckt hatte, und uns und dem Schlosse gut gesinnt ist, half mir so redlich, daß in wenig Augenblicken der Vetterhans und der Michel Hasenbart sammt dem Veit Prettfelder draußen auf der Straße lagen und im Finstern den Weg auf den Vieren nach Hause krochen, denn sie waren so voll des Weins, daß sie nimmer stehen konnten. Was sagt Ihr dazu, gnädige Frau," fügte der alte Diener voll Bedeutung seiner Erzählung bei, „mir wollt' es nicht gefallen, was ich hörte, aber daran sind Eure leidigen Tauben Schuld; darum laßt Eure Liebhaberei, gnädige Frau, daß die Leute des Orts keine Ursache zur Unzufriedenheit gegen uns haben, — denn so gewiß ich vor Euch stehe, die Bauern gehen auf Etwas aus, das uns keine Freude bringen wird" — „So glaubst Du, was der Prettfelder faselte?" sprach die Burgfrau, und man sah wohl, daß Wendelins Rede sie nicht gleichgültig gelassen hatte — „und Du fürchtest Dich vielleicht vor dem, was da kommen soll?" — Für mich fürchte ich Nichts," erwiderte Wendelin, „aber für Euch und das zarte Fräulein sowie den Junkherrn — ich habe eine Faust, die noch wacker dreinschlagen kann, wie ich Euch so eben erzählt — aber es heißt im Sprichwort: Viel Hunde sind des

Hasen Tod. Drum ist mein Rath, gnädige Frau, Ihr nehmet diese Körbe mit Gerste und schicket sie hinüber unserm Nachbar Vetterhans, der sonst wohlgesinnt war gegen uns, und schon manchen Dienst uns gethan hat, und lasset ihm sagen: das zu einem Ersatz für die Sommerfrüchte, die Eure Lieblinge ihm aufgefressen, — dies mag das beleidigte Gemüth wieder versöhnen; auch thut Ihr einen Gotteslohn an seinen sieben Kindern, die Nichts zu beißen und zu nagen haben. Gebt mir Erlaubniß, gnädige Frau, ich will die Körbe selbst auf meinen Rücken nehmen, und dem armen Schlucker die Gabe zutragen; er wird mich willkommen heißen, ob ich ihn gleich mit einer Tracht Schläge beim Apfelwirth beehrt habe."

Dieses gut gemeinte Wort des redlichen Dieners fand aber bei der Burgfrau eben so wenig Eingang, als was Wendelin früher geredet hatte, im Gegentheil, die Erzählung des Vorgefallenen erbitterte sie noch. „Was," so sprach sie beleidigt, „ich sollte noch mit Gaben denjenigen unterstützen, der unsere Ehre auf solche Weise gekränkt hat? Wendelin, Du bist mir ein wackerer Rathgeber — wenn Du nichts Besseres weißt, so schweige lieber — was meinst Du, was der Junkherr, mein Sohn, dazu sagen würde, wenn er dergleichen hörte, was Du eben erzählt hast?" — „Der würde," bemerkte Wendelin, „in seinem hitzigen Wesen das Uebel ärger machen, und den vorlauten Vetterhans noch mißhandeln; aber, gnädige Frau, das sage ich Euch, und es ist meines Herzens Ueberzeugung: der Junker wird nicht gut fahren mit solchem Wesen — es mag wohl die Zeit kommen, wo er seinen hitzigen Kopf zerstößt — und auch Ihr, meine liebe Frau, werdet noch zu milderen Ansichten gelangen; das hat der alte Wendelin gesagt, und Ihr werdet einmal daran denken — das ist aber mein letztes Wort." — Wendelin that wohl daran, daß er jetzt seinen Vortrag endete und das Gemach verließ, denn er sah der Burgfrau an, daß er mit seiner Rede nicht ihre Huld verdient hatte. Schon war er auf der Mitte der Treppe, da begegnete ihm laut weinend Fräulein Bertha, die noch jugendliche Tochter des Hauses; „o Gott, mein Täubchen," klagte sie, „mein allerschönstes, mein Liebling;" sie hielt ein Täubchen in den Händen, das über und über mit Blut floß, und nur noch ein wenig zappelte. Der alte Diener stand eine Zeitlang hin; „laßt sehen, liebes Fräulein," sagte er theilnehmend, „ob es nicht mehr zu retten ist, das liebe Ding;" er nahm es in die Hand und betrachtete es, aber beide Flügel waren ihm durch einen Wurf gelähmt,

und sein Köpfchen schwer getroffen. „Das ist ja das Apriltäubchen," rief Wendelin — „habe ich nicht gesagt, daß Ihr kein Glück mit dem Thierchen haben werdet, denn es ist ja am ersten April ausgeschlüpft — es ist eben ein Unglücksvögelein;" mit trübseligem Blick gab er es wieder dem Fräulein zurück, und Bertha eilte, da sie so wenig Trost bei dem alten Wendelin fand, in das Gemach der Mutter. Da ging erst eine große Klage an, denn, während sie das Rothdächlein der Mutter zeigen wollte in seinem traurigen Zustande, verendete es unter den liebenden Händen des Fräuleins, und neigte sein Köpfchen auf die Seite. Blutend, wie es war, legte das Fräulein das Täubchen an die Wangen und streichelte es; aber das liebe Täubchen war nimmer in's Leben zu wecken. Auch die Mutter vereinigte ihre Klagen mit dem Jammer der Tochter, denn unter allen den vielen Tauben war auch ihr das Rothdächlein das Liebste gewesen. Während sie noch jammerten, kam ein Dritter herbei — es war der Junker Wolfhart; sein Gesicht glühte vor Zorn, denn schon unten im Hofe hatte er gehört, daß das Lieblingstäubchen seiner Schwester so schändlich zugerichtet worden sei. „Der soll es mir büßen, der dieses gethan hat," rief Wolfhart, und stampfte voll Zorn den Boden; „schrecklich will ich Deinen Verlust rächen, lieb Schwesterlein. „Der Bösewicht wird nicht weit zu suchen sein," sagte Frau Adelheid — ich müßte mich sehr täuschen, wenn es nicht unser Nachbar Vetterhans wäre, der erst gestern seinem Unmuth gegen uns durch bösartige Reden Luft gemacht hat." Das war für den heftigen Junker Oel in's Feuer, besonders als er nach langem Sträuben endlich aus seinem Schwesterlein das Geständniß herausgebracht hatte, daß des Vetterhansens ältester Sohn Velten, den Wolfhart längst nicht leiden mochte, durch einen Steinwurf auf das Dach des Schlosses gerade das Lieblingstäubchen Bertha's getroffen hatte. Velten hatte das Fräulein nicht bemerkt, dagegen sie ihn, als er gerade den bösartigen Wurf that, um sich an den Tauben zu rächen, welche ihm und den Seinigen die Früchte abgefressen hatten. Gern wäre Junkherr Wolfhart hinübergeeilt in des Nachbars Haus, um den Velten wegen seines verübten Unrechts zu strafen, aber er befürchtete, demselben nicht beikommen zu können, weil Velten noch drei faustkräftige Brüder um sich hatte, die fest für ihren Bruder hingestanden wären, und ihm nichts hätten geschehen lassen. Der Junkherr von Rosenberg schlug einen andern Weg ein, da ihm der offene weniger rathsam

schien: seit jenem Tage trug er die Rache in sich herum, und lauerte jeden Abend, bis etwa der Sohn des Nachbars vorüberginge; dann wollte er ihn greifen lassen und in das Schloß schleppen. Das gelang aber dem Junkherrn lange nicht, denn der kluge Velten merkte bald, was das Herrlein gegen ihn im Schilde führte, und ließ sich seitdem nimmer in der Nähe des Schlosses sehen. Es gingen Wochen, Monate vorüber, schon schien die Sache vergessen zu sein; aber im Herzen Wolfharts war die Rache nicht erstorben

Es war um die Faschingszeit des Jahres 1525, wo sich die Bauern eine Lust zu machen pflegten, wenn sie auch das ganze Jahr über am Hungertuch nagten und sich's sauer werden ließen. Da tummelten sich besonders die jungen Leute des Dorfes in wilder Freude herum; sie vermummten sich und hielten Umzüge bis in die Nacht, selbst in der Nähe des Schlosses, und man ließ es ihnen zu, wenn sie auch die muthwilligsten Scherze vor demselben trieben. Ja, der selige Herr von Rosenberg machte sich oft auch einen Scherz daraus, kleine Wecklein und Bretzeln durch das Fenster in den Hof zu werfen, und mit anzusehen, wie die hungrigen Faschingsnarren über die Gaben herfielen, und sich unter einander prügelten um des Besitzes willen. Seit des alten Herren Tod war es aber anders geworden. Die jungen Leute zogen wohl am Schloß vorüber, aber es flogen keine Wecklein und Bretzeln mehr aus den Fenstern, denn die Frau von Rosenberg hatte keine Freude an dem Lärmen, der bei dieser Gelegenheit gewöhnlich entstand. Dafür wurde sie auf diese und jene Weise in diesen Tagen geneckt. Auch diesmal war es so. Siehe da, eine Schaar wild tobender Schalksnarren kam auf einmal auf das Schloß zu; voran lief eine Närrin mit einem Kleide angethan, das aus Taubenfedern von allen Farben zusammengesetzt war, und auf ihrem Rücken trug sie einen großen Käfig mit lebendigen Tauben. Als der Zug der Narren am Schloß angekommen war, trat die Närrin hervor mit ihrem Käfig, machte eine tiefe Referenz und kreischte laut unter der Larve hervor: „kauft Tauben, kauft Tauben!“ Da lachte der ganze Haufe laut auf, denn Alle wußten, daß das Kleid der Närrin aus den Federn von Tauben zusammengesetzt war, die noch vor wenigen Tagen auf dem Dache des Schlosses gesessen hatten; und ebenso waren die in dem Käfig weggefangene Schloßtauben. Aus den Fenstern des Schlosses sah Niemand dem kränkenden Spaße zu, der einzig und allein der Frau des Schlosses zu Schimpf und Schmach geschah;

aber Einer war ungesehen Zeuge davon. Eben wollte die Taubenhändlerin ihren Ruf: „kauft Tauben!" wiederholen, da sprangen die Thorflügel auseinander; dahinter stand der Junkherr von Rosenberg mit feuerrothem Gesicht, und in einem Sprunge war derselbe mitten unter den Faschingsnarren. Die stoben, wie Streu vor dem Winde, auseinander; aber die Närrin mit dem Käfig mußte zur Stelle bleiben, denn Junkherr Wolfhart hatte sie mit kräftiger Faust erfaßt, und schleppte die Widerstrebende, welche trotz ihres Hülferufs von ihren Kumpanen verlassen blieb, in den Schloßhof, der alsbald wieder verschlossen wurde. Da riß Wolfhart die Gugelkappe von Federn, sowie die Larve vom Gesicht des Ertappten, und wer war es? des Vetterhansen Sohn Velten, auf den er schon längst gelauert hatte. „So, hab' ich Dich endlich erwischt, den ich schon lange suchte," rief Wolfhart, und seine Augen blitzten vor Schadenfreude; „Du sollst mir jetzt doppelt büßen, Du Teufelsbraten — einmal für die Thränen meiner Schwester um ihr Täubchen, und dann für den Schimpf, den Du meiner Frau Mutter angethan — es soll Dir eine traurige Mummerei werden." — Treulich erfüllte der Junkherr sein Wort: nachdem er dem armen Velten das Gesicht zerschlagen hatte, daß er überall blutrünstig wurde, und mit den Füßen auf dem Leibe des zu Boden Liegenden herumgetreten war, daß kein Flecklein eines Kreuzers groß mehr an seinem Leibe war, das nicht schwarz und blau geworden wäre, so ließ er ihn in das Burgverließ werfen, wo er lange nicht mehr das Tageslicht sehen sollte. Die schreckliche Mißhandlung des Bauernjungen war nur ein Werk des Augenblicks; ehe Bertha herbeikam, um dem schrecklichen Thun ihres Bruders Einhalt zu thun, lag Velten schon im Burgverließ. „O, mein Bruder," flehte Bertha, die noch den Jammerschrei des Velten gehört hatte, „was hast Du gethan?" — „Dich gerächt wegen Deines Täubleins," rief Wolfhart, der noch den Dank seiner Schwester durch solche Rache zu verdienen glaubte, „und die Schmach, so er eben uns angethan, habe ich ihm vergolten, aber meine Rache ist noch nicht gekühlt." Umsonst waren Bertha's Bitten, der Bruder möchte doch den Jungen losgeben, nachdem er ja zur Genüge sich an ihm gerächt habe. Wolfhart hörte nicht auf das Flehen der Schwester. Jetzt war auch Wendelin herbeigekommen — während dies Alles geschah, war er gerade auf dem Felde gewesen — mit Betrübniß hörte er, was vorgefallen war. „Das wäre nicht geschehen," sprach der alte Diener, „wenn ich zu Hause

gewesen wäre, — daß doch das Rothdächlein nie geboren worden wäre, oder wenigstens nicht am ersten April, — denn daran knüpft sich doch alles Unheil, und es wird noch mehr Uebels daraus erfolgen — es ahnet mir.“ Auch Wendelin vereinigte seine Bitte mit der des Fräuleins, daß der Junkherr mit dem, was er an Velten gethan, sich begnügen und ihn frei lassen möchte. So viel auch der alte Diener bei dem jungen Herrn gelten mochte — dies Mal achtete er nicht auf seine Worte, und Velten blieb im Burgverließ.

Noch war der Morgen nicht vorüber, an dem dies Alles geschehen war, so erschien schon die Mutter Veltens vor dem Junkherrn von Rosenberg und bat unter Weinen und Klagen um die Freiheit ihres Sohnes. „Ach, habt doch Erbarmen, gnädiger Junkherr,“ flehte sie, und warf sich ihm zu Füßen, „vergebet dem Unverstand des Knaben, der nicht recht überlegt hat, was er gethan; war ja er und die Meinigen bisher alle Euch dienstbar mit Leib und Seele, und er wird es von nun an immerdar sein, so Ihr ihn seiner Haft entlasset; Ihr habt ihn ja genug seine Unbesonnenheit und seinen Unverstand büßen lassen: ist doch sein Geschrei vom Schloßhof bis zu meiner Hütte hinüber gedrungen.“ Der Junkherr wurde nicht gerührt, obgleich Veltens Mutter seine Füße umfaßte und immer flehentlicher bat. Vielleicht wäre es aber dennoch geschehen, wenn nicht die Burgfrau eben in das Gemach getreten wäre; sie, die wegen des Faschingsschimpf nicht minder von Rachsucht gegen den armen Velten erfüllt war, als ihr Sohn, bestärkte auch denselben bei seinem Entschlusse, den Jungen nicht herauszugeben. Der Junkherr stieß die Kniende von sich und wies sie mit herben Worten zur Thür hinaus. „Es wird Euch Beide gereuen, daß Ihr kein Erbarmen zeigt,“ rief die Frau mit einem bedeutungsvollen Blick und verließ das Schloß. — „Hab' ich nicht gesagt,“ sprach der Vetterhans, als sein Weib wieder in die Stube trat, „die im Schloß werden unsern Sohn nicht freigeben, bis ich ihn selbst aus dem Loche führe? das wußte ich, darum bin ich nicht selbst hingegangen, auch hätte man mir wohl die Thüre nicht einmal geöffnet, von wegen jenes Abends beim Apfelwirth; aber zuvor will ich einen andern Weg gehen; der Haue muß ein Stiel gedreht werden, und die im Schloß will ich in April schicken, daß sie an den Vetterhans zeitlebens denken sollen.“ Er nahm die Mütze von der Wand und den Knotenstock in die Rechte. Ohne seinem Weibe mitzutheilen, was er thun wollte und wohin er ging, eilte er zur

Thür hinaus; nur das sagte er beim Abschied: „verhaltet Euch Alle ruhig, und lasset nirgends verlauten, daß ich abwesend bin — am Wenigsten im Schloß — bald komme ich wieder, aber nicht allein; so lang' wird's doch der Velten in seinem Loch aushalten können."

Das war um jene Zeit, da im Gebiet der Reichsstadt Rottenburg der Bauernaufruhr, welcher längst schon vorbereitet war, förmlich losbrach. Zuerst regten sich die Bauern des Dorfes Ohrenbach; als sie gen Brettheim Boten sandten, um zur Theilnahme aufzufordern, waren dort schon an 800 Bauern versammelt. Sofort zogen die Ohrenbacher nach Brettheim; sie sprachen: sie wollten dort Kirchweih' feiern und jungen Wein trinken. Ihnen folgten in der Nacht des 23. März 1525 ein anderer Haufe; der zog in Harnisch im Dorfe ein mit den Hakenbüchsen, die man auf den Rottenburger Landthürmen gefunden hatte, in guter Ordnung zu Roß und zu Fuß, „mit etlichen aufgerichteten Fetzen oder Fähnlein". Sogleich nach der ersten Versammlung schickten die Brettheimer Boten nach allen Seiten, besonders die Tauber hinab, um die Landgemeinden aufzunehmen. Die kamen auch nach Ballenberg zu Georg Mezler, der schon längst auf solche Dinge gewartet hatte. Durch Spielen, Prassen und Ueppigkeit hatte dieser Wirth bereits sein Vermögen zu Grunde gerichtet. Wie denn seine Habe immer mehr schmolz, sah er nur im Aufruhr eine Hülfe; dazu war er ein Feind des Adels, denn Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand und dem eisernen Sinn hatte einst Ballenberg niedergebrannt. Den Haß gegen den Einen trug er auf den ganzen Stand über. Willkommen waren ihm die Boten von Brettheim; er ergriff die neue Sache mit weit größerem Eifer, als Alle in der Umgegend, die mit dem bisherigen Stand der Dinge unzufrieden waren. Schon war Mezler auch mit Wendel Hippler, dem Haupt des Aufstandes im Hohenloheschen, in Verbindung getreten. Nun ward mit dem Boten von Brettheim die Verabredung getroffen, daß mit dem Anfang des Monats April eine Vereinigung der Brettheimer und übrigen Bauern aus der Rottenburger Landwehr mit den Unzufriedenen in Ballenberg und der ganzen Umgegend Statt finden sollte. Für die Ausführung dieses Planes machte sich Georg Mezler verbindlich.

Kaum hatten die Boten von Brettheim und Ohrenbach wieder Ballenberg verlassen, so trat ein Anderer in Mezlers Stube ein. Wir kennen ihn längst, es war der Vetterhans aus Sachsenflur. Seiner Sache wegen Mezlers Gesinnung

noch nicht gewiß, wollte er sich zuerst auf Kundschaft legen, ob er wirklich auch der Mann wäre, von dem man ihm gesagt hatte. „He, Wirthshaus!“ rief Vetterhans, indem er sich auf der eichenen Bank niederließ, ohne daß er noch Jemand in der Stube sah. Nach nochmaligem Rufen: „He, Wirthshaus!“ erschien ein unscheinbares Männlein von breiter, untersetzter Statur, mit fettem Bauche, an der Kammerthüre; ein pfiffiges, verschlagenes Auge blitzte aus seinem feuerrothen Gesicht, und die Stumpfnase war hoch mit Rubinen besetzt. „Was ist das für ein Gelärm?“ sprach der aus der Kammer Tretende mit griesgrämiger Miene. „Nun, ein Schöpplein wär mir anständig,“ erwiderte Vetterhans, „und zwar von Eurem Besten, denn ich komme schon weit her des Wegs, von Sachsenflur.“ M.: „Das will mich bedünken, denn sonst müßtet Ihr wissen, daß ich längst kein Schöpplein mehr einschenke, weder vom Besten noch vom Geringen.“ V.: „So ziehet Euren Schild ein, Herr Wirth, denn sonst zahlt Ihr ja nur umsonst Steuer und Abgabe dem Herren von Mainz.“ M.: „Steuer und Abgabe dem Herrn von Mainz? wie mögt Ihr so seltsam reden? — an so etwas denkt unser Einer schon lange nicht mehr, denn, wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren; und wer weiß, ob nicht in kurzer Zeit die Andern es auch so machen, und vielleicht auch Ihr von Sachsenflur. Daß Ihr aber nicht glauben möget, es stehe so gar schlecht mit dem Jörg Mezler von Ballenberg, so sollt Ihr doch ein Schöpplein haben, und wenn es auch nicht vom Besten ist.“ — „Den habt Ihr wohl selbst schon getrunken,“ lachte Vetterhans. „Ein Jeder ist sich selbst der Nächste; mag auch was Gutes vertragen, dazu ist der edle Tauberwein nicht nur für die Herrenmagen, sondern auch für unser Einen gewachsen;“ dies sprechend, holte Mezler ein Schöpplein und stellte es schmunzelnd vor den Vetterhans hin. Das war aber nicht das letzte Schöpplein, das in Mezlers Keller lag, auch nicht das einzige, so sie tranken. Bald machte der Wein beredt; die Zunge löste sich jetzt bei beiden, und Vetterhans trug bald sein Anliegen dem Mezler vor. — „Das ist Wasser auf meine Mühle,“ rief freudig der Wirth von Ballenberg, als er die Geschichte der Mißhandlung des Velten hörte. Es muß Alles einen gehörigen Grund und Ursache haben, Bruder Vetterhans, und die haben wir jetzt, um loszubrechen; so Etwas mußte kommen, damit die Sache einen Anfang nehmen kann. Wäre ein Maler bei der Hand, eine Tafel müßte er mir machen, und Deinen Buben darauf, wie

ihn das elende Junkherrlein mißhandelt und ins Loch wirft; und so würd' ich durch alle Orte laufen und laut rufen, wie unser Stadtknecht, wenn er bietet im Namen des hochwürdigen Herrn von Mainz — ja, schreien würd' ich von Ort zu Ort: schaut, so machen es die Junkherrn den armen Leuten." — „Da bedarf man keiner gemalten Tafel," bemerkte Vetterhans, „Du hast ein Mundstück, Bruder Mezler, und eine geläufige Rede, die noch besser auf die Herzen wirkt, als Gemälde auf die Augen — kannst die Geschichte mit dem Jungen auch ärger machen, als sie wirklich ist, hab' nichts dagegen. — „So wollen

Mezler und Vetterhans.

wir Morgen die Runde gehen," sprach Jörg Mezler, „wir Zwei werden wohl ein Häuflein zusammen bringen, daß wir zu denen aus der Rottenburger Landwehr stoßen können, wenn sie über die Tauber hereinkommen; ich freu' mich wie ein Kind, bis der Tag angeht, denn anders hört die Lumperei bei mir doch nicht auf." — „Bruder Mezler," lachte der Vetterhans, „ich glaub', wenn Du auch ein Herr bist, hört es nicht auf bei Dir, denn Du bist, dünkt mir, das Lumpen gewohnt —

doch, nichts für ungut, ich habe eben auf Deine Nase geguckt und Dein fett' Bäuchlein."

„Das laß Dir gut sein," lallte der Wirth von Ballenberg, „aber gar Unrecht hast Du doch nicht; Du sollst leben, Bruder Vetterhans, — bist auch nicht von der besten Art, hab's schon gemerkt." Sie stießen an und tranken, aber nimmer lange; denn einmal nickte Vetterhans schon mit dem Kopfe, und that kund, daß er längst des edlen Weins genug getrunken hatte, der selten über seinen Mund kam, und dann konnte auch der Mezler das Kellnergeschäft nimmer gehörig handhaben; er mochte kaum mehr aufstehen, und die Thüre der Stube, viel weniger zum Keller finden; dazu war er Wirth und Wirthin in Einer Person, denn Weib und Tochter waren ihm Beide längst davongelaufen, da sie die Mißhandlung des immer Betrunkenen nicht mehr ertragen mochten, auch im Hause nichts mehr zu suchen hatten. Jörg Mezler hatte durch sein Prassen dafür gesorgt, daß weder Teller noch Schüsseln im Hause mehr zu reinigen waren, sondern nur noch ein Paar Becher sammt Krug auf dem Tische standen. Das fühlte auch bald der Vetterhans, daß keine Wirthin im Haus war, denn mit hungrigem Magen mußte er seine Lagerstatt auf der harten Bank wählen, gleich dem Gastwirth, der schon lange selbst nimmer wußte, wie sich's auf Federbetten schlief. — Was zwischen den Zechbrüdern am Abend beredet worden war, wurde am Morgen des folgenden Tages wirklich ausgeführt; sie traten ihre Wanderung an, um aller Orten die Leute für ihre Sache zu stimmen. Wo sie hinkamen, fanden sie unzufriedene Gemüther; im Jaxtthal, bis gegen Kloster Schönthal hin, sowie in den Orten, die weiter dem Walde zu liegen; das ganze Bauland durchzogen sie, und überall fielen ihnen die Herzen zu. Wenn Jörg Mezler ihnen die Geschichte von Sachsenflur mit dick aufgetragenen Farben erzählte, wie der Junkherr von Rosenberg den Knaben des Vetterhans gefangen, ihn mit glühenden Zangen gezwickt und in ein feuchtes Kerkerloch geworfen habe, so bekräftigte es der Vetterhans mit Weinen und Schluchzen, und alle Hörer entsetzten sich darüber, und schwuren dem unglücklichen Vater beizustehen zur Rache. Auf der andern Seite wurden die freilich von manchen Lasten gedrückten Bauern der Gegend lebhaft angeregt, wenn Jörg Mezler, der neue Apostel, mit seltener Beredtsamkeit von einer goldenen Zeit sprach, die hereinbrechen würde, sobald sie den Muth hätten, das verhaßte Joch abzuschütteln, da ja von allen Seiten, besonders

von der Tauber her, die Hand ihnen dazu geboten würde. Viele wollten kaum abwarten, bis der erste April, der Tag der Vereinigung, erscheine, und folgten schon jetzt den beiden Führern, bewaffnet mit Aexten, Dreschflegeln, Sensen, Haken und Werkzeugen jeder Art, die sie gerade bei der Hand hatten. In solcher Begleitung zog Mezler und Vetterhans über Buch am Ahorn hinunter in den Schüpfergrund. Da, als man den Haufen einherziehen sah, der schon auf mehr als 300 Köpfe angewachsen war, lief Alles zusammen, aus Kupprichhausen, Ueffingen und Lengrieden, um zu sehen, was es werden wolle; wer an der nöthigsten Arbeit war, ließ sie stehen, und keiner kehrte mehr an das Seinige zurück, sondern folgte den Durchziehenden. Die sämmtlichen Bewohner des Grundes und der Umgegend kamen, wie ein alter Chronist sagt, sturmlichen zu Hauf, gleich wie die Bienen, wenn sie stoßen. Als sich um Jörg Mezler von Ballenberg und Vetterhans aus Sachsenflur ein ziemlicher Haufe versammelt hatte, zog er auf Oberschüpf los. Da gab es zuerst Etwas zu thun. In diesem Orte lag ein Schloß, das den Herren von Rosenberg, die zu Boxberg residirten, zugehörig war. Schon im Jahre 1469 war es von Churpfalz erobert und zerstört worden, weil seine Besitzer Räubereien übten. Seither war die ausgebrannte Burg nur von einem alten Rosenberg'schen Burgvogt und einigen Knechten bewohnt. Auf die gingen jetzt die Bauern los, um ihre erste Waffenprobe daran zu machen. So wenig Jörg Mezler mit seinen Bauern vom Kriegswesen verstand — sie wurden beim ersten Anrennen derselben Meister, und es bedurfte keiner Belagerung von 8 Tagen, wie in früherer Zeit. Der Burgvogt mit seinen Knechten entrann noch bei guter Zeit, und brachte die Kunde gen Boxberg, daß er den leeren Burgstall den Bauern überlassen. Voll Aerger, daß sie nicht fanden, was sie suchten, steckten die siegreichen Eroberer das alte Raubnest in Brand. Eben waren sie noch damit beschäftigt, da kamen die längsterwarteten von der oberen Tauber den Grund herauf. Die von Ohrenbach und Brettheim hielten treulich Wort; am frühesten Morgen des ersten Aprils zogen sie unter Anführung Hans Voglers von Hatershofen und Paul Ikelsheimers aus Ohrenbach in der Stille durch die dichten Waldungen, welche in einem breiten Streifen die Höhen an der rechten Seite der Tauber fast von Rotenburg über Mergentheim hinaus bedecken. Mit Umgehung dieser Stadt, über deren Gesinnung sie noch nicht gewiß waren, obgleich auch ihre geheime Boten dahin gekommen waren,

konnten sie auf einer der langen Steigen, die unterhalb in den tiefen Taubergrund herabgehen, unbemerkt in den Schüpfergrund einfallen. Ihre Boten, die sie kurz zuvor noch an Mezler vorausschickten, brachten, während sie in der Nähe von Königshofen standen, schnell den Rapport, daß sie den Odenwälder Haufen — so nannte sich Mezler's aus Pfalzgräfischen, Mainzischen und Würzburgischen Bauern zusammen gelaufene Rotte — eben in Schüpf treffen können. Die ließ Mezler und sein Volk vor der Burg Oberschüpf; sie wollten den Brüdern von der oberen Tauber noch zuvorkommen, ehe sie sich zu Unterschüpf vereinigten, um von dort aus in den Jaxtgrund zu ziehen, und dem reichen Kloster einen Besuch zu machen. — Die Einholung — so war es Mezlers Plan — sollte bei Sachsenflur geschehen und eine glänzende werden, denn er hatte gehört, daß ein fränkischer Edelmann, Florian Geyer, unterwegs sich an die Spitze der Rotten von Ohrenbach gestellt hatte; um vor diesen und seinem wohlgerüsteten Leuten nicht in Schanden zu bestehen, mußte er doch als erwählter Anführer ein Ansehen zu gewinnen suchen, und auch seinem zusammengelaufenen Gesindel für den ersten Augenblick desgleichen geben. Da kam ihm das alte Raubnest zu Oberschüpf wohl zu Statten. So wenig auch die Plünderung desselben die Wünsche der gierigen Odenwälder befriedigt hatte, so fanden sie doch Manches, wessen sie sich jetzt bedienen konnten. Eine alte Rumpelkammer — Waffensaal können wir es wohl nicht nennen, denn die Mäuse und Ratten hatten längst schon in dem öden und verlassenen Raume ihre Wohnung aufgeschlagen — hatten die Bauern entdeckt, während sie schon den Brand in die Burg warfen, und hier eine Menge von Waffenstücken gefunden, die wohl seit Anno 1470 nicht mehr gebraucht worden waren. An den Wänden hing Nichts mehr, denn das Riemwerk war durch die Länge der Zeit daran mürbe geworden, daß die Waffenstücke von selbst auf den Boden fielen, und was noch brauchbar gewesen wäre, war von den Mäusen und Ratten aufgezehrt. Da lag eine Blechhaube ohne Futter und Sturmband, dort ein Schild, der keinen Riemen mehr hatte; blos lagen die Schwerter umher und bis oben verrostet, denn die Mäuse hatten die lederne Scheide verzehrt; Lanzen und Hellebarden hatten keine Spitze mehr, überhaupt, wo die gierigen Hände aus dem Gerümpel ein Waffenstück hervorzogen, fehlte immer die Hauptsache daran. Und doch fielen sie darüber her, wie die Kinder über Spielsachen, die sie zum ersten Mal

in die Hand bekommen; ein Jeder freute sich auf die Stunde, wo er, ausstaffirt mit diesen Waffenresten aus alter Zeit, auf dem Platze erscheinen durfte. Dieses Glück wurde aber nicht Allen zu Theil. Vorerst wählte sich Jörg Mezler, der Hauptmann, das Beste, und dann der Nächste nach ihm, der Vetterhans von Sachsenflur, welchem das Amt des Fähndrichs übertragen worden war, und der also eine wichtige Person vorstellte. Außer ihnen erhielten nur die Ballenberger, welche die Ehre hatten, den Vortrab zu bilden, weil sie sich zuerst an ihren Landsmann angeschlossen hatten, von den alten, verrosteten und zerfressenen Waffen. Wirklich reichten auch die Waffen zu, um allen diesen zum wenigsten ein Stück in die Hand oder auf den Leib zu geben. Bald standen, wenigstens die ersten Glieder des Odenwälder Haufens im Waffenschmuck da. Georg Mezler trug auf dem Kopf den gewichtigen Stechhelm eines Ritters von Rosenberg aus dem 14. Jahrhundert, auf dem wohl nicht mehr der prangende Reiherbusch zu sehen war, denn eine Maus hatte ihn platt von dem Kegel abgefressen; den eisernen Küraß hatte er mehr über den Bauch, als über die Brust geschnallt, denn auf sein Bäuchlein hatte Jörg Mezler immer viel gehalten, deßwegen suchte er es auch im Krieg, dem er entgegen ging, vorerst zu schützen. Den Plattenharnisch über Schenkel und Füße legte er hinten an, denn die Beschirmung jener Theile war ihm nicht minder ein Gegenstand seiner Sorge; in der Linken hielt er ein verrostetes Ritterschwert, aber die Rechte schwang ein gewichtiges Haubeil, das er besser zu führen wußte, da er ursprünglich ein Metzger seines Handwerks war. Das war die Bewaffnung des Anführers der Odenwälder; ähnlich war sie bei den Uebrigen, nur etwas weniger geordnet, und nicht so vollständig, doch so, daß an Jeglichem Etwas glänzte und glitzerte, als der Haufe im Strahle der Aprilsonne den Auszug aus Oberschüpf antrat. Ehe wir aber diesen beschreiben, kehren wir noch zuvor in der Burg zu Sachsenflur ein, und sehen nach dem armen Velten, der, seitdem er so schrecklich von dem Junkherrn von Rosenberg mißhandelt worden war, bei Wasser und Brod auf einem Lager von verfaultem Stroh seinen Faschingsschwank büßte. Immer hatte er in der ersten Zeit Hoffnung gehabt, daß er durch die Seinigen von dem hitzigen Junkherrn losgebeten werden würde; er hatte am ersten Tag durch das Zugloch, welches von dem Burgverließ in den Hof ging, das Schluchzen und Weinen der Mutter vernommen, und gedachte: nun wird mir Hülfe werden — aber

er hatte sich getäuscht, denn nicht beim Eintritt in die Burg, sondern beim Weggehen, als sie unbarmherzig fortgewiesen worden war, hatte sie geweint und geschluchzet. In den folgenden Tagen vernahm er Nichts mehr, und schloß daraus, seine Eltern, besonders sein Vater, der noch keinen Gang ins Schloß um seinetwillen gethan hatte, bekümmere sich nicht mehr um ihn. Das verdroß den Velten, und die Sorglosigkeit der Seinigen schmerzte ihn mehr, als sein auf allen Seiten zerschlagener und zerstoßener Leib. Bald däuchte er sich von Gott und Menschen verlassen. Doch Eine gedachte seiner, um die er es nicht verdient hatte — Bertha, das Fräulein der Burg, welche jeden Morgen den harten Bruder bat, er möchte doch den armen Jungen seiner Haft entlassen; aber Junkherr Wolfhart wurde immer hartherziger, vielleicht angestiftet von seiner Mutter, so daß Bertha, die sonst so zärtliche Schwester, welche nie heftig werden konnte, einmal voll edler Erbitterung rief: „Bruder Wolfhart, Du trägst nicht umsonst Deinen Namen, Du bist hart, wie ein Wolf, wenn er ein Lamm in seinem gierigen Rachen hält; ich werde Dich von nun an nimmer bitten.“ Entrüstet verließ sie das Gemach und den hinter ihr her hohnlachenden Bruder. Jetzt dachte sie auf Mittel und Wege, wie sie den armen Velten, ohne Wissen ihres Bruders, befreien könnte. Mit dem guten Wendelin, der längst auch dem Knaben seine Freiheit gönnte, berieth sie sich über die Art und Weise, wie man es möglich machen könnte. Anfangs schüttelte der alte Diener den Kopf; „was wird die Frau Mutter, was der heftige Bruder dazu sagen,“ sprach er, „wenn wir dem Velten forthelfen? wir dürfen uns nicht mehr vor Beiden sehen lassen.“ — „Nun,“ erwiderte Bertha, „so flüchten wir Beide zum Oheim nach Boxberg, bis der Mutter und des Bruders erster Zorn vorüber ist.“ — „Das könnt Ihr thun, Fräulein Bertha,“ bemerkte Wendelin, „aber ich bleibe, denn ich habe meinem seligen Herrn, Eurem Vater, in die erkaltende Hand versprochen, nie aus dieser Burg und von dem Junkherrn zu weichen, absonderlich in den jetzigen Zeitläufen, wo dem Adel und den Burgen in allen Gegenden Gefahr droht.“ — „Doch bis zum Apfelwirth hinüber darfst Du gehen, und bis Du Dein Schöpplein getrunken, ein Paar Stündchen ausbleiben — gelt, guter Wendelin, das darfst Du schon thun — und in der Eile die Schlüssel zur Burg liegen lassen — da hast Du keine Schuld auf Dir.“ Mit einem schelmischen Blicke, den man an dem sonst so gar nicht verschlagenen Fräulein selten bemerkte, richtete

sie diese Worte an den alten Wendelin — dabei streichelte sie gar liebevoll seine Wangen, und nun war der Alte gänzlich besiegt. Als es Abend wurde, ging er hinüber zum Apfelwirth, und vergaß wirklich, die Schlüssel mitzunehmen; auch der Schlüssel zum Verließ, den er seit einigen Tagen bei sich führte, da er den Gefangenen verpflegen durfte, blieb liegen; und Bertha fand ihn bald heraus. Wendelin trank absichtlich mehr als ein Schöpplein beim Apfelwirth. Als er nach einigen Stunden nach Hause kam, lag der Schlüssel zum Verließ wieder an demselben Platz; aber Velten war nimmer im Kerkerloch. Mit ihren schwachen Kräften hatte sie die eiserne Thüre, welche zum Verließ führte, aufgeschlossen, und der Mörder ihres lieben Täubchens ganz in der Stille hinaus und über den Hof geführt. An der Pforte drückte sie ihm noch einen goldenen Schaupfennig in die Hand: „Dies für Deine Schmerzen," sprach sie; „ich will Dir zwar verzeihen, Nachbar Velten, daß Du mein Rothdächlein so jämmerlich ermordet hast, — aber Du mußt mir versprechen, daß Du nimmer unter die Tauben meiner Frau Mutter wirfst, auch nie mehr als Taubennärrin vor das Schloß kommst, um uns zu höhnen." Der Velten versprach alle mögliche Besserung, küßte dankend des Fräuleins Hand, und hätte gern vor Freuden Juhe geschrien, wenn ihn nicht Bertha Schweigen geboten und sogar den Mund zugehalten hätte. — Während Velten freudig in's Haus seiner Eltern sprang, machte sich auch Bertha aus der Burg, aber sie ging wegen später Nacht nicht Boxberg zu, sondern nur einige Schritte über die Straße. — „Ei, ei," sprach Wendelin kopfschüttelnd vor sich hin, als er, zu Hause angekommen, hörte, daß Velten und das Fräulein zu gleicher Zeit aus der Burg verschwunden waren. „Da ist eben wieder das unglückselige Apriltäubchen Schuld daran." Gern ließ er das Unwetter über sich kommen, das jetzt von Seiten der gnädigen Frau und des Junkherrn über sein altes Haupt erging, da er als einzige Ursache des Geschehenen betrachtet wurde, aber noch weher, als jeder Vorwurf, that es ihm, daß er Bertha, das gute Fräulein, nimmer um sich sah. Doch ihre Flucht währte nicht lange.

Am letzten Märzabende geschah das eben Erzählte; Tags darauf saß Frau Adelheid von Rosenberg, ohne sich durch das Geschehene in ihrer gewohnten Beschäftigung stören zu lassen, in ihrem Erkerstübchen, und fütterte die Tauben. Da wandte sie ihre Blicke auf das Thal, wo die vereinigte Umpfer und Schüpf herfließen; aus den letzten Häusern von Unterschüpf —

so viel konnte man schon von ferne erkennen — kam ein dichter Haufe Volks herauf. Bald erkannte sie deutlich bewaffnete Leute, die in einem langen Zuge einhergingen, und ihre Richtung das Thal abwärts gegen Sachsenflur nahmen. Eben trat Junkherr Wolfhart mit dem alten Wendelin in's Gemach. „Schau, mein Sohn," sprach die Burgfrau, „was von Schüpf herabzieht." Der Junkherr trat an's Fenster; schon war der Zug näher gerückt und der Ton einer unregelmäßig geschlagenen Trommel wurde vernehmbar. „Das sieht drein wie ein Faschingszug," lachte der Junkherr „wollen die Unterschüpfer auch Fastnacht halten, und die von Sachsenflur dazu einladen?" — „Spottet nicht, mein Junkherr," bemerkte der alte Diener, der hinter demselben stand und trotz seines Alters noch gut sehen konnte, „ich halt' es für keinen Fastnachtszug; auf keinen Fall wollen uns die, so da herziehen, zu einer Lust einladen, denn wir sind heute im April." — „Es ist doch so, alter Wetterprophet," fuhr der Junkherr fort zu spotten, und lachte noch lauter, „siehst Du nicht, wie Einer eine hohe Stange trägt — das ist wohl der Narrenfähndrich?" — „Ja wohl," erwiderte Wendelin, „aber wißt Ihr auch, wer dieser Narrenfähndrich ist? der Vetterhans ist's, dem Ihr seinen Sohn so jämmerlich zugerichtet habt — kennt Ihr sein feuerrothes Haar? es ist kein Anderer, und der kommt nicht zur Faschingslust." Während sie noch sprachen, war der Zug schon bis an den Bach gekommen, man erkannte deutlich dem Zuge voran den Vetterhans, der auf einer hohen Stange einen sogenannten Bundschuh, das Zeichen der Bauernschaft trug, dergleichen die Aufrührer in jener Zeit als Feldzeichen führten; neben ihm ging Mezler von Ballenberg, der laut schreiend sein Metzgerbeil schwang, und ihm folgten alle Uebrigen seiner Rotte, an die sich die ganze Einwohnerschaft von Ober- und Unterschüpf angeschlossen hatte. Vor dem Juchhegeschrei der Menge, die sich weit in dem Thale hin bis Unterschüpf ausbreitete, konnte man kaum mehr die dumpfen Schläge der Trommel hören. Da verging auf einmal dem Junkherrn von Rosenberg das Lachen, da man deutlich sah, wie von Königshofen her ein neuer Zug sich bewegte, dessen blanke Waffen weithin einen Glanz verbreiteten. „O Jemine, das gilt' uns!" schrie Wendelin, und lief der Thüre zu, den Schnecken hinab, so schnell ihn seine alten Füße zu tragen vermochten, und hinunter in die Gesindestube. Schnell hatte er die Knechte, die eben müßig bei den Karten saßen, in Bewegung gesetzt. Alles lief dem Thore zu.

Man warf die Riegel vor, zog die kleine Brücke auf; aber bei all' seinem Eifer war es dem alten Diener nicht möglich, Mehr zu thun. Er bewaffnete seine kleine Mannschaft mit Allem, was sich in der Burg vorfand, und stellte sie hinter dem Thore auf. Die Burgfrau ließ zum ersten Mal nach langer Zeit, früher als gewöhnlich, von ihrer Beschäftigung, und nachdem sie die Fenster des Erkers fest verriegelt hatte, zog sie sich vor Angst in das Innerste ihrer Gemächer zurück, während Junkherr Wolfhart das Schwert seines Vaters von der Wand riß, das er heute zum ersten Mal erproben wollte, und in den Hof eilte. Auch er sah jetzt ein, daß der Zug kein Fastnachtszug war, sondern dem Schloß und seinen Bewohnern galt, und einen stürmischen April bringen wollte. Als er in den Hof trat und sich zu seinen Leuten gesellte, deren wohl nur eine kleine Anzahl war, hörte man schon das Lärmen des herannahenden Bauernvolks, welches die ganze Burg umgab. „Auf die Tauben, auf die Tauben!" schrie Einer, — man erkannte wohl seine Stimme — es war der rothköpfige Vetterhans — ihm nach schrie der ganze Haufe, zu dem sich schnell der Hasenbart und Prettfelder, so wie viele Andere von Sachsenflur, versammelt hatten, „auf die Tauben, auf die Tauben!" erscholl es aus Aller Mund, und im Augenblick flog ein Regen von Steinen auf das Dach und Erkerstübchen des Schlosses, daß es prasselte, wie wenn das gräßlichste Hagelwetter vom Himmel fiele. Rechts und links stürzten die armen Thierchen von dem Schloßdache, daß sie zappelnd den Hof erfüllten, denn sie fanden keine Zeit mehr, davon zu fliegen, und die, welche aufgescheucht in die Höhe flogen, wurden in der Luft getroffen, und fielen unter den Bauernhaufen, wo sie in wilder Lust zertreten wurden. Bald war von den Steinwürfen auch kein Fenster im Erkerstübchen des Thurmes mehr sichtbar, sondern man sah nur die leeren Oeffnungen. Das war die erste Waffenthat der Bauern zu Sachsenflur und die erste Rache des Vetterhans; aber der dürstete nicht nur nach dem Blute der Tauben, sondern er verlangte auch nach dem des Junkherrn, der seinen Sohn, wie er meinte, noch in Haft hielt. — Wolfhart hatte sich bisher mit seinen Leuten innerhalb des Thores ruhig verhalten, aber nur ungern. Oft wollte er den Querbalken, den Wendelin an dasselbe gelegt hatte, wegnehmen, und durch das Thor brechen, aber Wendelin hielt ihn mit Gewalt ab. „Was denkt Ihr, Junkherr," sprach er, „daß Ihr unter die Rotte Euch stürzen

wollt, wo Euch nur ein gewisser Tod droht — der Ihr mit bloßem Haupte dasteht, daß jeder Steinwurf Euch niederstrecken kann?“ Jetzt erst bemerkte der Junkherr, daß er keine Kopfbedeckung, ja nicht einmal ein leichtes Barett auf dem Haupte hatte, durch das er geschützt wäre. Schnell lief er vom Hofe in die Burg, im Nu hatte er den Streithelm seines seligen Vaters auf das Haupt gestürzt, und kam wieder in den Hof zurück; hinter ihm ging händeringend und laut klagend die Frau vom Schlosse. Eben ertönte wieder das Geschrei der Bauernrotte; deutlicher vernahm man den Ruf des Vetterhans: „den Knaben heraus!“ und Steinwürfe an das Thor in Menge folgten dem Geschrei, daß es laut erklang. Da ließ sich der Junkherr nimmer halten; am Thore stand Wendelin und hielt den Tobenden, welcher öffnen wollte, mit beiden Händen zurück. Da suchte sich der Junkherr einen andern Weg; schnell trug er eine Leiter herbei, und im Augenblick stand er auf der Mauer des Hofs hinter einer Zinne. Der Erste, der ihm folgte, war Wendelin; er wollte seinen lieben Junkherrn nicht allein in der Gefahr sehen. Es war zur guten Stunde, daß die in der Burg auf die Mauer stiegen, um die Burg von hier aus zu vertheidigen, denn, als die Bauern keine Antwort erhielten, stürmten sie schnell über den Graben; kaum stand der Junkherr mit Wendelin und einigen Knechten auf der Mauerzinne, so waren auch schon die Bauern, durch herbeigeschaffte Leitern, auf die Mauer geklettert. Aber rechts und links stürzten sie von derselben, denn des Junkherrs Schwert sauste nach allen Seiten, und wenn es klang, fiel auch Einer der Heraufstürmenden. Da kamen endlich Zwei, welche sich nicht zurücktreiben ließen: der Wirth von Ballenberg und neben ihm Vetterhans; der Erstere suchte seinen Mann in dem alten Wendelin, und fand einen kräftigen Gegner, so wild er auch mit der Axt hieb — denn das Schwert hatte er, als zu leichte Wehre, beim Sturm von sich geworfen — der Zweite stand dem Junkherrn gegenüber und hatte schon den Fuß auf die Mauer gesetzt; auch er schwang rüstig ein großes Haubeil und zwar mit beiden Händen, damit die Hiebe desto kräftiger fielen. Ritterlich widerstand ihm der Junkherr, aber es war ihm kaum mehr möglich, das Schwert zu schwingen, denn der Vetterhans war ihm schon zu sehr zu Leibe gedrungen, und Wendelin hatte so viel mit seinem Gegner zu thun, daß er dem Junkherrn nicht beistehen konnte. Da führte Vetterhans einen gewaltigen Hieb nach Wolfharts

Haupt, und traf sicher sein Ziel — laut erklang das Beil auf dem Stahlhelm, und der Junkherr fiel betäubt in den Burghof. Adelheid von Rosenberg hörte, wie die Axt auf dem Helm klang, sah, wie der geliebte Sohn von der Mauer fiel — Nacht umzog ihre Blicke, und sie sank im Hofe des Schlosses einer Dienerin ohnmächtig in die Arme. Aber nicht ungerächt sank der Junkherr unter dem Beile des Aufrührers. Während er nach dem Haupte Wolfharts zielte, wandte sich Wendelin von dem Wirth von Ballenberg, holte kräftig aus mit seinem kurzen Schwerte und traf eben so sicher den Arm des Vetterhans, der den bösen Streich geführt hatte; die rechte Hand, mit welcher der Unterthan von Sachsenflur einst dem seligen Herrn von Rosenberg gehuldigt hatte, flog vom Arme: Beil und Hand fiel in den Graben, und hintendrein der Vetterhans. Unten stand Velten und rief dem Vater zu, daß er längst in Freiheit sei — aber der krümmte sich furchtbar im Schmerz seiner abgehauenen Hand. Oben kämpfte noch der Wirth von Ballenberg mit dem löwenmuthigen Wendelin, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen; doch wäre er zuletzt noch seines Gegners Meister geworden, denn die Kraft des alten Dieners fing an zu ermatten — da erscholl ein lautes „Halt!“ von der Straße herüber, nahe bei des Apfelwirths Haus — es war die Stimme eines Ritters, der hoch zu Roß unter einer Bauernrotte hielt, die soeben von Königshofen herauf durch das Thal gezogen war. Es war der Ritter Florian Geyer von Gibelstadt mit den Ohrenbachern und andern aus der Rottenburger Landwehr, der sich, während sie an seiner Stammburg vorüber zogen, an ihre Spitze gestellt hatte. Noch einmal erscholl der Ruf des Ritters, Mezler von Ballenberg schaute zurück; als er sah, daß die Stimme aus der Mitte der eben angekommenen Bundesgenossen kam, so ließ er ab vom Kampfe, und ging die Leiter zurück, seine Freunde zu empfangen. Auch Wendelin eilte von der Mauer, die er so tapfer vertheidigt hatte, hinunter, und schnell auf den Junkherrn zu, der in den Armen seiner laut klagenden Mutter lag. „O, der böse April,“ sprach er, und Thränen liefen über die Wangen des treuen Dieners, der über dem Schmerz der Mutter den seiner Wunden nicht fühlte, aus denen das Blut floß. Schnell löste er den Helm vom Haupte Wolfharts, und es ergab sich, daß die Härte des Stahls dem Hiebe des Aufrührers widerstanden hatte. Der Schlag hatte nur den Junkherrn betäubt, obgleich er stark getroffen

worden war. Wirklich öffnete auch Wolfhart bald wieder die Augen, zur Freude der Mutter, des alten Dieners und aller Umstehenden; aber über diese Freude hätte man beinahe vergessen, daß immer noch der wilde Bauernhaufen vor dem Thore stand. Da rief eine wohlbekannte Stimme: „Das Thor auf!" Wendelin trat wieder auf die Mauer; aber wie wurde er überrascht, — vor der Brücke stand sein Freund, der Apfelwirth, an der Hand Fräulein Bertha; hinter ihm in ziemlicher Entfernung hielt der stattliche Ritter Florian Geyer mit seiner Schaar von der oberen Tauber, alle in wohlgeordneten Gliedern; den Wirth von Ballenberg mit seiner Rotte sah man kaum mehr unter ihnen, denn die Schaar der Neuangekommenen belief sich auf 2000 Köpfe. „Oeffnet uns das Thor," rief noch einmal der Apfelwirth, „nur uns Beiden, auf daß wir wegen eines Friedens unterhandeln können." Schon der Anblick des Fräuleins, das, vor dem Thore Einlaß begehrte, hatte den alten Diener bestimmen können, das Thor zu öffnen, aber noch froher wurde er, als er hörte, daß von einem Frieden die Rede war. Schnell wurde die Brücke niedergelassen, der Querbalken vom Thore weggeschafft, dasselbe geöffnet und der Apfelwirth trat ein mit dem Fräulein, welche das Tüchlein vor die rothgeweinten Augen hielt, denn einmal hatte sie den Bruder beweint, den sie von ferne auf der Mauer umsinken sah, und dann weinte sie noch aus Furcht vor der Mutter, die leicht glauben konnte, daß die Tochter mit den Aufrührern im Einverständniß gestanden wäre. Bertha's Furcht war umsonst; als der Apfelwirth, des alten Wendelins und aller Schloßbewohner Freund, seine Rede begann, ergab es sich, wie das Fräulein die Ursache geworden war, daß die Bauern vom Stürmen des Schlosses abtraten. Statt in der Nacht nach Boxberg zu gehen, hatte sich Bertha seither heimlich bei dem Töchterlein des Apfelwirths, das ihre Jugendgespielin war, aufgehalten; dort wollte sie warten, bis Mutter und Bruder mit ihr versöhnt wären. Während der Zeit zogen die Bauern von Schüpf herab, und umlagerten das Schloß. So schüchtern auch Bertha war, ging sie doch, als sie den Lärmen hörte, aus ihrem Hinterhalt hervor, und ließ sich vor den Führer der Rotte, Mezler von Ballenberg, führen, um bei ihm Schonung des Schlosses zu erbitten; aber bei diesem wilden Aufrührer fand sie kein Gehör. Als jedoch Florian Geyer von Gibelstadt mit seinen Schaaren ankam, fand Bertha in ihm ein mitleidiges Herz — ihr zu lieb rief er den Stürmenden

das „Halt!“ zu, und sandte den Apfelwirth ab, um wegen eines Friedens zu unterhandeln. Auf diese Weise wurde Bertha die Retterin der Burg. — Kurz waren die Bedingungen dieses Friedens, die der Apfelwirth im Namen des vereinigten Bauernheeres und ihrer Anführer, Florian Geyer und Georg Mezler vorlegte: „Aller Zehente soll erlassen werden den Leuten von Sachsenflur, dann wollten die Bauern vom Schloß ziehen und von nun an die Herrschaft in Frieden lassen“. Lange zeigte sich die Burgfrau diesem Ansinnen zuwider, ob ihr gleich der Apfelwirth aus guter Gesinnung begreiflich machte, wie sich die Bauern diese Zehntfreiheit in wenig Augenblicken erzwingen könnten, wenn sie noch einmal über das Schloß herfielen. — „So laßt mich auch ein Wort reden, Freund Apfelwirth,“ sprach der alte Wendelin, „lasset meiner gnädigen Herrschaft doch noch einen Theil des Zehnten, wenn es nun nicht anders sein soll; auf den Winterfrüchten hafte der Zehnte, aber die Sommerfrüchte sollen frei sein zur Entschädigung für das, was bisher die Tauben Euren Früchten geschadet; von diesen verwünschten Vögeln kommt doch der ganze Krieg her.“ — „Es soll ein Wort sein,“ erwiderte der Apfelwirth, „so die Bauern vor der Burg damit einverstanden sind.“ — Hier kostete es dem Apfelwirth manches Wort, bis Alle mit der Sache einverstanden waren. Doch Herr Florian Geyer gab den Ausschlag, denn er war immer noch des Adels Freund, und sprach: „es soll sein!“ Der Vergleich wurde angenommen — „aber Schwarz auf Weiß wollen wir's haben,“ schrie Mezler mit vielen Andern, „wir trauen den Adligen nicht.“ Sobald der Apfelwirth in die Burg zurück kam, wurde eine Urkunde ausgestellt, worin es unter Anderem hieß: „Bei den Leuten von Sachsenflur soll auf ewige Zeiten ab und todt sein all' der Zehnte, so bisher an den Sommerfrüchten gehaftet“. Der alte Wendelin unterzeichnete im Namen des Junkherrn von Rosenberg, der es auf keinen Fall gethan hätte, wenn er kräftig auf den Füßen gestanden hätte. Ihren Willen und Zustimmung gab wohl die Burgfrau, aber nur mit Mühe, doch hing sie das Siegel von Rosenberg und Tottenheim an die Urkunde. Als die Bauern das Pergament sahen, waren sie zufrieden. Nach wenig Stunden zogen sie über Unterschüpf und Boxberg in den Jaxtgrund, um dem reichen Kloster Schönthal einen Besuch zu machen, wo sie bessere Beute fanden. — „Gott sei Dank!“ rief Wendelin, als die wilden Gäste ferne vom Schloß waren — „an den ersten April

werde ich meine Lebtage denken.“ Wenn Fräulein Bertha je wieder ein Täubchen in die Hände nahm und es streichelte, so hob Wendelin warnend den Finger auf und sprach: „Nur nicht zu närrisch, liebes Fräulein, denket an das Apriltäubchen, von dem so viel Unheil gekommen.“

Das ist die Sage vom Täubchen von Sachsenflur; — bis auf den heutigen Tag sind die Sommerfrüchte des Ortes frei von jeglichen Zehnten.

Schloß Hachberg.

Mitten in der von ihm genannten Markgrafschaft, drei Stunden von Freiburg, eine von Emmendingen entfernt, erhebt sich auf einem sanften Hügel mit freier Aussicht das Schloß Hachberg. Alles verkündet hier fürstliche Macht und Größe, Neues ist mit Altem verbunden und mindestens sechs Jahrhunderte haben zu einem Bau beigetragen, der nicht nur den Herrscher und sein Haus aufnahm, sondern dem ganzen Lande desselben Zuflucht und Schutz gegen Feinde gewährte.

„Hier ließ sich ein glänzender Hof halten, mit angesehenen Beamten, zahlreichen Dienern und Bewaffneten; Menschen und Pferde, wie es Zeit und Kriegsart foderten, fanden hinreichend Raum; Genossen und Freunde konnten zu fröhlichem wie zu ernstem Waffenspiele wohnlich hausen; das stattliche Schloß mit seiner Menge von Gebäuden, — die fürstliche Pfalz weit darüber hervorragend, — war von reizenden Gärten umgeben, und der Hügel von Rebgeländen. Zwei Wege führten von jeher dahin, der eine über Emmendingen an dem Weiherschlößchen vorbei, der andere durch das liebliche Sexauerthal, dessen Wiesengründe der Brettenbach bewässert."

Auch bei diesem Schlosse eilt, wie gewöhnlich, die Sage der Geschichte voran und hüllt ihre Gestalten in ein nebelhaftes Dunkel, aus dem sie erst nach und nach hervortreten. So ist es hier der geheimnißvolle Hache oder Hacho, der zwar nicht urkundlich als Erbauer der Burg nachzuweisen, aber auch nicht so verschollen ist: „daß man bis jetzt noch Nichts von ihm hätte erfahren können".

Der Held dieses Namens, der auch das bekannte Sprichwort als „wilder Hach" erhalten hat, — die Form Hach-o ist gebildet wie Mann-o; — gehört nämlich der deutschen Sage an, und ist mit derselben, insofern sie sich auf das Breisgau bezieht, eng verflochten. Dieses wird schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, uralter Ueberlieferung zufolge, als Gebiet der Harlungen, und Hach als Fürst über

dieselben von Chronisten aufgeführt. Er ist des berühmten Berchtung oder alten Berchter und einer Herzogin Sohn; sein Bruder heißt gleichfalls Berchter. Beide sitzen vor einer Schlacht gegen Kaiser Ermanrich unter den Wölflingen im Kriegsrathe des Vogts Dietrich von Bern (ostgothischen Königs Theoderich von Verona).

„Da saß Hach der junge, Bange und Ortwin,
Berchter der viel starke und einer, hieß Volkwin u. s. w.“

Mit seinem Vetter, der das sammtgrüne Banner der Harlungen führt, leitet Hach deren Schaaren; er selbst einer der gewaltigsten Recken:

„Hache und Hildebrand, die zwen Helden gut,
Die hieben durch die Ringe das fließende Blut;
Sie waren in dem Streite mit Zorn überladen,
Da that dem reichen Kaiser Niemand so großen Schaden.“

Zur Belohnung für ihre Tapferkeit erhält Berchter die Markgrafschaft Meran und Hach jene am Oberrhein:

„Da setzte er Hachen zum Landesherrn an den Rhin,
Er gab ihm zu Weibe eine edle Herzogin;
Zu Breisach uf der Festen hat er die Fraue zart,
Mit ihr hat er einen Sohn, der hieß Eckehart.“

Als mit Karl dem Großen eine neue Reihe von Helden auf den Schauplatz trat, deren Andenken gleichfalls in Sagen und Liedern festgehalten wurde, ging Hach auch in dieselbe über; da es dem Volke nur darum zu thun ist, große Gestalten seiner Vorzeit in Gesammtbildern zu verherrlichen, nicht aber mit kritischer Schärfe weit Entferntes auseinander zu halten. So erscheint denn der uralte Harlunge neuerdings als einer der Feldherren des großen Kaisers Karl, den er auf seinem Zuge nach Italien begleitet, und der ihn gleichfalls mit dem Landstriche belohnt, in welchem er die von ihm genannte Burg aufführte.

Auf diesen zweiten Abschnitt seines Hervortretens bezieht sich die lateinische Inschrift, welche bei der Wiederherstellung des Schlosses Hachberg unter dem Markgrafen Karl II. im Jahre 1554, auf einer Steintafel am Eingang desselben eingegraben und nebst dem Bildnisse dieses Markgrafen im Jahre 1749 von dort in die Kirche von Emmendingen gebracht wurde, wo sie sich noch befindet. Sie lautet übersetzt: „Mich hat Hacho, von dem ich den Namen trage, zuerst unter der

Regierung Karls des Großen im Jahre 808 errichtet. Besser ausgeschmückt hat mich sodann der badische Markgraf Karl unter Friedrichs III. Regierung. Nun ließ mich, wegen des zertrümmernden und verzehrenden Alters, Karl Markgraf von Baden und Hachberg, ein Fürst hoher Gesinnung, dessen Bild du hier erblickst, sowohl wieder aufbauen als gegen feindliche Angriffe, zu Schirm und Zuflucht für sich und die Seinigen, mit bereitwilliger Beihülfe seiner Unterthanen befestigen. Unter der Regierung Kaisers Karl V. im Jahre 1554".

Aber auch mit seinem zweiten Hervortreten unter Karl dem Großen ist Hacho's Lebenslauf so wenig abgeschlossen, als jener der Helden des Nibelungen-Liedes mit der Zeit des Hunnenkönigs Etzel (Attila). So wie ihn nämlich sein Vater Berchtung und sein Bruder Berchter an die Birtilonen (Berchtolde), d. i. an die Zähringer anknüpfen; so giebt er sich selbst als solchen zu erkennen, indem er (schon im Heldenbuche u. s w.) an den Kämpfen der Wölflingen (Welfen) gegen den römischen Kaiser Theil nimmt. Auch ist es einer der ältesten Minnesänger, Hartmann von Au, der seiner noch wie eines Zeitgenossen gedenkt und versichert: „daß er in blindem Wahn lange Herrn Hachen (nach dem Weingartner-Codex, nach dem Pariser der Hachen, d. i. der Hachburg) nachgelaufen sei und am Hofe Vasallen-Dienste geleistet habe, bis er endlich den weltlichen Freuden entsagt und sich mit dem Kreuze (zur Fahrt nach Palästina) bezeichnet."

Daß übrigens aus Hachberg erst zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts Hochberg und Hochburg wurde, ist bekannt. Am wenigsten hätte dieses Schloß letzteren Namen von seiner, keineswegs hohen Lage führen können.

Wahrscheinlich war es ursprünglich ein Werk der Birtilonen, als Landgrafen im Breisgau, ehe sie noch den herzoglichen Titel führten, den sie an das Schloß Zähringen knüpften. Bei ihrer öfteren und langen Abwesenheit aus dem Breisgau hatten sie stellvertretende Dienstmannen (Ministerialen) auf dieses Schloß gesetzt, wovon noch aus dem eilften und folgenden Jahrhundert die Namen Dietrich und Erkenbold von Hachberg erhalten sind.

Als sich nach Herzogs Berthold I. Tode sein Stamm in zwei Aeste theilte, und der herzogliche Besitz nebst Titel auf den Erstgebornen, Berthold II. überging, erbte sein zweiter Sohn, Hermann I. mit dem hachbergischen Theile des Breisgau's zugleich den markgräflichen Titel. Und als vollends

mit Berthold V. im Jahre 1218 die Zähringer ausstarben, belehnte Kaiser Friedrich II. den eigentlichen Stammhalter des hachbergischen Geschlechts, Markgrafen Heinrich I., auch mit der Grafschaft Breisgau, wozu nebst dem Landrichter-Amt, das Geleit und die Münze in diesem Gau gehörten. Doch war Ersteres durch Befreiungen, welche das Reichshaupt unschwer zukommen ließ, sehr beschränkt; die Münze im Breisgau hatten die Markgrafen selbst an die Grafen von Freiburg (diese später an ihre Stadt) verpfändet; überdies nahmen Letztere auf das Geleitsrecht der Landgrafen wenig Rücksicht, und übten es als Erwerbsquelle in ihrem Gebiete selbst aus.

Heinrichs I. Sohn und Nachfolger, Heinrich II., stand besonders bei Kaiser Rudolph von Habsburg in Ansehen; denn er hatte im Jahr 1279 beim zweiten Kriege gegen König Ottokar das Reichsbanner geführt und durch Muth und Geistesgegenwart wesentlich zum Siege über die Böhmen beigetragen.

Unter seinen Nachfolgern machte sich besonders Otto I. (1369—1386) durch kriegerischen Sinn und hartnäckiges Vorkämpfen für Fürsten- und Herrenmacht bemerkbar. An dem Kriege des Grafen Egeno IV. gegen die Stadt Freiburg nahm er entscheidenden Antheil und nöthigte mit seinen Verbündeten dieselbe, ungeachtet sie sich von ihrem bisherigen Herrn frei kaufte, sich wieder einem andern zu unterwerfen. Erwünscht mochte ihm daher auch der Aufruf des Herzogs Leopold von Oesterreich zum gemeinschaftlichen Zuge gegen die schweizerischen Eidgenossen gekommen sein. Es galt damals, dieselben mit Einem Schlage niederzuwerfen. Am 27. Juni (Mittwochs nach St. Johann des Täufers Tag) 1386 erließen die drei Brüder, Otto, Johannes und Hesso, Markgrafen von Hachberg, mit dem Adel des Breisgau's ihren Absagebrief an die Schweizer, denen ihre Schlachtreihe schon am 9. des folgenden Monats bei Sempach gegenüberstand. Aber hier fiel mit dem Banner der Hachberge Markgraf Otto selbst; treue Diener führten seine Leiche nach der Heimath zurück, wo sie in der Thennenbacher Klosterkirche vor dem Hochaltare beerdigt wurde. Ihre endliche Ruhestätte fanden jedoch Otto's Ueberreste erst seit 1829 in dem Münster zu Freiburg. Dort sind sie mit jenen Egeno's II. von Freiburg und der Markgräfin Agnes von Hachberg, gebornen Gräfin von Hohenberg, in einer besonderen Grabkapelle vereinigt.

Mit dem kinderlosen Otto I. ging der Glanz des ältern Hauses Hachberg vorüber; seine Kriege hatten dessen ohnehin

schon aufgelaufene Schuldenlast noch vermehrt. Die überlebenden zwei Brüder theilten sich in die Regierung und in die Stammburg; nach ihrem Absterben beschloß Otto II., Hesso's Sohn, die Reihe der eigentlichen Markgrafen von Hachberg. Im Jahre 1415 mußte er sich entschließen, seine sämmtlichen Lande zu verkaufen und trat darüber mit seinem Vetter, dem Markgrafen Bernhard von Baden, in Unterhandlung. Dieser übernahm die hachbergischen Lande zu achtzigtausend Gulden. Um das Jahr 1418 starb Otto II. unverehelicht.

Somit hatte Hachberg aufgehört, Sitz einer eigenen Dynastie zu sein, und erschien fortan in enger Verbindung mit dem ganzen badischen Lande. Dieses, — unter Markgrafen Bernhard glücklich vereinigt, — wurde jedoch durch den letzten Willen Christophs I. neuerdings getrennt; indem er durch die sogenannte pragmatische Sanction die sausenbergischen und hachbergischen Lande dem jüngeren Sohne Ernst, dem Stifter des Hauses Durlach zuerkannte.

Während des Bauernkriegs (1525) vertraute Markgraf Ernst, indem er sich nach Straßburg zurückzog, Gemahlin und Kinder der Stadt Freiburg an, und übergab die Befehlshaberstelle auf dem Schlosse Hachberg dem nachmaligen Malteser-Ritter Georg von Hohenheim, zugenannt Bombast, der dasselbe, — obgleich ringsum Burgen und Klöster in Flammen aufloderten, — durch Muth und Klugheit zu behaupten wußte. Aber gerade dieser Krieg hatte auch die Wichtigkeit des Schlosses Hachberg für das ganze Land und zugleich die Unzulänglichkeit der Mittel zu dessen Sicherstellung bei ganz veränderter Kriegsweise dargethan. Es war daher eine bessere Verwahrung desselben unerläßlich geworden, welche Markgraf Karl II. (wie die oben angeführte Denktafel es ausweiset) bewerkstelligte. Sein Volk, dankbar anerkennend, was hier zu seinem Schutze geschah, erbot sich deßhalb auch, ihm von hundert Gulden Besitz, jährlich fünfzehn Kreuzer auf fünfzehn Jahre, für diesen Zweck zu entrichten. So erwuchs Schloß Hachberg damals zu dem Umfang und der Befestigung, die wir noch heut' zu Tage in seinen Trümmern bewundern.

Von nun an wurde es wieder der gewöhnliche Aufenthalt der Markgrafen wenigstens während der milden Monate; Verwaltung und Befehl führte ein Burgvogt. Hieher begab sich auch in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, als kaiserliche und baierische Völker sein Land verheerten (1622), der ritterliche aber unglückliche Georg Friedrich jahrelang mit

einem kleinen Gefolge. Nachmals erschien zwar sein Sohn, Friedrich V., vereinigt mit dem Rheingrafen Otto Ludwig, wieder auf dem Kriegsschauplatze; aber schon im September 1634 entriß ihnen der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Nördlingen alle bisher gewonnenen Vortheile. Der Markgraf selbst fühlte sich in seinem Lande nicht mehr sicher und nahm daher, wie der Herzog von Wirtemberg, seinen Aufenthalt in Straßburg. Ein Theil seiner Truppen setzte sich auf Hachberg fest, wo zwar gehörig für Waffen und Munition, nicht aber ebenso für Lebensmittel gesorgt war. Zugleich drängten sich aus allen Gegenden geängstigte Unterthanen mit ihrer Habe dahin, und fanden in den weiten Räumen der Feste, in ihrer Vorburg, ihren Höfen und Gewölben Aufnahme.

Bald war Hachberg von feindlichen Truppen eingeschlossen, welche vor Allem die Zufuhr dahin zu sperren suchten, was ihnen bei den Wechselfällen dieses Krieges nicht immer gelang. Um so mehr suchten sie jede Verbindung mit dem Schlosse durch Grausamkeiten abzuschneiden, die mitunter an das Unglaubliche grenzten. Verwilderte Befehlshaber gaben ehrsame Frauen und Mädchen den Soldaten Preis, so daß sich selbst Kriegsweiber derselben erbarmten und sie zu verbergen suchten. Auf die Feldarbeiter wurde Jagd gemacht; wer eingefangen wurde, mußte sich mit Geld lösen. Jeder hatte, nach Stellung und muthmaßlichem Vermögen, seine Taxe, von vier bis zu hundert und mehr Thalern. Konnte er diese nicht entrichten, so wurde ihm der Mund durch einen Knebel aufgesperrt und ihm so lange Wasser oder stinkende Jauche eingeschüttet, bis er zahlte oder seinen Geist aufgab. Mitunter wurde die Unmenschlichkeit sogar noch als eine Art von Kurzweile für die Soldaten behandelt. So wurde der Schmied von Keppenbach an Händen und Füßen gebunden aufgehenkt, wie eine Garnwinde umgedreht, geprügelt und getreten; hierauf, da er das verlangte Lösegeld von 30 Gulden nicht zahlen konnte, fortgeschleppt und erschossen. Der betreffende Rittmeister vom Salmischen Regiment entschuldigte dieses Verfahren damit: „der Mann sei als Feind behandelt worden, weil sich seine Hausfrau auf der Hachburg aufhalte, und er ihr Sachen habe bringen wollen.“ Neben solchen Gräueln im Einzelnen setzten feindliche Truppen und leichtfertige Gesellen das Plündern und Brennen in der Markgrafschaft überhaupt fort, und zerstörten meilenweit um das Schloß alle Erdgewächse. Dennoch hielt sich dieses, obgleich mit bitterm Mangel kämpfend und auf sich

beschränkt, jahrelang; bis es endlich im März 1636 genöthigt war, sich zu ergeben. Die Kaiserlichen schlugen dies hoch an und erklärten unumwunden: die Besatzung sei ihnen gar hinderlich gewesen und habe ihnen geraume Zeit mit Ausfällen großen Schaden gethan.

Was noch von Geschütz und andern Kriegsvorräthen übrig war, — darunter 34 große Kanonen, einige 15 bis 19 Fuß lang, gegen 2000 eiserne, 4000 bleierne und 3000 steinerne Stückkugeln, 100,000 Musketenkugeln, 196 Tonnen Pulver, 60 Centner Lunten u. s. w., — wurde nach Breisach abgeführt und sofort mit dem Zerstören der Festungswerke begonnen. Monate lang waren täglich zweihundert Arbeiter dazu aufgeboten. Zwar gelangte durch die Siege des Herzogs Bernhard von Weimar die Hachburg wieder an den Markgrafen zurück, und Friedrich VI. ging damit um, deren Festungswerke herzustellen; aber neuerdings wälzte sich der verheerende Krieg mit namenlosem Elende in diese Gegenden.

Die völlige Verwüstung, welche die Franzosen schon vor einem Jahrzehend über die Schlösser Rötteln, Sausenberg und Badenweiler verhängt hatten, brach nun auch im Jahre 1689 über Hachberg herein. Ludwig XIV. und sein Minister Louvois hatten sich dahin entschieden, alle festen Plätze der Grenzländer zerstören zu lassen, um für künftige Einfälle ungehinderte Bahn zu erhalten. So mußte denn auch dieses Schloß unter Vermittlung du Fay's, französischen Commandanten in Freiburg, fallen. Ohnehin hatten solche vereinzelte Bergfesten ihren früheren Werth verloren; sie konnten nichts mehr von Belang in die Wagschale des Krieges legen.

Dagegen wurde von nun an Hachberg den Zwecken des Friedens dienstbar. Seine Vorwerke mit den mächtigen Erdwällen und Gräben wurden geebnet und nebst den vier Fischteichen in Aecker und Wiesen umgewandelt. Der nahe Meierhof ging auf längere Zeit in den Besitz arbeitstüchtiger Wiedertäufer über, bis er im Jahre 1846 zur Gründung der ersten Ackerbauschule im Großherzogthum Baden verwendet wurde.

Schreiber.

Sagen.

Wie nicht selten an alte Burgen mit ihrem geheimnißvollen Dunkel, so knüpfen sich auch an Hachberg Sagen von dort verborgenen Schätzen und der Erlösung geisterhafter Wesen aus ihrem traurigen Zwitterleben. Denn im Schlosse wandelt eine Jungfrau, mit einem Bunde Schlüssel, bei den Kisten voll edler Metalle, die sie verwahrt, umher. Wenn der Mond scheint, so sieht sie wohl auch aus einem Erker herab und singt manchmal; auch besucht sie allnächtlich das Brettenthal, wascht sich am Bache, und kämmt und zopft ihre langen Haare. Beim Heruntergehen ist sie fröhlich, auf dem Rückwege weint sie.

Einem Bauer von Windenreuthe, der Nachts mit einem Sack Mehl aus der Mühle ging, kam die Jungfrau entgegen und sagte zu ihm: „Gehe mit mir auf die Burg zu dem Schatze, nimm aber davon ja nicht Mehr, als Du, ohne unterwegs abzustellen, heimtragen kannst. So oft Du wiederkommst, mache es so, und wenn Du endlich all' das Geld beisammen hast, dann ist meine Erlösung da. Finde ich sie nicht durch Dich, so muß ich ihrer noch lange harren; denn das Holz zur Wiege des Kindes, daß mir wieder helfen kann, ist noch nicht gewachsen." Ohne Bedenken folgte er ihr in ein Gewölbe des Schlosses, worin auf einer eisernen Kiste ein schwarzer Pudel lag. Auf einen Wink der Jungfrau sprang dieser herab, der Deckel der Kiste fuhr von selbst auf und ließ das Geld sehen, womit sie gefüllt war. Gierig faßte der Mann eine große Summe in seinen ausgeleerten Mehlsack und machte sich damit auf den Heimweg. Unweit des Dorfes mußte er aber die Last, die ihm zu schwer fiel, absetzen, und ausruhen. Da fuhr Etwas über ihn hinaus und drückte ihn nieder, daß er die Besinnung verlor; als er wieder zu sich kam, war Sack und Geld hinweg. Elend kam er nach Hause, erzählte, was ihm begegnet, und starb am dritten Tage.

Das Geld, welches auf der Burg vergraben ist, hebt sich, wie alle derartigen Schätze, im März, aus dem Boden, um

sich zu sonnen. Gewöhnlich zeigen sich sodann da und dort feurige Kreise, die jedoch verschwinden, sobald man hastig auf sie zugeht. Oft nehmen die Schätze auch eine völlig fremdartige Gestalt an, unter der sie sich verbergen. So sah ein Mann, der im März zur besten Stunde, Mittags zwölf Uhr, auf das Schloß Hachberg kam, daselbst neun Körbe voll Bohnenschoten an der Sonne stehen. Aus jedem Korb nahm er eine Handvoll in seine Rocktaschen, worin Brodkrümmchen waren. Weil diese die Schoten berührten, so konnten letztere nicht mehr entweichen und daher fand der überraschte Mann zu Hause seine Taschen mit Silbermünzen gefüllt. Unverzüglich eilte er wieder auf die Burg zurück, aber da waren Körbe und Bohnen verschwunden.

Ein Hirtenknabe von dem Meierhof kam eines Sonntags auf das Schloß und gewahrte durch eine Maueröffnung einen großen Saal, der ganz mit rothen Teppichen ausgeschlagen war. Darin saßen an einer Tafel zwölf Männer, deren Kleider von Gold und Silber schimmerten. Vor jedem stand ein goldener Becher, in der Mitte der Tafel eine große prachtvolle Kanne, und um sie her eine Menge Speisen in kostbaren Geschirren. Ohne Zagen ging der Junge hinein und ließ, auf die stillschweigende Einladung der Männer, es sich trefflich schmecken. Nach diesem holten sie schwere goldene Kugeln und neun solcher Kegel herbei, winkten dem Buben aufzusetzen, und fingen an zu kegeln. Als sie eine Zeit lang gespielt hatten, gab Einer von ihnen, ohne zu sprechen, dem Jungen drei Goldstücke als Lohn, und den Augenblick nachher war der Saal mit Männern, Tafel, Kegelspiel verschwunden, und der Bube vor der Burg im Freien. Eilig begab er sich in den Meierhof, erzählte das Vorgefallene, indem er die Goldstücke zeigte, und erfuhr mit Erstaunen, daß er drei Tage auf dem Schlosse gewesen. Nun mußte er zwar mit den Leuten wieder dahin, aber alles Suchen nach dem Saale war vergebens.

Die zwölf Männer sind in der Burg verwünscht; aber sie kommen, wenn Deutschland in der größten Noth ist, wieder heraus, und befreien es von seinen Feinden.

Auch das Andenken an den uralten Hacho, dessen unermeßliche Reichthümer und die Herrlichkeit seines Hauses, lebt noch immer im Munde des Volkes. Mitunter ist es auch eine traurige Geschichte von einem Schatzgräber, — dem armen Christian aus dem Thale, — welche dem Besucher des Schlosses mitgetheilt wird. Diesen schönen frischen Burschen hatte der

Böse so verblendet, daß er nimmer ruhen konnte, das Gold des Erbauers der Burg in deren verschlungenen Gängen zu suchen; bis er sich zuletzt wahnsinnig von den Menschen trennte, in der Geisterstunde unter den Trümmern rastlos und verwegen umherwühlte und, wenn der Morgen dämmerte, ohnmächtig in den dumpfen Höhlen zu Boden sank. Eine kalte Winternacht endete sein trauriges Leben, aber noch immer irrt sein Geist klagend in den verwitterten Gemächern des Schlosses umher.

Schloß Zähringen.

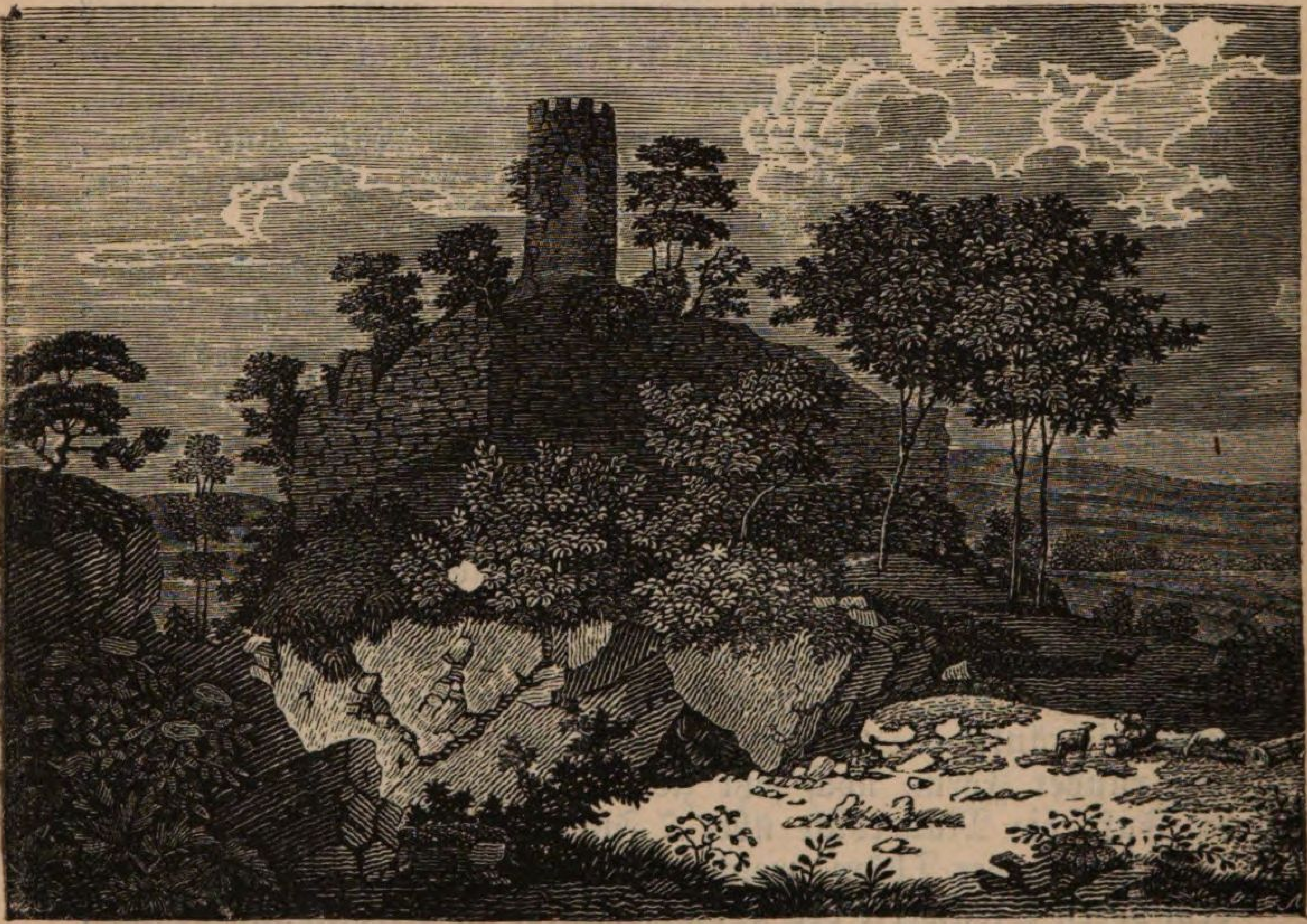
Etwas über eine Stunde nördlich von Freiburg liegen über dem gleichnamigen Dorfe die Reste der Burg Zähringen. Wer sie besucht, gedenkt mit Erhebung der Tage, da sich von hier aus Friede und Sicherheit verbreiteten; Freiburg, — unter einer seines Namens würdigen Verfassung erwachsen, — zum blühenden Mittelpunkte des Landes wurde, und mit ihm noch andere Städte, in der Nähe und Ferne, das fortgeerbte Streben der Herzoge von Zähringen für Menschenrechte und Bürgerwohl beurkundeten.

Aufgeführt auf einem hohen Vorhügel des Roßkopfs, überblickte dieses Schloß zunächst eine Reihe lieblicher Thalmündungen (des Wild-, Föhren-, Glotter- und Elzthales), und vor denselben die Fläche des Breisgaues mit seiner alten Bergstraße nach der Schweiz; sodann darüber hinaus, durch die weite Oeffnung zwischen Schwarzwald und Kaiserstuhl (Lichteneck und Riegel) den majestätischen Rhein, das Elsaß und die Vogesen. Ein Bild großartig und mannigfaltig, eines herzoglichen Sitzes würdig.

Dagegen war dieser, in Bezug auf die Fläche, welche er einnehmen konnte, — einen Felsen von geringem Umfange, — sehr beschränkt. Der Thurm (Burgfried, Baffraiz, Beffroy), von runder Form, noch jetzt ziemlich erhalten, mißt von Außen 82 Fuß, die Mauerdicke über 7 Fuß; die Höhe im Innern bis zum Boden der Thüre, welche ihn mittelst einer Zugbrücke mit dem obern Stockwerke des Wohngebäudes in Verbindung brachte, gegen 25 Fuß (im Aeußern wegen angehäuften Schuttes nur noch 13 Fuß), die Höhe der Thüröffnung beinahe 9 Fuß. Nebst dem untern, für das Verließ bestimmten Raume, hatte er noch zwei Stockwerke zu 14 Fuß Höhe, von einem und zwei Fenstern beleuchtet; darüber einen Kranz von Zinnen, in einer Höhe von 43 Fuß. Er erhebt sich auf der Ostseite der Burg und schützte dieselbe gegen Angriffe von dem Berge herab; so wie er zugleich als Warte diente und vermöge seiner Höhe und Stärke den Vertheidigern eine letzte Zuflucht darbot.

Die Grundmauern des westwärts gelegenen Wohngebäudes sind gegenwärtig mit Schutt bedeckt und eingeebnet; sie bildeten, so weit man sie früher verfolgen konnte, ein gleichseitiges Viereck von 45 Fuß. Die ganze Länge des Schloßbodens, mit Wohnhaus und Hof vom Thurme an, konnte nie mehr als 90, dessen größte Breite nie mehr als 77 Fuß betragen haben.

Zwischen dem innern Graben zu 600 und dem äußern zu 1800 Schritten, war noch ein Vorhof mit Ziehbrunnen, wo sich Gebäude für die Dienstleute nebst Stallungen befunden haben mochten.



Schloß Zähringen.

Wann diese Burg erbaut wurde, läßt sich weniger mit Sicherheit angeben, als wann ihre Herren sie bezogen. Wir finden nämlich dieselben, — auf vielfache Weise in die deutschen Angelegenheiten verflochten, — bald auf ihrer Limburg bei Hirschau, bald zu Weilheim bei Teck, zu Breisach u. s. w. Erst als Herzog Berthold II im Jahre 1096 auf das Herzogthum Schwaben Verzicht leistete, und sich hiedurch seine Macht

mehr südwestwärts zog, nahm er auch einen bleibenden Sitz auf dem Schlosse Zähringen, von dem sich übrigens erst sein jüngerer Sohn Konrad, von 1122 an, in öffentlichen Urkunden benannte.

Hiemit stimmt die Verpflanzung des von seinem Vater, Berthold I., gestifteten Weilheimer Klosters zum St. Peter, in die Nähe von Zähringen, an den Fuß des Kandel, überein. Die Fürstenhäuser liebten es nämlich, bei ihren Stammsitzen ein Kloster zu haben, worin ihre Verstorbenen unter geistlicher Obhut ruhen, und deren feierliche Jahrestage ohne Unterbrechung stattfinden mochten. Der Bau der Benediktiner-Abtei St. Peter auf dem Schwarzwalde nahm im Jahre 1091 seinen Anfang, die Mönche bezogen ihn am 4. Juli 1093. Nicht lange nachher folgte auch der Bau des Schlosses, und in dessen unmittelbarem Schutze, die Gründung der Stadt Freiburg.

Mit der Abgabe des Herzogthums Schwaben als Reichslehen, — unter Beibehaltung der Hausgüter und Entschädigung durch die Reichsvogtei Zürich u. s. w., — hatte sich Bertholds II. und seiner Söhne politische Stellung und Parteinahme wesentlich geändert. Er zeigte sich fortan den salischen Kaisern, zu deren Bekämpfung sein Vater und er Alles aufgeboten hatten, sogar gegen des Papsts bittere Vorwürfe, zugethan, und lebte mit den schwäbischen Herzogen, Friedrich I. und II. von Hohenstaufen, in gutem Vernehmen. Im Jahre 1106 lernte er, — acht Jahre später auch sein Sohn Berthold III., — im Dienste Kaisers Heinrich V. die Hülfsmittel und Macht der ersten rheinischen Handelsstadt Köln persönlich kennen; was ohne Zweifel für das herzogliche Haus Beweggrund wurde, deren Verfassung auf das eigene, dem Verkehr nach Schwaben und der Schweiz gewidmete Freiburg zu übertragen.

Von der Mannhaftigkeit Bertholds II. giebt unter Anderm das Sprichwort Zeugniß, womit er zögernde Hiobsboten zu ermuntern pflegte: „nur heraus, immer wechselt Sonnenschein mit Regen“. Am 13. April 1111 starb er und wurde in der von ihm gestifteten Familien-Gruft zu St. Peter beerdigt.

Sein älterer Sohn, Berthold III., überlebte den Vater nur eilf Jahre. Auch er hing an Heinrich V. fest, begleitete ihn auf seinem Römerzuge im Frühjahre 1111, und war noch kurz vor seinem Tode für das Wormser-Concordat thätig, wodurch endlich nach langem Kampfe die weltliche Investitur der deutschen Bischöfe mit dem Schwerte für den König errungen wurde, während die geistliche mit Ring und Stab dem Papste

verblieb. Berthold III. fiel, als er dem Grafen Hugo von Dachsburg gegen Aufständische zu Hülfe kam, in der Blüthe seiner Jahre, bei Molsheim auf dem Gebiete des ihm gehässigen Bischofs Kuno von Straßburg, und ohne Zweifel mit dessen Zustimmung, indem er aus diesem Grunde seiner Stelle entsetzt wurde. Seine Leiche soll in einem ausgehöhlten Baumstamme nach St. Peter gebracht worden sein.

Ihm folgte in der herzoglichen Würde und den Hauptgütern sein jüngerer Bruder Konrad, durch welchen das Haus Zähringen zu hoher Auszeichnung gelangte. So erhielt er im Jahre 1125 die ständige Schirmvogtei der Benediktiner-Abtei St. Blasien, welche vor einem Jahrhundert durch Kaiser Konrad II. den Bischöfen von Basel verliehen worden war. Zuletzt hatte Berthold I. Graf von Neuenburg als stellvertretenden Pfleger und Untervogt, einen Adelgoz von Wehr eingesetzt, über dessen Ungerechtigkeiten und Druck sich der Abt bei Heinrich V. beschwerte; worauf ihm dieser in Gegenwart der Reichsfürsten und durch kaiserlichen Spruch die Freiheit zuerkannte, — von der er sogleich zu Gunsten des Herzogs Konrad Gebrauch machte, — unter Beirath seiner Klosterbrüder den Schirmvogt selbst zu wählen.

Noch glänzender bewies sich der Zeitraum, womit diesem Herzog zwei Jahre später (1127) auf dem Reichstage zu Speier Kaiser Lothar das Reichs-Vicariat (Rectorat) von Burgund diesseits des Jura übergab, welches sich südlich bis zum großen St. Bernhard erstreckte und östlich an den Zürichergau, dem Konrad ohnehin vorstand, anschloß. Zum Besitze des jenseitigen Hochburgund (der sogenannten Freigrafschaft, Franche comté), das ihm später durch den ersten Hohenstaufer, Konrad III., zuerkannt wurde, gelangte er jedoch nicht; indem sich der geächtete Graf Reinold und andere Große mit Waffengewalt darin behaupteten, auch Herzog Konrad zu früh (den 8. Jan. 1152) starb, als daß er Entscheidung und Ordnung daselbst hätte einführen können.

Hiezu kam es auch unter seinem Sohne und Enkel, den Herzogen Berthold IV. (gestorben den 8. Dez. 1186) und Berthold V. nicht. Ueberhaupt blühte den Zähringern aus Burgund kein Heil. Zum Besitze des westlichen gelangten sie niemals, und jenen des östlichen mußten sie unter steten Streifzügen und Schlachten, mit Strömen von Blut zu behaupten suchen. Dennoch gediehen auch daselbst im Laufe der Zeit die von ihnen, als zuverlässigste Schutzwehr gegründeten

Vormauern des Bürgerthums: das zweite Freiburg im Uechtland, das feste Burgdorf (die Bertholdsburg, romanisch Berthou), das mächtige Bern (an das gleichbedeutende Verona erinnernd, dessen Markgrafschaft im eilften Jahrhundert dem Hause Zähringen angehört hatte) u. s. w. Zugleich waren die Herzoge genöthigt, im Gefolge der Hohenstaufer, auch an deren italienischen Feldzügen, — eigentlich Leichenzügen der Deutschen, — theilzunehmen, wo sie mit aller Macht jene bürgerliche Freiheit zerstören halfen, der sie auf eigenem Gebiete Zufluchtstätten errichteten. So sah Berthold IV. unter Anderm i. J. 1162 das stolze Mailand fallen und Salz über dessen Trümmer ausstreuen, aus denen doch bald wieder neues Leben hervorbrach.

Auch die deutsche Königskrone, welche nach Heinrichs VI. Tod (28. Sept. 1197) dem Herzog Berthold V. angeboten wurde, konnte unter den damaligen Umständen wenig Reiz für ihn haben. Er mußte alle Lust verlieren, die Hände der Wahlfürsten „mit schweren Geldsummen zu salben", nur um sich noch mehr in Bürgerkriege zu stürzen, deren Schrecknisse sein Vater und er selbst im Uebermaß erfahren hatten. Ohnehin sorgten seine Gegner, zumal in den Klöstern, dafür, ihn der Mit- und Nachwelt mit den häßlichsten Farben auszumalen. Sie machten aus ihm ein habsüchtiges, treuloses, grausames Ungeheuer, einen Räuber und Mordbrenner, der Laien und Geistliche verstümmle und sogar Kinder abschlachten lasse, um sich am Menschenfleische zu sättigen.

Kein Wunder, daß der Herzog in seinen letzten Jahren eines solchen Treibens in seinem Rectorat müde wurde, und sich wieder in sein Heimathland zurückzog. Nicht mehr auf die Burg Zähringen, denn dahin hatten schon seine Vorfahren, bei ihrer steten Abwesenheit, einen Dienstadel gesetzt, welcher davon seinen Namen führte. So Konrad, später dessen Söhne, Konrad und Heinrich, Brüder, von Zähringen u. s. w.

Berthold V. bezog jetzt die für ihn geeignetere, weil schon mehr geräumige Pfalz oberhalb der Stadt Freiburg. Hier lebte er unter seinen Getreuen in Sicherheit, erheitert durch Jagd, Würfel- und Orgelspiel, Gesang und Tanz. Ihm, als einem Freunde der Dichtkunst zu Ehren, und um seine Huld zu gewinnen, hatte Berthold von Herbolzheim sein Alexanderlied verfaßt.

Er starb am 18. Febr. 1218, als der Letzte seines Stammes, und wurde nicht mehr bei seinen Vorfahren in dem Kloster St. Peter beerdigt. Er hatte den Papst Innocenz III., der

keinen Hohenstaufer mehr auf dem deutschen Throne sehen wollte, durch seinen Verzicht darauf und sein Festhalten an diesem Hause unversöhnlich beleidigt; mit den Bischöfen von Straßburg und Basel war er in Streit gerathen; St. Gallen seine Macht scheuend, hatte ihn als Schirmvogt zurückgewiesen; der Abt von Thennenbach, noch voll von den Beschuldigungen, womit man seinen Oheim in Rom überhäufte, hatte sich sogar gegen dessen weltliche Lebensweise erhoben und das Schwert der Kirche, ihren Bannstrahl, in Aussicht gestellt. Gegenseitig war auch der Herzog seinem Neffen nichts schuldig geblieben, machte Miene, ihn von dem Burgfelsen ob Freiburg hinunter zu werfen, und ließ zugleich die Mönche von Thennenbach seinen Zorn fühlen.

Unter der Obhut treuer Bürger, in dem rechten Seitenschiffe des Freiburger Münsters, fand der Letzte aus dem Stamme der Zähringer seine Ruhestätte. Daselbst ist oberhalb der Gruft sein Grabstein in die Mauerwand eingefügt, und zeigt ihn gepanzert, von ungewöhnlicher Größe, einen Löwen, das Sinnbild der Stärke, unter seinen Füßen. „Er hatte einer großen Zeit angehört, in die er kräftig, auch gewaltthätig mit eingegriffen; er hatte zugleich das Ritterthum zieren und zerstören, und mit mächtiger Hand das Bürgerthum heranbilden helfen“.

Nach dem Ableben dieses Herzogs hatte Kaiser Friedrich II. aus dessen Verlassenschaft unter Anderm das Schloß Zähringen als eröffnetes Reichslehen an sich gezogen, und mit einem Reichsdienstmanne besetzt. In diesem Verhältnisse finden wir es noch, als Rudolph von Habsburg den Thron bestieg und die in Deutschland völlig zerrüttete Ordnung wieder herstellte. Unter den süddeutschen Landesherren, welche während des ganzen Zwischenreiches sich Alles erlaubt hatten und nun gegen den strengen König auflehnten, befand sich auch der damalige Graf von Freiburg, Egeno III., der zugleich die Bürgerschaft der Stadt in sein eigenmächtiges Treiben hineinzog und mit ihrer Beihilfe die Burg Zähringen (nebst einigen andern Festen) zerstörte. Erst nachdem der König im October 1281 Schloß und Stadt Freiburg neuerdings mit drei Heerhaufen belagerte, ließen sich Graf und Bürger herbei, „des Königs Gnade zu suchen“.

Unter den ihnen gestellten Bedingungen befanden sich zunächst diese: daß der Graf das Reichsgut, so er sich angemaßt, zurückstelle, und die Bürgerschaft dem Könige das Schloß Zähringen, so gut oder besser als es vorher gewesen, wieder

aufbaue, sich auch deßhalb an den Markgrafen (Heinrich II.) von Hachberg oder an einen andern königlichen Amtmann wende.

Wahrscheinlich gelangte nun, da König Rudolph dem Grafen, den Bürgern und allen ihren Helfern seine Huld wieder schenkte, die neuerbaute Feste als Reichslehen an die Grafen von Freiburg, von denen sie durch Kauf im Jahre 1327 an Ritter Konrad Schnewlin Bernlapp, Schultheiß zu Freiburg, überging, der bisher auf dem Schlosse Bolschweil gewohnt hatte, nun aber sein Geschlecht durch den Namen der neuerworbenen Besitzung als „Bernlappen von Zähringen" unterschied. Aber schon zu Anfang des nächsten Jahrhunderts (1420) verlieh Kaiser Sigmund dem Markgrafen Bernhard I. von Baden Vollmacht, die Feste Zähringen von des Reiches wegen zu lösen.

In der Folge wechselte sie öfter ihre Besitzer, kam unter Andern im sechszehnten Jahrhundert an die Herren von Wessenberg, und wurde im dreißigjährigen Kriege zerstört, ohne mehr aufgebaut zu werden. Nur der Thurm wurde auf den Besuch des Großherzogs Leopold im Jahre 1830 ausgebessert und mit einer Treppe auf die Zinnen versehen; das ehemalige Verließ aber in einen Keller umgewandelt, aus dem zur Sommerszeit Erfrischungen geboten werden.

Vom Schlosse führt ein dem Naturfreunde willkommener Waldweg über die benachbarten Höhen, auf die oberste diesseitige Bergspitze, den die ganze Gegend überragenden Roßkopf. Hier muß man stehen, um das unvergleichliche Rundgemälde des Landes in voller Erhabenheit und Lieblichkeit entwickelt zu sehen. Unten der düstere Schwarzwald, aus dem nur da und dort lichte Streifen, freundliche Thäler, dem flachen Lande zuziehen; dieses selbst mit Städten und Dörfern überstreut, von Bächen und Flüssen durchschnitten, vom Rhein, der hier in malerischen Krümmungen vorbeiwogt, wie von einem Silberbande umschlossen; endlich auch sein jenseitiges Stromgebiet, bald in heiterer bald in finsterer Gestaltung, bis zum fernen Straßburg hinab, dessen Münsterthurm noch deutlich, wie eine hehre Grenzsäule des Gesichtskreises, über dem Nebelschleier der Ebene heraufragt.

Schreiber.

Sage.

Der Köhler von Zähringen.

Das aber ist die Sage, wie alte Chroniken solche berichten: daß die Herzoge von Zähringen vor Zeiten Köhler gewesen sind, ihre Wohnung im Gebirge gehabt und allda Kohlen gebrannt haben. Nun hat es sich begeben, daß ein solcher Köhler an einem gewissen Ort im Walde Holz geschlagen, den Haufen mit dortigem Grund und Boden bedeckt und solchen ausgebrannt hat. Da er nun die Kohlen wegräumte, fand er am Boden eine schwer geschmolzene Masse, und so er sie genau besichtigt, so ist es gutes Silber gewesen. Also hat er fürder immerdar an demselben Orte Kohlen gebrannt, wieder mit derselben Erde bedeckt und abermal Silber gefunden, woraus er abgenommen, daß es von dem Berge herkomme. Solches hat er auch bei sich behalten und einen großen Schatz Silber zusammengebracht.

Nun hat es sich in dieser Zeit begeben, daß ein Kaiser vom Throne gestürzt ward, der auf den Berg im Breisgau, von ihm genannt der Kaiserstuhl, mit Weib und Kindern und all seinem Gesinde geflohen und daselbst viel Noth gelitten mit den Seinigen. Da ließ er ausrufen: wer der wäre, der ihm hülfe, daß er wieder zu seinem Reiche kommen möchte, dem wolle er eine Tochter zur Ehe geben und ihn zum Herzog machen. Als nun der Köhler solches vernahm, fügte er sich mit etlichen Bürden Silber zu dem Kaiser, und begehrte an ihn, daß er ihm die Tochter gebe und dazu die Gegend umher, so wolle er ihm einen solchen Schatz von Silber überliefern, daß er damit sein Reich wieder gewinne. Der Kaiser willigte alsogleich darein, nahm den Köhler zum Sohn an, gab ihm die Tochter und das Land dazu, so er begehrt hatte. Nun hob dieser erst recht an, Erz zu schmelzen, baute von dem Gute Dorf und Schloß Zähringen und sein Schwiegervater machte ihn zum Herzog von Zähringen. Darnach baute er die Stadt Freiburg und andere umliegende Städte und Schlösser mehr; und da er also mächtig ward, und an Gut, Ehr' und Gewalt zunahm, erhob er sich gar sehr und wurde zu einem großen

Tyrannen. So geschah es denn, daß er seinem Koch gebot, ihm einen jungen Knaben zu braten und zuzurüsten, denn er wolle versuchen, wie gut das Menschenfleisch zu essen wäre. Das vollführte auch der Koch nach seines Herrn Willen; als er aber den Knaben gebraten zu Tisch brachte, und der Herr ihn also vor sich stehen sah, überfiel ihn Schrecken und Furcht, und Reue und Leid, daß er ob so großer Sünde zwei Klöster bauen ließ, das eine mit Namen St. Trudpert im Münsterthal, das andere St. Peter auf dem Schwarzwalde. Und als ihn der Tod endlich auf das Sterbelager geworfen, befahl er noch einem Vertrauten, alle seine Schätze in einen Klumpen zusammen zu schmelzen, damit sich seine Erben darüber blutig schlagen möchten. Für so viele Frevelthaten blieb aber auch die Strafe nicht aus. Der Herzog wurde in einen Berg am Meere verbannt, wo er noch heutigen Tages für seine Sünden abbüßet. Die Silbergruben beim Zähringer Schloß sind aber verschwunden, sobald das Münster ausgebaut war. Zwar hat ein späterer Burgherr in dem unterirdischen Gange wieder nachsuchen lassen; aber als seine Arbeiter zu einem Gewölbe kamen, wo ein brennendes Licht auf einem Tische stand, rief ihnen eine schneeweiße Frau, mit einem Bund Schlüssel in der Hand, entgegen: „Fort mit Euch, das Silber wird nimmer gefunden!“ Da überkam die Bergleute ein Entsetzen und seitdem hat es Niemand mehr gewagt, den Schatz zu suchen.

Zähringen.

Des Gipfels stolze Linde
Neun luft'ge Kronen dehnt,
An ihres Stammes Rinde
Der flücht'ge Kaiser lehnt.

Nur wenige Getreuen
Ließ ihm die heiße Schlacht,
Sie kämpften All' wie Leuen
Gen Feindes Uebermacht.

Nicht lange kann es währen,
So steht er rings umdroht.
Er denkt daran mit Zähren
Und wünschet sich den Tod.

Nun schlagen an die Rüden,
Ein schwerer Tritt erschallt,
Die Wächter rings die müden,
Erheben sich im Wald.

Durch Dorngenist und Farren
Der Köhler naht mit Gruß,
Und schichtet Silberbarren
Viel an des Herrschers Fuß.

Er trug sie und die Söhne,
Die Alle reckenhaft
Von Wuchs, von Antlitz schöne,
Voll kecker Männerkraft.

„Der Hort sei Dir befohlen,
Der drüben in dem Holz,
Aus meines Meilers Kohlen
Aus Felsenstufen schmolz."

„Nimm hin, um ihn zu prägen,
Daß bald der Schilling rollt;
Gar manchen wackern Degen
Nimmst Du dafür in Sold."

„Ich steh' mit meinen Knaben
Gegürtet schon zum Strauß,
Wir All' geschworen haben
Zu gründen neu Dein Haus."

Da hob' sich rasch der Kaiser
Und faßte neuen Muth:
„Gott Lob, mein Held, mein greiser,
Es wird noch Alles gut!"

„Du hast durch Deine Spende,
Das Blatt hier rasch gewandt;
Es führt zu gutem Ende,
Befreiet unser Land!"

„Ich will Dich drum belohnen,
Mein Schwert giebt Dir den Streich,
Als Ritter sollst Du wohnen
In dem befreiten Reich!“

„Weil Du des Feindes Schlingen
Zerbrichst mit treuer Hand,
Die Zähren willst verringen,
Zähringer sei genannt!“

„Der Berg, von dessen Hange
Wir zieh'n die Siegesbahn,
Der Schutz geboten lange,
Heiß' Kaiserstuhl fortan!“

Die Kapelle Liebfrauenbronn

bei Werbach.

Auf dem Berge zwischen den Ortschaften Werbach und Werbachhausen befand sich vor Zeiten eine Quelle, deren klares, wohlschmeckendes Wasser unter den Landleuten weithin berühmt war. Oft kamen sie aus ziemlicher Entfernung während ihrer Feldarbeit dahin, um sich zu laben; besonders häufig aber geschah dies im Sommer, wo das herrliche, frische Wasser mehr als sonst erwünscht war.

Der Acker, wo sich die Quelle befand, konnte jedoch aus leicht begreiflichen Gründen nicht den Ertrag gewähren, wie das andere Feld in der Gegend. Der Boden desselben, wenn gleich gut und fruchtbar, ward durch die vielen Besucher festgetreten, so daß der Saamen nicht aufgehen konnte; stand endlich einmal etwas Frucht darauf, so sah man sie oft beschädigt. Häufig floß auch die starke Quelle, besonders zur Frühjahrszeit, über und riß Wasserfurchen in den Boden. Deßhalb hatte der Acker, obgleich er ein sehr ansehnliches Grundstück war, doch im Ganzen genommen nicht den Werth, den er unter andern Umständen sicherlich gehabt hätte. Er ging von Besitzer auf Besitzer gewöhnlich um ein Spottgeld über. Keinem aber, der jemals den Acker besaß, fiel es ein, den Leuten den Zutritt zur Quelle zu verwehren; denn der Besuch derselben und der Gebrauch ihres herrlichen Wassers war im Laufe der Zeit gewisser Maßen eine öffentliche Berechtigung geworden. Auch war der Sinn der jeweiligen Besitzer gottesfürchtig genug, um eine Sünde darin zu sehen, wenn man Dürstenden die Benutzung des Brunnens verwehrt hätte.

Einst — es mögen so gegen hundert Jahre her sein, — kam der Acker mit der Quelle in Besitz eines reichen Mannes von Werbach, Namens Martin Stürmer, gewöhnlich der reiche Stürmersmärtel, hinter seinem Rücken aber auch häufig der Geizmärtel genannt. Dieser, der seinen Beinamen nicht umsonst führte, — denn Geiz und Reichthum sind oft Geschwister — bemerkte mit großem Mißfallen, daß ihm der Acker wenig

ertrug und daß dies einzig und allein daher rühre, weil durch den Besuch der Durstigen sein neuerworbenes Besitzthum nicht gehörig angebaut werden konnte. Auf alle mögliche Weise suchte er daher die Leute von seinem Gute abzuhalten. Er zog einen Dornhag um die Quelle, verstopfte ihre Mündung mit Steinen, grub Abzugslöcher und that Alles, was man nur anwenden kann, um dem Wasser eine andere Bahn unter der Erde anzuweisen — aber umsonst! Die herrliche Quelle sprudelte stark wie zuvor und ließ sich nicht vertreiben. Martin Stürmer ward dadurch auf's Aeußerste gereizt. Kam, während er auf seinem Acker zu diesem Zwecke arbeitete, einer der Nachbarn, um Wasser zu schöpfen, so ward dieser mit Droh- und Scheltworten weggewiesen. Bei jeder Gelegenheit sprach er sich mit Heftigkeit darüber aus, er wolle gewiß noch den Leuten das Laufen auf seinen Acker vertreiben. Und wirklich gelang es ihm. Als alle Mittel, die ihm zunächst zu Gebote standen, nicht helfen wollten, ging er in die Stadt und kaufte, wenn gleich sein Geiz scheele Augen zu der Geldausgabe machte, einige Pfunde Quecksilber, das er in die Quelle warf. Diesem starken Feind unterlag der volle Sprudel. Das Quecksilber verstopfte die feinen Felsritzen, aus denen die Fluth quoll, und der Geizhalz sah seinen Plan gelungen. Freudig bestellte er nun sein Feld, säete es ein, und lachte über alle Maßen schadenfroh, wenn einer der entfernteren Nachbarn, unbekannt noch mit der Vertreibung des Labequells, herbeikam, um Wasser zu holen. Und bald verbreitete sich nun in Werbach und Werbachhausen die Sage: der Stürmersmärtel hat die Quelle auf seinem Acker vertrieben, aber will's Gott, so wird er wenig Segen davon haben, daß er so vielen Menschen ihr Labsal in den heißen Tagen der Sommerzeit entrissen hat.

Die Verwünschungen, die bei dieser Gelegenheit auf den Geizigen herabregneten, schienen vom Himmel nicht unbeachtet zu bleiben. Martin Stürmer hatte von dieser Zeit an vielfältiges Unglück.

Das erste, welches ihn traf, war der gänzliche Verlust der Ernte auf dem neubestellten Acker. Ein fürchterliches Gewitter, das über der Gegend kurz vor dem Schneiden aufzog, schleuderte eine solche Hagelmasse herab, daß in wenigen Augenblicken des reichen Martins Erntehoffnungen völlig vernichtet wurden. Kein Halm und keine Aehre war ganz geblieben. Die Felder der Nachbarn hatten zwar auch Schaden

gelitten, aber doch bei Weitem nicht in dem Maße als Martin Stürmers Gut. Das mußte Jedermann auffallen, und es blieb nicht ohne geheime Hindeutungen auf Martins früheres Treiben und seinen von den Ortsnachbarn oft gerügten Geiz.

Die Welz im Thal war durch eben dies Gewitter sehr angeschwellt worden und hatte längere Zeit hindurch Hochwasser. Martin Stürmers einziges Kind, ein schöner Knabe von etwa zwölf Jahren, spielte einige Tage darauf unfern der Pelzmühle an den rauschenden, pfeilschnellen Wellen. Da ergriff ihn plötzlich die wilde Fluth und der liebliche Knabe war unrettbar verloren. Man fand seinen Leichnam erst mehrere Wochen darnach am Rechen der nächsten Mühle hängen. Dieses Unglück ergriff die Mutter des Kindes so, daß sie plötzlich erkrankte und in kurzer Zeit ihrem Lieblinge in die Ewigkeit nachfolgte.

Beide Verluste beugten den reichen Martin sehr, waren aber doch nicht im Stande, ihn dahin zu bringen, daß er seine Gedanken auf sein Inneres richtete. Er fuhr vielmehr fort, Reichthum auf Reichthum zu häufen, und ließ sich zu diesem Zwecke nicht leicht ein Mittel gereuen, wenn es nur halbwege nicht zu gerichtlichen Erörterungen führte. Da seine große Feldwirthschaft ihm eine thätige Lebensgenossin sehr wünschenswerth machte, so verlobte er sich im Jahr nach dem Hinscheiden seiner Hausfrau mit einem Mädchen aus Werbach, das ein sehr schönes Vermögen besaß. Dadurch gedachte er die Verluste des vorhergegangenen Jahres in jedem Betrachte auszugleichen. Die Hochzeit wurde gegen das Ende der Heuernte festgesetzt und der reiche Bräutigam schwelgte schon im Geist im Vollgenusse seines Glückes. Aber es heißt nicht umsonst: der Mensch denkt, Gott lenkt! Gleich Martin glaubte Mancher schon, die Früchte seiner Sehnsucht pflücken zu können; aber wenn es im Rathe der Vorsehung anders beschlossen ist, so wird alles Dichten und Trachten des menschlichen Herzens zu nichte. Die Hand, die schon nach dem nahen Ziele ausgestreckt war, muß matt und trostlos sinken; der Becher der Lust, den schon die Lippen zu berühren wähnten, ist auf immer dem dürstenden Munde entzogen.

Da Martin während der Heuernte außerordentlich viel zu thun hatte, so half die Braut, da nur noch wenige Tage bis zum Hochzeitfeste waren, ihrem Verlobten bei den dahin einschlagenden Geschäften, kochte für das Gesinde und die zahl-

reichen Taglöhner und arbeitete am Nachmittag auf den Wiesen mit. Der reiche Martin war dabei überaus heiter. Er scherzte fortwährend auf's Freundlichste, wie es dem Bräutigam ziemt, mit der schmucken Mähderin. Da wollte diese, eben als sie eine Bürde Gras aufhob, dem nach ihr haschenden Martin ausweichen, glitt aber auf dem feuchten Wiesenboden aus und fiel in die nebenliegende Sense. Eine tiefe Wunde am linken Beine, die das Blut unaufhaltsam hervorströmen machte, war die Folge dieses Falls. Voll Todesangst bei diesem Anblick sandte Martin seine Leute nach Hülfe aus, verband mit einem Tuche die schwere Wunde, um das Blut zu stillen, jedoch Alles vergeblich. Da mehrere Hauptadern sich durchschnitten fanden, war eine tödtliche Verblutung nicht zu hemmen. Ehe noch seine Leute zurückkamen, hielt Martin eine Leiche in den Armen, statt der lebensfrohen Braut, die schneller gewelkt war als die Blumen, die sie selbst vorhin noch mit der Sense niedergemäht.

Dieses neue entsetzliche Unglück, das Martin Stürmer traf, bewirkte, daß die verschiedensten Urtheile unter den Ortsnachbarn über ihn laut wurden. Einige hatten Mitleid mit ihm, Andere aber, und zwar die Meisten, gönnten ihm, wegen seiner Härte und seines Geizes diese Strafen des Himmels, wie sie sagten, und bedauerten nur die unglückliche Braut, die auf so traurige Weise ihr junges Leben hatte enden müssen. Im Ganzen hatten diese fortwährenden schweren Unglücksfälle die Folge für den reichen Märtel, daß er von Allen gemieden wurde. Niemand mochte gern etwas mit ihm zu schaffen haben, man scheute ihn öffentlich, und er konnte deshalb häufig nicht einmal die nöthige Anzahl Dienstboten und Taglöhner für seine weitläufige Feldwirthschaft erhalten.

Aber noch war die Schaale des Zorns nicht vollständig geleert. Der Verlust seiner nächsten Lieben war es bisher, wodurch er in so mannichfaltige traurige Verhältnisse gerieth; plötzlich aber erfaßte das Unglück, das ihn beständig verfolgte, seine eigene Person. Eine schwere, qualvolle Krankheit warf ihn aufs Siechbette, an das er Jahre lang gefesselt blieb. Die geschicktesten Aerzte der benachbarten Städte erschöpften vergebens ihre Kunst an dem Kranken. Kein Mittel wollte anschlagen. Als er endlich bis in's fünfte Jahr von unendlichen Qualen gefoltert auf dem Schmerzenslager gestöhnt, da schien es, als ob der Tod sich seiner als Beute bemächtigen wollte. Seine Entkräftigung nahm so überhand, daß eine baldige Auflösung als unabwendbar schien.

Martin selbst glaubte dies und fing jetzt an seine Gedanken auf sein Inneres und das große Jenseits, dem er nun bald angehören werde, zu richten. Er ließ die Bilder seiner Tage vor dem Auge seiner Seele vorübergehen. Wie Viel hatte er da zu bereuen! Wie viel Böses hatte er gethan, wie so viel des Guten unterlassen! Ueber keine seiner Sünden aber machte ihm sein Gewissen mehr Vorwürfe, als darüber, daß er lediglich aus Habsucht und Mißgunst, aus Gier nach vergänglichem Geld und Gut jene kostbare Quelle, die so vieler Menschen Labung seit Jahrhunderten gewesen, vernichtet hatte. Das bitterste Herzleid wandelte ihn an, wenn er dieser seiner That gedachte. Von ganzem Herzen wünschte er, diese Sünde wieder gut machen zu können, und that daher feierlich das Gelübde, wenn je Gottes Gnade ihn von seiner qualenreichen Krankheit befreien würde, so solle sein erstes Geschäfte sein, die vertriebene Quelle wieder aufsuchen zu lassen, und dabei eine kleine Kapelle zu Gottes Lob und Ehre zu gründen.

Und siehe! was von keinem Menschen, von Martin selbst nicht, am Wenigsten aber von den Verwandten, die sich schon heimlich auf die baldige reiche Erbschaft gefreut hatten, vermuthet wurde, geschah nach Gottes Willen. Martins Krankheit nahm unversehens eine Wendung zum Besseren, und es konnte bald kein Zweifel mehr obwalten, daß völlige Genesung eintreten werde. Als die Nachricht davon sich in Werbach verbreitete, war Jedermann erstaunt; noch mehr aber steigerte sich die Verwunderung, als man hörte, Martin habe viel Tagelöhner gedungen, um von ihnen die vertriebene Quelle wieder aufsuchen zu lassen. Viele schüttelten ungläubig die Köpfe; jeder Zweifel jedoch, den noch einige Nachbarn darüber hegten, mußte bald verstummen, als man den Wiedergenesenen an einem schönen Frühlingstag seinen ersten Ausgang machen und in Begleitung seiner Arbeiter den Berg, wo sich sein Gut befand, ersteigen sah.

Nun ging Tag für Tag ein emsiges Schaffen auf dem Acker vor sich. Bis zu beträchtlicher Tiefe wurde der Boden durchwühlt, aber die Quelle zeigte sich leider nicht. Martin kaufte endlich für schweres Geld die Grundstücke, die sein Gut begrenzten, um auch da seine Nachforschungen fortzusetzen, allein auch hier schien es, als ob kein Lohn der unendlichen Mühe zu Theil werden sollte.

Mittlerweile bestellte er bei einem geschickten Künstler eine Bildsäule der Mutter Gottes für die gelobte Kapelle, und

einen Bildstock, welchen er auf der Stelle wollte errichten lassen, wo seine Braut ihm vor fünf Jahren so plötzlich entrissen worden war. Beide Bildwerke kamen nach Verlauf einiger Monate an, aber noch war die Quelle nicht aufgefunden. Da gab Martin den Befehl, einstweilen den Bildstock zu errichten, die Nachforschungen nach der Quelle sollten dann um so eifriger fortgesetzt werden. Und dem geschah also.

Als er nun eines Tages die Stelle besuchte, um nachzusehen, wie weit die Arbeit vorgerückt sei, da berichteten ihm die Werkleute, sie hätten ganz in der Nähe am Ufer der Welz eine Quelle entdeckt, die noch Keiner von ihnen, so wie auch Keiner der alten Männer, die sie bereits darum befragt hätten, jemals an diesem Orte gesehen habe. Martin ließ sich die Quelle zeigen und erstaunte sogleich über die Stärke ihres Sprudels und den Wohlgeschmack ihres Wassers. Sie befand sich fast auf gleicher Höhe mit dem Spiegel des Baches im dichten Erlen- und Weidengebüsch, das sich am Ufer hinzog. Auch Martin hatte hier, obgleich er der Gegend überaus kundig war, noch nie etwas von einer Quelle bemerkt. Als er nun weitere Nachforschungen bei und mit erfahrenen Männern anstellte, da lautete endlich Aller Urtheil dahin, diese und keine andere könne die einst vertriebene Quelle sein, denn sie vereinige alle die kostbaren Eigenschaften in sich, wodurch sich jene vor sämmtlichen Quellen in der ganzen Gegend ausgezeichnet.

Da Martin durch dies einstimmige Urtheil Gewißheit erhielt, so traf er Anstalten, seinem Gelübde gemäß, die Kapelle zu erbauen. Dies war jedoch kein leichtes Unternehmen, da man sich keinen ungünstigeren Bauplatz denken kann, als den, welchen eine höhere Fügung sich dazu auserlas. Indeß ließ Martin sich durch kein Hinderniß abschrecken, alle Einwendungen der Bauleute wußte er zu überwinden. Ja, es schien, als ob gerade durch die Schwierigkeiten sein Eifer um so größer und sein Gottvertrauen um so stärker würde. Und so geschah es denn, daß die Giebelmauer der Kapelle mitten in die Welz zu stehen kam, und daß, um zum Eingang zu gelangen, ein hölzernes Brücklein nöthig war, wie wir es heute noch sehen. Die Quelle selbst wurde schön in Stein gefaßt und mit einem Gewölbe überdeckt, auf welchem der Altar des Kirchleins steht. Dies Gewölbe unter dem Chore ist mit weisem Vorbedacht an beiden Stirnenden offen, damit, wenn die Welz bei Ueberschwemmungen höher steigt, sie mit einem Theil ihres Gewässers

durch das Gewölbe strömen und somit das Gebäude nicht so leicht beschädigen könne.

Bald war durch Martins Eifer das Gelübde gelöst; der Tag der Einweihung seiner Stiftung brach an. Mit welchen heiligen, wohlthuenden Empfindungen konnte er jetzt diesen Tag begrüßen! Wie freute sich seine im Feuer der Trübsal geläuterte Seele des gelungenen Werkes! Als er eine Menge Volks aus dem ganzen Tauber- und Welzgrund von nah und fern, herbeiströmen sah, um der feierlichen Einweihung beizuwohnen, hob er freudig die gefaltenen Hände empor, innige Worte des Gebetes entströmten seinem vollen Herzen: Dank Dir, Allgütiger! daß Du mich so wunderbar führtest, daß Du durch Züchtigungen meine Seele vom Erdentand erhobst, um in Deine heilige Nähe zu gelangen! Ja, ich fühle es, — o ewiger Dank meiner Seele, sprich es jubelnd aus, — in der Nacht meiner Trübsale ging mir der Stern des Glaubens und der Liebe auf! Meine Sünden sind hinweg gethan! Gottes Antlitz leuchtet mir wieder, denn seine unendliche Gnade machte mich zu einem besseren Menschen, als der ich war, und ich weiß mich nun versöhnt mit ihm, dem Allbarmherzigen, mit mir und mit allen Menschen!

Die Kapelle erhielt nach Martins Wunsch den Namen Liebfrauenbronn, den sie noch heute führt. Von dieser Zeit an hatte Martin Stürmer eitel Glück und Segen. Seine Gemeinde erhob ihn einstimmig zu ihrem Vorstande, denn einen besseren Mann wußte sie nicht zu finden. Er, der sich nun überall so hoch geehrt und geliebt sah, fand auch bald eine Lebensgenossin wieder, die seiner würdig war. Der Friede Gottes und die Liebe seiner Mitmenschen begleiteten ihn auch in seinem neuen Ehestand. Nur ein Glück schien ihm der liebe Gott für immer versagen zu wollen, nämlich das, sich in Kindern verjüngt wieder zu sehen. Martin wünschte dies um so eifriger, da er seinen schönen Knaben, der in der Welz ertrunken war, noch immer nicht vergessen konnte. Seine treue Hausfrau, die deshalb ebenfalls manchmal ihr Herz von Kummer belastet fühlte, wenn sie ihr Haus, wo es sonst an Nichts gebrach, so einsam sah, gerieth auf den Gedanken, das Wasser des Liebfrauenbronns, dem ja so viele herrliche Eigenschaften beiwohnten, im Gedanken an Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu gebrauchen, und siehe da! nach längerem Gebrauch des heilsamen Wassers wurde erfüllt, was die frommen Eheleute so heiß sich ersehnten:

Martin Stürmer sah seine alten Tage durch ein Töchterlein erheitert, das in allem Guten seinen Eltern nachartete.

Ebenso als Martins Augen wenige Jahre vor seinem Tode so schwach wurden, daß er fürchtete zu erblinden, da half ihm einzig und allein das Wasser des Liebfrauenbronns, womit er sich jeden Morgen wusch. Und gleich ihm und seiner Ehefrau hat es noch Manchen geholfen, die in demselben Anliegen ihre Zuflucht zu dem herrlichen Borne nahmen, der im Sommer zwar eiskaltes Wasser hat, aber auch im härtesten Winter nicht mit Eis sich bedeckt.

Allein wie alles Gute durch unverständige Behabung sich zuweilen in Schlimmes verkehrt, so ging es auch schon mehrmals mit dem herrlichen Wasser des Liebfrauenbronns. Leute, die zur Sommerzeit durch die Reise erhitzt, aus weiter Ferne herkamen und von dem eiskalten Wasser tranken, wurden krank; ja, man weiß sogar, daß eine Frau von Bischofsheim eines schnellen Todes starb, nachdem sie im Zustande außergewöhnlicher Erhitzung aus der Quelle getrunken. Darum Vorsicht und weise Mäßigung beim Gebrauche der Gaben und Gnaden Gottes!

Es sind jetzt über hundert Jahre verflossen, seit Martin Stürmer die Kapelle Liebfrauenbronn und den nahe dabei stehenden Bildstock stiftete. Im Ganzen hat sich Alles ziemlich unverändert erhalten. Die Welz zerstörte zwar einmal bei einer großen Ueberschemmung einen Theil der Kapelle; allein es waren sogleich viele mildherzigen Seelen bereit, den Schaden zu verbessern und die Kapelle wieder ganz, wie sie war, herzustellen. Gar lieblich nimmt sie sich mit ihrem glänzenden Glockenthürmchen auf dem dunkeln Grunde in ihrer waldigen Umgebung aus, die noch heut zu Tag die Namen „Stürmersholz“ und „Stürmersgut“ führt. Auf der Wiese umher stehen alte, dickköpfige Weidenbäume. Kein geringer Schmuck des lieblichen Plätzchens ist aber der Bildstock, den Stürmer setzen ließ. Er ist mit langen, grauen Flechten dicht überwachsen, die ihm ein viel älteres Ansehen geben, als er wirklich hat. Durch die häufigen Ueberschwemmungen der Welz, die viel Schlamm niederschlugen, erhöhte sich zwar der Wiesenboden des Thals so beträchtlich, daß fast der halbe Sockel des Bildstocks in der Erde wie versunken ist; allein der größte Theil der Inschrift, wenn auch etwas verwittert, kann doch noch bequem gelesen werden.

Die Inschrift lautet:

Betracht den Tod, o Wandersmann,
Wie ungefähr er kommen kann,
Und was sich hier begeben.
Ein Bürd von Gras aufheben will,
Durch Unglück in die Sensen fiel,
Verluhr darbei das Leben.

Weiter unten steht der Name der Braut, Maria Franziska Ehrlembachin, und die Jahrzahl 1747, den 4. Juli.

Fries.

Tiefenstein.

An den südöstlichen Ausläufern des Feldberges, dem Seebuck und Herzogenhorn, entspringen 4800′ und 4700′ über dem Meere, dort die Menzenschwander Alb, hier der Altbodenbach; nachher Bernauer Alb genannt. Durch die breiten Hochthäler von Menzenschwand und Bernau setzen sie in südöstlicher Richtung ihren Lauf fort und fallen am Fuße des Wolfsbodens, etwa ¾ Stunden oberhalb St. Blasien, bei der Sägmühle, 2634′ über dem Meere zusammen. Von da an führen sie in ihrer Vereinigung den Namen Alb. Von St. Blasien aus nimmt das Wasser, das jetzt zu einem stattlichen, 30—40′ breiten, wilden Bergbache angewachsen ist, eine rein südliche Richtung; das Thal, von St. Blasien bis zu seiner Ausmündung in die Rheinebene etwa 7 Stunden lang, zieht sich von St. Blasien bis Oberkutterau nahe zusammen, kaum für die Fahrstraße Raum gewährend, und von da bis in seine Hälfte zur Niedermühle wieder in breiterer Mattenfläche weiter. Hier aber treten zur Rechten und Linken die mächtigen, bald kahlen, bald dicht mit Buchen- und Tannenwald bedeckten Felsenzinnen und Felsenwände, oft hoch und senkrecht emporstrebend, und unabwendbar Einsturz drohend, näher und enger zusammen.

Die seit wenigen Jahren (1858) neugebaute Albthalstraße windet sich bald mühsam in der Thalsohle zwischen dem rauschenden Wasser und dem Fuße der Felsen hindurch; bald führt sie den Wanderer in gewölbten, durch die Felsen gebrochenen Thoren und Bogengängen, bald über kühn aufgebauten Gallerien, bald über die freie Felsenzinne hin, in hundertfachen Windungen thalabwärts. Die ganze Länge des Thales fallen von rechts und links schäumende, tosende Felsbäche in den grünen Schooß des Thales herab, und eilen hastigen Laufes der ungestümen Umarmung der rastlos enteilenden Alb entgegen.

Diese aber stürzt sich in tausenden von kleinen Wasserfällen von einem mächtigen Felsblock, der ihren rauschenden Wellen

den Weg zu sperren scheint, zum anderen, zischt in brausendem Wirbel um den geglätteten Felsenvorsprung, wälzt sich dort in breiter Fluth über den von dem steilen Ufer herabgesunkenen Baumstamm, spielt dort in kosendem Geflüster mit den hellgrünen Buchenzweigen, die sich träumerisch in dem krystallenen Wasserschooße spiegeln, ruht dort im erlenbeschatteten, von üppigem Rasenteppich umsäumten Weiher aus von ihrem raschen Laufe, um bald denselben von Neuem zu beginnen. Immer enger wird das Thal, immer tiefer hangen die dunkeln Schatten des Waldes über dem Bache, immer näher neigen sich über ihm die Kronen des Waldes von beiden Uferwänden zusammen, immer mächtiger steigen die zackigen, wunderlich gestalteten Felsenzinnen zur Rechten und Linken empor. Ein fast unheimliches, dämmerndes Halbdunkel färbt mit tieferem Grün die wilden Wogen; einsam, verlassen, fühlt sich der Mensch mitten in dieser urweltlichen Einöde, in diesem ungebändigten, gesetzlosen Walten und Treiben der wilden Naturkräfte, — da winkt ihm, wenige hundert Schritte zur Linken, der Herold menschlicher Gesittung und geistigen Lebens, die Fahne des Lichtes, ein Kreuz auf hoher Felsenstirne, die Zweige lichten sich zur Rechten und Linken, der Schooß des Thales öffnet sich, und auf dem ruhiger gewordenen Wasserspiegel wiegt sich in goldglänzenden Wellenkreisen das leuchtende Angesicht der Sonne.

Auf hochgewölbtem Brückenbogen, unter welchem, wie unter dem Joche, die wilde, ungezügelte Tochter des Gebirges hindurch muß, braust die dampf-schnaubende Lokomotive an uns vorüber, und jenseits steigen schwarze Rauchsäulen und fliegende Funken aus den rußigen Kaminen, rasseln die kreisenden Wasserräder, zischen die rothglühenden Eisenbäche und erkalten in der Sandfurche zu erstarrenden Massen, dreht an riesiger Zange des Menschen Hand die sprühende Eisenwalze auf dem Ambos, formt der schwere Hammer die harte, formlose Masse, preßt die gewaltige Walze in ihren Umarmungen den dicken Metallblock zu dünnem, geschmeidigem Eisenblech. Wir sind in dem Eisenwerke Albbruck. Wenige hundert Schritte von einander die wilde, ungebändigte Natur, der Wald, der Stein, das Wasser der Urwelt, hier sie alle unterthan des Menschen Hand, seinem Geiste gehorsam und dienstbar.

Doch wir haben unsere Wanderung durch das herrliche Albthal zu schnell vollendet, wir sind mit der flüchtigen Alb um die Wette gelaufen, und dabei haben wir fast vergessen

und übersehen, weßhalb wir eigentlich unsere Leser zu dieser Wanderung eingeladen haben.

Etwa in der Hälfte Weges zwischen Niedermühle und Albbruck, von beiden 1½ Stunden entfernt, ragt in dem frischgrünen Wiesengrunde, in engem Bogen von der Alb umrauscht, ein mächtiger Felsenhügel, einem riesigen Steinblock vergleichbar, aus dem hier kesselförmigen gerundeten Schooße des Thales empor.

Die steilen, zackigen, theils mit Moos und wucherndem Haidekraut, mit Epheu und Gesträuch überkleideten, theils kahlen Felswände stehen mit ihrem Fuße in dem schäumenden Bette der Alb. Von Westen und Osten her rinnen die Wasser des Schildbaches, Muckenfurtbaches und Steinbaches in das liebliche Becken des Thales.

Zu unsern Füßen ruhen die friedlichen Hütten des Dörfchens Tiefenstein, dort schimmert die blendende Leinwand einer Bleiche im hellen Sonnenlicht, dort rauchen die schwarzen Essen des Eisenwerkes Tiefenstein, und dort winkt am Giebel des Gasthauses der Schild zur Kanne und ladet den Wanderer zur Erholung aus wohlversehenem Keller und bescheidener Küche; auf der Höhe unseres Felsenhügels aber, unter weicher Moosdecke und reich wucherndem Gestrüppe begraben, liegen die letzten, zerbröckelten Trümmer des alten Stammschlosses der Herren von Tiefenstein, dessen Mauern, obwohl zerstört, noch im 16. Jahrhundert auf dem Felsen sich erhoben.

Als die Römer, von den Allemannen um 350 von ihrem tiefer im Lande liegenden Grenzwerke und ihrer Militärstraße, welche von Speyer quer durch das Land nach Augsburg führte, zurückgedrängt worden waren, verlegten sie ihre Vertheidigungslinie an die südliche Grenze des Schwarzwaldes und an den Rhein. Die römische Heerstraße führte damals von Basel jenseits des Rheines hin nach Rheinfelden, durch das Fricktbal nach Brugg und Windisch, mit Befestigungen an den genannten größeren Orten. Auch von Rheinfelden nach Laufenburg zog sich eine Heerstraße.

Diese zu schützen, den einbrechenden Feind zu beobachten und abzuhalten, zog sich auf unserer Rheinseite eine Linie größerer und kleinerer Bollwerke, welche den sogenannten römischen Landhag zwischen dem Wiesen- und Wutachthal bildeten. Durch Brücken bei Rheinfelden und Laufenburg stand derselbe mit der jenseitigen Heerstraße und den dort stehenden befestigten römischen Lagern in Verbindung.

Wie am Eingange anderer, in das Rheinthal ausmündender Thäler, des Elz-, Dreisam-, Münster-, Klemmbach- und Wiesen-Thales, so standen wohl auch an den Eingängen unserer südlichen Schwarzwaldthäler, des Wehra-, Murg-, Alb- und Schlücht-Thales, da, wo später die Burgen Bärenfels, Wieladingen, die Kirche zu Hochsal, Tiefenstein und Bürgeln sich erhoben, römische Wartburgen. Von Wieladingen werden wir sehen, daß dies erwiesen ist, von Tiefenstein ist es wahrscheinlich, obwohl bei der vollständigen Zertrümmerung des alten Gemäuers, ziemlich schwierig nachzuweisen.

Jahrhunderte nach der Vertreibung der Römer mag sie jedenfalls in Trümmern gelegen, oder von uns unbekannten allemannischen Herren bewohnt gewesen sein.

Die erste sichere Kunde, die wir von derselben besitzen, zeigt uns die Burg als Stammsitz der mächtigen, weithingebietenden Herren von Tiefenstein.

Auch in unserer Gegend wohnten nach der Eroberung durch die Allemannen als Besitzer von Grund und Boden nur freie Leute. Kriegsgefangene waren die einzigen Unfreien. Die Zunahme der Bevölkerung, die Untheilbarkeit des Familiengutes, welches auf den Erstgeborenen forterbte, die überhandnehmende Macht der königlichen Gaubeamten, die still, aber stetig und sicher um sich greifende Herrschaft der Klöster und Stifte, die Verarmung reicher Geschlechter, die Uebergriffe ländergieriger Herren, manchfacher Wechsel der Zeit und Verhältnisse vermehrten die Zahl der Unfreien, der Pächter, Hintersassen und Leibeigenen, während diejenige freier Herren sich minderte.

Rings um unser Tiefenstein begegnen uns im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts noch die Namen derer von Gutenburg, Bürglen, Birndorf, Blumpenbach, Einweiler, Nieder- und Oberwihl, Rußwihl, Rotzel, Alpfen, Eschbach, Steinbach, Striperch, Dogern, Tonbrugg, Waldkirch, Weilheim, Görwihl, Almut, Gurtweil, Steineck, Tillendorf, Muchein, Küßaberg, Krenkingen, Weißenburg, Wieladingen, Junkholz, Hauenstein, Klingen, Wehra, Bärenfels und andere, als freie Grundsassen, während schon mit dem 12. Jahrhunderte die meisten derselben verschwinden, und in unserem oberen und unteren Albgau nur die Gutenburg, die Krenkinger und die Tiefensteiner als mächtige freie Geschlechter übrig geblieben.

Diese Letzten herrschten vom Tiefenstein im Albthal aufwärts bis zur Bildsteinflur, wo sie mit St. Blasien grenzten, von da über Urberg hinauf am Ibach und Schwarzenbach und

durch den Freiwald hinüber bis zur Wehra. Oestlich, zwischen Alb und Schlücht, verzweigte sich ihr Gebiet vielfach mit demjenigen von St. Blasien, und selbst jenseits des Rheines, im Aargau, droben im Kleckgau, landabwärts im Breisgau und der Ortenau lagen da und dort Tiefensteinische Erbgüter, Vogteien und Lehengüter. An der Murg stießen ihre Grenzmarken mit denen der landgierigen, mächtigeren Habsburger zusammen.

Um 1230 war die Herrschaft unter den beiden Brüdern, Hugo und Diethelm, getheilt. Ein jüngerer Bruder, Konrad, scheint frühe gestorben, oder in das Kloster gegangen zu sein. Der zweite der Brüder hatte auf dem Wiesengrund (Brül) bei Ibach sein Jagdschloß erbaut, und weil kinderlos, vergabte er dasselbe 1240 sammt seinen Besitzungen vom Werrenberg bis zum Schwarzenbach, nebst dem Brül, dem Freiwald und den zugehörigen Freileuten, so wie allen Lehen, Zinsen und Vogtsteuern an das Kloster zum h. Georg in Stein am Rhein, mit der Bedingung, daß die Kapelle und Klosterzellen, Neuenzelle genannt, in welche Diethelm seinen Burgsitz auf dem Brül verwandelt hatte, zu einer Probstei des Klosters Stein eingerichtet werden sollte.

Hugo mit seiner Gemahlin Mechtild und seinen Kindern Ulrich, Hugo und Gertrud, wohnte auf Tiefenstein. Auch er hatte schon 1239 an die Johanniter zu Bubikon im Zürichgau ein Gut in Leuggern im Aargau, das Mechtild ererbt hatte, nebst den der Kirche zu Leuggern zustehenden Vogteien in Tottingen, Eum und Bözstein &c. um 63½ Mark Silber verkauft.

Vor 100 Jahren noch stand der Albgau unter königlichen Gaugrafen, deren Einer zu Stülingen die obere, der Andere zu Hauenstein die untere Albgau-Grafschaft verwaltete. Diese war von den alten königlichen Gaugrafen in die Hände der Habsburger übergegangen, und zu den Zeiten unserer zwei Tiefensteiner saß auf seinem Schlosse zu Hauenstein der Graf Rudolf von Habsburg, nicht allein den Freuden der Jagd obliegend, sondern auch eifrig und unabläßig darauf bedacht, seine Hausmacht in Schwaben und Rheinland zu vergrößern und kleinere Gebiete seinem erblichen Scepter zu unterwerfen.

Seine Vettern, die Grafen von Habsburg-Laufenburg, die Herren von Hauenstein, ebenfalls mit ihm verwandt, und die von ihnen gegründete Probstei Neuenzelle, waren die anstoßenden

Nachbarn, auf deren Gebiet er zunächst sein lüsternes Auge geworfen.

Hugo von Tiefenstein, der Vater, war in Fehde mit St. Blasien, und zugleich mit Rudolf von Habsburg gerathen. Mit Heeresmacht zog dieser 1240 vor die Feste im Tiefenstein, aber nach fruchtloser Belagerung mußte er abziehen und vor der Hand Frieden schließen. Hugo vergabt 1241 dem Kloster St. Blasien seine sämmtlichen Güter und Rechte zwischen Alb und Schlücht, im Kleckgau und der Ortenau, überläßt demselben zur Sühne für begangene Gewaltthat 1243 seinen Hof zu Tegerfelden und begibt sich in die Einsamkeit der Mönchszelle. Aber die beiden Söhne weigern sich 1252 ihr verschenktes Erbgut dem Kloster auszuliefern.

Um dieselbe Zeit hatte Rudolf auch sein Auge auf die Probstei Neuenzelle geworfen, wohin der Abt von Stein zwei Mönche gesetzt hatte. Ein ohne Zweifel von ihm herbeigezogener Streit mit den dortigen Mönchen gibt ihm willkommenen Anlaß zuzugreifen. Er verjagt die Klosterbrüder, nimmt von sämmtlichen Gütern und Rechten der Probstei Besitz und zerstört das Kirchlein. Daraus entstehen längere Verhandlungen, in Folge deren Rudolf in Besitz des Weggenommenen bleibt und dem Abt und Convent zu Stein am Rhein 500 Mark Silber als Entschädigung bezahlt. Er stellt die zerstörte Kirche wieder her, gibt ihr die erforderlichen Einkünfte und besetzt sie 1266 mit einem Weltpriester. Im Jahr 1288 bestätigt sein Sohn Albrecht als Graf im Albgau diese Stiftung. Der erste Priester war Konrad von Höwen, der zweite Heinrich aus Namsbach. Die Kirche zu Neuenzelle, jetzt Unteribach bei Ibach blieb Habsburgisch bis 1315, in welchem Jahre Herzog Leopold dieselbe, mit Ausnahme der Vogtsteuern, dem Kloster St. Blasien zu freiem Eigenthum übergab.

Unterdessen waren aber die beiden Brüder zu Tiefenstein mehr und mehr in Noth und Bedrängniß gerathen. Ein Stück Erbgut nach dem andern ging durch Verkauf oder anderweitige Veräußerung in fremde Hände über, und 1271 waren sie sogar genöthigt, ihre Stammburg im Tiefenstein an den Bischof von Basel zu verkaufen.

Dieser, selbst in Fehde mit dem stolzen Habsburger, hoffte dadurch, im Herzen des Habsburgischen Gebietes selbst eine Trutz- und Schutzwehr sich zu errichten. Aber das Jahr darauf, 1272 zog der grollende Habsburger abermals vor die

Burg im Albthale, eroberte sie mit stürmender Hand und zerstörte sie.

Bei der Bildsteinflue, in grausig wilder Felsenwüste am Urbach, hatte einer der Tiefensteiner Ahnherren einen Thurm gebaut: dorthin flüchteten die verjagten Brüder. Ihre letzten Thaten waren räuberische Ausfälle und Streifzüge, welche sie von da aus gegen Gut und Leute ihrer Todfeinde, des Habsburgers und der St. Blasischen Mönche, unternahmen. Immer waren ihnen aber noch einige Besitzungen und Rechte geblieben; denn um 1290 übergab Hugo der Jüngere sein Vogtrecht über seine Fronhöfe zu Oberalpfen, Hierbach und Finsterlingen um 13 Mark Silber dem Kloster St. Blasien und zog als neunzigjähriger Greis mit seiner Gattin Agnes gegen den Bezug eines St. Blasischen Leidgedinges von 10 Scheffel Weizen, 10 Scheffel Roggen und 10 Scheffel Haber in die Gegend von Freiburg, wo er 1317 zu seinen Vätern ging. Ob Ulrich ihn überlebte, ist nicht bekannt. Eine Sage berichtet, dessen Sohn Hugo habe unter den Streichen Habsburgischer Kriegsknechte geendet.

Traurig ist das Ende des einst stolzen, herrlichen Geschlechtes, dessen Letzter als Straßenräuber oder als Klosterpfründner die Reihe ehrengekrönter Ahnen beschloß.

Einzelne ältere Chronikschreiber wollen aus der früheren Schreibart des Namens Tiefenstein, welche sich nach und nach in Tüffenstein, Tiufenstein, Tuiffenstein, Teufenstein und Tiefenstein veränderte, so wie aus der Uebereinstimmung des Familienwappens schließen, daß unsere Herren von Tiefenstein von dem Geschlechte der Herren von Tüfen im Zürichgau abstammten, und von dort her in den Schwarzwald eingewandert seien. Möglich ist dies allerdings; wenn wir aber von der Hochebene am linken Ufer der Alb über Haide und Etzwihl kommen, an den Felsenrand des Thalkessels treten, in dessen malerischer Tiefe der Tiefensteiner Burgfelsen ruht, so finden wir es sehr erklärlich, daß ein auf diesem Stein in der Tiefe erbauter Herrensitz den Namen „Tiefenstein“ erhalten mußte, und keinen anderen.

Die ältesten Tage dieses mächtigen Geschlechtes ruhen unerforscht unter dem dunkeln Schleier längst dahingegangener Zeiten. Keine nähere Kunde ist uns geblieben über seinen Ursprung, seine Abstammung, sein allmähliges Wachsthum, seine mit dem Namen der Urahnen verklungenen Thaten. Vermöchten wir aber den Schleier seiner Tage zu lüften,

wer weiß, ob nicht in jener Zeit und ihren dunkeln Thaten uns der Schlüssel geboten wäre, der uns das verhängnißvolle Ende des Geschlechtes als ein Werk später, aber sicher treffender Vergeltung erscheinen ließe.

Sagen.

An die Burg selbst, deren Mauern und Thürme längst in Schutt und Trümmern liegen, deren Gebieter seit mehr denn sechs Jahrhunderten zu Staub geworden, knüpfen sich keine unmittelbare Sagen mehr.

Es sei uns daher gestattet, einige derselben aus der nächsten Umgebung hier zu verzeichnen.

Im Albthale, so erzählt der Mund des Volkes, war einst ein kleiner See, und über denselben führte ein schwanker, schmaler Weg.

Am Ufer des Sees aber saß in grüner, blüthenduftiger Laube der Albkönig. Wenn in der Dämmerung oder im lichten Mondenschein eine schmucke Dirne noch spät des Weges über den See kam, so ertönten aus der Blüthenlaube des Albkönigs lieblich lockende Weisen, sein Angesicht verklärte sich zu bezauberndem Lächeln, und er sang von Lust und Liebe und seligem Glück.

Wohl dem Dirnlein, wenn es ohne Zögern eilend fürbaß ging; aber wehe, wenn es auf dem Wege stehen blieb, den traulichen Liedern lauschend! Trunkener Schwindel erfaßte ihre Sinne, der Arm des Albkönigs schlang sich um ihre taumelnde Gestalt, und zog sie hinab in die Tiefe der Wellen, aus denen sie nie mehr wieder kam an das schimmernde Licht des Tages.

Eine andere Sage redet von der Kaisertanne.

Dort auf den waldigen Höhen steht mitten in dem stolzen Tannenforst, alle andern Bäume hoch überragend, eine riesige Tanne. Weithin in die Breite streckt sie ihre schweren, dunkelgrünen Aeste, über ihre dichte Krone sind Jahrhunderte dahin gegangen; keine Axt hat noch schädigend ihren Fuß berührt, kein Sturmwind hat ihren moosbedeckten Stamm gebrochen, und wenn deine Schritte dich unter ihrem Schatten vorüberführen, so wehen heilige Schauer dich an, und es ist, als ob die Zweige flüsterten von längst versunkenen Jahrhunderten, und die Krone sich verklärte zum Goldreif, der einst eines stolzen Herrschers Stirne schmückte.

Vor sechshundert Jahren wohnte auf seiner Burg am Rheine ein edler Ritter. Wenn er sich losgesagt hatte von ritterlichen Uebungen und Kämpfen und Fehden mit den Nachbarn, zog er einsam hinaus in den dunklen, tiefen Forst des Hochgebirges und jagte den fliehenden Hirsch, den schnaubenden Eber, den grimmen Bären. Wenn er müde geworden von rastloser Waidmannslust, setzte er sich nieder zu Füßen der mächtigen Tanne und schloß die Augen zum stärkenden Schlummer. Aber siehe da, es zogen ihm lockende, zauberische Traumgestalten um die Schläfe, er träumte von künftiger Größe und Herrlichkeit, und durch die Zweige der Tanne klang es ihm wie jubelnde Akkorde, wie das jauchzende Grüßen dienender Völker, und der Wipfel des Baumes wölbte sich zur strahlenden Krone und neigte sich nieder auf des Schläfers Stirne.

Zwanzig Jahre waren unterdessen verflossen. Zu Aachen im Krönungssaale, die Krone des deutschen Reiches auf dem Haupte, steht der Ritter, der so oft unter der Riesentanne geträumt; seine Träume sind Wahrheit geworden. Der Jäger im Tannenforst war Rudolf von Habsburg gewesen.

An die Neuenzelle zu Ibach knüpft sich folgende Sage:

Als Rudolf in Besitz von Neuenzelle gekommen, ließ er das Haupt des h. Cyrillus, welchem, sammt dem h. Georg und der h. Maria Magdalena das Kloster geweiht worden war, aus dem Kirchlein entfernen, und nach Hauenstein bringen. Des anderen Tages aber stand das Haupt des Heiligen wieder auf dem Fronaltar zu Neuenzelle. Wieder ließ es der Graf entfernen und in Hauenstein bewachen, aber in der Nacht wurden die Hüter „unsinnig“, und das Heiligthum stand des Morgens abermals an seiner früheren Stelle.

Als dies der Graf vernommen, heißt es weiter, „do ist er deß übel erschrocken seines Fürnemens gegen der Kirchen und der geistlichen Brüdern, die da gewont haben, daß ers vertrieben hat, und also das Gottheuslein gelaidiget. Do hat er gleich und unverzogenlich ainen Priester wiederumb dahin geordnet, der da die Kirche versehe und da gott mit singen und lesen ewigklichen dienen solle, und hat disem Priester und allen denen, so der Kirchen dienen und warten, in ewigkhait geben und verordnet ob seinen freyen güttern, die er uff dem waldt gehept hat, vil Zins und gülten zu Ober- und Niederalpffen, Niederwyl, Eschbach, Gaiß, Banholz, Birchingen, Brunadern, Happingen, Gerwyl, Rotzel, Rotzingen, Streitmatt, Willasingen, Wittenschwand, Urberg und Wolpatingen. Weiter hat er an die kirch und allen denen, so ir wartten, zu den obgemelten gülten widerumb geben den großen Bruel an der Neuenzell und den freyen Waldt bis an den Schwarzenbach, sich darvon und daraus zu erhalten."

Die Kirche in Todtmoos.

Von Ibach, dem früheren Neuenzelle, führt uns ein Weg von 1½—2 Stunden über die Höhe des 3600′ hohen Wachbühls nach Todtmoos.

Auch an die Gründung dieser Kirche hat sich die Sage geheftet. Da dieselbe uns ebenfalls in die Zeit Rudolfs von Habsburg führt, und dieser selbst dabei eine Hauptrolle spielt, so fügen wir zum Schlusse auch diese noch hier an.

Im Jahre 1255, so erzählt die Legende, war an der Kirche zu Rickenbach ein frommer Priester, Namens Dietrich, dem erschien wiederholt die Jungfrau Maria im Traume und sprach: „Dieterice, wilt du selig und behalten werden und mich haben zu einer fürbitterin zu Gott, so stand uff und gang hin an die statt oder das ort, das da genempt wurt der Schönenbühel, der da ist zwischen zweien fließenden bächen, der ein ist nempt Twerr (Wehra), der ander Totbach im schwarzwald, und daselbst solt du sitzen und dienen mir und gott minem ewigen sun Jesu Christo. Wirst du das nit thuen, so wirst du fallen in meinen Zorn. Du solt wissen fürwar, daz ich mir die vorgenempt statt usserwelt hab, darin zu wonen und zue behalten und zue erwerben von minem lieben sun Jesu Christo vill gnad und guetthaiten allen andechtigen, denne-

tigen christgloubigen menschen, die dahin kument und fliessen sind (beflissen) zur disser vorgenempten statt. Denn fürwar, alle die, die daselben mich mit fliß und mit andacht anrueffen sind oder werden, denen will ich schneltlich zue hilf kumen in allen jren truebselikeiten, jren angsten und nötten".

Nachdem der Priester solche Worte öfters gehört hatte, während ihm die obgenannte Stelle jedoch unbekannt war, da kam eines Tages ein Lastträger mit seiner Bürde von der Gegend her, die das Todtmoos genannt wurde, weil dort kein Thier leben konnte, zu dem Priester von Rickenbach und übernachtete bei ihm.

Und als der Priester ihn nach seiner Heimath fragte, antwortete ihm der Knecht: Ich bin vom schwarzwald und sizen oder wonen an einer statt, wird genempt das tottmos und hat also seinen namen darum, daz es ein breitte und ein mos so tief ist und so unglückhafftig, es sey mensch oder roß, ochsen oder tier, die da kument in das mauß (Moos), es mueß verderben un allen zwiffel. Von derselben statt bin ich wonen und suech min narung mit surer arbeitt miner henden."

Da sprach der Priester: „Kenst du das ort, do da flüst ein bach, ist genempt twerri?"

Der Knecht antwortete: „Ja, ich ken sy vast woll, wann ich mit minem huß gsin bin stetteklich (ständig) daselbst wonen."

Und der Priester fragte ferner: „Magst du mich nit zur derselben statt fueren?"

Da antwortete ihm der Knecht: „Gevalt es üch, so mag ich üch woll dahin fueren."

Des andern Morgens nun ging der Priester mit seinen Knechten und dem Lastträger fort, und als sie an die Twerrbach (Wehra) kamen, erkannte er die Zeichen, die ihm die heilige Jungfrau angedeutet, fing an, mit seinen Knechten das Gesträuch und die Bäume auszureuten und baute daselbst eine Hütte, in welcher er wohnte, und begehrte nun auch eine Kirche zu bauen zu Ehren der heiligen Jungfrau. Aber seine Hütte lag so tief unter dem Schatten mächtiger Bäume, daß er den Aufgang der Sonne nicht zu erkennen vermochte. Als er darüber traurig war, sprach abermals im Traume Maria zu ihm: „Gang zur der statt, die da wird genempt der schönenbühel, da wirst du finden ein bom stan, ist haben (hat) das Zeichen des heiligen crütz, den bom solt du abhowen, und an welchem ort du wurst sehen fallen den dolden oder die höhe

des boms, da solt du bowen ein kilchen und setzen den Altar bim dolden des boms."

Der Priester that, wie ihm geboten, baute dort eine hölzerne Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau und diente ihr daselbst viele Tage.

Da er jedoch an seiner Stelle nicht im Stande war, seines Lebens Nothdurft und Nahrung zu finden, begab er sich zum Grafen Rudolf von Habsburg, erzählte ihm seine Träume und die Gebote der Jungfrau, und wie er denselben nachgekommen, stellte demselben seine Noth vor, und bat ihn, „zur ablaß der seelen sines vatters und muetter und aller siner vorfaren und nachkummen" der neuen Kirche zu Todtmoos so viel zufließen zu lassen, daß ein Priester sich dort aufhalten und die Kirche versehen könnte.

Als Rudolf dies gehört, sprach er: „Her Dietrich, jr söld wissen, und welt ich net gnad und hilff thuen der kirchen im Totmauß durch got und siner heiligen muetter Marien, so welt ich doch derselben statt gnad thuen angsehen uwers bitten und diensten (in Anbetracht euerer Gebete und Dienste), die mir von üch zum dickeren maull (zum öftern Mal) geschehen sind. Denn ich und mine knecht hand meng maull üwers brotts gnossen uff dem gejegt (Jagd)." Und auf besondere Bitte des Priesters schenkte Rudolf der Kirche zu Todtmoos den Wald an Wehrhalda „zu einer ablaussung sin und aller siner nachkummen".

Auf die Frage des Grafen, welchen Ertrag er noch aus dem Walde zu ziehen gedächte, erwiderte Dietrich: „Ich mag kein frucht davon haben, denn allein ich will machen ein Rütti da, von deren ich mög haben höw (Heu) minen tierlinen."

Weiter sprach der Priester zu dem Graf: es sei zu Gernspach (Gersbach) ein Knecht mit seinen Kindern, genannt der Hagenbach, der habe einen „ymen" (Bienen) in dem genannten Walde. Demselben möge der Graf befehlen, daß er und alle seine Nachkommen und Alle, die in kommenden Tagen in demselben Walde wohnen würden, der Kirche zu Todtmoos den jährlichen Zehenten geben sollten von den Bienen und von allen den Dingen, von denen es Sitte und Gewohnheit sei. Auch das verwilligte Rudolf dem Priester und bekräftigte nachher die Schenkung vor Zeugen durch Brief und Siegel.

So berichtet die kirchliche Legende. Andere Sagen hat der Mund des Volkes an die Gründung der Todtmooser Wallfahrtskirche geknüpft.

Als einst einer der Holzhauer, die sich frühzeitig in dem oberen Wehrathale angesiedelt hatten, eine Tanne an dem Ufer des großen Todtmooser Moores fällen wollte, rief aus dem Baume eine Stimme drei Mal: „Halt ein!" Auf seine Frage nach deren Begehren, erwiderte sie: „Sage den Leuten, daß sie hier zu Ehre der Mutter Gottes eine Kapelle bauen sollen." Darauf hin fand ein Priester, der den Baum untersuchte, in demselben ein kleines hölzernes Vesperbild.

Sofort ward hier eine Kapelle gebaut und das Bild auf den Altar gestellt. Es entstand nun eine Wallfahrt nach dem wunderthätigen Bilde, welches noch jetzt in größerer Nachbildung den Wallfahrern zur Todtmooser Kirche gezeigt wird, während jene erste Kapelle nicht mehr vorhanden ist.

Ein Einsiedler im Schwarzwalde, so erzählt eine andere Sage, hatte zu wiederholten Malen einen lieblichen Gesang vernommen, ohne erkennen zu können, von wann derselbe kam. Nach brünstigem Gebete folgte er den Tönen und fand sich endlich bei einer Tanne, welche ihm in einer Höhlung des Stammes ein hölzernes Marienbild zeigte.

Er warf sich anbetend vor demselben nieder, und durch seine Erzählung des Geschehenen wurde die Tanne fortan das Ziel zahlreicher Pilger, so daß man in der Nähe derselben bald eine Kapelle erbaute. Der Einsiedler stellte das Bild auf den Altar der Kapelle, als es aber von da immer wieder an seine erste Stelle in der Tanne zurückkehrte, ließ er es daselbst, und als die Zahl der Pilger zu demselben von Jahr zu Jahr zunahm, baute man über Tanne und Bild die neue Kirche am Todtmoos, um welche mit der Zeit zahlreichere Hütten sich erhoben und so das jetzige Dorf Todtmoos bildeten.

Nach einer dritten Sage sollte auf dem St. Antoniusberge eine kleine Kirche gebaut werden, was aber am Tag gebaut worden, zerstörte eine unsichtbare Hand bei der Nacht. Da schleuderte der Maurer von der Höhe herab seinen Hammer in das Thal, und dieser fiel eine halbe Stunde von dort bei einer Tanne am Saum des Mooses nieder. Hier wurde zu bauen beschlossen nnd beim Fällen einer dort stehenden Tanne fand sich in derselben ein hölzernes Marienbild.

Die Felsen in der Nähe, die man zum Bau zu verwenden gedachte, zerkratzte der Teufel mit seinen Klauen, deren Spuren noch heute an den steilen Felsen sichtbar sind; es wurden andere Steine beigeschafft und das Kirchlein

gebaut, in welchem das wunderbare Bild der Verehrung der andächtigen Pilger dargeboten ward. Auf dem Antonius=berge aber steht noch heute ein hölzernes Kreuz, an welchem die ab und zugehenden Pilger ihrer Stationen halten.

Doch wir kehren zur Geschichte zurück. Die im Todt=moos gegründete Kapelle ward früher von nah und fern als wunderwirkendes Wallfahrtsheiligthum besucht, mit mehreren beträchtlichen Stiftungen begabt, und daher schon im Jahre 1268 durch den Bischof von Constanz, in dessen Sprengel die Gegend gehörte, zur eigentlichen Pfarrkirche erhoben; und um den frommen, auch äußerlichen Gewinn bringenden Be=such zu erhalten und zu vermehren, wurden ihr durch Päpste, Kardinäle, Bischöfe und Legaten manchfache Ablässe ver=liehen, für alle diejenigen, welche hier ihre fromme Andacht verrichteten, oder des Gotteshauses mit Spenden gedachten. Als 1439 zur Zeit der Kirchenversammlung in Basel daselbst die Pest ausbrach, zogen die Bürger, ihrer 400 Köpfe, mit 24 Priestern an der Spitze, in Procession nach Todtmoos, durch die Väter des Conciliums vielfach mit Ablässen ver=sehen und reiche Spenden für die Wallfahrtskirche hinter=lassend.

Schon 1319 hatte der Herzog Leopold die Kirche sammt Rechten und Gefällen dem Kloster St. Blasien einverleibt.

Im Jahre 1627 ließ der Abt Blasius II. von St. Blasien die jetzt noch stehende schöne und große Kirche aus Kloster=zuschüssen und anderweiten Beisteuern erbauen, und 1628 wurde dieselbe feierlich unter dem Zulauf von über 4000 Menschen feierlich eingeweiht. 1757 wurde durch Abt Mein=rad der Chor erneuert, und 1770 durch Abt Gerbert die Kirche verschönert und mit neuen Altären ausgeschmückt.

Die zur Kirche gehörige Bruderschaft „zur Mariä Himmel=fahrt“ wurde 1271 gegründet und später durch die Päpste wiederholt bestätigt. Zur kirchlichen Seelsorge war ein Geist=licher mit drei Helfern bestellt.

Als 1807 St. Blasien aufgehoben wurde, änderten sich auch diese Verhältnisse. Die Pfarrkirche erhielt einen Geist=lichen mit zwei Kaplänen. Aber noch bis heute ist die stattliche, obwohl in dem überladenen Baustyl des letzten Jahrhunderts ausgeführte Kirche, vor welcher sich gegen Süden die sumpfige Niederung des Mooses ausdehnt, ein

ringsum bekannter und vielbesuchter Wallfahrtsort geblieben, wovon auch die zahlreichen Votivtafeln Zeugniß geben, mit denen ihr Inneres bedeckt ist. Wenn auch die Wunder seltener geworden sind, als in den Tagen der Vorzeit, so sind die Walfahrten doch für Dorf und Kirche keine geringe Einnahmsquelle, und auch darum finden sie noch immer ihre warmen Vertheidiger und Förderer.

Fecht.

Limburg

in der Pfalz und seine Vorwerke.

Dürkheim und der Wurstmarkt.

Dürkheim ist jetzt in ganz Deutschland ein gefeierter Ort, wird von zahlreichen Gästen besucht, welche im Herbste dort der Traubenkur abwarten oder in der Mutterlauge baden, die den dortigen Salzwerken entstammt, welche sogar vor der weitgerühmten Kreuznacher bedeutende Vorzüge haben soll. In der ganzen Pfalz ist aber Dürkheim weit berühmter durch seinen Wurstmarkt.

Köstliche Trauben gibt es allenthalben in der Pfalz, und der Pfälzer pflegt nicht sonderliche Dinge auf das Wasser zu halten, aber auf dem Wurstmarkte findet er frische, leckere Würste, frischen Sauerkohl und edlen Wein, den er nach Würden zu schätzen weiß. Uebrigens darf man den Pfälzer nicht für so genußsüchtig verschreien, winken wenigstens auch feinere Genüsse auf dem Markte, der von den Würsten zwar den Namen führt, aber Alles entfaltet, was die Haushaltung, was das Putzzimmer, was die Kleiderkammer nur erfordert, der füglich ebenso mit dem Namen der Messe belegt werden dürfte. Auch die schönen Künste sind reichlich auf ihm vertreten: Bühnenvorstellungen wechseln mit Kunstreiterei, Schaustellungen aller Art machen sich unter einander die Zuschauer streitig, durch ein Geräusch, in welchem nur hin und wieder halbverloren die sanfteren Laute wandernder Tonkünstler durchbrechen.

Der Pfälzer eilt nach Dürkheim einzukaufen, das zu sehen, was die Schaustellungen gerade bieten, er geht aber mehr noch hin, seine alten Freunde zu treffen, Zahlungen zu leisten, Gelder in Empfang zu nehmen, Käufe abzuschließen und neue Bekanntschaften zu machen. Ein bedeutender Bruchtheil der Ehen, die in der Pfalz geschlossen werden, führen sicherlich auf den Wurstmarkt zurück. Unter all' den Gründen, welche zum Wurstmarkte treiben, ist noch einer, den sich Niemand so leicht zugestehen mag, es ist in dem Treiben dort Etwas von Religion. Der Pfälzer ist ein entschiedener, ist ein freisinniger Protestant, er mögte nicht, daß man glaube, er feiere hier noch ein katholisches Fest, obschon der Michaelstag dasselbe bestimmt,

obschon er stets auf den Sonntag nach dem Tage des Erzengels beginnt. Es ist aber eine ältere Religion, eine ganz untergegangene, die dennoch bis auf den heutigen Tag dort noch ihre unbewußten Gläubigen zusammenschaart.

In Dürkheim wird noch Mikelimaß, die große Messe, die große Herbsttafel, oder das altdeutsche Erntefest gefeiert und Dürkheim schaart jetzt noch, wie es vor grauesten Jahren schaarte, seine weit und breite Umgebungen. Die Dürkheimer behaupten eine Thüringische Pflanzstadt zu sein, und zwar aus dem Grunde, weil ihr Ortsname sich in uralten Urkunden Thüringheim oder Thoringheim ausnimmt. Höchst wahrscheinlich ist aber dieser Name von den Ringen, den uralten Umwallungen abzuleiten, welche sein herrliches Thal schützen, hieß die Stadt also Ringheim, und zwar mit dem vorgesetzten Namen des Gottes, der den Deutschen auch Donar*) hieß. In Thoringheim, unserm jetzigen Dürkheim, begegnen wir also einem alten germanischen, vielleicht schon vorgermanischen Volksheiligthume, einer ehrwürdigen, gottesdienstlichen Stelle.

Dürkheim liegt an dem Hardtgebirge oder dem Westerich, der Fortsetzung des Wasgaugebirges, an dem kleinen Flüßlein Isenach, und zwar dort, wo dieses aus dem Gebirge in die Ebene tritt. Die Stadt wird noch beiderseitig durch Berghalden gedeckt. Nördlich drängt sich aber noch eine Reihe von Hügeln weiter vor, und umschließt schützend eine Reihe frischgrüner Wiesen, durch die Isenach bewässert, auf welchen heutigen Tages der Wurstmarkt aufgeschlagen wird. Ehedem, wo das Kommen und Gehen mehr Zeit erforderte, war der Platz für die Leierden viel großartiger, erstreckte er sich über die ganze Hügelreihe. Jetzt aber, wo man den Werth dieser Hügel besser kennen gelernt hat, sind dieselben mit Reben bepflanzt, suchen sich die Gäste schon in den Wiesen zu genügen. Noch lebt die Erinnerung, daß auf dem ersten Hügel, dem Michaelsberge, eine diesem Engel, also früherhin Odin heilige Kapelle gestanden habe, zu welchem die frommen Pilger wallfahrten.

*) Diese Ableitung ist nichts weniger als gezwungen, da viele andere Namen sich von untergegangenen Gottheiten herschreiben; außer dem nahen Donnarsberge, heißt Edenkoben urkundlich Godineskoben, ist der Name Isenach von den Isen oder Idisen abzuleiten, mahnt Ranfelsen an Rana, die Wellengöttin rc. rc.

Es liegt eine Urkunde vom Jahr 1442 vor, in welcher die speyerische Kaufmannschaft, welche damals mit dem Ritter und Vogt von Hunoldstein in Fehde lebte, den Grafen Emich VI. von Leiningen um freies Geleite ersuchte, den Jahrmarkt auf dem Michelsberge zu beziehen. Der Abt von Limburg erhielt eine Abgabe von Elle, Maaß und Gewicht, d. h. von Allem, was verkauft wurde. Auch der Einsiedel, der bei der Kapelle amtete, stand sich trefflich unter dem Feste. Im Jahr 1486 erhielt Bruder Simon das Weidgangsrecht für ein Pferd auf der Brühlwiese von der Stadt, und im Jahr 1493 gewährten die Stadtverordneten diesem Bruder zehn Stück Bauholz „um Gotteswillen, nicht rechtswegen" um die Thurmspitze über der Kapelle auszuführen. Später gehörte diese Kapelle der Heidelberger Hochschule und dem Grafen von Leiningen gemeinschaftlich. Im Jahr 1601 ließ der pfälzische Amtmann von Neustadt dieselbe ohne weiteres abbrechen. Ihre Trümmer sind jetzt noch nicht ganz vom Boden verschwunden.

Die beiden folgenden höheren Berge heißen aber die Spielberge, weil auf ihrem oben flachen Kamme die Spiele, Turnei und Ringelstechen Statt fanden, welche in früheren Jahren während des Wurstmarktes gefeiert wurden.

Es läßt sich denken, daß ein solches Volksheiligthum auch durch passende Befestigungen gegen feindliche Ueberfälle geschützt wurde. Wirklich finden sich noch Werke vor, an welchen die Zerstörungskraft der Zeit während zehn Jahrhunderten kaum bemerkbar gewirkt hat. Schon die Hügel, die wir eben genannt haben, sollen, bevor sie mit Reben bepflanzt wurden, durch Mauern gesichert gewesen sein. Unmittelbar vor der Stadt hob sich dann, auf der Stelle, wo jetzt die Schulgebäude im Parke liegen, ehedem das feste Schloß der Grafen von Leiningen, wohl auf älteren Vertheidigungswerken erbaut. Nördlich auf der Höhe über Dürkheim, auf einem Vorsprunge des Peters- (Thor-) Berges, liegt die Heidenmauer, derselben gegenüber auf der südlichen Höhe, welche der Heidenmauer entspricht, in einer ebenso alten Umwallung, die Lintburg oder Limburg. Etwas höher im Thale der Isenach, wo dieses Flüßchen einen Bogen macht, liegt auf einem mittelhohen Felsenvorsprung die Hartenburg, eine Viertelstunde höher, auf einem andern Auslaufer des Peterskopfes, am Ranfelsen, ragen die riesenhaften Trümmer der Ewaldsburg, und endlich hinter diesen einzelne Burgen, wieder die großartige Verschanzung des Drachenfels.

Die Limburg.

Der Ringwall, auf welchem jetzt die Klostertrümmer liegen, ist vermöge seiner Lage der festeste Fleck der Gegend; auf ihm erbauten die fränkischen Herzoge in der christlichen Zeit die Burg, die wohl nach dem alten Wappenthiere der Franken, dem Siegfriedsdrachen, die Lintburg, später Limburg genannt wurde. Die ziemlich bedeutende Hochfläche fällt nach allen Seiten steil ab in das Thal, hängt nur durch eine schmale Zunge mit dem Berge zusammen. Diese Zunge ist aber an zwei Stellen durch tiefe, künstliche Grabeneinbrüche von dem Gebirge getrennt worden. Die Zinne der Wälle, welche diesen Graben entsprachen, sind später zu dem Burgbaue und später noch zu den Klostergebäuden verwendet worden. An der Stelle der jetzigen Klosterruinen lag diese Lintburg 400 Fuß über der Thalsohle; Konrad II., der Salier, bewohnte diese Hallen noch, die ihm später, als er zur Kaiserwürde gelangte, verleidet wurden, weil sein Söhnlein, das sich eben auf den Mauern erging, herunterstürzte und ganz zerschmettert und unkenntlich unten im Thale wiedergefunden wurde. Der Kaiser suchte im Geiste seiner Zeit die Seele des frühvollendeten Sprößlinges dadurch zur Ruhe zu bringen, daß er die Kirche bedachte. Er beschloß, die Burg seiner Väter in ein Kloster umzuwandeln und übergab dem zu Folge seine Wohnung den Jüngern des heiligen Benedikt. Am 12. Juli 1030, Morgens 4 Uhr, gerade beim Aufgang der Sonne, befand sich der Kaiser eben auf der Limburg im Kreise seiner Fürsten, umgeben von den geistlichen Würdeträgern seines Reiches, und legte den ersten Stein zu dem Gotteshause, welches gegenwärtig noch in Trümmern Ehrfurcht gebietet.

Von Dürkheim aus setzte sich dann der ganze glänzende Zug in Bewegung, erstrebte Speyer, wo noch am selben Morgen der Grundstein zum Dome gelegt wurde, der jetzt von dem König von Baiern in allem Glanze wiederhergestellt wurde.

Der Kaiser, der somit sein Schloß zum Kloster umgeschaffen, säumte nicht, auch dieser neuen Anstalt die Mittel zu glänzendem Bestande zu sichern. Nach noch vorhandenen Urkunden gehörten dem Kloster die Dörfer Dürkheim, Wachenheim, Schifferstadt und Grethen unmittelbar am Fuße des Gebirges, in der Wetterau, jenseits des Rheines aber die

Dörfer Eichen, Sundelingen, Feuerbach und Sulzbach mit allen Gefällen und Gerechtsamen. Der Abt nannte sich von Gottes Gnaden, trug die Bischofsmütze, war Oberlehnsherr von zwanzig Grafen und Herren und übte sogar das Münzrecht aus.

Der Grundriß der Kirche war das sogenannte Lotharinger Kreuz, mit zwei gleichlaufenden Kreuzbalken; sie hatte am Eingange zwischen den beiden Thürmen eine Vorhalle. Das Schiff maß 250 Fuß Länge, 140 Breite. Das Mittelschiff ruhte auf 20 Säulen, jede von 20 Fuß Höhe und 2 Fuß Durchmesser. Wände und Gewölbe waren bemalt, die Fenster hatten Glasmalereien. Der Hochaltar war mit kunstvollen Arbeiten, mit Gold und Kleinoden reich verziert, um ihn reihten sich 19 Nebenaltäre; hinter dem Hochaltare stieg man in die durch 4 Säulen gestützte Gruft in die Begräbnißkapelle der fränkischen Herzoge; über derselben prangte der Konventschor. Unter dem Chor vor dem Altare befanden sich noch zwei Gewölbe, rechts die Begräbnißstätte der leiningschen Grafen, links die Ruhestätte für die Aebte Limburgs. Der Bau war in der Präge des Rundbogens ausgeführt, war im Jahr 1042 vollendet, nur die Thürme zeigten einen merkwürdigen Uebergang zum Style des Spitzbogens. In halber Höhe waren sie mit trefflicher Bildhauerarbeit geschmückt. In einer Nische sah man den Kaiser knieend, wie er dem heiligen Benedikt die Kirche darbrachte. Im Konventchore sieht man, daß die Rundbogenfenster später durch spitzbogigte ersetzt worden sind. An die Nordseite der Kirche schließt sich der Kreuzgang, der noch ziemlich erhalten ist; über demselben befinden sich die Zellen der Brüder. Weiter nördlicher am Bergabhange waren die Keller, der in einem Baue vereinigte Speisesaal und die Abtswohnung. An den nördlichen Seitenchor der Kirche lehnte sich die Küche. Hinter dem Chor der Kirche befindet sich ein prächtiger, in den Felsen gehauener 330 Fuß tiefer Ziehbrunnen, der wahrscheinlich schon in den Zeiten vorhanden war, wo die fränkischen Grafen auf dieser Höhe horsteten.

Der erlauchte Stifter hatte den Bischof von Speyer zum Schirmherrn seiner neuen Schöpfung ernannt. Die geistliche Schirmherrschaft scheint aber in den Zeiten des Faustrechtes viel zu wünschen übrig gelassen zu haben, so daß Philipp der Hohenstaufer, 1206, den Grafen von Leiningen zum Schirmvogte ernannte. Schon im Jahr 1065 hatte Bischof Einhard von Speyer die Anstalt, die er hätte schützen sollen, schmählich

geplündert. Wie auch die Kirche schon damals war, sehen wir aus einem im Kloster bewahrten Verzeichniß des Entwendeten.

„Under andern derselben Kleinot seind gewesen 34 Pfund unverwerktes Gold, eine guldene königliche Kron', ein guldenes Szepter, zween ganz guldene Kelch' mit ihren Patenen, unter denen der eine mit köstlichen Edelgesteinen durchlegt, der andere plat gewesen, ein Kelch aus einem Edelgestein, Onichius geheißen, deßgleichen das Paten, beid' in klar Gold verfasset und mit andern Edelgestein gezieret. Item zween Särg oder Schrein' voller würdig Heiligthums, der eine gulden und mit Edelgestein durchlegt, der andere von Helffenbein und beschlagen. Item sechs Hörner von Helffantzähnen gemacht und ein Geschirr wie ein Flasch, auch vier Tafeln, alles von Helffenbein. Item zwo Meerschnecken in Gold und Silber köstlich verfasset. Zwei silberne und vergüldte Rauchfaß, drei kristalline Geschirr' in Gold gefaßt, sechs silberne Leuchter, zwei silberne Eimer, ein silbern Gießfaß und Handbecken. Ein Meßbuch in Helffenbein und in Gold verfaßt, auch ein Psalterbüchlein, so des Kaisers Karoli Magni gewesen war, durchaus mit Gold geschrieben, in Helffenbein eingebunden und mit Gold beschlagen. Ein Sequentionalbuch mit Gold und Silber beschlagen, ohne sonsten (anzuführen) eine merkliche Summe von Meßgewandten, Leviten-Röcken, Chorkappen und andern Gezierdten von eytel Gold gewürkt."

Aber auch der weltliche Schützerarm sollte dem Kloster verhängnißvoll werden. Die Grafen von Leiningen ließen zwar die Schatzkammer des Klosters ungefährdet, suchten dafür aber dessen Unterthanen, dessen Land und Leute zu erwerben. Besondere Verhältnisse stachelten den Zorn der Leininger noch grimmiger gegen das Kloster auf. In dem Leiningen-Hesso'schen Erbschaftsstreite trat der pfälzische Kurfürst Friedrich der Siegreiche gegen den Grafen von Leiningen auf und nahm das von seinem Schirmherrn bedrängte Kloster unter seinen mächtigen Schutz. Dreißig Jahre später wurde aber der Kurfürst von der Pfalz vom Kaiser in die Acht erklärt, der geschworene Feind, Graf Emich VIII. beauftragt, die Acht zu vollstrecken. Bis dahin hatte das Kloster eine pfälzische Besatzung zum Schutze gehabt. Unter der Obhut dieser Besatzung hatte der Abt auch die Urkunden, den Klosterschatz und den Kirchenschmuck vorsichtig nach Trier bringen lassen. Am 29. August 1504, Nachts 11 Uhr, erhielt aber die Besatzung Befehl zum Abzuge. Die Mönche hielten sich unter diesen Umständen nicht

sicher, packten in der Schnelligkeit das Nothdürftigste zusammen und zogen in aller Stille auf Speier. Kaum stand das Kloster verlassen da, als die leiningen'schen Reisigen, verstärkt durch die Bauern der Umgegend, angeführt von dem Grafen Emich, in das Kloster einrückten. Das vorhandene Getreide, der Wein und sonstiger Vorrath wurde mit dem werthvolleren Kirchenornate weggeschleppt, dann wurden die Altäre aufgebrochen, die Heiligthümer verschleudert, die leiningen'schen Leichen aus dem Gewölbe in die Johanniskirche nach Dürkheim gebracht, wohin der Pfarrer auch das Allerheiligste rettete. Hierauf wurden die sechs werthvollen Glocken ausgehoben und die Kirche in Brand gesteckt. Zwölf Tage lang wurde das Feuer von den leiningen'schen Reisigen unterhalten. So groß war die Gewalt desselben, daß die Säulen und die Gewölbe barsten, daß zwei Thürme einstürzten. Der Graf von Leiningen dachte jetzt gleich in Besitz der Klostergüter zu treten, indessen versöhnte sich der Kurfürst von der Pfalz bald wieder mit dem Kaiser, und der Schänder des Heiligthumes wurde zwar nicht zur Verantwortung gezogen, mußte aber den Raub, die Güter des Klosters, wieder herausgeben. Der Kurfürst nahm sich des flüchtigen Abtes, Werner von Hohenstein, besonders an und half demselben den Neubau des Klosters und der Kirche betreiben. Unter dem folgenden Abte, Siegfried von Bergen, wurde der Bau weiter gefördert und unter dem letzten Johann von Bingenheim vollendet. Am 21. März 1554 konnte die erste feierliche Messe gelesen werden. Seltsamerweise war aber der Feind der Leiningen, der Freund und Schirmer des Klosters, nun dem evangelischen Bekenntnisse beigetreten, hob daher im Jahre 1574 das Kloster auf und zog dessen Güter ein. Die kaum vollendeten Gebäude, die nun keinen Zweck mehr hatten, verfielen nach und nach aus Mangel an Unterhalt. Während der Pfalzverwüstung Ludwig des XIV. müssen noch einige Gebäude in ziemlich wohnlichem Zustande gewesen sein, da eine französische Besatzung in denselben geraume Zeit gelegen hat. Jetzt steht noch ein Thurm der Kirche, stehen die Umfangsmauern der Kirche, des Kreuzganges und des Abteibaues noch ziemlich vollständig, liegen noch einzelne Säulen im Innern. An den Stellen, wo die Säulen früher standen, sind jetzt Bäume gepflanzt worden, welche bald wie die Linde von Hirsau ihre Wipfel über den Mauern verwölben werden. Die Bildhauerarbeiten, die früher versteckt in den Räumen umher lagen, sind jetzt verschwunden: werden

wohl in die Kabinete der verschiedenen Liebhaber gewandert sein. 544 Jahre überlebte die Stiftung den Stifter. Auf dem Gebiete des Geistes hat die Klosterbrüderschaft sich wenig bethätiget; ihr Bücherschatz ist spurlos verloren gegangen und keine bedeutende Fähigkeit hat sich in ihren Mauern hervorgethan. Selbst die Sage, die sich sonst an Klostertrümmer heftet, weiß wenig, und die Geschichte spricht nur von der Zerstörung, wenn nicht der Wetttrunk von Wachenheim hier eine denkwürdige Ausnahme bildet.

Unter dem Abte Bonifazius von Venloo, früher Prior im Stifte St. Jakob in Mainz, wurde eine Streitigkeit um Zins und Gülte merkwürdiger Weise dadurch beigelegt, daß darum getrunken werden sollte. In Folge dieses Vergleiches tranken die Bauern von Wachenheim Abt und Konvent von Limburg unter den Tisch, und befreiten so ihre Liegenschaften von den Abgaben.

Die Heidenmauer.

Auf der Höhe, die dem Kloster gegenüber, jenseits der Isenach liegt, ist die untere Abdachung des Peterskopfes ebenfalls mit einem Ringe, d. h. mit einem 8 Fuß hohen Walle von los aufeinander liegenden Steinen eingefaßt. Man nennt diese Umwallung gewöhnlich die Heidenmauer. Sie ist noch allenthalben zu erkennen, an der Nordseite am Besten erhalten, zeigt auch hier noch eine umwallte Einfahrt. Die Befestigung bildet ein ungefähr gleichseitiges, etwas verschobenes Viereck. Nach drei Seiten hin fällt der Berg steil in die Ebene ab, war also die Lage zur Vertheidigung eine überaus günstige, nur nach der vierten Seite, nach dem Peterskopfe zu, war eine der vier Seiten angreifbar; hier wurde sie durch einen 40 Fuß breiten und 12 Fuß tiefen Graben durch einen (an 10 Fuß) höheren Wall gesichert. In dem Innern dieser Verschanzung, die kaum in einer halben Stunde zu umgehen ist, und an 55—60 Morgen Fläche enthalten kann, findet man viele vertiefte Stellen, oder auch Steinhaufen, als ob vorzeiten einmal hier Wohnungen aufgeschlagen gewesen, findet man eine Vertiefung, die vorzeiten Wasser enthalten haben soll.

Der Teufelstein.

Zwischen der Heidenmauer und dem Peterskopfe, auf einer etwas höheren Bergebene, liegt ein riesiger Sandsteinblock, aus dem Boden hervorragend, welcher im Volksmunde der Teufelstein heißt. Höchst wahrscheinlich hat derselbe in den Zeiten, wo das Volkslager sich innerhalb der Umwallung befand, als Weihestein oder als Opferaltar gedient, ist auf der Höhe, die durch den Stein, wie durch die nach mehrfacher Seite gebotene Aussicht einen gewaltigen Eindruck macht, im heiligen Haine angelegt gewesen. Nahe bei diesem Felsen entspringt eine Quelle, die einen kleinen Teich bildet, der nicht nur noch den Namen Weilach, d. h. Teich der Weihe, führt, sondern diesen Namen auch auf ein benachbartes Forsthaus überträgt. Die Sage, welche sich an diesen Stein knüpft, bekundet die uralte gottesdienstliche Bedeutung dieses Naturdenkmales.

Die Hartenburg.

Von der Höhe der Limburg, wie des Teufelsteines, sieht man unten im Thale, wo sich dasselbe verenget und das Flüßchen Isenach eine Biegung macht, auf einem mäßighohen Felsenvorsprunge, eine gewaltige Burg sich von den Felsenwänden lostrennen. Es ist dieses die Hartenburg. Der Name ist von Hardt, d. h. bewaldeter Berg, abzuleiten. Sie wurde um 1220 auf Grund und Boden der Abtei, und zwar zum Schutze derselben erbaut. Die Grafen von Leiningen, die dem Saarbrück'schen Grafenhause verwandt waren, nisteten sich hier ein, übernahmen anfangs den Schutz des Klosters, suchten sich aber bald durch dessen Beraubung zu bereichern. Dieses Geschlecht hatte in der Stadt Dürkheim selber eine schloßartige Wohnung, besaß bei dem Orte Leiningen, nördlich von Dürkheim, noch bedeutende Güter und Schlösser; in dem Thale der Isenach jedoch scheint ihr festester und reichster Schlupfwinkel gelegen zu haben. Von der Landstraße aus führt ein Fahrweg bis vor das Thor, vor welchem ehedem Graben und Zugbrücke angebracht waren, die längst verschwunden sind, wo links der Lindenplatz, die Stelle ritterlicher Uebungen, rechts die Burg liegt. Der Pulverthurm ist gegenüber der Burg auf dem Felsen angebracht, steht durch Gallerien mit dem Schlosse in

Verbindung. Der ältere Theil des Schlosses schließt sich diesen Gallerien an, ist noch an den engen Fenstern, an den beschränkten Räumen zu erkennen. Bequemere und glänzendere Wohngebäude wurden später nach der Thalseite hin angelegt; doch auch diese tragen das Gepräge der Haltbarkeit, trotzen wie der Felsen, dem sie entwachsen, jetzt noch, obschon zersprengt und dachlos, der zerstörenden Wuth der Elemente. Besonders die Thürme sind gewaltig, haben Mauern so dick, daß der Raum, den sie einnehmen, mäßigen Wohnungen gleichkommen dürfte. Diese Thürme sind von Außen mit Steinkugeln geziert; der südöstliche zeigt dabei noch nackte Menschengestalten. Einige Alterthumskundige wollen daran den Gedanken knüpfen, daß hier Menschen lebendig eingemauert worden, um der Burg durch dieses Opfer Unüberwindlichkeit zu sichern.

Wir haben oben gesehen, wie der Besitzer dieses Felsenschlosses die Limburg zerstörte. Durch die in diesem, wie in den folgenden Kämpfen des dreißigjährigen Krieges errungene Beute und Macht erstarkten die Leininger zu fürstlichem Range und behaupteten denselben unbestritten vor Kaiser und Reich. Wie die Würfel auch fielen, ihre Hartenburg schien unbezwinglich, widerstand sogar zu widerholten Malen den siegestrunkenen Pfalzverwüstern, den Mordbrennerbanden Ludwig des XIV. von Frankreich. In diesen Mauern erhielt sich auch das Ritterthum bis in die Neuzeit, und in den furchtbaren Thürmen gähnten moderige Gefängnisse für Alle, die das Jagd- und Waldrecht der leiningen'schen Fürsten nur anzutasten wagten. Die hohen Herren hatten in ihrem Schlosse in Dürkheim eine hübsche Schaubühne errichtet, auf welcher Iffland als Gast öfter aufzutreten pflegte und die kleinen Unholde ihrer Zeit geißelte; hatten aber keine Ahnung davon, daß sie selber unter diese Zahl gehörten, daß das Gericht so nahe über ihnen drohte. In dem Kriege der französischen Staatsumwälzung hatten die Franzosen, sobald sie auf deutschen Boden kamen, Jagd und Fischerei freigegeben, die mittelalterlichen dinglichen Rechte durch einen Federzug beseitigt. Die Jagdliebhaber der Gegend machten sich dies zu Nutze, und ein Bürger Dürkheims erlegte in dem leiningen'schen Forste einen Edelhirsch. Die Förster mußten ihn für den Augenblick unangetastet lassen, als aber das preußische Heer durch die Pfalz auf Pirmasenz vorrückte, wurde der Hirschtödter ergriffen und auf der Hartenburg in den Thurm geworfen. Als die Franzosen bald darauf wieder siegreich zum Rheine vordrangen, setzten die leiningen'schen

Beamten den Wildfrevler, der unterdessen erkrankt war, wieder in Freiheit; allein, das half wenig, der erbitterte Wildschütze zog nun mit den französischen Jägern nach der Hartenburg; alles Vorhandene wurde entweder geraubt oder zerschlagen, dann das Schloß in Brand gesteckt. Es war das Widerspiel für Limburg. Auch das Archiv ward in Asche verwandelt, das manche wichtige Urkunde bewahrte. Als die Männer der Republik hier fertig waren, zogen sie auch vor das Schloß zu Dürkheim und verwüsteten dieses in derselben Weise. Die Fürsten waren glücklich über den Rhein entkommen, sahen ihre schönen Besitzungen nie wieder. Sie wurden im Friedenschlusse 1801 durch die Abtei Amorbach und das Amt Miltenberg für ihr linksrheinisches Fürstenthum entschädigt.

Die Ewaldsburg.

Kaum eine Viertelstunde hinter der Hartenburg liegt im Jägerthale die Schaaf'sche Papierfabrik; über derselben, rechts auf einer Höhe, die wohl 500 Fuß über der Thalsohle ragt, bergen sich im Dickicht die Trümmer einer Burg, von der sich jede Erinnerung unter den Bewohnern der Gegend verloren hatte, von welcher auch das Forstamt und dessen Karten nichts wußten. Nur ein alter Förster erinnerte sich an der Stelle gewesen zu sein, und nannte die Trümmer Ewaldsburg. Der Name erinnert an die Siegfriedsage. Das Schloß scheint nicht aus einem Gusse entstanden zu sein, zeigt gewaltige Mauern von blockartigen Steinen, dann wieder andere, die mehr den unsrigen gleichen. Nach der Gründung zu urtheilen, stand sie in Größe nicht viel unter der Hartenburg, ist sie wie die Limburg durch einen tiefgetriebenen künstlichen Felseneinschnitt von dem Gebirge, dem Ranfelsen, losgetrennt. Möglich ist es, daß hier in frühesten Jahren die fränkischen Herzoge hausten, daß sie das Schloß als zu unbequem verfallen ließen, als sie sich nahe der reizenden Rheinebene auf der Limburg eingehorstet.

Der Drachenfels.

Noch eine Viertelstunde weiter im Jägerthale, dort wo die Wasser der Isenach sich in einem großen Teiche sammeln, führt ein langsam ansteigender Pfad durch einen herrlichen Buchenwald, an dem Forsthause Saupferch vorbei, auf die Spitze des Hochberges. Diese Spitze ragt 1763 Fuß über dem Seespiegel, ist eine der bedeutendsten Höhen des nördlichen Wasgaues und gewährt einen Blick über die trefflich bewaldeten Nachbargipfel und Thäler, selbst theilweise in die Rheinebene*). Nahe dem Gipfel erheben sich die Halden des Hochberges steiler, bis sie zuletzt in senkrechte, ja an vielen Stellen überhängende Wände grobkörnigen Sandsteines auslaufen. Nur von einer Seite kann man die Bergfläche bequemer ersteigen. Die obere Ebene bildet beinahe ein gleichseitiges Dreieck. An der östlichen Seite desselben läuft unter dem überhängenden Felsen her eine Gallerie von Höhlen, die vielleicht theilweise Naturspiel ist, an der aber doch auch wieder Spuren hinweisen, daß sie durch Kunst umgestaltet worden, daß sie theilweise durch Mauerwerk, durch Anbringung von Wasserbecken wohnlicher gemacht worden. Unfern der südlichen Spitze durchbricht die letzte dieser Höhlen den ganzen Berg, so daß man durch diese Pforte an die südwestliche Seite gelangen kann. Gerade über diesem Höhlendurchgange befinden sich aber Felsenblöcke künstlich aufgeschichtet, als ob sie hier auch vorzeiten zu gottesdienstlichen Verrichtungen gedient hätten. Nach Norden und Osten zu, wo die Felsenplatte, die mehrere Morgen umfaßt, am zugänglichsten ist, gewahrt man noch deutliche Spuren eines Walles aus mörtellos übereinander geschichteten Steinen. Alterthumsforscher wollen aus römischen Münzen und Scherben, die auf dieser Hochfläche gefunden worden sind, schließen, daß hier einst ein römisches Lager gestanden habe. Die Annahme ist aber gewiß irrig, da die Römer keine solche Lagerplätze zu suchen pflegten, die Spuren ihrer Lagerungen unverkennbar sind. Möglich ist es allerdings, daß sie die Höhe eroberten und für geringe Zeit besetzten, aber ebenso möglich, daß die Eingeborenen,

---

*) Vom Dasein der Menschen zeugen freilich nur einige Trümmer von Forstereien, die gegeneinander über zum Trotze, da von leiningen'scher, da von pfälzischer Seite erbaut wurden; ihre Namen schon erzählen von den Kämpfen ihrer Besitzer, als z. B. Murmelnichtzuviel, Schaudichnichtum, Kehrdichannichts.

die hier lagerten, römisches Geld und römische Geräthe besessen haben. Auf dieser Höhe nämlich hatten die Ureinwohner ihre Zufluchtstätte, ihren Andachtplatz, der mit den übrigen umwallten Höhen, besonders den beiden beschriebenen in Verbindung stand. Die Lage der verschiedenen Werke, aber auch schon der Name, den sie noch führen, weist darauf hin. Die Gallerien heißen im Volksmunde die Drachenhöhle, der Felsendurchgang die Drachenkammer. Drachenhöhle, Drachenkammer passen wohl zur Lint-, d. h. Drachenburg. Es ist dieses begreiflich, da die Völkerschaft hier hauste, welche später sich unter dem Name der Franken hervorthat, die ursprünglich den Drachen im Wappen führten, da ihr Gott, Siegfried-Odin, für den Drachenbesieger galt, alljährlich als Sonne den Winter-Drachen erlegte.

Die Sage vom Drachen hat sich auch hier erhalten, und man beliebt die Nibelungensage an diese Stelle anzuknüpfen. Hier auf dieser Höhe soll Siegfried den Drachen erlegt, sich mit dem Fette des verbrannten Ungeheuers unverwundbar gemacht haben. Am Donnersberge ist eine Stelle, die Mordkammer geheißen; dort soll er im Walde vom argen Hagen erschlagen worden sein, und Worms, der Ort, wo er die schöne Krimhilde warb, ist von der Höhe des Peterskopfes deutlich zu schauen*).

Bevor wir unseren Bericht über die alten Lager schließen, müssen wir noch anführen, daß die Reihe von mittelalterlichen Burgen um diese so auffallend ist, daß man sie in ihren Uranlagen fast als absichtliche Vorwerke derselben ansehen könnte. Gegen Norden liegen die Burgen Battenberg, Neuleiningen, Altleiningen; gegen Westen Frankenstein und Diemenstein; gegen Süden die Burgen Elmstein, Breitenstein, Erfenstein, Frankeneck und Wachenheim, nach welcher letzeren wir wieder auf der Fläche angelangt sind, vor den Wiesen stehen, wo der Wurstmarkt abgehalten wird.

---

*) Daß die Sage sich auch an andere Orte des Rheinlandes knüpft, daß es bei Bonn einen Drachenfels, bei Aachen an der Lenne und im Breisgau eine Limburg, d. h. eine Lint- oder Drachenburg gibt, beweist wohl, daß die Sage auf keinem geschichtlichen, sondern auf einem mythischen, d. h. religiösen Gebiete beruht.

Die Gründung des Klosters Limburg.

Im Schatten seiner Linden, auf seiner Limburg Gut,
Da saß der Kaiser Conrad, das edle Frankenblut.
Lieb war ihm diese Veste, vor vielen nah und fern,
Der Stammsitz seiner Väter, der ritterlichen Herrn.

Drum kam er oft geritten von Wormes aus dem Saal,
Zu ruh'n von mancher Arbeit mit Feder oder Stahl.
Bald streift' er durch die Wälder, bald saß er auch zu Haus
Und übersah die Felder des Worms- und Speyer-Gau's.

Dort sitzt er jetzt und sinnet; doch strahlt sein Auge mild,
Von wundersüßen Träumen die Brust ihm heimlich schwillt;
Drum schön und immer schöner schwebts seinem Auge vor
Von seines Stammes Aufblüh'n und von des Reiches Flor.

Vom Ritter zum Dynasten, zum Grafen dann hinauf,
Zum Herzog, jetzt zum Kaiser, so stieg sein Haus ihm auf.
Bald werden Leh'n und Lehen heimfallen seiner Hand,
Bald wird sein Banner wehen am fernen Meeresstrand.

Stark werden wird der Kaiser, groß werden wird das Reich,
Bald vor dem Sterne Deutschlands wird wohl manch' andrer bleich.
Noch etwas Zeit dem Konrad! und sollt' es anders sein,
Rasch holt den zweiten Konrad der dritte Konrad ein.

„Wo bleibt er doch, der Knabe? Er hat wohl gute Jagd,
Die heut' ihm fern im Forste die Zeit vergessen macht.
Doch, denk' ich, nicht mehr lange, so kommt er hergesprengt,
Siegprangend vorzuzeigen, was ihm der Wald geschenkt.

„Auf den darf Deutschland hoffen. Wie blickt er kühn umher;
Wie scheut ihn schon im Forste der Eber und der Bär;
Wie hat er schon begriffen — doch, horch da, welch ein Schrei'n!
Das ist nicht Laut der Freude, da muß ein Unglück sein."

Ein Knappe kommt gelaufen: „Herr König, ach und weh!
Euer Söhnlein ist gestürzet vom Steilweg an dem See.
Herauf den Burgweg kam er, getrost in gutem Trab;
Doch scheut sein Roß und bäumt sich, und fliegt die Schlucht hinab."

Ein Andrer kommt gelaufen: „Herr König, ach und weh!
Starr liegt Euch in der Tiefe das Söhnlein an dem See.
Man ruft, es höret nimmer; man lauscht, es athmet nicht;
Erloschen, ach, für immer ist seiner Augen Licht."

Der Kaiser ringt die Hände: „o weh, mein Sohn, mein Sohn!
Was hilft mir jetzt mein Reichthum, was helfen Kron' und Thron!
Jetzt weg, ihr stolzen Plane! jetzt weg auch dies mein Haus!
Mag's ferner nicht bewohnen, ein Kloster werd' daraus!

„Zum Abte Boppo reitet, gen Stabelo hinaus,
Ich schenk ihm dies mein Erbgut, zu sein ein Gotteshaus.
Viel Messen man hier lese, damit zu deren Lohn
Der Herr dem Kindlein gnade — o weh, mein Sohn, mein Sohn!"

Züllig.

Der Teufelstein.

Zu Dürkheim an der schönen Hardt
Gedeiht ein Wein gar seltner Art;
Ich trank davon gar manches Glas,
Doch gilt ein andres Urtheil baß;
Die Mönche brauch ich nur zu nennen,
Die jeder wird als Kenner kennen;
Die ließen schon seit grauen Jahren
Gerechtigkeit ihm widerfahren.
Ja dies allein war nicht genug,
Es dünkte ihnen erst recht klug,
In Mitten dieser Rebenauen
Ein Klösterlein sich zu erbauen.
Ein guter Platz war bald erseh'n,
Auf dem das Stift wohl mochte stehn:
Ein Felsen hoch und steil und kühn
Für solchen Horst geeignet schien.
Doch wie die Steine hinbekommen?
Das macht die Brüder all beklommen.
Sie sannen hin, sie sannen her,
Doch scheinen alle Köpfe leer.
Im Thale brütet noch der Abt:
Da kommt ein Geselle herangetappt,
Ein Fratzengesicht, deß Stirne hoch,
In dessen Gelock sich etwas bog;
Er war gebaut nicht eben plump,
Doch einer der Füße war ein Klump.
Kurz, wie der Bursche sich versteckt,
Der Priester hat ihn bald entdeckt
Und brummt: „Der mögt uns an die Ohren,
Es gilt dafür ihm Esel bohren!"
„Wie steht's, mein Herr, wem schaut ihr zu?
Mich dünkt es drückt Euch wo der Schuh;

Kann ich in einem Fall Euch dienen,
So bin ich fruchtlos nicht erschienen."
Und Jener: „Schaut das Rebenland,
Wie keins im Reiche mir bekannt.
Was schickte sich dort oben besser,
Als Keller für die vollen Fässer,
Als eine Schenke für Alt und Jung,
Zur waidlichen Erlustigung?"
„Dem pflicht ich bei, das läßt sich hören.
Wer aber will den Bau hier stören?"
„Wir haben vollauf Gut und Geld,
Auch Maurer, Zimmrer viel gesellt;
Doch auf den Gipfel dort hinauf
Die Steine zu schaffen, wieget auf
All uns're Kraft, all unser Geschick:
Hier scheitert unser Meisterstück."
„Nichts mehr als das? Seid unverzagt!
Der Bauriß mir gar gut behagt,
Will ihn mit allen Kräften stützen,
Euch soll mein tiefes Wissen nützen.
Was ich ersann, was ich schon weiß,
Macht Andern noch lang die Köpfe heiß.
Ich sag's Euch im Vertrauen, ihr schweigt —
Die Kräfte alle übersteigt
Der Dampf. Und Dampfes hab' ich schier
Die Steine zu schleudern zur Himmelsthür.
Ihr staunt und zögert? Werdet dreister,
Bestellt Handlanger nur, und Meister,
Sie finden oben zu jeder Frist
Was nur zum Werke nöthig ist.
So steht der Handel fest, ich denke,
Doch gilt er nur in Betreff der Schenke.
Frühmorgens erscheinen auf der Stell'
Handlanger, Meister und Gesell';
Da kommen die Steine als ob sie flögen,
So viel sie immer vermauern mögen.
Die Balken liegen behauen bereit,
Der Mörtel stets gemischt sich beut,
Und was da Einer sagen mag,
Der fremde Gesell hielt den Vertrag.
Die Mauern steigen, der Bogen schließt,
Der Thurm stolz in den Himmel sprießt.
Bald steht der Münster, steht das Stift,
Wie man so leicht kein zweites trifft,
Gefügt aus ungefügen Quadern.
Doch ach, wie wird der Erbfeind hadern,
Wenn nun des Thurmes Glocken schallen.

Die Mönche weihen schon die Hallen.
Genüber auf dem Teufelstein,
Da schaut der Arge ins Thal hinein,
Lacht herzlich über die Pfaffenschliche,
Die Braten liefern zu seiner Küche.
Mit den Fingern er am Steine grappst,
Mit dem Wedel er auf den Felsen klappst,
Daß Male zu schau'n bis zu dieser Stunden.
„Ihr glaubt, Ihr hättet überwunden
Mich, in den geweihten Sack gesteckt,
Mit Eurem Segen mich weggeschreckt,
Da ich Euch angeködert Alle,
Unrettbar lok' in meine Falle!
So wie die Fliegen in den Schmand
Sich stürzen von des Tellers Rand:
So werdet Ihr in den Wein Euch stürzen,
So Macht als Leben d'rin verkürzen,
Vom heil'gen Straucheln zur Erdenrohheit,
Dem Volk zertrümmern Eure Hoheit,
Und dieses Stift und dieser Stein
Wird meiner Macht lang Zeuge sein!"

Der Welttrunk von Wachenheim.

Bonifazius von Venloo, Abt von Limburg.
Der Vogt von Wachenheim.
Mönche von Limburg.
Bürger von Wachenheim.

Die Bürger.

Wie herrlich ruht der Sonnenglanz
Hier auf dem Rebenlaube,
Vergoldet mild den Blätterkranz,
Umspielt den Stolz des Vaterlands,
Die saftgeschwellte Traube.
Die Beere funkelt aus dem Grün
Dort wie ein leuchtender Rubin,
Ein Bernstein dort in stiller Pracht,
Dort wie ein lieblicher Smaragd.
Ja Jubel, wenn die Lese bald
Die Winzer hier versammelt,
Wenn's von den bunten Hügeln schallt,
Der Widerhall aus tiefem Wald

Die Liederweise stammelt:
Wir grüßen froh den Freudentag
Und jauchzen mit im Lustgelag!

Der Abt.

Der Bauer mag mit Karst und Hau
Getrost die Rebenhügel ritzen,
Mag fröhnen in dem Morgenthau,
Mag in dem Sonnenbrande schwitzen,
Nie ahnet er des Geistes Keim,
Der schlummert in der Traube Seim.
Er mag die Rebe binden an,
Mag mit dem Winzermesser nah'n,
Den Kübel schleppen hin getrost
Und aus der Kelter zwingen Most.
In unsres Kellers tiefstem Grund
Thut erst sich das Geheimniß kund;
Und uns're Lippe mag allein
Baß würdigen den edeln Wein.
Euch wirft der Rausch in Staub und Dust,
Wenn er zu himmelhoher Lust
Uns aufwärts zu den Sternen trägt,
Um uns die Geisterschwingen schlägt.

Vogt.

Wohl muß der Bauer hier im Schweiß
Die Reben an dem Hange zieh'n,
Daß Ihr gewinnet süßen Preis,
Den Lohn für alle seine Müh'n;
Doch hat er nicht verdient, bei Gott!
Daß Ihr zum Unheil fügt den Spott —
Ihr Herr'n, das ist nicht wohlgethan!

Abt.

Die Wahrheit siegt ob jedem Wahn!
Wir sehen in der Traube Seim
Den Gott, den tiefverborg'nen blinken;
Uns spendet Licht der zarte Keim,
Wir Pfaffen wissen nur zu trinken!

Vogt.

Da lohnte wirklich der Versuch.

Abt.

Ihr sprechet Alle wahrlich klug!
Rasch in den Schatten dichtgewebt
Die schweren Humpen hingeschleppt,
Die Gläser und die Kannen frisch
Gepflanzet auf den Eichentisch!

Auf, wälzet Fässer, traget, strebt!
Die Zunge mir am Gaumen klebt.

Die Mönche.

Laut klingt das Glas,
Dumpf schallt der Zinn!
Das wird ein Spaß,
Ein Lustgewinn!
Das Herze lacht!
Auf, fasset Muth!
Heran zur Schlacht.
Wo Rebenblut
Nur fließet; seid auf Eurer Hut!

Vogt.

Doch wo es irgend Kämpfe gilt,
Da muß auch sein ein Ehrenpreis,
Der unser Herz mit Eifer füllt,
Uns kränzet mit dem Siegesreis.

Abt.

Gescheidt gesprochen! Ja, es sei.
Was setzet Winzer Ihr denn ein?

Vogt.

Ein Fuder edeln Firnewein!

Abt.

Was wollt dagegen Ihr? sprecht frei!

Vogt.

Die Zehnt' und Gülten dieses Jahres!

Abt.

Gewährt sie sind. Ich offenbar' es,
Ich laß sie nach für ew'ge Zeit
Und biet' Euch Handschlag hier und Eid.

Bauern.

Die Sache wird Euch werden leid!

Mönche.

Ihr Bauern habet unsern Eid,
Macht nur zur Zeche Euch bereit!

Alle.

Gesundheit Allen! Stoßet an!
Die Humpen laßt erklingen!
Es heißt im Spruch: ein Wort, ein Mann.
Laut kling' es, wie es klingen kann:
Wir wollen's jauchzen, singen!

Abt.

Der Saft geht ein wie Sonnenschein,
Der blühen macht so Flur als Hain;

Zur Liederknospe wundervoll
Mir Wort hier und Gedanke quoll;
Der Sagenzauber alter Nacht
Ist in der Brust mir hell erwacht!

Vogt.

Der Zauber reget sich, es bricht
Die Herzensknospe an dem Licht,
Mit Jubel gilt's sie grüßen;
Die Liebe taucht aus goldner Fluth,
Weiht dieses Glas mit frechem Muth
Der Einzigen, der Süßen!

Alle.

Gesundheit Allen! Stoßet an! u. s. w.

Abt.

Es wallt der Sturm hindurch den Wald,
Er regt die starren Eichen bald
Auf ihren Felsenquadern.
Das ist gewalt'ger Orgelklang,
Das geht, ein siegender Gesang,
Tief durch Gebein und Adern!

Alle.

Gesundheit Allen! u. s. w.

Vogt.

Ob es auch stürmt, uns lockt das Horn,
Das lustige, durch Busch und Dorn,
Wir birschen in den Thalen!
Dir blut'ger Wolf die Rache naht,
Du, Eber, du verdarbst die Saat,
Du mußt sie uns bezahlen!

Alle.

Gesundheit Allen! u. s. w.

Abt.

Was tönet aus der Erde Kern?
Was zittern hier die Schollen?
Die Thürme wanken nah und fern,
Am Felsen mögt ich klammern gern,
Doch selbst die Felsen rollen!

Vogt.

O schaut, sie wanken im Gesang!
Hört ihre Zungen lallen!
Sie taumeln Alle von der Bank,
Hin unter'n Tisch sie fallen!

Vogt (mit den Bauern).

Wir haben nun den Sieg erzecht,
Frei ist die Flur mit Fug und Recht.
Dem Höchsten in dem Himmel Dank,
Daß dieser gute Zug gelang.
Mein deutsches Volk, Dir möge bald
Auch dergestalt
Die frohe Zeche läuten;
Daß Dir an froher Tafelrund
Die Lasten fallen, die Dich wund
Gedrückt seit ew'gen Zeiten;
Daß Du bei lust'gem Becherklang
Verzechen könntest jeden Zwang
Und jeden Spuk der Pfaffen:
Das wolle Gott im Himmelreich,
Der alle Söhne mild und gleich
Zu gleichem Recht geschaffen!

Wilh. v. Waldbrühl.

Istein.

Drei Wegstunden abwärts von der Stadt Basel, auf dem rechten Ufer des Rheines, liegt das weinreiche Dorf Istein. Es gehörte schon damals zu den Besitzungen der Basler Kirche, als solche in der päpstlichen Bulle vom Jahre 1139 der Reihe nach aufgezählt und in den Schutz des heiligen Petrus genommen wurden.

Der Dinghof (Fronhof) daselbst, mit Zwing und Bann und dem Kirchensatz, war des Dom-Propsts; dem auch, so oft er wechselte, alle Aemter und Lehen heimfielen. Als Vertreter dieses abwesenden Hof- und Dorfherrn, besetzte sein Meier das Gericht, besorgte Einzüge und Pfändungen, das Gefecht der Maße, die Aufsicht über Holz und Fischerei, Wege und Stege, und hatte in Allem zu befehlen, was den Bau der Güter betraf.

Jährlich hielt der Probst selbst zweimal, — im Mai beim Gras und im Herbst beim Heu, — mit zwölf Berittenen und einem laufenden Knechte (dreizehnthalb Pferden) in den Hof seine Zufahrt, um bei seinen Gotteshausleuten die Jahres-Gedinge, die vierzehn Nächte zuvor geboten wurden, zu halten. Hier empfing ihn der Meier, welcher jedem Huber sofort ein Pferd zutheilte und demjenigen, der dessen Annahme verweigerte, einen Pfahl vor die Thüre schlagen, das Pferd daran binden und ihn dafür verantwortlich machen ließ. Auch einen oder zwei Ueberzählige, die der Probst unterwegs antraf, durfte er mitbringen; jederzeit aber sollte er seinen Falken und Hunde mit sich führen, um nöthigenfalls selbst das Gewild zu beschaffen. Für den Falken war ein Sedelhof und zur Speise

ein Huhn, für die Hunde ein Häuschen und Brod bestimmt. Die Pferde sollten erhalten: trocknen Stall, weißes Stroh bis an den Bauch, das beste Heu ab dem Hofgut und Haber bis an die Ohren. War kein Stroh vorhanden, so durfte es der Knecht aus dem Dache nehmen. Hatte der Hofherr seinen Koch nicht mitgebracht, so mußten Meier, Bannwart und zwei Huber die Küche besorgen. Zum Imbis wurde verlangt: Gesottenes und Gebratenes, Fließendes und Fliegendes, Zahmes und Wildes, in drei Trachten und je auf zwei Mann ein Huhn. Um alten und neuen Wein, wenn auf dem Hofe nicht genug vorhanden war, durfte der Herr ausschicken. Für die Zehrung konnte ihm dann wohl der Meier in den Zügel fallen, aber die Huber mußten ihn auslösen und die Kosten unter sich theilen.

Die Betten hatte der Bannwart von den Hubern zu Hof zu schaffen, der Sigrist für Licht zu sorgen.

Kamen peinliche Fälle, — Diebstahl, Frevel und Todschlag — worüber der Propst als Geistlicher nicht richten durfte, in einem Gedinge vor, so wurde der Kastenvogt als Laie dazu geladen; ohne solche Ladung durfte er nicht dabei erscheinen. Er saß sodann an des Hofherrn oder seines Meiers Seite, und übernahm den Stab, sobald er seine Gerichtsbarkeit ausübte. Von allen Gegenständen, worüber er Richter war, erhielt er auch die Bußen, von dem Uebrigen den dritten Theil. Seine wichtigste Pflicht war es, Schirmherr des Dinghofs und was dahin gehörte, zu sein. Wenn ein Huber den Vogt anrief und dieser hatte nur einen Stiefel an, so sollte er den andern in der Hand behalten und dem Huber Beistand leisten. Nahm Jemand Eigenleuten des Hofs das ihrige weg, so sollte der Vogt bis in die dritte Nacht in seinen Kosten zur Rückgabe nachjagen. Geschah vollends dem Dinghof selbst Gewalt, so sollte der Vogt zum Kriege ausziehen und davon nicht ablassen, bis ihm die Stegreife unter die Füße schleiften, oder er aus Armuth in Rindschuhen gehen mußte. Für seinen Schirm hatte er, nebst seinem Antheil an den Bußen und der Jahressteuer, noch besondere Gefälle, Frohndienste, den Vogthaber, das Fastnachthuhn u. s. w. Obervogt (Oberschirmherr) des Dinghofs zu Istein war der Bischof zu Basel, der deshalb auch zur Anerkennung von demjenigen, der die Waldung in Obhut hatte, jährlich vier junge Ziegen — der Propst nur eine — erhielt.

Jedes Geding ließ der Meier durch den Bannwart auf den Hubhöfen bieten; es versammelte sich im Fronhofe unter

der Linde, und alle Mannspersonen über sechszehn Jahre mußten unter Buße dabei erscheinen. Beisitzer und Urtheilsfinder waren die Huber selbst.

Als Abgabe (Zins) mußten dem Propst von jeder Hube jährlich sechs Saum rother Wein auf St. Martinstag bereit gehalten oder durch den Meier zwei Saum rother für einen Saum weißen ausgetauscht werden. Wollte nun der Propst seinen Zins abführen lassen, so schickte er ein Schiff nach Istein, worauf die Huber je ihren Antheil in den Fronhof verbrachten und daselbst reichlich bewirthet wurden. Namentlich sollten sie zum Wein so viel Nüsse erhalten, daß ihnen die ausgebrochenen Schalen über den Füßen zusammenschlugen. Nach dem Essen hatte der Meier den Wein in das Schiff zu führen und zugleich den Hubern einen halben Saum Rothen für den Durst auf dem Wege mitzugeben. In Basel nahm des Domprobsts Gesinde den Wein in Empfang, worauf die Huber neuerdings bewirthet und mit einem genugsamen Trunk auf die Rückfahrt wieder zu Schiff entlassen wurden. Dadurch geschah es wohl, daß solche Zins- und Frontage mitunter zu Festtagen wurden und den Nutzen des Herrn überstiegen.

Zum Wehrdienst waren die Hofleute als Unfreie nicht verpflichtet; doch sollten sie dem Meier und Vogt gegen schädliche Leute behilflich sein, auch den Hofherrn im Harnisch bewachen, wenn er Zufahrt hielt (Hofrödel, von Dinghöfen Baselischer Gotteshäuser. 1860).

Solchergestalt hatte sich Jahrhunderte hindurch das Leben in dem Dorfe Istein behauptet, dessen Vogt als Lehensmann des Bischofs von Basel auf der dortigen gleichfalls sehr alten Feste saß.

Wahrscheinlich hatten schon die Römer diesen weitschauenden Punkt, wenn nicht mit einem Kastell, doch mit einer Warte versehen; denn ihre diesseitige Rheinstraße zog sich von Augst über die Hochebene landabwärts, an der sogenannten Kaltenherberge vorbei, wo auf dem Mauernfelde noch jedes Jahr Bruchstücke von Gefäßen und Leistenziegeln, Reste eines römischen Land- oder Posthauses zu Tage kommen.

Hier rückt nämlich das Vorgebirge des Schwarzwaldes bis dicht an den Rheinstrom, an dem es als eine beinahe zweihundert Fuß hohe Felswand emporragt. Es ist dieses der aus Korallkalk bestehende Isteiner Klotz, welchen schon das Mittelalter, behufs einsiedlerischer Abgeschiedenheit mit Grotten

und einer Kapelle, die neueste Zeit aber zum Zwecke des Weltverkehrs mit Höhlengängen für die Eisenbahn durchbrach.

Isteiner Klotz.

Auf dieser gewaltigen Steinmasse erhob sich schon in früher Zeit eine dem Hochstift Basel zugehörige Doppelburg, welche die diesseitige Rheinstraße ganz in ihrer Gewalt hatte. So erwünscht diese Beherrschung des damals besonders wich-

tigen Wasserweges den Bischöfen, so verhaßt war sie der Stadt Basel, deren Verkehr und Handel dadurch in Gefahr gerieth. Diese vergrößerte sich besonders in dem Falle, wenn die Burg aus einer Hand in die andere und wohl gar in die eines mächtigen und erbitterten Feindes überging, wie es hier auch wirklich geschah.

Veranlassung dazu gab der Wahlstreit zwischen den zwei Domherren der Basler Kirche, von Ramstein und von Schaler. Um den Letzteren zum Verzicht auf das Bisthum zu bewegen, wurde ihm Burg und Herrschaft Istein pfandweise um dreitausend Gulden verliehen. Es ging jedoch nicht lange, so gerieth er in Geldverlegenheit, und nun war es das Haus Oesterreich, welchem er (1392) diese Besitzung um den Pfandschilling abtrat. Herzog Leopold verlieh dieselbe sofort an den Junker Burkhart Mönch von Landskron mit dem Vorbehalt, daß die Burg für Oesterreich in aller Nothdurft wider männiglich offen sein solle. Schon früher (1375) hatte dieses Haus die mindere Stadt Basel um 30,000 Gulden als Pfandschaft an sich gebracht, und im Grunde ist es nur dem Siege der schweizerischen Eidgenossen bei Sempach zuzuschreiben, daß nicht auch Groß-Basel unter seine Herrschaft gerathen war. Doch gab Oesterreich seine Absichten auf die reiche Handelsstandt um so weniger auf, als solche großentheils von seinen Besitzungen umschlossen und zumal wegen des Zugrechtes mit seinen Nachbarn in stetem Hader befangen war.

In Basel galt nämlich damals noch (wie früher in den meisten Städten) das Herkommen, daß man einen Zuzügler, der um Aufnahme bitte, gar nicht zu fragen habe, ob er etwa eines fremden Herren Leibeigener sei oder nicht; nur wenn ihn dieser innerhalb Jahresfrist zurückfordere und dessen Leibeigenschaft hinreichend bezeuge, müsse er an denselben ausgeliefert werden. Bei sonstigen freien und unbescholtenen Leuten wurde ohnehin wegen der Aufnahme kein Bedenken getragen.

Natürlich vermehrte sich durch solche Ankömmlinge die Bürgerschaft zu Basel nicht wenig. Die benachbarten Herren, welche der Stadt diesen Zuwachs mißgönnten, ließen deßhalb die ihrigen sich eidlich verpflichten und Bürgschaft dafür leisten, daß sie niemals nach Basel überziehen wollten. Dagegen machte nun diese Stadt aller Orten bekannt, daß es mit dem Zuge, wie von Alters her, sein Bewenden habe; sie daher gegen Alle, welche demselben wehrten, beholfen sein wolle, auch den erzwungenen Eid für ungültig ansehe.

und einer Kapelle, die neueste Zeit aber zum Zwecke des Weltverkehrs mit Höhlengängen für die Eisenbahn durchbrach.

Isteiner Klotz.

Auf dieser gewaltigen Ste[...]
früher Zeit eine dem Hochstif[...]
welche die diesseitige Rhein[...]
So erwünscht diese Beh[...]

tigen Wasserweges den Bischöfen, so verhaßt war sie der Stadt Basel, deren Verkehr und Handel dadurch in Gefahr gerieth. Diese vergrößerte sich besonders in dem Falle, wenn die Burg aus einer Hand in die andere und wohl gar in die eines mächtigen und erbitterten Feindes überging, wie es hier auch wirklich geschah.

Veranlassung dazu gab der Wahlstreit zwischen den zwei Domherren der Basler Kirche, von Ramstein und von Schaler. Um den Letzteren zum Verzicht auf das Bisthum zu bewegen, wurde ihm Burg und Herrschaft Istein pfandweise um dreitausend Gulden verliehen. Es ging jedoch nicht lange, so gerieth er in Geldverlegenheit, und nun war es das Haus Oesterreich, welchem er (1392) diese Besitzung um den Pfandschilling abtrat. Herzog Leopold verlieh dieselbe sofort an den Junker Burkhart Mönch von Landskron mit dem Vorbehalt, daß die Burg für Oesterreich in aller Nothdurft wider männiglich offen sein solle. Schon früher (1375) hatte dieses Haus die mindere Stadt Basel um 30,000 Gulden als Pfandschaft an sich gebracht, und im Grunde ist es nur dem Siege der schweizerischen Eidgenossen bei Sempach zuzuschreiben, daß nicht auch Groß-Basel unter seine Herrschaft gerathen war. Doch gab Oesterreich seine Absichten auf die reiche Handelsstandt um so weniger auf, als solche großentheils von seinen Besitzungen umschlossen und zumal wegen des Zugrechtes mit seinen Nachbarn in stetem Hader befangen war.

In Basel galt nämlich damals noch (wie früher in den meisten Städten) das Herkommen, daß man einen Zuzügler, der um Aufnahme bitte, gar nicht zu fragen habe, ob er etwa eines fremden Herren Leibeigener sei oder nicht; nur wenn ihn dieser innerhalb Jahresfrist zurückfordere und dessen Leibeigenschaft hinrei[illegible] bezeu[illegible]üsse er an denselben ausgeliefert werden. [illegible] d unbescholtenen Leuten wurde [illegible]nebi[illegible]n Bedenken getragen.
[illegible]urch solche Ankömmlinge die
[illegible]ig. Die benachbarten Herren,
[illegible]achs mißgönnten, ließen deßhalb
[illegible]rgschaft dafür leisten,
[illegible]n. Dagegen machte
[illegible] es mit dem Zug[illegible]
[illegible] daher gegen Alle,
[illegible], auch den erzwun[illegible]

Damals gehörten die österreichischen Herrschaften im Elsaß, Breisgau, Schwarzwald und Aargau dem Herzog Leopold III., dem Sohne des bei Sempach Gefallenen, dem Stolzen, der von zwei und fünfzig Grafen und hohen Adelichen mit zahlreicher Dienerschaft begleitet, in Frankfurt alle andern Reichsfürsten an Glanz übertroffen hatte. Sein Landvogt in den Vorlanden war Graf Hermann von Sulz; seine Gemahlin die Herzogin Katharina von Burgund. Ihr Heiraths- und Wittwengut besaß sie im Sundgau, wo Graf Hanns von Lupfen, Landgraf von Stühlingen, ihr Landvogt war. Da die Reibungen wegen der Zuzügler und die Einfälle in die gegenseitigen Gebiete nicht aufhörten, sandten diese beiden Landvögte Samstags den 5. October 1409 Kriegserklärungen an Basel, und am folgenden Tage noch viele Grafen, Herren und Städte, im Ganzen einhundert und siebenundzwanzig, darunter die beiden Grafen Bernhard und Hanns von Thierstein.

Der Kriegserklärung folgte der Krieg auf dem Fuße. Noch am nämlichen Samstag wurden Bürger, die vor den Thoren in ihren Gärten mit der Weinlese beschäftigt waren, von feindlichen Streifern aufgefangen und beraubt; den Tag darauf zeigten sich schon die beiden Landvögte, mit dem Anführer der Burgunder, Anton von Bergy, und den Truppen, welche der Herzog seiner Schwester zu Hilfe geschickt hatte, in der Nähe der Stadt, und verbrannten die Dörfer, in denen Edelleute von daher Güter oder Lehen hatten. So überrascht Basel durch diesen plötzlichen Ueberzug war, so hielt es doch gegen denselben Stand und stellte bald, unterstützt von Bundesgenossen aus Solothurn, Bern und Straßburg, eine Macht auf, welche nicht nur die Angriffe aus dem Elsaß und Sundgau, sondern auch jene aus dem Aargau zurückwies und nach damaliger Kriegsweise Rauben und Brennen mit Gleichem vergalt. Als am Montag nach Allerheiligen eine Tagfahrt zu Mühlhausen, um Frieden zu stiften, vergeblich abgelaufen war, zogen die Verbündeten sogar vor die Stadt Rheinfelden, die sie zwar nicht einnahmen, aber deren, zum dortigen Stein (Schlosse) gehörige Dörfer sie in Asche legten.

Der nächstfolgende Zug vor Istein war dagegen eben so rasch als entscheidend. Der dortige Pfandinhaber, Junker Burkhart Mönch, aus einem alten, außerhalb der Stadt wohnenden und Oesterreich ergebenen Basler Geschlechte, hatte nämlich auch seinen Fehdebrief eingeschickt, sich jedoch schon früher verbindlich gemacht, daß von Istein aus nichts Feindliches

gegen die Stadt unternommen werden solle. Dieses zu halten, war er aber nicht im Stande, da vertragsmäßig Istein ein offenes Haus von Oesterreich war und dessen Truppen dasselbe besetzt hielten. In der obern Feste befehligte Hanns Stühlinger, in der untern Diepolt von Schönenberg und einer von Hungerstein.

Am eilften November in der Frühe legten sich fünftausend Mann mit sieben Stücken groben Geschützes vor dieselben. Von Morgen bis Nachmittag schossen sie mit ihren großen Büchsen gegen das untere Schloß, daß der Donner weit und breit in die Lande erscholl. Sodann wurde gestürmt. Trotz der muthigen Gegenwehr der Belagerten wurden die Pforten aufgehauen, Diepolt von Schönenberg erschlagen und das Haus genommen. Als Hanns Stühlinger im obern Schlosse dieses sah, und Gleiches für sich besorgte, übergab er die ihm anvertraute Feste. Die Basler besetzten nun beide Häuser, und zogen noch desselben Tages mit der vorgefundenen Beute wieder heim. Sie hatten nur wenige Mann verloren, theils beim Stürmen, theils durch das Zerspringen einer ihrer Büchsen.

In Folge dieser Eroberung Isteins wurden dreihundert und dreiundachtzig neue Bürger aufgenommen. Es galt nämlich zu Basel die Verordnung, daß sich Jedermann das dortige Bürgerrecht verdienen könne, der in eigenem Kosten, mit Panzer, Beckhaube oder Kesselhut und Blechhandschuhen einen Kriegszug mitgemacht habe, und sich innerhalb vierzehn Tagen nach der Heimkehr in das Stadtbuch einschreiben lasse.

Am nächsten Dienstag (14. November) versammelten sich neue und alte Räthe, nebst den Abgeordneten der Zünfte (180 Mitglieder), und beschworen den Beschluß: die Feste Istein, „die sie mit rechtem Sturm und köstlichem Gezüg gewonnen", zu ihrer und gemeiner Stadt Basel Handen und Trost zu behalten, und solche weder nun noch in künftigen Zeiten jemals zu lassen.

Inzwischen wurden die Streifzüge fortgeführt, und die Bürgerschaft von Basel sprach schon davon, mit aller Macht vor das Schloß Landsehr im Sundgau zu ziehen. Dieses wollte jedoch den Adelichen in der Stadt selbst nicht zusagen, und man vernahm sogar von dem eigenen Bürgermeister, Hanns Ludmann von Rotberg, die Aeußerung: „Gewännen sie (die Bürgerlichen) viel Festen hier herum, was wären wir (Adeliche) sodann, oder was sollten wir anfangen?"

Daher fanden auch die wiederholten Versuche des Pfalzgrafen Ludwig, Reichslandvogts im Elsaß, Friedensunterhandlungen in Gang zu bringen, günstigere Aufnahme, und besonders der unermüdeten Vermittelung des Markgrafen Rudolph von Hachberg, Rötteln und Sausenberg, dieses Freundes von Basel, gelang es, vorerst einen Waffenstillstand und sodann den Frieden selbst zu Stande zu bringen. Die darüber am dritten November des folgenden Jahres (1410) ausgewechselten Urkunden bestimmten unter Anderm: Rückgabe der Gefangenen und der liegenden Güter und Wiederherstellung der Schulden, Zinse, Zehnten und anderer Gülten, wie vor dem Kriege. Zugleich wurde jedem Theile die Freiheit gewährleistet, Angehörige des andern als Bürger aufzunehmen. Die Feste Istein, das obere und das untere Haus und der Stein, worauf sie standen, verblieb den Baslern; darauf mußten sie bestehen, um ihre Handelsstraße frei zu haben, wenn auch Dörfer, Leute und Gefälle wieder an die von Landskron zurückfielen. Dagegen mußten sie auch auf den Stein von Rheinfelden Verzicht leisten.

So war also durch Nachgeben von beiden Seiten der Wiederausbruch des Kriegs verhütet worden, Handel und Wandel blieb ungestört und Basels Wohlstand erhalten. Als Erkenntlichkeit für die Bemühungen des Markgrafen Rudolph, machte der Rath demselben ein Geschenk von 129 Pfund 10 Schilling. So lange jedoch die Doppelfeste Istein von ihrem Felsen herabdrohte, hielten sich die Basler nicht für sicher, daß sie nicht wieder in die Hand eines Feindes fallen könnte. Darum beschloß der Rath, sie zu zerstören. Um zweihundert Gulden übernahm es der Basler Werkmeister Flegler, beide Schlösser bis auf Mannshöhe vom Boden abzubrechen. Den 13. Januar 1411 zog er mit Mannschaft dahin. Die Mauern wurden so untergraben, daß sie in den Rhein fielen; die Quadersteine wurden nach Basel geführt und am Riehenthore verbaut.

So fiel die einst für unbezwingbar gehaltene Burg mit ihren zwei Kapellen, die anfänglich noch geschont worden waren, in Trümmer. Später gelangte zwar der Burgstall wieder an das Hochstift zurück; als jedoch der Bischof Kaspar zu Rhein denselben dem Ritter Hermann von Eptingen mit der Erlaubniß, die Burg wieder herzustellen, übergeben wollte, mußte dieses in Folge der entschiedenen Einsprache des Rathes zu Basel unterbleiben. „Da — so erklärte er sich, — der Stadt ehedem viel schwere

Drangsal von der Burg Istein entstanden, so habe man sie aus Nothwehr eingenommen und zerstört; hernach vertragsmäßig erlangt, daß der ganze Fels auf ewig einer löblichen Stadt zugehören solle. In Kraft dessen sei man Willens, denselben noch länger zu behalten; der Bischof wurde daher gebeten, dieser Dinge müßig zu gehen, sonst würde die Stadt zu andern Maßregeln greifen müssen" (Wursteisen, Ochs, Basler Neujahrsblatt. 1861).

Schreiber.

Der Isteiner Friedhof.

So mächtig die Fluthen des Rheins von jeher anstürmten, so haben sie doch bis auf den heutigen Tag den Klotz von Istein noch nicht bewältigt; vielmehr wirft er sich denselben noch immer in den Weg und zwingt sie, sich zum letzten Mal westwärts zu wenden, um sodann ihren Lauf nach Norden ungestört fortsetzen zu können. Dadurch entsteht an seinem Fuße jenes Stillwasser, in welches alle Leichen von Basel herab geschwemmt werden. Ein verbreitetes Vorurtheil sucht die Ursache dieses gleichmäßigen Zuges darin, daß solche Reste von Unglücklichen nach dem Friedhofe von Istein treiben, um daselbst ihre endliche Ruhestätte zu finden.

In alter Zeit saß auf der Burg der lebensfrohe Junker Veit von Istein, der in allen ritterlichen Uebungen wie Wenige ausgezeichnet war. Er hatte sich mit dem Fräulein von Sponek verlobt, das seinen Werbungen auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Doch zog sich der Brautstand der jungen Leute durch verschiedene Umstände in die Länge; da sie aber nicht gar weit von einander wohnten und sich häufig sehen konnten, so verlebten sie glückliche Tage. Schon redete man von der bevorstehenden Hochzeit, als die Nachricht von einem großen Turnier, welches der Graf von Thierstein auf sein Schloß Angerstein ausgeschrieben hatte, die ganze junge Ritterschaft am Oberrhein in Bewegung setzte.

Die Hoffnung, einen Turnierpreis zu gewinnen, und damit geschmückt am Vermählungstage auftreten zu können, war auch für Junker Veit zu lockend. Er nahm daher auf kurze Zeit von seiner Braut Abschied und zog mit seinen Knappen nach der Birs, wo diese aus den Felsen des Münsterthals dem Rheinlande zu hervorbricht.

Veits Tapferkeit und Waffengewandtheit hatten hier Gelegenheit, sich vor allem Volke dergestalt zu zeigen, daß er den ersten Dank davontrug, welcher ihm durch die junge Gräfin von Thierstein gespendet wurde. Die Freude des Sieges, die Spenderin der Siegesgabe, das Banket, welches mit dem Turnier verbunden ward, und mehrere Tage fortdauerte, übten auf den jungen Mann, der bisher sehr zurückgezogen gelebt hatte, einen mächtigen Zauber. Das sanfte, anspruchlose Fräulein von Sponek trat immer mehr in den Hintergrund; dafür füllte die glänzende Gräfin Bertha von Thierstein so ganz seine Seele, fesselte ihn so sehr, daß er außer ihr kein Heil mehr zu finden glaubte. Der Graf von Thierstein bemerkte mit Freuden, daß sich auch seine Tochter zu dem tapfern Isteiner hingezogen fühlte, und jeder Festauftritt die jungen Leute sich näher brachte; er verlängerte deshalb diese Festlichkeiten absichtlich und legte dem Junker stets neue Hindernisse in den Weg, wenn dessen Mund von der Abreise sprach, zu der sich doch sein Herz ungern anschickte. Bald ging denn auch eine ordentliche Bewerbung vor sich, die Liebesleute umarmten sich als Brautleute mit Bewilligung des Grafen, der des Junkers Verhältniß zum Fräulein von Sponek nicht kannte.

Wußte man nun auch auf Thierstein wenig davon, so trugen dagegen geschäftige Zeugen um so rascher die Kunde von dieser neuen Brautschaft des Ritters nach Sponek. Anfangs hatte Jutta diesen Gerüchten nicht glauben wollen, da sie sich aber stets beunruhigender wiederholten, so beschloß sie, durch eigene Beobachtung auf die Wahrheit zu kommen. Sie kleidete sich demnach als Pilgerin, schützte eine Wallfahrt nach Maria-Stein vor und machte sich allein auf den Weg. Nach kurzer Fahrt kam sie unweit der Burg des Thiersteiners im Dorfe Aesch an, wo sie zu ihrem Schrecken die Bestätigung von Allen vernahm, was sie bereits zu Hause gehört hatte. Noch immer wollte sie aber das Vertrauen auf ihren Bräutigam und auf dessen Schwüre nicht ganz aufgeben. Von Zweifel und Angst getrieben, schritt sie am Flusse entlang zur Burg, als sie zufällig den Liebesleuten auf der Brücke begegnete.

Diese hatten Alles um sich so vergessen, daß sie der Pilgerin gar nicht achteten und ihr Kosen Angesichts derselben nicht einstellten. Die arme Jutta erkannte auf den ersten Blick die Tiefe ihres Elends, stieß im Drange der Verzweiflung einen lauten Schrei aus und stürzte sich, ihrer nicht mehr mächtig, verwirrten Blickes hinab in die reißende Birs.

Jetzt wurde Junker Veit auf die Pilgerin aufmerksam, sah seine ältere Braut nochmals aus den schäumenden Fluthen auftauchen und wieder in denselben verschwinden. Ohne an die, durch den grausigen Auftritt ohnmächtig gewordene Gräfin von Thierstein mehr zu denken, eilte er in einem fort und streifte, wie vom wilden Jäger gehetzt, an der Birs zum Rhein hinab. Hier endlich gelang es ihm, seine Gedanken einigermaßen zu sammeln. Da keine Rettung der Unglücklichen mehr möglich war, er auch zu dem Schlosse, das er in so auffallender Weise verlassen hatte, nicht mehr zurückkehren konnte, so beschloß er nach seiner heimathlichen Burg zu ziehen, wo er das Weitere überlegen wollte.

Gegen Abend gelangte er zur Fähre von Hüningen, wo er sich über den Rhein setzen ließ. Als der Kahn die Mitte des Stromes erreicht hatte, und der Junker gedankenvoll in die Fluth stierte, tauchte plötzlich eine weibliche Leiche daraus hervor. Es war Jutta. Auch der Schiffer sah die Erscheinung, sah den Junker auf den Grund des Kahns zusammensinken, und ruderte kräftiger, um dem Schrecknisse zu entkommen. Als er am jenseitigen Ufer landete, verschwand sein Gefährte alsbald, ohne Fährlohn zu zahlen und eilte stromabwärts nach seiner Burg. Wie er sich aber vom Ufer zu dem Felsensteg wenden wollte, der dahin führte, sah er die todte Braut zum dritten Mal aus den Wellen auftauchen und an den Felsen festgehalten. Dieses überwältigte seine geistige Kraft. Sinnlos stürzte er in die Burg und brachte die Dienerschaft, die ihn nicht erwartet hatte, durch den Ausruf: daß seine Braut einziehen wolle, in Unruhe und Verwirrung. Dann eilte er ebenso rasch wieder den Bergpfad hinunter. Seine Diener folgten ihm mit Fackeln, konnten ihn aber nicht mehr erreichen. Sie sahen nur noch, wie er sich zum Strome hinab bückte, eine menschliche Gestalt aus den Fluthen erhob, sie fest an sich drückte und nun selbst mit ihr im Strudel verschwand. Auf den Schreckensruf der Diener eilten Fischer aus dem Dorfe herbei. Nach langem Suchen fanden sie die beiden Leichen dicht am Ufer unter einem Felsenzacken.

Sie wurden auf Befehl des Bischofs Berthold, eines nahen Verwandten des Junkers Veit, an der Stelle beerdigt, wo man sie aufgefunden hatte. Er selbst segnete den Platz ein und stiftete daneben ein längst eingegangenes Frauenkloster.

Hugideo.

Eine alte Geschichte.

Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Basel seinen Lauf verändert und in rechtwinklicher Biegung seine Stromwanderung gen Norden fortsetzt, hat dortlands wenig Berge und stolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an seine alpenumthürmte Heimath gemahnen. Doch schickt ihm der Schwarzwald einen seiner Ausläufer gleichsam als dienstthuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfange und ihm einen Gruß mitgebe an das, was jenseits Mainz wieder als fröhliches Gebirge seine Ufer umsäumt.

Selbiger Ausläufer ist eine senkrecht und steil in die Rheinfluth abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgeschobener Posten jener großen Heerschaar, die der Belchen und der Blauen befehligen, hat keine sehr anmuthige Form und wird von den Leuten seines gröblichen Aeußern halber nicht mit schmeichelhafter Benennung der „Klotz von Istein“ geheißen. Wächst übrigens heut zu Tag ein guter Tropfen Weines darauf.

Als man zählte nach unsres Herrn Erscheinen vierhundert und fünfzig Jahr, war's ein spärlich bewohnter wilder Strich Landes, was dort am rechten Rheinufer sich hinzog. Drüben am städtereicheren linken Ufer galt römisch Recht und römisch Wesen, diesseits aber saßen und schweiften die Allemannen, ein rauh, streitbar, bärbeißig, dreinschlagend Volk — und war somit am Isteiner Klotz das alte Sprichwort „auf einen groben Klotz ein grober Keil“ bezüglich der Landeinwohner ziemlich eingetroffen. Sie lebten in wenigen zerstreuten Gehöften, trieben Jagd im Schwarzwald und Fischfang in Bach und Strom, verschliefen manch lieben langen Tag auf der Bärenhaut, vertranken manch liebe lange Nacht beim Bierkrug, und harrten, bis das Heerhorn blies und sie zu keckem, wildwüthigem Raubzug in des feineren Nachbars Land hinüberrief.

Zu selber Zeit kam einstmals ein Mann den Rhein entlang geschritten, der sah trüb und traurig drein, war auch eine hoch aufgeschossene blondlockige, rothwangige Gestalt, aber kein Landbürtiger, trug ein faltig Gewand, wie Einer, der bei den Römern drüben gehaust, und schien einen schweren Kummer als Reisegepäck mit sich zu führen, denn er schaute oftmals in des Rheines grünfluthende Wogen, als zög' es ihn zu ihnen

hinunter, und möcht' er am liebsten auf kühlem Stromgrund sein Quartier nehmen.

Wie er aber auf einsamer Wanderung jene Kalkwand erschaute, und über Stein und Fels pfadlos bergan schritt, gefiel ihm der Platz, denn in der Bergwand war ein schattiger Höhlenraum, wo sich ungestört in den Rhein hinunter und zu dem Vogesenwald hinüberschauen ließ; kein Menschenlärm umtönte sein Ohr und friedlich und groß trug der Strom seine rauschende Fluth vorüber.

Der Mann hieß Hugideo und sprach: „Hier will ich ein Nest in den Fels bauen wie eine Mauerschwalbe, und in Frieden geharren, bis mein Tag sich neigt, das soll meine letzte Kunst sein!"

Am Rhein drunten fand er einen alten Salmenfischer, der hieß Nebi und gab ihm Bescheid, daß Niemand einen Zwing und Bann über den Klotz von Istein übe, und daß Nester bauen könne, wer da Gelüst trage und des Mauerns kundig sei.

Da hub der Fremde an sich einzubauen in die Höhlung des Felsens; er schien den Römern ein Stück ihres Architekturwesens abgesehen zu haben: in kurzer Frist stund ein steinern Gelaß keck und wohlgeschirmt in schier unnahbarer Abgeschiedenheit errichtet — ein Klausnerhäuslein, wie dazumal an manchem italischen und gallischen Berg manches eingeklebt stund, denn ein anständiger Mensch hatte in selbiger Zeit eher Drang und Grund, die Welt zu fliehen als sie zu suchen.

Wie es fertig war, ging der neue Siedel auf etliche Tage von dannen über den Rhein hinüber, und wie er wiederkam, trug er einen Korb mit Fisch- und Jagdzeug auf dem Rücken und eine schneeweiße Marmorbüste auf dem Haupt, und trug Geräthe und Marmor den Berg hinan in seine Klause.

Die Büste aber war das Abbild einer jugendschönen Römerin, einer von jenen Köpfen, deren Anblick anderthalb Jahrtausende später den Altmeister W o l f g a n g von Frankfurt anmuthete, wie ein Gesang des Homerus: — das Haar in loser Flechte am Nacken geknüpft, frei, edel und groß das Antlitz, ein güldener Reif um die Stirn.

Jenseits des Steinhäusleins, da wo ein Felsvorsprung Raum gibt in der Biegung des Berges, hämmerte der Mann eine Nische in die Wand und stellte das fremde Frauenbildniß darein, als sollt' es der schirmende Geist des Ortes sein und Aller, die unten vorüber ruderten.

Und auf daß kein ungeweihter Fuß sich jener Stelle nahe, steilte er die Felswand senkrecht ab und baute aus Tannenstämmen eine Zugbrücke, auf welcher er allein aus der Klause

Rückfenster hinüber wandeln mochte. Was er sonst trieb, ward nicht viel ruchbar im Land; Schiffer und Fischer, die in leichtem Kahn rheinabfuhren, sahen ihn oftmals bei sinkender Sonne droben sitzen und hinausschauen gen Süden; es war damals nicht Brauch, daß Einer sich viel drum kümmerte, was der

Andere that, und noch viel weniger, daß von Obrigkeitswegen einem Jeden der Deckel von seinem Töpfchen gelupft ward — so ließen sie ihn gewähren.

Der Rhein aber schuf dem Klausenmann eine Arbeit eigener Art, denn er hält besondere Ordnung in Betreff der Todten, die seine Wellen forttragen sollen. Wer fern im Bodensee oder an helvetischem Ufer ihm zur Beute wird, den behält er und trägt ihn gelassen weiter durch rauschenden Fall und Strudel und Höllhacken hindurch, bis er den westwärts gewendeten Lauf umkehrt; aber zur Wanderung gen Norden und in des Rheingau fröhlich Rebengefild nimmt er die Leichen des obern Landes nicht mit und in der stillen Bucht am Klotz von Istein spült er sie sorgsam an's Ufer.

Da kam oftmals Nebi, der Salmenfischer, zum Klausner gestiegen und rief ihn herab, den stillen unbekannten Gästen die letzte Ehre zu erweisen, und sie schaufelten Manchem ein Grab, den im Rheinfall bei Schaffhausen oder im tosenden Strudel von Laufenburg die Wellen verschlungen, und Manchem, den an der Aar oder Reuß der Fischfang in's Verderben geführt; — kam auch Mancher geschwommen, dessen Schädel von allemannischem Schwerthieb klaffte oder dessen Brust noch eine abgebrochene Speerspitze trug ... Alte und Junge, Nackte und Bekleidete, wie Solche, die nur noch einen Bundschuh am rechten Fuß oder ein zerrissen Lederwamms am Leibe trugen, Alle wurden sie mit gleichen Ehren empfangen und in gleicher kühler Erde eingeherbergt.

Im vierhundert ein und fünfzigsten Jahre war ein milder Frühling aufgegangen und hatten nicht viele Leute Muße, dem Sprossen der Schlüsselblumen und Sang der Nachtigallen zu lauschen. Vielmehr war ein Drang in Alle diesseits des Rheins gefahren, als müßten sie selber Zugvögel werden und gen Süden und Westen ausschwärmen, nicht Singenshalber, sondern bewehrt und beschildet auf Beute, Raub und Völkerschlacht.

Und wieder kam Nebi, der Salmenfischer, herauf und sprach: „Hängt Euer langes Gewand an den Nagel, Hugideo, und rüstet Euch zur Heerfahrt: Schon steht der König Etzel mit seinen Hunnenreitern unten gegenüber von Worms und sein heller Haufen wird über den Rhein schwimmen, daß denen drüben Hören und Sehen vergeht. 'S ist noch manch Stück Beute zu holen und manch römisch Muttersöhnlein todt zu schlagen. Wir ziehen auch mit im großen Hunnenschweif:

Alles muß ruinirt sein! sagt Herzog Krokus' selige Großmutter."

„Aber der Klausner schüttelte sein Haupt und sprach: „Nein!" Da sagte Nebi: „So besorgt statt meiner den Salmenfang."

Mälig ward's lebhaft und kriegslärmend am Rhein, die Volksgemeinden beschlossen auf ihren Malstätten, sich den Hunnen zuzugesellen und mit ihnen den großen Vernichtungszug in's Herz von Gallien zu thun; im Schwarzwald klang die Axt und viel Flöße kamen rheinab geschwommen, Kahn und Brückenholz zum Rheinübergang zu beschaffen; wer ein rostig Schwert hatte, schliff es blank, wer eine Neige Weins im Keller barg, trank sie aus — die mongolische Gottesgeißel wirkte wie Magnet und zog das germanische Eisen an.

Einstmals kam ein Schwarm des jungen reisig streitbaren Volkes zu Hugideo's Klause, ihn zwangsweise mitzunehmen zur Heerfahrt, und sie sprachen: „Heraus, Du Höhlensitzer, Bergspaltmeister, Zeitverträumer! heraus und mit uns! der Etzel soll leben, der große Held! kannst drüben im Gallierland auch Todte begraben, dafür soll Dir gesorgt werden." Er aber sprach wieder: Nein!" und wie sie einen Grund wissen wollten, sprach er: „Ich bin ein freier Juthung und Eurer Cent am Rhein nicht pflichtig und wenn ich Nein gesagt, so weiß ich Niemand im Himmel und auf Erden, der mich zwingen soll, einen Grund dafür anzugeben!"

Da schalten sie ihn ein unmännlich Herz, einen Abtrünnigen, der, wie einst Serapion der Allemann, von fremder Priester Witz bethört, Vaterland, Heerpflicht und den eigenen Namen vergessen.

Hugideo aber fuhr unter sie wie ein Bär unter die Rüden und scheuchte die Schelter mit blutigen Köpfen zur Klause hinaus; und wie sie in ganzer Schaar anstürmten, trat er an das Klausenfenster, schwang sich über die Zugbrücke zum Fels mit dem Steinbild, zog die Tannenstämme an sich und stand nun jenseits des unnahbaren Abgrundes wie ein Gewaltiger. Da belagerten sie ihn zwei Tage, er aber vertheidigte sich kühnlich und manch ein Felsstück flog wohl geschleudert von seiner Hand in den tobenden Schwarm, so daß sie letzlich sprachen: „Das ist ein sonderbarer Heiliger — wirft mit Steinen, die sonst kaum ihrer Drei erschwingen möchten, statt mit Gründen um sich — lassen wir ihn auf seinem Klotz!"

Bald schallte in der Rheinebene Hornruf und der alte Kriegsgesang vom Herzog Krokus; sie zogen auf die Heerfahrt, die Einen zu Roß, die Andern auf wohlgeschirrten Ochsenwagen, wieder Andere in schmalen Nachen, ein wenig bekleideter, aber mit Schwert, Axt und Schild gewaffneter wilder Kriegerschwarm — Alle landab zum großen hunnischen Rheinübergang.

Jetzt war's lange stiller und einsamer um den Klotz von Istein, als je, und Hugideo saß wieder wie sonst auf seinem Felsenvorsprung.

Die Welt war ein klirrendes, schwirrendes Kriegslager geworden, dessen Lärm den Kaisern zu Ravenna und Byzanz manch schlaflose Nacht bereitete, — die Wogen der großen Völkersündfluth schlugen über dem armen Gallien zusammen — er hörte Nichts davon.

An einem nebeligen Herbstabend stand sein Freund der Salmenfischer wieder vor ihm; er trug eine Hand weniger als da er ausgezogen und sonst noch etliche namhafte Spuren von Zerhackung und Zersäbelung, aber einen Gürtel um den Leib, schwer von römischen Goldmünzen, und ein vornehm goldgriffig Schwert an der Seite.

„Bei der Seele meiner Mutter! das war das Aergste, seit die Welt steht und bis sie wieder untergeht!“ sprach er ... und erzählte ihm die Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern, wo die Allemannen auf Atilla's rechtem Flügel mit Franken und Gepiden wider des Aëtius Legionen gefochten. „Waffen und Weh!“ fuhr er fort „Waffen und Weh! König Etzel's Kapp ist zerschnitten, sein Mantel abgesägt, unsre Besten sind todt, was übrig blieb, hat Kehrt gemacht, in wenig Tagen kommt das Heergefolg heim ... es steht unterwegs noch Etliches zu verwüsten, sonst wären sie schon da, wie ich.“

Hugideo aber ging wieder hinüber auf seine Felsplatte, und wie er jetzt nach seinem theuern Steinbild schaute, war der Marmor rostfleckig und eisenfarbig überlaufen von dem aus den Steinritzen träufelnden Kalkgewässer. Darum nahm er's heraus und stellte es auf die Mauer der Felsterrasse und reinigte es sorgsam — und wie er davor stand und seinen Blick darauf haften ließ, als wolle er sich ganz versenken in die Pracht der Züge, da ward ihm plötzlich, als ob dies Haupt voll stiller Majestät auch zu ihm herüberblicke mit beseelten Augen; ein seliger Schauer zog durch des einsamen Mannes Herz und

er drückte einen Kuß auf die steinerne Stirn. Da wich die Büste von dem Mauerrand und stürzte hinab, schlug an die Felskanten auf, ohne zu zerschellen, zischte in die Rheinfluth und versank . . .

Lange blickte ihr Hugideo nach, bis daß die letzten Wasserringe auf dem Spiegel der Wellen zerronnen waren, dann lächelte er vor sich hin, ging in seine Klause hinüber, griff Schaufel und Hacken und grub ein Grab am Abhang seines Berges — seitwärts von der Rheingestrandeten gemeinsamen Ruhestatt.

Wie er aber nach vollendeter Arbeit wieder zur Klause heimgekehrt war, kam plötzlich ein Gedanke über ihn, als habe er Etwas zu thun vergessen — „noch Etwas,“ sprach er, „noch Etwas! . . . Wie steht geschrieben in dem Liederbuch, dessen Sprache sie mich einst gelehrt?

Te spectem suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens, deficiente manu . . .“

Und er stieg abermals hinab und grub ein zweites Grab neben das erste. Und seine Arbeit dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Wie er müde und spät seinen Berg hinaufstieg, stand ein greller Feuerschein am südlichen Himmel und die Röthe nahm nicht ab, die ganze Nacht hindurch. Hugideo aber schritt unruhig auf seinem Fels auf und nieder, als scheuchten ihn alte Erinnerungen, er spähte und spähte durch den Schimmer der Nacht, und sprach hastige, abgerissene Worte vor sich hin, und sein Herz klopfte beim fernen Feuergefunk.

Es waren die Flammen von Augusta Rauracorum, der reichen, hochberühmten Römer-Colonie, die Munatius Plancus einst als Vormauer gegen die Allemannen unweit Basel am Rheinesufer gegründet, prächtig in Tempeln, Wasserleitungen und Theatern, aber dem beutehungrigen Grenznachbar wie ein lockendes Schaugericht vor Augen gestellt und jetzo dem Untergang verfallen.

Der hochaufschlagende Feuerschein zeigte, daß die von den catalaunischen Feldern heimkehrenden Allemannenschaaren ihren Rückweg dort vorüber genommen.

Frühmorgens kam Nebi, der Fischer. „Habt Ihr gesehen?“ sprach er. „Wieder ein Städtlein weniger und ein Trümmerhaufen mehr! Augst, was taugst? . . .“ er bließ über die hohle Hand weg . . . Waffen und Weh! Waffen und Weh! Nehmt Eure Schaufel und kommt, es gibt Arbeit!“

In der Bucht des Rheines auf dem weißen schimmernden Ufersande lag angeländet einer Jungfrau Leiche, die weiße römische Tunica wasserschwer um die schlanken Glieder geschmiegt, das Haar in Flechten über den stolzen Nacken wallend, die Stirn von goldenem Reif umfaßt. Unter der linken Brust klaffte ein leiser Riß im Gewand, wie vom Stich einer schneidigen Waffe.

„Merkwürdig,“ sprach Nebi, der Fischer, „wie die blasse Maid dem Marmorbilde gleicht, das Ihr auf dem Berg droben aufgestellt.“

„Ja wohl . . . merkwürdig!“ sprach Hugideo. Lang und starr stand er vor der Leiche . . .:

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu.“

. . . Er hob sie empor und trug sie mit starkem Arm den Berg hinauf.

„Was habt Ihr gesagt, Hugideo? halt an, Hugideo! wohin, Hugideo?“ rief Nebi, der Fischer, und ließ erstaunt seine Schaufel fallen. Die Gräber stehen ja dort zur Rechten.“

„Begrabe sie heut Nacht!“ sprach Hugideo.

Und er trug sie hinauf in seine Klause und setzte sie sorgsam auf die steingehauene Bank der Zelle und setzte sich ihr gegenüber und hielt schweigend Todtenwache, und flocht vom Epheu, das den Fels umrankte, zwei Kränze, und schmückte das Haupt der Leiche und sein eigenes damit, und füllte sich einen Becher Weines und nickte ihr zu, da er ihn leerte und wich nicht mehr von ihr.

Um Mitternacht aber trug er sie hinab, wo die zwei Gräber, von seiner Hand aufgeworfen, zum Empfang gerüstet standen, und senkte sie ein und warf drei Schollen allemannischer Erde als letzten Gruß auf die todte Römerin, und begrub sie in einsamer Stille der Mondnacht und wälzte einen Stein auf das Grab. Dann ging er zu des Fischers Hütte und rief hinein: „'S ist besorgt, alter Schaufelbruder, und der Ruheplatz neben ihr ist für mich, merk' Dir's!“

Des folgenden Tages trug der Rhein Manchen an's Ufer, an dessen Leichnam der Mauerkampf und Fall und Mordbrand von Augusta Rauracorum mit blutigen Zügen geschrieben stand.

„Auch Du, Junius Messianus, alter Baumeister, Freund und Lehrer!“ sprach Hugideo, da sie einen ehrwürdigen, wundenbedeckten Graukopf aus den Fluthen zogen.

Aber bei einem Anblick schütterte er zusammen: ein trotzig keckes, axthiebdurchfurchtes Männerhaupt tauchte auf; ungerührt zog Nebi, der Fischer, mit langem Schiffshaken den Todten an's Land — Rüstung und Schmuck zeigten die Leiche eines Centurio der zweiundzwanzigsten Legion, der primigenia pia fidelis — noch hing im Gürtel sein zweischneidiger Dolch.

Und er füllte sich einen Becher Weines und nickte ihr zu.

Da flog ein höhnisch Lächeln über Hugideo's Antlitz, er löste die reichgeschmückte Waffe vom Gürtel des Todten und beschaute sie lange — ein großer Onyx prangte im Griff, „fortes adjuvat ipsa Venus“ stand um das feingeschnittene Bildwerk geschrieben.

Hugideo steckte den Dolch zu sich und sprach grimmig zum Fischer: „Alle hier! ... nur Diesen nicht!“

Und sie schleiften den Erschlagenen an seinem dunkeln, stellenweise brandversengten Lockenhaar in den Nachen, verdeckten ihn mit übergeworfenen Netzen, fuhren ihn weit von dannen aus der Bucht in den reißenden Thalweg des Rheines und warfen ihn ohne Segen und Fahrwohl wieder in die Fluthen, auf daß er landabschwimme, weit, weit aus ihrem Revier.

„Es ist gut!“ sprach Hugideo. Dann fuhren sie heim. „Schau morgen früh ein wenig bei mir nach,“ rief er zum Abschied dem Fischer zu.

Wie Nebi, der Salmenfischer, des nächsten Morgens zu Hugideo's Klause kam, saß der aufrecht auf der Steinbank und hatte sich den Dolch des Centurio durch's Herz gerannt, daß er bis zum Griffe im Körper haftete; ein stolzes Lächeln schwebte um seine Lippen.

Da begrub ihn der Fischer an der Seite der Jungfrau, die der Rhein gebracht.

Die Todte hieß Benigna Serena und war die Tochter des Asinius Abundantius, eines reichen und vornehmen Mannes und kaiserlichen Steuereinnehmers zu Augusta Rauracorum. Sie hatte den priesterlichen Schleier genommen und der Göttin Kybele geheimnißvoll Bild im Tempel unten am Rheine gehütet; aber erst seit Frist eines Jahres. Früher war sie ein heiter Weltkind, die schönste im Reigen der Jungfrauen, von Vielen umschwärmt, von den geistreichen Pflastertretern der Provinzialstadt als „Perle des Rheines“ besungen.

Hugideo, der Juthung, war vormals auch in Augst gewesen bei den Römern ...

Heutigen Tages ist unweit jener Strandgrabstätte ein Tunnel in den Berg gebrochen und die Locomotive saust quer durch den Isteiner Klotz. Von Augusta Rauracorum ragen noch wenige verwitterte Backsteinmauern aus dem Wiesengrunde, darüber statt römischer Imperatoren jetzt die weisen Väter des Canton Basellandschaft herrschen; aber dann und wann pflügt der Bauersmann einen güldenen Ring oder eine gewundene Armspange oder einen ehernen Hausgötzen aus den Furchen heraus, und ein spätgeborener allemannischer Nachkomme denkt dabei an jene Zeiten, denn im Greisenalter fallen den Menschen wie den Völkern die Geschichten der Kindheit lebhafter in's Gedächtniß als sonst, wo noch Thaten der Männer zu thun sind.

J. V. Scheffel.

Die Schnewburgen.

Kein adeliches Geschlecht des Breisgau's konnte sich, was seinen Stamm betraf, einst mit jenem der Schnewlin vergleichen. Schon vom eilften Jahrhundert an war dasselbe zu vierzehn Aesten erwachsen: die Schnewlin von Schnewburg, Bernlapp, Bollschweil, im Hof, Kolmann, Kotz, Kreuznau, Kung (König), Landeck, zur Tanne, Weißweil, zum Wiger (Weier), zum Wiler (Weiler) und Wißneck. Sie gehörten zu den frühesten Patriziern der Stadt Freiburg, deren obrigkeitliche Stellen sie, — das Schultheißenthum beinahe erblich, — bekleideten. Als vom Jahre 1293 an auch ein Bürgermeister an die Spitze des Gemeinwesens trat, waren es wieder vorzugsweise die Schnewlin, denen diese wichtige Stelle anvertraut wurde.

Ihre großen Einkünfte bezogen sie, wenigstens theilweise, aus dem Betrieb von Bergwerken, zumal den Gruben von Blei- und Silbererz am Schauinsland (Erzkasten und Hofsgrund). Noch finden sich Glasgemälde in den Fensterbogen des Münsters, welche, wie ihre Unterschrift besagt, Knappen aus diesen Gruben darstellen, die mit dem Spitzhammer das Erz ausbrechen und die gewonnene Beute in hohe Ledersäcke sammeln.

Anziehend in dieser Hinsicht ist besonders der letzte Wille des Ritters **Johannes Schnewli zum Weiler** (im Kirchzartner Thal), vom 9. Oktober 1347, welcher ein anschauliches Bild von den Leistungen und der Lebensweise der damaligen Patrizier von Freiburg gewährt.

Schon ein Jahr zuvor hatte dieser Ritter, als Bürgermeister, auf einem schön gelegenen Hügel oberhalb der Stadt die Karthause gestiftet; diese wurde nun auch in seinen letzten Lebenstagen eine Hauptangelegenheit für ihn. Fünf Zellenhäuschen, vor jedem ein Gärtchen, mitten der gemeinsame Gottesacker, sollten mit einer Mauer umschlossen werden; von ihren Bewohnern allein der Prior ausgehen dürfen. Später verbot zu ihren Gunsten der Gemeinderath, in den anstoßenden

Waldbezirken Vögel zu fangen; „damit diese, so zu den Vätern ihren Flug hätten, und Wohnung bei ihnen nehmen wollten, nicht verscheucht würden".

Für die erste Anlage war, nebst andern Einkünften, ein Theil des Schauinsland und fahrende Habe aus den Häusern in der Stadt bestimmt. Neue Beiträge kamen hierzu. Mehr Zellen wurden aufgeführt, Zinse und Grundstücke vergabt. Silberne Becher, goldene Ringe, Seidenzeug, Gießkannen und Waschbecken nahmen den Weg in die Karthause. Man stiftete ewige Lichter, Fischgerichte auf gewisse Tage, Pergament zu Meßbüchern, alte Handschriften, woran das Kloster reich wurde, sogar Buchbinder- und Tuchscherer-Werkzeuge, da jeder Bruder sich mit einer Arbeit beschäftigen, nebstdem das Gärtchen vor seiner Zelle selbst bauen mußte.

Auch um das Münster zu Freiburg machte sich Ritter Johannes Schnewlin, sowohl durch Stiftung von Pfründen (wovon eine für seinen Hauskaplan), als durch Beiträge zu dem neuen Chorbau verdient, der kurz darauf (1354) begonnen wurde. Unter Anderm vergabte er dahin sein bestes Roß, bedeckt mit einem kostbaren Wappenkleide, und seinen besten Harnisch, worin das sogenannte Besthaupt, als (Tod-) Fallgebühr für das Münster, welcher sich die Bürger freiwillig unterzogen hatten, nicht zu verkennen ist. Zahlreiche Wohlthaten wurden auch den beiden Spitälern, so wie allen Kirchen und Klöstern zu Freiburg, sogar den zehn Klausen und jedem Priester eine Meile ringsumher zu Theil.

In dem adelichen Frauenkloster Günterthal hatte er sich seine Grabstätte gewählt, über welcher im Kreuzgang Tag und Nacht zwei Lichter brennen sollten. Nebstdem verblieb dem Kloster das kostbare Bahrtuch mit Bahre und Harnisch, und das mit seidenem Wappenkleide bedeckte Trauerpferd. Daselbst sollten auch die Jahreszeiten für ihn, seinen Eltern und seine zwei Frauen mit Opfern begangen werden. Reiche Spenden wurden den dortigen Conventschwestern aus den Häusern Schnewlin und Blumenberg zu Theil.

Dörfer und Güter aller Art, darunter nahe und ferne Weinberge, nebst Häusern zu Freiburg, mit reichlich versehenen Scheunen und Stallungen, fielen den nächsten Verwandten; seine Feste Birchiberg bei Weiler, mit den Rüstkammern, zumal Armbrusten und Spießen, seines Bruders Konrad fünf Söhnen zu, männliche und weibliche Dienerschaft wurde nach Verhältniß bedacht. Der Falkner erhielt nebst baaren zehn Pfund Pfenning,

Pferd und Panzer, alle Falken; seine Frau des Herrn Fuchsmantel, sein Knecht drei Pfunde und ein Pferd; nur der edle Meißner-Falke mußte an den Herrn von Rapoltstein abgeliefert werden. Auf gleiche Weise fielen den Jägern und Wärtern die Hunde, mit Ausnahme der acht besten, zu. Besonders wird noch des Vogelstellers, Kellners, des Stadtschreibers Hämmerlin und seines Schülers, der Stadtdiener und der Knechte auf dem Ritterhause erwähnt, welche bei fröhlichen Spielen mit Steinwurf (dem Botschen, Boccia) und der Armbrust auf dem freien Platze, dem Herrn so oft den labenden Becher kredenzt hatten. Diesem lebenstüchtigen und lebensfrohen Vater gegenüber hatte sich jedoch dessen einziger Sohn schon länger der Welt entzogen und war als Mönch bei den Augustinern eingetreten.

Noch im Jahre 1378 und dem folgenden, saßen im großen Rathe der Achtundvierzig zu Freiburg eilf Schnewlin; nämlich acht Ritter unter siebzehn Rittern im Ganzen, und drei Junker; die Herren Hesse und Dietrich Schnewlin abwechselnd als Bürgermeister, Herr Hanmann Schnewlin als Schultheiß. Aber schon nach wenig Jahren hatte sich dieses Verhältniß sehr geändert und die Zahl der Ritter überhaupt auf sechs, darunter zwei Schnewlin, heruntergebracht. Es war in den Schweizerkriegen, zumal die Schlacht von Sempach (9. Juli 1386), welche die Reihen des vorländischen Adels so lichtete, daß ganze Geschlechter ausstarben. Nebst dem Herzog Leopold von Oesterreich hatten sechshundert sechsundfünfzig erschlagene Grafen, Freiherren und Ritter, darunter mehrere Schnewlin, das Feld bedeckt. Dennoch erhielt sich ihr Geschlecht bis in das laufende Jahrhundert, da es im Jahre 1833 mit Franz Xaver Schnewlin zu Bollschweil ausstarb.

Seit dem Jahre 1303 war diese Burg der Bernlappe offenes Haus für Freiburg gewesen; sogar mit dem Gedinge den Bürgern verfallen zu sein, wenn es denselben jemals verschlossen würde.

Der Stammsitz des Geschlechtes, jedenfalls einer desselben, scheint übrigens die wilde Schnewburg im Thale von St. Wilhelm, an dem uralten Wege zwischen Oberried und den Erzgruben von Hofsgrund und Todtnau gewesen zu sein. Schon im dreizehnten Jahrhundert war dieses Schloß theilweise verfallen, und nur noch zur Bewachung der nahen Bergwerke verwendet worden. Da kauften es die Schnewlin Kolman von den übrigen Theilhabern an sich; obgleich auch sie schon zu Freiburg vor dem Predigerthor ein eigenes Haus besaßen. Sie besserten das Mauerwerk aus, richteten das Schloß wohnlicher ein und hielten sich mit Vorliebe daselbst auf.

Die Ungebundenheit aber, deren sie sich auf ihrem einsamen Felsenneste erfreuten, — am Wege standen nur und stehen noch die drei Burghöfe, damals mit Leibeigenen besetzt, — weckte auch bei ihnen die Rauf- und Raublust, ein Grundübel des Adels im Mittelalter. Schon im Jahre 1302 war ihretwegen Freiburg mit den Städten Offenburg und Gengenbach in Mißhelligkeit gerathen, indem zwei Bürger von daher durch die Brüder Heinrich und Wilhelm Kolmann weggefangen und auf der wilden Schnewburg in Bande gelegt wurden. Damals vermittelte noch die Stadt Freiburg für die ihrigen und brachte, unterstützt von dem ortenauischen Landvogt auf Ortenberg, Otto von Ochsenstein, eine Sühne für dieselben zu Stande. Die Kolmannen ließen sich jedoch nicht abschrecken und vergriffen sich bald auch an Freiburger Handelsleuten selbst (darunter auch an einem Juden Liebekind), was endlich die Bürger bewog, bei der Schutzlosigkeit von oben herab, durch eigenes Einschreiten diesem Unwesen ein Ende zu machen.

Zu diesem Zwecke verbündeten sie sich unterm 24. Septbr. 1314 mit Grafen Ulrich von Pfirt, Markgrafen Heinrich von Hachberg, Grafen Konrad von Freiburg, den Brüdern Walter, Burkhart und Siegmund von Harburg, Hugo und Burkhart von Uesenberg, Heinrich von Schwarzenberg, Konrad Werner von Hatstat, Dietrich von Rathsamhausen und Friedrich von Hornberg, gegen die Kolmannen und deren Helfer. Innerhalb vierzehn Tagen nach erfolgter Ladung sollten alle Verbündete zum Auszuge fertig sein, wobei sich Graf Ulrich noch insbesondere dazu verbindlich machte, auch den Ritter Heinrich von Rapoltstein zur Theilnahme zu bewegen. Sühnversuche blieben ohne Erfolg. Bei dem Erstürmen der Burg wurde Heinrich Kolmann gefangen und zu Freiburg in den Martinsthurm gelegt, aus dem er später wieder entlassen wurde. Ihm fiel es insbesondere zur Last, daß er das zur Weide auf den Bergen bestimmte Vieh der Stadt in der Hütte mit dem Hirtenhäuschen verbrannt und einen weggefangenen Bürger um dreizehn Pfund Breisgauer geschätzt hatte. Er starb frühzeitig und kinderlos. Die Burg selbst wurde ausgebrannt und dem Boden gleich gemacht. Sodann (1. Juni 1315) wurde die Sache vor vier Schiedsrichter, zwei von jeder Seite unter Ritter Otto von Ampringen als Obmann gebracht und dahin bestimmt: daß, wenn jene sich nicht vereinigen könnten, bei diesem allein die Entscheidung liegen solle. Da nun solches wirklich der Fall war, so sprach sich Ritter Otto dahin aus: „Die Bürger von

Freiburg hätten den Kolmannen ihren Burgstall zum Schnewberg mit allen Gütern daselbst abzukaufen; denselben auch für Alles, was sie eingebüßt, Ersatz zu leisten. Falls der auf der Burg todtgeworfene Mann ein Leibeigener gewesen sei, so müsse ein gleich guter gegen denselben erstattet werden; wo nicht, so bleibe es dem Gewissen der Bürger überlassen, einige Besserung für ihn zu leisten." So geschah es auch.

Inzwischen hatte, nach dem Tode seines Bruders, Junker Wilhelm Kolmann das Land verlassen, und stellte nach Jahren (wie noch später seine drei Söhne) eine Urfehde über das Vorgegangene, endlich als Ritter und Bürger von Kaisersberg im Elsaß eine schließliche Urkunde über erhaltene vollständige Entschädigung aus.

Die zweite gleichfalls sehr alte Burg, welche von dem Geschlechte der Schnewlin (möglich als theilweiser Stammsitz) ihren Namen führt, ist die Schnewburg auf dem Schinberge (gewönlich Schönberg genannt) oberhalb des Dorfes Ebringen.

Dieses Dorf kommt schon zwischen den Jahren 716 und 720 in einer Vergabung an das Stift St. Gallen vor, wodurch dasselbe eine Jauchert Reben und zwei leibeigene Haushaltungen in der Weise erhält, daß die Schenker (Erfoin und seine Söhne) Alles auf Lebenszeit als Lehen zurückerhalten, dafür aber jährlich dem Gotteshause eine Ladung Wein, ebensoviel Weizen und gleich viel Heu, nebst einem Frischling als Zins entrichten. Offenbar reicht hier der Weinbau, mit den Eintheilungen der Gelände nach Jaucherten, bis zur Periode der römischen Zehendlande hinauf, und ging, — was auch die hier entdeckten Hünengräber bestätigen, — mit besiegten und geknechteten Landesbewohnern an die später eingewanderten Alamannen über. Dabei verfloß schwerlich viel Zeit, bis ein Häuptling derselben über der so einladenden und fruchtbaren Gegend, — schon zur Ueberwachung seiner Leibeigenen, — eine Feste aufführte, die theilweise umgebaut und verändert, unter dem Namen Schnewburg, in Ueberresten auf uns gekommen ist.

Sie erhebt sich auf dem Rücken des sogenannten kleinen Schinberges als ein längliches Viereck, umgeben von einem tiefen, theilweise in Felsen gehauenen Graben. Der Hauptthurm (Bergfried) beherrschte die gegen Westen gelegene Zugbrücke und die Hauptgebäude; rückwärts lagen Wohnungen der Dienerschaft, mit Speicher, Keller und Stallungen. Daran stießen (auf derselben Fläche, welche den ganzen Raum innerhalb des Grabens einnimmt), die Höfe mit Seitenthoren, wovon

eines nach dem in der Mulde des Berges gelegenen Burghofe führte. Ihre letzte Verwüstung erlitt diese Feste im Bauernkriege; doch wurden auch noch in neuerer Zeit Gewandsteine von Thoren und Fenstern ausgebrochen und anderswohin verbracht.

So viel bis jetzt bekannt ist, erscheint diese Schnewburg erst zu der Zeit in Urkunden, als sie dem Geschlechte ihrer Erbauer, die sich zu Freiburg niedergelassen hatten, entfremdet, in spätere Hände übergegangen war. Im Jahre 1349 vergabte nämlich Werner von Hornberg, der sich von seinem Stammsitze an der Gutach in eine mildere Gegend gezogen hatte, diese Feste mit dem dazu gehörigen Bauernhofe an das Stift St. Gallen. Dieses stellte ihm sodann nicht nur Beides als Lehen zurück, sondern fügte auch noch als solches Dorf und Herrschaft Ebringen mit dem Rechte bei, die gewöhnlichen Steuern und Abgaben von allen seinen Gotteshaus-Leuten im Breisgau zu erheben. Seither war dieser Einzug durch einen Klostergeistlichen, der nur auf eine kurze Zeit als Probst in das Breisgau kam, unter Beihülfe eines Schaffners, und die Gerichtsbarkeit durch den Schirmvogt des Stiftes mangelhaft besorgt worden.

Aber auch die Hornberge, obschon nun Lehenleute des Stiftes, entsprachen nicht. Zwei Enkelinnen Werner's mußten durch Leibgeding auf die Herrschaftsteuer ausgestattet werden, um zu Friedenweiler als Klosterfrauen eintreten zu können. Eine dritte (Ursula) war mit Berthold Schnewlin Bernlapp verehelicht, an welchen Burg und Hof bis zur Wiederlösung überging. Daher gelangte diese Herrschaft auch gar nicht an Werner's Enkel, Brun-Werner genannt, der ein Stegreif-Leben auf dem Schwarzwalde geführt zu haben scheint. So finden wir ihn, wie er im Februar 1412 mit einer Schaar Reisiger und Fußvolk nächtlicher Weile in das Dorf Ober-Eschach bei Villingen einbricht, daselbst plündert und das Vieh wegtreibt, worauf ihm nacheilende Städter den Raub abjagen.

Nach manchem Wechsel von Lehenträgern kaufte das Stift St. Gallen im Jahre 1621 sein Lehen wieder zurück und ließ es fortan durch einen ständigen geistlichen Statthalter in Ebringen verwalten.

Nebst den hohen Felsenburgen, die vom Geschlechte der Schnewlin ihren Namen trugen, finden wir noch eine davon benannte Wasserburg in der Ebene, nämlich die Burg Schnewfeld zum Weier, an der Straße von Emmendingen zur Hachburg, welche nach ihrer Zerstörung in ein Gasthaus

und Bad zum Weierschlößchen umgewandelt wurde. Auch diese Burg mag schon in alter Zeit aufgeführt worden sein; denn ohne Zweifel war sie sowohl der nahen Stadt als dem Markgrafen, deren Straße sie beunruhigte, ein Dorn in den Augen, weshalb wohl beiderseits ein späterer Neubau verhindert worden wäre. Daher mußte es auch den Eigenthümern dieser immerhin nur kleinen und schwer zu vertheidigenden Feste daran liegen, mit ihren Nachbarn in gutem Vernehmen zu leben. In solcher Weise trösteten unterm 30. August 1324 die Markgrafen Heinrich von Hachberg, Vater und Sohn, „den ehrbaren Ritter Herrn Konrad Dietrich Schnewlin zu Freiburg und dessen Tochtermann, Ottmann von Kaisersberg: daß ihnen weder an Schnewfeld der Feste bei Emmendingen, der man spricht zum Wiger, noch an Leuten, Gesinde und Gütern daselbst, von Hachburg der Feste Ungemach oder Schade werde zugefügt werden". Unter den Zeugen erscheint auch Herr Schnewli Bernlapp Ritter, Schultheiß zu Freiburg.

Wahrscheinlich gelangte nun diese Burg, — welche früher im Besitze der Johanniter zu Freiburg gewesen war, — an die Kaisersberge, und wurde von denselben mit einer Besatzung aus dem Elsaß versehen, die bei den letzten Fehden der Stadt Freiburg mit ihren Grafen auf der Seite von diesen stand. Als daher die Freiburger mit ihren Verbündeten in den Kampf zogen, war es zunächst diese Burg, welche von ihnen angegriffen und bewältigt wurde. Zum Unglück wurden dabei zwei Junker aus den ersten Patrizier-Geschlechtern von Straßburg, Johannes Zorn, genannt Lappe, und Konrad Maler erschlagen. Zwar sollen sie bei dem Kriege nicht betheiligt gewesen sein, doch ist es wahrscheinlicher, daß sich diese jungen Männer bei solcher Gelegenheit die Ritterspornen verdienen wollten. Ihr Tod war für Freiburg sehr nachtheilig; denn nun brachten ihre Verwandten aus Rache gegen hundert Speere zusammen, womit sie zu dem für die Stadt unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Endingen viel beitrugen.

Uebereinstimmend mit der Entscheidung der „Dreizehn des Landfriedens im Elsaß", welche sich beide Theile gefallen ließen, wurde die Sühne mit den Vätern der Erschlagenen am 15. Januar 1368 abgeschlossen.

Der Venusberg bei Uffhausen.

Der Venusberg bei Uffhausen, am westlichen Fuße des Schinberges, ist jetzt in einen Weinberg umgewandelt. Die Aussicht von demselben ist reizend und mochte früher, als noch Wald diese Stelle bedeckte, viel zur Poesie derselben beigetragen haben. Von diesem Berge berichtet die Sage Folgendes:

Auf der Schnewburg saß in alter Zeit ein Ritter, der Jahrelang große Verbrechen beging. Endlich erwachte sein Gewissen und er nahm sich vor, ein anderes Leben anzufangen; da ihn aber kein einheimischer Priester von seinen Sünden lossprechen wollte, so pilgerte er nach Rom, um von dem Papste selbst die Absolution zu erlangen. Doch auch dieses war vergebens. Vielmehr erschrak der Papst, als er des Ritters Beicht vernommen hatte, so sehr, daß er denselben versicherte: eher werde der Stab, den er (der Papst) in der Hand halte, Rosen tragen, als daß des Ritters Sünden bei Gott Vergebung fänden. Trostlos kehrte dieser den weiten Weg nach Hause zurück. Als er aber bei Uffhausen das Thal hinauf nach seinem Schlosse eilte, sah er seitwärts den Eingang des Venusberges offen, worauf ihn die Verzweiflung so ergriff, daß er sich mit seinem Pferde hineinstürzte und nicht mehr gesehen wurde. Hierauf habe nach zwei Jahren der Stab des Papstes plötzlich Rosen getragen, und sich dieser des bereits vergessenen Ritters wieder erinnert. Es sei darüber auch ein Bericht von Rom an die hinterlassene Wittwe auf der Schnewburg gelangt, weshalb man an dem Venusberge nachgegraben und den Ritter, zwar todt aber noch auf seinem Pferde sitzend, gefunden habe. So oft aber auch sonst hier nachgegraben worden, so sei man doch niemals zum Saale der Frau Venus selbst vorgedrungen. Gewöhnlich seien die Arbeiter durch etwas Unheimliches in Schrecken gesetzt worden, oder es habe sich sonst ein Hinderniß ergeben. So weit die Sage.

Was nun das Letztere betrifft, so war hierin die neuere Zeit glücklicher. Gelegentlich eines Durchschnittes am Fuße des Venusberges nämlich, der behufs der Eisenbahn gemacht wurde, stieß man wenigstens auf eine Höhlung, die sich als Bruchstück einer in Kalkgebirgen gewöhnlichen Tropfsteingrotte, mit seltsamen und bei Fackelbeleuchtung zauberhaften Sinter-Bildungen auswies. Ohnehin lag unfern davon noch eine andere, gleichfalls zerstörte Grotte dieser Art, „Heidenkeller“ genannt, von welcher alte Weisthümer melden: „Die Herren von Freiburg

zinsen jährlich zwei Pfenning von dem Heidenkeller, und ist ein Steinbruch in Ufhauser-Bann ob dem Göttebrunnen u. s. w."

In der Sage des Ritters von Schnewburg knüpft sich übrigens nur die allgemein verbreitete vom Tannhäuser an eine bestimmte, seit Jahrhunderten dafür bezeichnete Oertlichkeit. Auch dieser pilgert, wie das Volkslied versichert, um seiner Sünden los zu werden, über die Alpen.

„Als er nach Rom kam, in die Stadt,
Da bluten ihm die Füße;
Da fiel er nieder auf die Knie,
Daß er die Sünden büße."

„Der Papst trägt in der Hand den Stab,
Vor Dürre wollt er spalten:
„„So wenig wird vergeben Dir,
Als der sich grün gestalten.""

Aber schon in dritthalb Tagen fängt der Stab an zu grünen, und nun schickt der Papst in alle Länder aus, den Verstoßenen aufzusuchen.

„Vergebens, er ist nimmer hier,
Er zog die waldigen Pfade;
Ist nieder in Frau Frenen Berg,
Verzweifelt an Gottes Gnade."

„Drum soll nicht Papst, nicht Kardinal
Den Sünder je verdammen;
Sei seine Sünde noch so groß,
Gottes Huld kann er erlangen."

Schreiber.

Schloß Gamburg

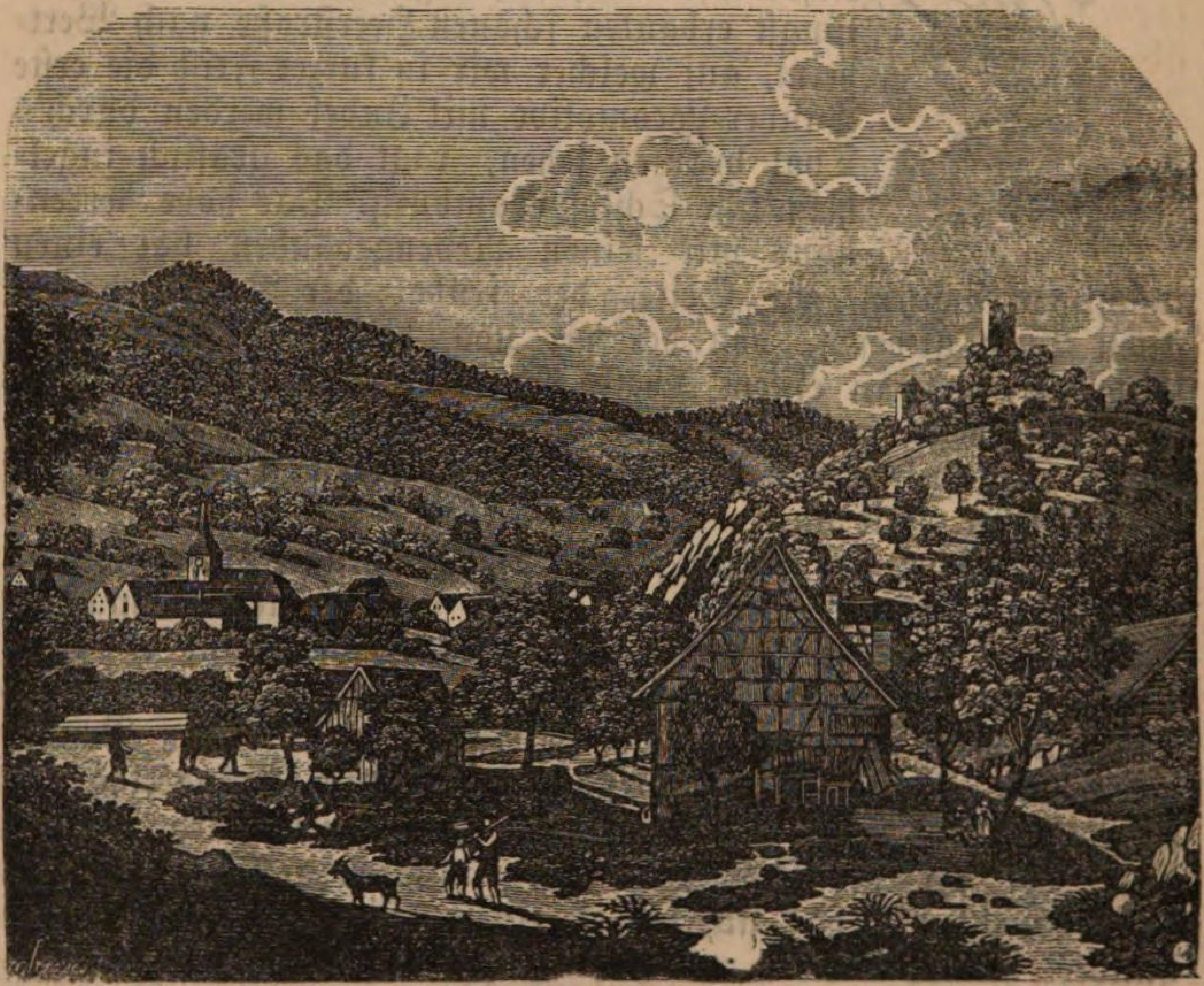
über der Tauber.

Hoch über der Tauber, auf einem freundlichen, sonnigen Hügel, zu dessen Füßen ein stattliches Pfarrdorf sich lagert, nahe bei der unlängst erbauten schönen Heerstraße nach Wertheim, auf welcher wir in kurzer Frist die erste Tauber-Locomotive mit Jubel werden durch's Thal brausen sehen, ragt das gräflich ingelheim'sche Schloß Gamburg. Das hohe Herrenhaus mit seinen Nebengebäuden hat einen mächtigen Thurm zur Seite, der früher der Berchfried der alten Burg gewesen, von der wir noch bedeutende Reste beim Eingang und in einem Theile der Ringmauer finden. Auch die Burgkapelle, in welcher sich eine edle Gräfin von Ingelheim durch eine treffliche Arbeit ihrer Hand verewigt hat, gehört einer älteren Zeit an.

Wohl schon im Anfang des 12. Jahrhunderts war Schloß Gamburg erbaut, und von einem angesehenen Dynasten-Geschlechte bewohnt. Bereits im Jahr 1139 erscheint in einer Urkunde des Bischofs Embriko von Würzburg für das Kloster Schönau ein Beringer von Gamburg mit seinem Bruder Trageboto. Beide sollen ursprünglich aus dem Grünsfeldgrund stammen, wo noch wenige Spuren von einer Burg sichtbar sind, auf der die Edelherren von Zimmern gesessen, ein uraltes Geschlecht, das sich bis zu einem Sigeboto im 9. Jahrhundert hinauf datirt.

Ein Sohn Beringers von Gamberg, gleichen Namens, war Mitstifter des Klosters Brunnebach unterhalb Gamburg, wenigstens wird er im Schutzbrief Papst Hadrians IV. vom Jahr 1159, so wie in der Freiungs-Urkunde, die Kaiser Friedrich I. i. J. 1165 dem Kloster ausstellte, als derjenige genannt, der mit Bilung von Lindenfels und Sigeboto von Zimmern das Schloß Brunnebach mit Zugehör, Bebautem und Unbebautem, so wie die Weiler Meißenheim und Dietenhausen dem neugegründeten Kloster vergabte. Beringer II. wie sein Vater besaßen das Schloß Gamburg ursprünglrch als Lehen vom Erzstift Mainz, denn zufolge einer Urkunde vom Jahr 1157

schenkte der Erzbischof Arnold von Mainz dem Kloster Brombach den Weiler Kleinbrunnebach, welchen ihm Beringer für die Uebergabe des Schlosses Gamburg überlassen hatte. Als nämlich Kaiser Friedrich Barbarossa die Fürsten des Reichs, geistliche wie weltliche, für den Kriegszug gegen die Mailänder zum Heerbann rief, durfte auch der Erzbischof von Mainz nicht fehlen. Um nun, wie es dem Würdeträger des Erzstiftes Mainz gebührte, mit einer vollen und gehörigen Kriegsschaar



Schloß Gamburg.

ausʒuziehen, hatte Arnold den Beringer von Gamburg und Mitherrn zu Gamburg aufgeboten, sich mit seinen Kriegsleuten an ihn anzuschließen, und belehnte ihn für diesen Dienst mit seinem Schlosse Gamburg (seinem Antheil daran), was Beringers Vater früher nur theilweise besessen hatte. Nach einem Brombacher Klosterbericht starben alle Stifter des Klosters im gelobten Lande; sonach hätte auch Beringer II. auf heiliger Erde sein Grab gefunden, etwa im Jahr 1189, denn noch

im Jahr 1189 erscheint er als Zeuge in einer Urkunde des Bischofs von Würzburg.

Uebrigens wird bereits im Jahr 1170 ein Sohn von ihm, Beringer III., genannt. Derselbe wurde in diesem Jahre vom Burggrafen Conrad von Nürnberg von seinem Lehensverband in Betreff einiger von diesem zu Lehen getragenen Zehenten in Albstatt und Haselbrunnen in der Zeitzer Diözese entledigt. Dafür belehnte der Bischof den Burggrafen mit Nicozeshusen (Niklashausen) und dem Zehenten zu Galgenberg, welche dann wieder an Beringer von Gamburg als Lehen übertragen wurden. Erst spät, im Jahr 1200, wird Beringers Name noch einmal in einer Urkunde genannt. Zwischen ihm und dem Kloster Brombach muß es einmal zu Mißhelligkeiten gekommen sein, denn es heißt in der Brombacher Klosterchronik von Göbhardt, daß unter Abt Rüdeger dem Herrn Beringer von Gamburg von Seiten des Convents 25 Mark Silber, so wie Wein und Früchte, ebenfalls im Werth von 25 Mark Silbers, seien übermacht worden, um dem Kloster wieder seine Gunst zu erlangen. Einige Zeit nachher, heißt es weiter in der Chronik, während sich Herr Beringer und Herr Ulrich (wohl v. Düren) gegenseitig befehdeten, that der Graf von Laufen dem Kloster in seinem Hofe zu Königheim großen Schaden. Alles dieses fällt vor die Jahre 1205, da Abt Rüdeger von Brombach verstorben.

Noch bei seinen Lebzeiten gerieth Frau Mathilde, Herrn Beringers Gattin, mit dem Kloster in einen Streit über einige Güter zu Königheim. Im Jahr 1219 traten der Domdechant Johann v. Würzburg, der Abt von St. Stephan und der Domcustos ꝛc. als vom Papst erwählte Schiedsrichter zusammen, und entschieden den Streit zu Gunsten des Klosters. Als Mathilde v. Gamburg sah, daß sie bei fortgesetzter Widersetzlichkeit in den Bann kommen würde, so bekannte sie vor dem Erzbischof Sigfrit von Mainz, in Gegenwart der Brombacher Mönche und Keller Goswin und Cuno, so wie noch Andere, sie habe dem Kloster Unrecht gethan. Dieselbe Erklärung wiederholte sie zu Gamburg vor des Erzbischofs und ihren Leuten, vor dem Abt und dem Keller Goswin und dem Mönch Hartmann von Brombach. Zuletzt gab sie auch diese Erklärung vor den Schiedsrichtern zu Würzburg in Beisein des Bischofs Otto, mit übergab ihrem Manne, Beringer von Gamburg, die streitigen Güter zu Königheim (wo ihr wohl ihre Heirathsgutwiderlegung sammt der Morgengabe versichert

war) dem Kloster Brombach, und versprach dazu 50 Mark Silber als Seelgeräthe und Schadenersatz nebst ihren übrigen Gütern zu Königheim, mit Zustimmung ihrer Töchter.

Dieselbe Mathilde von Gamburg schenkte im Jahr 1220 dem Kloster noch eine Hube zu Uissigheim, was ihr Oheim Sigfrit, Erzbischof von Mainz, ein Geborner v. Eppenstein, bestätigte.

Zu diesen beiden Schenkungen gab Elisabeth, eine der Töchter des verstorbenen Beringer von Gamburg, die sich mit dem edlen Dietrich v. Meinertheim vermählt hatte, mit diesem ihrem Gemahl ihre Zustimmung im Jahre 1223, und verzichtete auf das ganze Gut, sowohl in Königheim als in Uissigheim, zuerst im Dorfe Gamburg, und noch einmal feierlich auf der dortigen Burg.

Da Herr Beringer von Gamburg ohne männliche Erben verstorben war, so fiel das Schloß Gamburg als eröffnetes Lehen wieder an Mainz zurück. Wenigstens werden bereits im Jahre 1225 bei einer Grenzberichtigung zwischen Mainz und Brombach ausdrücklich die Burgmänner des Erzbischofs von Mainz genannt, unter andern Albert und Albero von Gamburg, Gebrüder, Heinrich, Sohn Wortwins v. Gamburg und seine Brüder (Wortwin und Herold) und die übrigen Burgmänner des Erzbischofs, z. B. ein Stokelin v. Gamburg und sein Bruder Ortlieb, wie sie im Jahr 1233 genannt werden.

Aus dieser Aufzählung erhellt, wie bedeutend Gamburg gewesen, und man darf sich nicht wundern, wenn späterhin noch viele ritterliche Herren dieses Namens auftreten, so im Jahr 1251 in einer Wertheimer Urkunde ein Ritter Ulrich von Gamburg. Im Jahr 1374 war eine Else von Gamburg Klosterfrau zu Rechenshofen in Schwaben, und im Jahr 1396 wurde Crafto v. Gamburg zum Abt des Klosters Schwarzach erwählt, der im Jahr 1410 gestorben.

Mit Beringer III. von Gamburg war das Geschlecht der Edelherren dieses Namens ausgestorben, die später Genannten gehörten dem niederen Adel an und führen nur den Namen von der Burg Gamburg. Abt Crafto ist wohl der Letzte des Dienstmannen-Geschlechtes von Gamburg gewesen.

Nach diesen Zeiten wurde Gamburg von Mainz an die ritterlichen Herren von Saunsheim verpfändet im Jahr 1354, an die von Grumbach im Jahr 1358, an die von Stettenberg im Jahr 1359, und diese je zu einem Dritttheil, um 1000 fl.

Letztere hatten die Burg längere Zeit in Händen, denn in der berühmten Kirche zu Niklashausen finden wir noch Denkmäler der Ritter von Stettenberg aus dem 16. Jahrhundert, die wohl auf Gamburg ihren Wohnsitz hatten.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts saßen die sogenannten Küchenmeister von Gamburg auf dem Schlosse. Margarethe Küchenmeisterin von Gamburg war wohl die Letzte ihres Geschlechtes; sie vermählte sich mit dem Mainz'schen Hofmeister Eberhard Rüd von Collenberg und Bödigheim, der im Jahr 1545 auch Mainz'scher Amtmann zu Gamburg geworden. Im Jahr 1546 erhielt er die Burg von seinem Herrn zu Lehen. Nach seinem Tode, im Jahr 1567, theilten sich seine drei Schwiegersöhne, Dietz von Habtstein, Dietz von Ehrenberg und Ebert Brendel von Homburg im Jahr 1569 in die Verlassenschaft ihres Schwiegervaters, wobei dem Brendel von Homburg sein Theil zu Gamburg zugetheilt worden. Im Jahr 1572 — so heißt es in Brendels von Homburg eigenen Familien-Aufzeichnungen — fing er mit seiner Hausfrau Margarethe Rüdin seine Haushaltung zu Gamburg an.

Ueber die Schicksale der Burg wissen wir nur so viel, daß sie schon vor dem Bauernkrieg in Zerfall gerathen. Wohl ist nach dem Zerfall der Burg auf der Höhe, das Schloß im Thal unten erbaut worden, bis die späteren Besitzer von Gamburg es wieder für angenehmer hielten, auf der Höhe zu wohnen, und das jetzige Schloß erbauten. Dieses ging nach verschiedenen Tauschverträgen an die Herren von Dalberg und von diesen an die Grafen von Ingelheim über. Das untere Schloß kam durch Heirath an Franz von Kronenberg, von diesem an die Herren von Sickingen und endlich durch Verkauf im Jahr 1656 an das Juliushospital zu Würzburg, bei dem es verblieben.

Sagen.

Die Melusine von Eulschirben.

Eine Viertelstunde Wegs unterhalb Gamburg, wo die Tauber eine sehr starke Krümmung macht und ein reizendes, einsames Waldthal durchströmt, liegt der Ort Eulschirben, welcher nur aus einem Hofe mit Scheuern und Stallungen und einer Mühle besteht. Letztere ist ein merkwürdiger Bau. Von Weitem gesehen, glaubt man gar nicht, daß es eine Mühle sein könne. Ein starker Quaderbau ragt über dem dunkeln Erlengebüsch des Tauberufers mit zwei hohen Giebeln empor, die mit allerlei seltsamen Hörnern und Schnecken verziert sind. Zwischen beiden ruht ein graues Dach von Schiefer, der in unserer Gegend theuer ist, weil er als Waare vom Rheine herauf geholt wird, und zur Zeit der Erbauung noch theurer gewesen sein muß, als jetzt. Nach der Hofseite zu trägt der Bau zwei stattliche Erker von sauber gehauenen Quadern, und in der Mitte der Bergseite einen Treppenthurm, über dessen Eingang zwei Wappen stattlich ausgehauen sind. Der Thurm wie die Erker haben glockenförmige Dächer. Dies Alles gibt dem Bau ein solches Aussehen, daß man leicht bemerkt, er müsse zu etwas Anderem bestimmt gewesen sein, als zum Gehäuse einer Mahlmühle.

Und so war es auch. Der Erbauer war ein Graf, der auf dem Gamburger Schlosse wohnte, ein Herr, für den es keine größere Freude gab, als in Wald und Feld umher zu schweifen, der Jagd und dem Fischfang obzuliegen. Er kam oft Tage und Nächte lang nicht nach Haus; ja, oft schien es, als ob er sein Schloß nur der Küche wegen brauche; denn wenn er ein kostbares Wildpret oder einen schmackhaften Fisch heim gebracht, und sie wohlbereitet in guter Ruhe verzehrt hatte, machte er sich alsbald wieder auf, um neuer Beute nachzujagen. Seine Gemahlin war, wie man sich denken kann, damit gar nicht zufrieden, allein alle ihre Bitten, bei ihr zu bleiben, verhallten an der unbändigen Waidlust ihres Gemahls; er blieb nicht, obgleich sie ihn gern mit Liebe gehegt und gepflegt hätte.

Einmal geschah es, da lag der Graf nicht weit von Eulschirben, wo damals nur eine schlechte, baufällige Mühle stand, im schattigen Ufergebüsch und fischte. Da rauschte ein Fuß im Grase hinter ihm, und als der Graf aufblickte, ging ein Grasmädchen von außerordentlicher Schönheit an ihm vorüber und nahm ihren Weg nach der Mühle. Dies fiel dem Herrn auf. Er kannte doch alle Leute des Müllers, von diesem Mädchen aber hatte er noch nichts erfahren. Was nun? Der Tag war schwül, die Fische wollten nicht anbeißen; da wickelte der Graf seine Angelschnur um den Stecken und ging ebenfalls der Mühle zu, um sich des Näheren zu erkundigen. Der Müller erzählte ihm, das Mädchen sei vor einigen Wochen zu ihm gekommen und habe ihm ihre Dienste für Feld und Haus angetragen; die hatte er auch angenommen. Dabei habe sie aber zur Bedingung gemacht, daß sie von Donnerstag Abend bis Samstag früh für sich bleiben, und diese Zeit im Walde zubringen dürfe, so schreibe es ihr ein Gelübde vor; er solle jedoch Nichts dabei verlieren, denn sie werde so viel arbeiten, als sonst zwei Mägde thun. So seltsam diese Bedingung ihm anfänglich erschienen, habe er sie sich gefallen lassen, um die Fremde, die gar schön sei, näher zu prüfen. Aber, was sie versprochen, sei eingetroffen, und was sie anfange, gedeihe auf wunderbare Weise. Da ließ sich der Graf die Gegend des Waldes zeigen, wohin sich das Mädchen jeden Donnerstag Abend zurückzog, und entfernte sich, ohne weiter Etwas zu bemerken.

Am nächsten Donnerstage war der Abend noch gar lange nicht herangenaht, da lag der Graf schon im Walde unterhalb der Mühle im tiefsten Gebüsch und lauerte auf die Grasmagd, deren Bild ihm immer noch so vor der Seele stand, daß er seine Gattin darüber völlig vergaß. Und wirklich sah er auch, als es dunkelte, die schöne Gestalt sich nahen: sie ging nicht weit von ihm vorüber. Als sie eine Strecke entfernt war, erhob sich der Graf eilends und schlich ihr leise nach. Aber obgleich er sich gewiß nicht säumte, konnte er ihrer doch nicht mehr ansichtig werden. Es war gerade, als ob sie verschwunden sei. Selbst kein Geräusch von Tritten im Moos, vom Durchdringen durch das dichte Gesträuch konnte er vernehmen. Nur einmal däuchte es ihn, als rausche es in der Tauber, wie wenn Jemand sich badet, und als er sich nahete, sah er wirklich was Weißes im Flusse schwimmen, das er jedoch wegen der dichten Erlenbüsche nicht erkennen konnte; zudem war es auch gleich verschwunden. Kurz, alles Suchen war vergebens, und nach

einer ruhelosen Nacht warf sich der Graf bei Sonnenuntergang unter eine Eiche ins Moos und entschlief, fortwährend von Träumen, die ihm das Grasmädchen in den reizendsten Stellungen zeigten, entzückt und gepeinigt.

In den folgenden Wochen wiederholte der Graf seine Besuche in der Mühle. Häufig redete er mit der Fremden, die ihm je länger je besser gefiel. Aber auf alle Fragen um ihre Herkunft erhielt er keine befriedigende Antwort; auch seine Versuche, das Ziel ihrer donnerstägigen Ausgänge zu erforschen, waren jedesmal vergeblich. Endlich verfiel er auf den Gedanken, vom jenseitigen Ufer her sein Ausspähen fortzusetzen. An einem Donnerstag Nachmittag begab er sich an das jenseitige Tauberufer, der Stelle gegenüber, wo er früher das Rauschen vernommen, und versteckte sich in's Gebüsch. Wie wurde ihm da die Zeit so lang, bis der Abend kam! Endlich erschien der Vollmond am Himmel und leuchtete über das stille Waldthal. Da vernahm er von jenseits ein leichtes Geräusch, die Erlenzweige wurden von einander gebogen, und das schöne Grasmädchen stand ihm gegenüber, vom vollen Mondlichte bestrahlt. Nachdem sie einige Mal stromauf und stromab gesehen, entkleidete sie sich, schlug ihre Gewänder in die Schürze und versteckte sie unter Weidenwurzeln, die sie noch sorgfältig mit Moos bedeckte; sodann stürzte sie sich in den Strom und tauchte unter. Als sie gar lange nicht zum Vorschein kam, wurde dem Grafen angst und bange. Schon glaubte er, das Grasmädchen sei verunglückt, und wollte sich eben erheben. um in der Mühle Lärm zu schlagen, da tauchte sie plötzlich wieder auf in der Herrlichkeit des schönsten Frauenbildes, und wiegte sich, eine Perlenkrone auf dem Haupt, in sanften Bewegungen auf dem Wasserspiegel. Der Graf war fast außer sich, und hätte sich beinahe zu ihr in den Strom gestürzt; als sie aber in ihrem Schaukeln allmählig seinem Lauschorte näher kam, bemerkte er schaudernd, daß ihr Leib von der Hälfte an schuppig war und in einem Fischschwanz endete. Bei diesem Anblick sträubte sich ihm das Haar auf dem Kopfe. Indessen tröstete er sich bald wieder mit dem Gedanken, daß sie jedenfalls nach Belieben den Fischschwanz ablegen könne, und wenn sie den nicht habe, sei sie doch das allerschönste Frauenbild, das er je gesehen. Nach einiger Zeit tauchte sie wieder unter und kam nicht mehr zum Vorschein. Da erhob sich der Graf rasch, ging unterhalb dieser Stromstelle bei der alten Brücke über die Tauber und suchte den Ort auf, wo das Mädchen vorhin ihre Kleider

verborgen. Diese hatte er bald gefunden; davon nahm er die Schürze, nachdem er das Uebrige wieder sorgsam verdeckt hatte; denn er wußte wohl: wer ein solches Pfand besitzt, ist Herr über die wilden Wesen, und sie müssen dem Willen des Inhabers Folge leisten. Damit entfernte er sich, und schlief wieder wohlgemuth auf der Stelle, wo er früher schon übernachtet hatte. Am Samstag in der Frühe, vor Sonnenaufgang, wo, wie ihm bekannt war, das Wasserweibchen den Strom verließ, begab sich der Graf an die Stelle im Walde, wo sie gewöhnlich hervortrat. Es dauerte nicht lange, so kam sie an und schritt gerade auf ihn zu. „Du hast ein Stück meines Gewandes genommen," redete sie den Grafen an, „um ein Pfand zu haben, welches mich Dir in allen Dingen willfährig macht. Dieses bedarf es nicht. Ich gehöre Dir schon längst an, denn wir „wilden Wesen", wie uns die Menschen nennen, lieben Alle, welchen gleich Dir der schattige Wald, Luft, Licht und frisches Leben im Freien ihre einzige Wonne ist. Aber Du solltest mich vorher kennen lernen, wie ich bin und was ich vermag; deshalb verdingte ich mich in der Mühle und zeigte mich Dir, um Dich auf mich aufmerksam zu machen, in meiner Gestalt als Jungfrau des Stroms, als Du vorgestern in den Erlenbüschen lagest, und meintest, ich bemerke Dich nicht. Aber wisse, daß das Band, welches, so Du wünschest, uns vereinigen wird, sogleich zerreißt, sobald Andere unser Geheimniß erfahren. Kannst Du schweigen, so will ich Dir nahe sein und bleiben, und Dich beglücken, so viel ich vermag."

Entzückt umarmte der Graf das wunderbare Wesen, ohne der heiligen Gelübde zu denken, welche ihn an seine tugendhafte Gattin banden, und schwur, Alles zu thun, was die Geliebte begehre. Da sagte sie: „Baue an der Stelle, wo die Mühle steht, ein Gebäude, das so tief im Boden liegt als es über demselben in die Höhe ragt. Durch die unterirdischen Gemächer, welche durch Oeffnungen mit dem Fluß in Verbindung stehen werden, kann ich dann jederzeit bei Dir eintreten und mich entfernen, sobald meine Natur mich zwingt, einen Tag in der Woche ganz in meinem Elemente zu verweilen."

Damit war der Graf sogleich einverstanden; er nahm Abschied von ihr bis zur Vollendung des Baues, und das Grasmädchen verschwand. Der Graf aber kaufte dem Müller seine baufällige Mühle ab, ließ sie niederreißen und den Bau errichten, der noch steht. Dies war in sehr kurzer Zeit geschehen

denn zur Verwunderung der Maurer und Steinmetzen wuchs ihnen das Gebäude gleichsam unter den Händen. Nach seiner Vollendung ward es auch im Innern schön eingerichtet; der Graf behielt die oberen Gemächer für sich; er allein hatte den Haupteingang zum Thurm, dessen Treppe sowohl aufwärts zu seinen Gemächern als abwärts in die Wasserräume führte und die fast immer verschlossen war. Der Müller mit seinen Leuten nahm als Verwalter Besitz von den unteren Räumen; dabei war ihm aber auf's Strengste eingeschärft, sich um Nichts zu kümmern, was auch vorgehe, und über Alles, was er vernehme, das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Anfänglich ging Alles nach des Grafen Wünschen. Das Wasserfräulein hielt pünktlich Wort. Als der Bau vollendet war, erschien sie, und der Graf führte im Umgang mit ihr das üppigste Leben. Sie bot Alles auf, ihn fortwährend an sich zu fesseln. Oft sang sie ihm reizende, wunderbare Lieder, oder ließ ihn Saitenspiel hören, worin sie eine Meisterin war. Zuweilen schweifte sie verkleidet mit ihm durch Berg und Wald, verweilte an schattigen Stellen, während er jagte, und kehrte erst bei Mondlicht mit ihm heim. Am Donnerstag Abend jedoch nahm sie Abschied, eilte die Treppe hinab, und verschwand in den wassergefüllten Räumen, bis sie am Sonnabend früh wiederkehrte, um den Grafen aus dem Morgentraum zu wecken.

Die Zeit ihrer Abwesenheit am Freitag benutzte der Graf gewöhnlich, zu Hause bei seiner Gattin zu verweilen. Wenn ihn diese dann treuherzig über sein Ausbleiben befragte, schützte er bald Dieses, bald Jenes vor: Er hatte große Reisen gemacht, war auf Jagden abwesend und Aehnliches. Allein in ihrer Seele tauchte immer mehr der Verdacht auf, daß eine andere Verbindung ihn fessele; denn von dem sonderbaren Gebäude in Eulschirben hatte sie genug gehört, um noch länger im Unklaren zu sein. Auch der Müller machte sich häufig Gedanken über das Thun und Treiben seines Herrn. Oefter hatte er Gesang einer Frauenstimme und Saitenspiel gehört, aber die Sängerin weder ein- noch ausgehen sehen. Seine Neugierde stieg von Tag zu Tage. Einmal, als eines Abends wiederum der schöne Gesang erscholl, bemerkte er, daß der Treppenthurm, den der Graf sonst immer so sorgfältig hütete, unverschlossen war. Da schlich der Müller sich leise hinauf bis zur Thüre und lauschte. Nach Beendigung des Gesangs hörte er den Grafen mit einem Weibe reden. Wie klang ihm da die Stimme so bekannt! Fast kam es ihm vor, als wäre es die

seines Grasmädchens, das so sonderbar in seinen Dienst getreten, und so geheimnißvoll daraus verschwunden war. Um sich jedoch sicherer zu überzeugen, wartete er wieder einmal eine günstige Gelegenheit ab, wo eines Freitags in den oberen Räumen Alles stille war, schlich leise hinauf und bohrte in die Thüre einige Löcher, die er dann mit hölzernen Zäpfchen sorgfältig wieder verschloß. Einige Tage darauf, als oben der Gesang begann, gelang es ihm abermals, bis zur Thüre zu kommen. Er zog die Zäpfchen aus und schaute durch die Löcher. Da sah er denn seine ehemalige Dienerin kosend neben dem Grafen, angethan mit wunderschönen Gewanden, von Seide und Gold, so prachtvoll, wie sie Kaiserinnen nicht zu tragen pflegen.

Ueber diesen Anblick wurde der Müller wie verwirrt. Er vergaß fast das Weggehen von der Thüre. Nachdem er sich aber hinreichend überzeugt, daß es wirklich keine Andere sei, als sein ehemaliges Grasmädchen, beschloß er, dem Abt von Bronnbach des nächsten Tages Nachricht davon zu geben und sich dessen Rath über sein ferneres Verhalten zu erbitten.

Der Abt war höchlich erstaunt über das, was er vernahm. Er frug den Müller über Alles, was Dieser bemerkt hatte, auf's Genaueste aus und gab ihm dann ein kleines zusammengefaltetes Blatt Papier mit, welches mit geweihtem Wachs sorgfältig verklebt war, und sprach: „Nimm dieses Blättchen mit Dir und lege es, wenn Du merkst, daß das Mädchen an einem Donnerstag beim Grafen ist, unter die oberste Staffel der Treppe, auf die man treten muß, wenn man in den Thurm will. Vollführe dies unter Aussprechung der drei höchsten Namen und überlaß das Weitere dem allmächtigen Gott."

Der Müller fand bald Gelegenheit, den Auftrag des Abts zu vollziehen, da der Graf, wahrscheinlich in der Verblendung über sein vermeintliches Glück, im Verschlusse des Thurmes lässiger geworden war. Da erhob sich, als es Abend wurde, in den oberen Räumen plötzlich ein großes Wehklagen; man hörte eine weibliche Stimme bitterlich jammern und weinen, dazwischen sprach der Graf und suchte zu trösten, er fluchte aber auch und wetterte. Dies währte bis um Mitternacht. Da vernahm der Müller mit Angst und Zittern einen schweren Fall in die Tauber, eine Frauenstimme stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, dann war Alles todtstill.

Am folgenden Morgen trat der Graf blassen Angesichts aus dem Thurm und eilte in den Wald; erst spät Abends

kehrte er wieder. In der Nacht hörte man ihn oben auf- und abschreiten, dann gegen Tagesanbruch oftmals die Treppe im Thurm bis zum Wasser auf- und niedersteigen. Er gönnte sich keine Ruhe mehr. Ging er aus, so wandelte er beständig das Ufer der Tauber entlang. Häufig setzte er sich an hohen Uferstellen nieder und schaute unverwandt in den tiefen, dunkelgrünen Wasserspiegel, bis ihn plötzlich wilde Ungeduld zu fassen schien, daß er aufsprang und im nahen Walde verschwand.

Auf das Schloß zu seiner Gemahlin war er in dieser Zeit gar nicht mehr gekommen. Da erfuhr endlich die Gräfin, wie krank ihr Gemahl sei, und sogleich kam sie, sich als liebevolle Gattin seiner Pflege zu unterziehen. Aber alle Tröstungen und die sorgfältigste Behandlung vermochte nicht, ihn wieder zu beleben, denn sein Herz war gebrochen über den Verlust des wunderbaren Wesens, dessen Liebeszauber er sich so ganz hingegeben hatte. Die Treue seiner Gattin rührte ihn jedoch so, daß er ihr in den letzten Stunden Alles bekannte, was er in der Verblendung gesündigt hatte.

Nach seinem bald darauf erfolgten Tode beschloß die Gräfin, an den Orten, wo sich ihr Gemahl so schwer vergangen, in Gebet und Andacht fern von der Welt ihre Tage zu beschließen. Mehrere ihrer Frauen vereinten sich mit ihr und so wurde aus dem Wasserbau zu Eulschirben ein kleines Kloster, welches bis zu dem erst lange nachher erfolgten Tod der Gräfin bestand. Wenige Tage nach ihrem Abscheiden fing die Tauber plötzlich an, ungeheuer anzuschwellen. Eine furchtbare Wassermenge erfüllte die ganze Breite des Thals, so daß von Eulschirben nur noch das Dach hervorschaute. Die Nonnen flüchteten in Todesangst in die oberen Räume; verzweifelnd riefen sie um Hilfe, die aber Niemand gewähren konnte. Nach Verlauf einiger Tage fiel das Wasser wieder, die Nonnen aber beschlossen, weil solche Ueberschwemmungen sich erneuern konnten, in ein anderes Kloster überzusiedeln. Sie übergaben daher den Bau einem Müller, der wieder eine Mühle daselbst einrichtete, wie man sie noch jetzt sieht. Es kostete jedoch viele Mühe, dies zu bewerkstelligen, denn man mußte die starke Quadermauer des Gebäudes durchbrechen, um Oeffnungen für die Wallbäume zu gewinnen.

Von dem Wasserfräulein hat seitdem Niemand mehr weder Etwas gehört noch gesehen.

Allzufrieden und Unzufrieden.

Bist Euch, so sprach der Alte, des Mährchens wirrer Sohn,
Der seinen Schatten füttert, ein Sinnbild der Nation,
Die fern dem frischen Leben und seiner ew'gen Kraft
Nach Schatten jagt, für Schatten sich abquält, müht und schafft.

So dacht ich meines Volkes, als mir im Taubergrund
Ein Mährchen einst erzählt ward von mährchenkund'gem Mund;
Reich sind des Flüßleins Tiefen an Nixen jeder Art,
Von denen manche liebend mit Menschen sich gepaart.

Es ging von Gamburg einstens der Graf in's nächt'ge Thal,
Die Wogen rauschten lieblich — da taucht mit einem Mal
Solch' Weib aus dem Gewässer, ein wunderholder Leib.
Der Ritter, wie bezaubert, umarmte sie als Weib,

Des bessern Bunds vergessend. Oft stieg er nun zur Fluth
Und hat im Wellenschlosse beim schönen Weib geruht,
Das stets mit neuen Reizen des Grafen Herz berückt;
Ein Kränzlein, heißt es, habe sie ihm auf's Haupt gedrückt:

Von frischen Wasserrosen; das nahm ihm ganz den Sinn,
Daß sein vergang'nes Leben gleich einem Traum dahin,
Vergessen und verklungen. — Ein prächtig Bubenpaar
Schenkt ihm das Wellenmädchen, das ohne Schmerz gebar.

Die bracht' er auf ein Bergschloß im Odenwald. Zur Nacht
Pocht es am Thor; drei Weibern wird eilends aufgemacht,
Die nach den Kindern fragen. Der Ritter wußte schon,
Daß sie Geschenke brächten. Die Erste sprach: „Dein Sohn,

Der rechts im Wieglein schlummert, er werde stark und groß!
Dem in der andern Wiege wünsch' ich ein gleiches Loos!"
Die Zweite: „Klug von Sinnen werd' er ein weiser Mann!
Dem Einen gleich der And're!" — Die Dritte trat heran;

Zur Wiege rechts gewendet: „Der rege Sinn sei Dein,
Der ewig unzufrieden —" Auf fährt der Graf: „Halt ein!
Den Wunsch begehr ich nimmer. Ist dieser auch gefeit,
Laß meinem andern Buben das Glück Zufriedenheit!"

„Ich laß es ihm," — die Alte lacht hämisch. Wie ein Rauch
Verschwinden die Gestalten. Nach gutem Ritterbrauch
Erzog man nun die Knaben; sie wurden stark und groß,
Doch wunderbar geschieden war schon der Kinder Loos.

Der Eine unzufrieden, nie that er sich genug,
Er lernte fast gewaltig, er lernte wie im Flug;
Von einem sprang zum Andern sein nimmer müder Sinn;
Der Zweite lernte gleichfalls, doch nahm er's ruhig hin,

Schalt ihn einmal der Lehrer; selbst Schläge nahm er an,
Denn: „Ohne Schläge," sprach er, „wird Einer nie zum Mann,
Mit Schlägen zieht man Kinder." So sprach er selbst noch Kind,
Der Eine stets zufrieden, der And're Brausewind —

Vom Kopf bis in die Zehe, des Lehrers ärgste Last;
Der Eine allwillkommen, der And're allverhaßt.
Der Eine neckte Jeden, der Andre litt's in Ruh',
Daß Mägde selbst ihn neckten — er lächelte dazu.

„Was liebt sich," sprach er, „neckt sich: Sprichwort ist wahres Wort.
Was sollt ich darum zürnen? Volkslieb, das ist der Hort,
Den wir erringen sollen." — Auf Reisen ging das Paar,
D'rauf stets Graf Unzufrieden die Qual der Wirthe war.

Das Gräflein Allzufrieden war hoch willkommner Gast,
Die schlechteste Bewirthung, im ward sie nie zur Last;
Er war allwärts zufrieden, bei jedem Schoppen froh;
Kratzt' allzusehr der Krätzer, dann sprach er: „s'ist mal so!"

Es wechselt gleich dem Leben das Reisen die Gestalt,
Heut ist es warm und wonnig, und morgen schaurig kalt.
„Man muß darein sich finden!" Stets reist' er drum so schlecht;
Besser als er logirte der Knappe, selbst der Knecht.

Als von der Reise kehrte das schmucke Brüderpaar,
Nahm sie der Graf nach Gamburg — es war nach manchem Jahr —
Die Gräfin schon gestorben. Der Unzufrieden ward
Des Alten rechter Liebling, das Volk benannt ihn hart.

Doch mehrt er Land und Leute und führte Krieg auf Krieg,
Graf Allzufrieden meinte: „Was soll mir Strauß und Sieg?
Ich bin mit dem zufrieden, was Gott mir mild bescheert."
Sein Volk lebt' still und glücklich, doch ward drum nicht geehrt

Der gute Allzufrieden. Man that ihm Tort auf Tort,
Ein Recht nahm auf das And're sein liebes Volk ihm fort.
Ein tüchtig Weib zu freien, das fiel ihm nimmer ein,
Sein Weib hat ihn erfreiet — er mußt's zufrieden sein.

Sie zeugte mit ihm Söhne, die Schaar vermehrte sich
In seltsamlicher Weise; doch keins der Kinder glich
Dem Vater, der sie pflegte. In seinem klugen Sinn
Merkt's wohl Herr Allzufrieden, doch nahm er's ruhig hin.

Und sprach: „Unehelig zeugte sie schon das sechste Kind,
Mich stellt's jedoch zufrieden, daß es nicht zwölfe sind.
Die Weiber heut'ger Tage sind alle so gemuth —
O tempora, o mores!" Gedeihlich wuchs die Brut.

Und übt in allen Künsten des Ritters brav sich ein.
Nur Einer sprach: „Herr Vater ich mag kein Ritter sein!
Thut mich zu einem Schmiede — werd' ich ein tücht'ger Schmied!"
Der Alte d'rauf: „Ich höre zukünft'ger Tage Lied!

's ist aus mit unserm Wesen — mein Grafenschloß zerfällt,
So werde denn, mein Bube, ein wackrer Schmiedeheld!
Ernähr Dich treu und redlich: Gut Handwerk lohnt sich gut!"
Graf Unzufrieden knirschte, als er's vernahm, vor Wuth.

Ein Schmied lebt in dem Spessart, fast Wieland gleich an Kunst.
Selbst was die Zwerge schufen, dem Künstler war's ein Dunst;
Er wohnt in einer Höhle. Ihm brachte seinen Sohn
Der Vater Allzufrieden und zahlte reichen Lohn

Voraus für sieben Jahre — grau ward der Held und alt;
Da sprach er einst: „Mich lüstet's, einmal im Spessartwald —
Den Buben aufzusuchen, wie der als Schmied wohl schaut?"
Er pocht am Thor der Höhle, d'rin regte sich kein Laut.

Er sprach: „Lang warten lassen ist großer Herren Art,
Ich möcht' ein wenig schlafen, ermüdend war die Fahrt!
Wird's Feierabend, öffnet von selber sich das Thor."
Er legte vor der Höhle gemüthlich sich auf's Ohr —

Und schnarchte — Donner, schnarchte, daß weit der Wald erscholl
Von dem gewalt'gen Dröhnen, von Stein zu Steinen quoll
Der Ton gleich einem Strome — ein Felsstück löste sich
Und traf des Alten Schläfe, — der seufzte und erblich.

Das hatt' er von dem Schlafe, im Schlaf traf ihn der Streich.
Es war wohl selbst sein Sterben dem Allzufrieden gleich.
Denn Sterben ist natürlich, ein Jeder muß daran?!
Sprecht, Freund', woran gemahnt Euch der allzufried'ne Mann?

Alexander Kaufmann.

Der Wassermann.

Behüt' Euch Gott vor dem Wassermann
Zu Gamburg unter der Brücke!
Mit giftigen Augen glotzt er euch an,
Mit Augen voller Tücke!

Er ist ein schmucker, grüner Gesell,
Wohnt unten bei den Fischen,
Auch ist er pfiffig und wunderschnell,
Die Kinder zu erwischen.

Und wenn ihm solch ein Fang geräth,
Gott schütze die armen Dinger!
Da hilft nicht Messe, nicht Gebet,
Und Töpfe sind ihre Zwinger.

Nur einmal in der Woche Lauf,
Wenn Mittagssonne brütet,
Läßt er die Kleinen ans Licht hinauf,
Doch kurz nur und scharf behütet.

Da faßt's die Geister mit Uebermuth
Im wonnigen, sonnigen Glanze,
Sie schaukeln sich auf der warmen Fluth
In wiegendem, biegendem Tanze;

Sie brechen Blumen am Uferrand,
Es ist ein Jubeln, ein Hüpfen —
Da winkt der Nix mit grüner Hand,
Und die lustigen Elfen entschlüpfen.

Ein leises Schluchzen quillt empor,
Ein herzzerreißend Wimmern —
Und wieder ist's einsam, wie zuvor,
Und die Fluthen, die grünen, schimmern. —

Behüt' euch Gott vor dem Wassermann
Zu Gamburg unter der Brücke!
Mit giftigen Augen glotzt er Euch an,
Mit Augen voller Tücke.

Und jedes Kindlein freue sich,
Das spielt in den Lüften, den frischen,
Denn unten ist es schauerlich
Beim Wassermann und den Fischen.

A. K.

Kastelberg und Schwarzenberg.

In den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung hatten die Römer als damalige Oberherren des Landes jede Hauptmündung eines Schwarzwald-Thales durch Befestigung zu sichern gesucht. So war unter vielen andern auch das Kastell („der Kastelberg") im Thale der Elz auf einem niedern Hügel rechts von diesem Flusse entstanden. Beim Vordringen der deutschen Stämme, namentlich der Alamannen, fand es, wie die Uebrigen, seinen Untergang.

Nach einer Zeit der Kriegszüge des Schreckens und der Verwüstung siedelten sich die Eroberer, Häuptlinge und Gefolge unter den leibeigenen Ueberresten der frühern Bevölkerung an, und theilten sich in das Land, je nachdem es ihnen zusagte, oder sie darüber einig wurden.

Da das Christenthum längs des Rheins, — wenn auch untermengt mit Götter- und Mysterien-Dienst, — schon Eingang gefunden hatte, und nun auch zahlreiche Glaubensboten dafür thätig waren, so befreundeten sich die neuen Ansiedler bald mit denselben; es entstanden unter seinem Einflusse Klöster und Kirchen, die zur Vermittlung weit auseinander liegender Höfe dienten, und durch zahlreiche Vergabungen um des Seelenheiles willen bereichert wurden.

Dieses war nun auch im Elzthale der Fall. Noch wird auf ein Kirchlein, als weit und breit das älteste, hingewiesen, von welchem die Sage berichtet, es habe der Gottesdienst darin nicht angefangen werden dürfen, bis sich der „Simon aus dem Walde, von dem der Simonswald seinen Namen führe", eingefunden habe. Nächste Folge dieses Zusammentreffens bei dem Waldkirchlein war die Entstehung eines Klösterchens, woraus später das adeliche Frauenstift St. Margaretha erwuchs, und die Gründung der Stadt Waldkirch selbst, die in ihrem Namen das Andenken an ihren Ursprung aufbewahrt.

Die eigentliche Stiftung von St. Margaretha wird übrigens Burkhart I., Herzog von Alamannien, zugeschrieben, der sie zur Sühne eines gewaltsamen Kriegerlebens gemacht habe

unter Mitwirkung seiner frommen Gemahlin Regilinde und seiner Tochter Gisela, welche selbst dahin sich zurückzog und fortan als Heilige verehrt wurde. Urkundlich ist, daß schon im Jahr 926 ein Gränzstreit zwischen den Klöstern Waldkirch und Ettenheim auf öffentlicher Gerichtsstätte beigelegt werden mußte; wobei Ersteres zur Entschädigung neue Vergabungen erhielt. Diese vermehrten sich noch unter Herzog Burkhart II. und seiner Gemahlin Hedwig, von denen das Stift an Kaiser Otto I. überging, dessen Enkel, Otto III. seine Schwester Sophie, wieder unter Schenkungen daselbst eintreten ließ.

In dem von Letzterm am 22. Dezember 993 ausgestellten Freiheitsbriefe wurden überdies dem Kloster alle Rechte und Vorzüge zuerkannt, deren sich Corvey, Reichenau und andere Benedictiner-Klöster im deutschen Reiche erfreuten. Es durfte mit seinen Gütern nach Belieben schalten, sich Aebtissinnen und Kasten- (Schirm-Kloster-) Vögte frei wählen und alle ungebetenen Gäste, die ihm lästig fallen mochten, entfernen. Auch folgende Kaiser erneuerten diesen Freiheitsbrief; so Heinrich V. im Jahr 1123 u. s. w.

Uebrigens lag gerade in diesem ungebundenen Schalten und Walten eines Benedictiner-Frauenstiftes die Hauptursache seines Zerfalles.

Wie der Dingrodel des Elzthales ausweiset, so war dieses, abgesehen von anderweitigen Besitzungen, vollständig sein Eigenthum; denn die höchsten Rücken (Wasserscheiden) der dieses Thal einschließenden Berge, werden daselbst als Grenzlinien des Klostergutes angegeben. Ein gewichtiger, mit eigener Burg versehener Kastenvogt war daher in unmittelbarer Nähe des Klosters nicht aufzufinden. Und wirklich führt auch der Vogt, der im Jahr 1111 für die Nonnen zu Margaretha mit jenen der Mönche von St. Peter einen Tausch abschließt, nur den Namen Konrad von Waldkirch (Cuonradus de Waltkilicha); nicht etwa als Edler dieses Geschlechtes (denn ein solches gab es nicht), sondern von seinem damaligen Aufenthalt im Orte bei dem Kloster, vielleicht auf dem Kastelberge. Erst nach beinahe drei Jahrzehenden (1139) ist derselbe Vogt, nebst seinem gleichnamigen Sohne als Konrad von Schwarzenberg (Cuonradus de Suarcenberg et filius ejus Cuonradus) bezeichnet. Offenbar hatten ihm in dieser Zwischenzeit Aebtissin und Convent die Erlaubniß ertheilt (mindestens keine Einsprache dagegen erhoben), auf ihrem, des Stiftes, Grund und Boden, dem Kastelberge gegenüber links der Elz, über einem Vorhügel

des Kandel eine Burg aufzuführen, wornach er und seine Nachkommen, oder Andere, welche in ihre Stelle eintraten, sich benannten. Ohne eine solche Vergünstigung hätte die von dem Kastenvogt eigenmächtig erbaute Burg nach dem Reichsgesetze Kaisers Friedrich II. vom Jahr 1220 niedergerissen werden müssen.

Auch über die ursprüngliche Abkunft dieses Klostervogts dürfte kaum ein Zweifel obwalten. Er selbst wird zwar nicht darnach aufgeführt, dagegen nennen sich in dem Kaufbriefe des Platzes zum Kloster Thennenbach (1161) seine zwei Söhne ausdrücklich: „Konrad und Werner, Kastenvögte von Schwarzenberg, von Falkenstein zwei leibliche Brüder“ (Cuonradus et Wernherus advocati de Swarzinberch, de Valkenstein duo fratres germani). Es war also nachdem von Seite der Herzoge auf die bisherige Schirmvogtei des Margarethen-Stiftes verzichtet worden war, ein Konrad (Kuno) von Falkenstein (aus dem Höllenthale?) mit diesem für dasselbe so wichtigen Amte betraut worden. Eine Zeit lang behielt der, von dem Hauptstamme getrennte Zweig noch das Andenken an solchen durch Anschluß des alten Familien-Namens an den seinigen bei, bis solcher nach und nach vergessen und die Bezeichnung vom Schlosse Schwarzenberg allein geltend wurde.

Ein Enkel Kuno's I., Sohn Kuno's II., Kuno III. von Schwarzenberg erscheint als Kastenvogt von St. Margaretha zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Er befand sich im Jahr 1204 mit den deutschen Kreuzfahrern zu Akkon in Palästina, von wo aus er mit dem Abt Martin als Gesandter zu dem Hauptheere, welches aus andern Nationen bestehend vor Konstantinopel lagerte, abgeschickt wurde. Dieses stürmte sofort und eroberte (12. Februar 1204) die Hauptstadt des byzantinischen Reiches, worauf Graf Balduin von Flandern auf den Thron der griechischen Kaiser erhoben wurde. Abt Martin hatte nichts Angelegeneres zu thun, als bei der allgemeinen Plünderung, wobei unermeßliche Beute gemacht wurde, Reliquien von Heiligen zusammenzuraffen, um damit sein deutsches Vaterland zu beglücken.

Ritter Kuno kehrte arm zurück und sah sich sogar genöthigt, im Jahr 1207 seinen Maierhof zu Vörstetten, den ihm seine Frau als Heirathsgut zugebracht hatte, mit deren Einwilligung an den Abt von Thennenbach für sechzig Mark Silber zu verkaufen. Sie selbst wird bei dieser Gelegenheit nach dem Amte ihres Gemahls, Kastenvögtin (Advocatissa) genannt.

Wahrscheinlich starb er kinderlos und die Vogtei ging auf ein anderes ansehnlicheres Geschlecht über, welches zum höhern Adel zählte. Fortan findet sich unter den Schwarzenbergern kein Konrad (Kuno) mehr, sondern zunächst ein Walter, der Freiherr genannt wird (nobilis Waltherus dictus advocatus de Schwartzinberg); dessen Tochter auch mit dem zu Straßburg verstorbenen Grafen Rudolph von Habsburg, Landgrafen im Elsaß, verehelicht war.

Unter diesen Umständen mochte schon im dreizehnten Jahrhundert ein Theil der Vogteirechte des Margarethen-Stiftes, namentlich über jenen Theil des Elzthales, welchen man die Kastelbergische Herrschaft nannte, als Lehen an das Haus Habsburg, und von diesem wieder als Afterlehen an die Familie Schwarzenberg übergegangen sein. Wir finden nämlich in der zweiten Hälfte des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zwei Freiherren Johannes und Wilhelm von Schwarzenberg, die sich Vettern nannten und in die Kastvogtei-Rechte des Stiftes, — ob auch den kanonischen Anordnungen, die bei einer Kirche nur einen Vogt erlaubten, zuwider, — theilten. Dieselben vertrugen sich im Jahr 1290 dahin, daß sie die Frevel-Strafen von Fremden und das Blutgericht in den Städten Waldkirch und Elzach gemeinschaftlich innehaben wollten; wogegen jeder von Leuten, „die hinter ihm seßhaft wären“ besonders richten und die betreffenden Strafen einziehen möge. Ferner sollten die Bergwerke im Elzthale, welche damals schwunghaft betrieben wurden, gemeinschaftlich sein u. s. w.

Im Jahr 1293 übergab Wilhelm, Herr zu Schwarzenberg der Junge, seine Gefälle, die er zu Niederwinden u. s. w. hatte, an die Söhne Heinrich Hübschmanns von Elzach für einhundert und fünfzig Mark Silber, womit sie ihn von den Juden freimachen sollten, mit Einverständniß von Frau und Kindern und mit allen Rechten als ablösliches Lehen, wie er selbst solches von der Herrschaft Habsburg erhalten habe.

Beide Herren (Johannes und Wilhelm), wovon dem einen Ober- dem andern Unter-Waldkirch zustand, vereinbarten sich unterm 8. August 1300 neuerdings dahin, auf diese Stadt die Verfassung und Rechte von Freiburg zu übertragen. Nur die Theilnahme der Bürger an den Fehden der einzelnen Herren machte hier einen Unterschied. An sie sollte die Stadt vierzehn Mark Silber alljährliche Steuer, jedem Herrn die Hälfte entrichten; doch sollten in den Fällen, wenn ein Herr Ritter

würde, eine Tochter aussteuerte, dem Reiche diente oder gefangen würde, die Bürger nach Glimpf und Ziemlichkeit, und wie sie es ertragen möchten, zulegen. In Zukunft solle auch nur ein Schultheiß, welchen die Herren gemeinschaftlich setzen, in Waldkirch sein; würden sie jedoch in der Wahl uneinig, so sollten sie halbjährlich darin wechseln, bis sie sich wieder verständigten. Würde ein Bürger von einem andern verwundet, so dürfe ihn kein Herr zwingen „mit der Glocke zu klagen" (d. i. das Blutgericht zu berufen). Verfehlte sich ein Herr in diesen Stücken, so sollten ihn Rath und Bürger bei seinem Eide mahnen; und so dieses geschehe, habe er sofort Folge zu leisten.

Kurze Zeit hierauf kommen wieder andere Herren von Schwarzenberg vor.

Heinrich, Wilhelm's Sohn, stellte im Jahr 1316 als Klostervogt, und im Einverständniß mit der Aebtissin Katharina, deren Gevatter er sich nennt, und dem Konvent zu Waldkirch, der Stadt Freiburg gegen fünfzig Mark Silber die Versicherung aus: er werde es nicht zugeben, daß ein offener Wagen- oder Karrenweg durch den Simonswald (welcher die alte Straße durch das Dreisamthal beeinträchtigen konnte), angelegt werde. Im Jahr 1325 trat er selbst mit zehn Mannen gegen zweihundert Mark Silber auf ein Jahr in den Dienst des Grafen und der Bürger von Freiburg. Das Jahr zuvor (1324) hatte er der Stadt Waldkirch ihre Freiheiten bestätigt.

Im Jahr 1316 tröstete Walter (Sohn des Johannes) die Stadt Waldkirch, daß weder er noch seine Erben, die Bürger im Bezug des Umgeldes irren werden. Genannt sind zu dieser Zeit: Die verwittwete Mutter Ida, sein Bruder Ulrich und seine Schwester Anna, Aebtissin zu St. Margaretha.

Im Dienste des Herzogs Leopold von Oestreich gegen die Eidgenossen, wurde er von Graf Rüdi (Rudolph) von Nidau gefangen und sollte sich mit vierhundert Mark Silber loskaufen. Der Herzog leistete für ihn Bürgschaft, damit er um dieses Geld beizubringen, auf einige Zeit entlassen werde. Dagegen mußte sich Walter verbindlich machen, sich nach Ablauf der bestimmten Frist zu Rheinfelden wieder in die Gewalt des Grafen von Nidau zu stellen; im entgegengesetzten Falle würde die Stadt Waldkirch, die Burg Kastelberg, der Simonswald und Alles, was Walter vom östreichischen Hause zu Lehen trage, demselben anheimfallen und verwirkt sein.

Nach Walter's Tod stellten die Pfleger seiner Kinder, — an ihrer Spitze Heinrich von Rapoltstein, Herr zu Hoheneck, —

27*

unterm 19. Dezember 1343 einen Bundbrief für Kastelberg und Waldkirch an die Stadt Freiburg aus, der sie mit Oeffnung in den Kriegsläufen mit Leib und Gut beholfen sein sollten. Als nachmals Johannes „zu seinen Tagen kam", stellte auch er (1347) der Stadt Waldkirch einen Freiheitsbrief wie seine Vorfahren aus.

Aber schon unterm 21. Dezember 1354 verkaufte er zu Freiburg, mit Einverständniß seiner Gemahlin Anna und seiner Schwiegereltern, — des in der Folge (1386) bei Sempach erschlagenen Grafen Johannes und der Gräfin Johanna von Fürstenberg Haslacher-Linie, — die ganze Herrschaft Kastelberg um 2140 Mark Silber. Diese begriff damals nebst der Burg, die im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde, und der Stadt Waldkirch noch die Ortschaften Kolnau, Gutach, Bleibach, Oberwinden und Simonswald mit Wäldern, Fischereien, Sägen, Mühlen u. s. w.

Da die Schwarzenberge nur als After-Vasallen von den Habsburgern und den östreichischen Herzogen die Herrschaft Kastelberg zu Lehen trugen, das Kloster Waldkirch aber eigentlicher Lehensherr war; so wurde zu dieser Veräußerung nicht nur die östreichische Einwilligung, sondern auch jene des St. Margarethen-Stiftes erforderlich. Auf Ansuchen des Johannes von Schwarzenberg wurde auch wirklich der Käufer von dem östreichischen Herzoge Albert im Jahr 1355 belehnt. Die Einwilligung der Frau Muhme, Aebtissin Anna, hatte keinen Anstand gehabt.

Ritter Martin, Sohn des Johannes Walterer von Freiburg, blieb nicht lange Lehenträger dieser Herrschaft; denn auch er fiel in der Schlacht von Sempach, wo er das Banner von Freiburg führte, über dem Leichnam seines Herrn, den er vergeblich zu schützen suchte. Da er keine männlichen Leibeserben hinterließ, so zog Herzog Leopold IV. die Herrschaft an sich und versetzte sie, sammt der Herrschaft Triberg im Jahr 1396 an Hermann, Grafen von Sulz. In wenig Jahren wurde aber auch dieser von einer solchen Schuldenlast gedrückt, daß er sich im Jahr 1410 genöthigt sah, die Herrschaft an Berthold, Herren von Staufen neuerdings zu verpfänden. In den Händen seines Geschlechtes blieb Kastelberg bis 1565, in welchem Jahr das Erzhaus Oestreich solche wieder auslöste und durch Bevollmächtigte in Besitz nehmen ließ. Schon früher (1489) hatte das St. Margarethen-Stift gegen das Patronat der Pfarrkirche zu Schönberg bei Rottweil auf die Lehenherrschaft von Kastelberg verzichtet.

Im Kriege der Stadt Freiburg gegen ihren Grafen Egeno IV. (1368), welcher ihre Lostrennung von demselben zur Folge hatte, war Johannes von Schwarzenberg, mit den meisten Landesherren im Breisgau, auf des Letztern Seite gestanden.

Das Geschlecht der Schwarzenberge starb mit Johannes Werner im Jahr 1498 aus. In der Folge ging die (abgesonderte) Herrschaft Schwarzenberg an die von Ehingen über und die drei Töchter Sebastian's von Ehingen verkauften sie im Jahr 1567 um 28,000 fl. an den Erzherzog Ferdinand. Sie begriff, nebst dem Hof Schwarzenberg (die Burg war nämlich schon im Bauernkriege zerstört worden), Suckenthal, Siegelau, Siensbach, Stahlhof, Unterybach, Kotzenmoos, Glotterthal, Ohrensbach und Heuweiler und wurde mit der Herrschaft Kastelberg zu einem östreichischen Oberamte vereinigt.

St. Margarethen-Stift selbst war als Frauenkloster schon vor mehr als einem Jahrhundert eingegangen. Seine Inhaberinnen, von ihren Kastenvögten, häufig nächsten Blutsverwandten, abhängig, hatten sich als unfähig dasselbe zu behaupten ausgewiesen. Noch die vorletzte Aebtissin, Margaretha von Schwarzenberg, hatte der Stadt Endingen die dabei gelegene Burg Kohlenberg als Lehen übertragen. Ihre Nachfolgerin, Agatha von Uesenberg, starb, wie aus dem Diplom des Kaisers Siegmund aus Basel vom 1. Mai 1434 hervorgeht, „in bitterer Dürftigkeit, ohne daß nach ihrem Tode eine einzige Klosterfrau mehr in dem Gotteshause übrig geblieben wäre". Dasselbe wurde demnach in ein Collegiatstift von Weltgeistlichen umgewandelt: „weil doch Männer als geeigneter erschienen, dasselbe wieder emporzubringen."

Sagen.

Die feuersprühenden Kirschen.

Der alte Kaspar hatte schon früh seine Hütte verlassen, um auf einigen ihm zugehörigen Bäumen Kirschen zu brechen. Er war früher Knecht des Herrn von Schwarzenberg gewesen und hatte sodann von ihm ein Stückchen Feld erbeten, das er urbar machte und worauf er sich eine Hütte baute. Selbst ein Leibeigener, hatte er die brave Tochter eines andern Leibeigenen geheirathet und von ihr drei bildschöne Kinder erhalten. Das älteste war ein Mädchen, die zwei jüngern waren Knaben. Diese hatten nun den Vater begleitet und waren mit ihm auf die Bäume gestiegen, um Kirschen zu brechen. Erst nach einigen Stunden kam die Schwester mit dem Morgenessen nach und wurde alsbald von den Brüderchen mit Jubel begrüßt. Sie kletterten schnell herab und nahmen ihr Körbchen in Empfang, während der Vater nachfolgte und sich mit ihnen um die schwarze Suppe herumsetzte. Alle waren fröhlich und guter Dinge, denn es war ein schöner Juni-Morgen und rings hüpften die Vögelchen umher und sangen ihre Lieder. Von der Stadt Waldkirch unten im Thale klangen die Glocken herauf und Schaaren von Landleuten zogen dahin auf den Wochenmarkt; nur der Schwarzenberg schaute von seinem Felsen finster und traurig auf die lachenden Triften herunter. Der Vater aber sah mit Lust auf seine gesunden Kinder, und dann wieder auf sein kleines doch wohlgebautes Gütchen; denn der Himmel hatte ihn von dem Augenblicke an gesegnet, da er aus den Mauern der Burg getreten. Ja er hoffte sogar im Stillen, sich von seinem Herrn loskaufen, und wenn auch nicht sich selbst, doch seine Kinder frei machen zu können. Darum war ihm der Schloßherr auch nicht gewogen, seitdem Alles so wohl auf seinem Gütchen gedieh; denn der Ritter war keines glücklichen und biedern Mannes Freund und Jedermann floh vor ihm. Selbst wenn er in Waldkirch einritt, ging man ihm gern aus dem Wege und sogar der alte Bürgermeister zitterte, so oft er vor den hochmüthigen, barschen Herrn, der keinen Widerspruch

ertragen konnte, geladen wurde. Kaspar hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, denn auch er mied, wo nur möglich, den Ritter, und wenn dieser etwas von seinen Leibeigenen haben wollte, so schickte er gewöhnlich einen Knecht, um Obst oder Schinken, Feldfrüchte oder Geld, oder was ihn gerade gelüstete, zu holen. Weislich zögerte Kaspar in solchen Fällen niemals, den Ritter zu befriedigen, doch verbarg er dabei sorgfältig, was seine Frau bisweilen in Waldkirch oder Freiburg aus dem Verkaufe des Obsts erübrigt hatte. Diesmal waren die Kirschen besonders reichlich ausgefallen und Kaspar überschlug schon im Stillen, was er etwa wieder unbemerkt zurücklegen könne. Darum war er heute so wohlgemuth und rief seiner Tochter, die mit der Spindel in der Hand ab und zu ging, während er und die Brüderchen aßen; „Höre Gundchen, die Vögel singen so lustig; komm, setze dich zu uns und singe auch ein Liedchen mit.“ Gundchen, die eine gar liebliche Stimme hatte, ließ sich nicht lange bitten und wählte das muntere Strickerlied, welches sie von ihrer Mutter gelernt hatte, und das ihr, aus besonderen Gründen, jetzt recht oft einfiel:

„Mein Bübchen ist ein Stricker,
Er stricket manchen Tag;
Er strickt an einer Haube,
    Haube, Haube,
Ist noch nicht ausgemacht.

Von Seiden ist die Haube,
Von Sammet ist die Schnur:
Bist du ein wackres Mädchen,
    Mädchen, Mädchen,
Bind' dir dein Härchen zu.

Ach nein, ich will's nicht binden,
Will's noch mehr fliegen lahn;
Bis ein ander Jahr im Sommer,
    Sommer, Sommer,
Will zu dem Tanze gahn.“

Bis dahin hatte Gundchen gesungen und der Vater freudig zugehört, als auf einmal hinter ihnen ein Geräusch entstand und der gefürchtete Ritter mit unterschlagenen Armen aus dem Gebüsche hervortrat. Sein Gesicht zeigte nicht nur, wie gewöhnlich, den Ausdruck der Wildheit und Härte, sondern es lag zugleich darin ein Hohn, welcher den armen Leibeigenen Alles besorgen ließ. Erschrocken sprang dieser auf und nahm ehrer-

bietig seine Mütze ab, während die Kinder sich ängstlich an ihn schmiegten und das arme Gundchen aus Schrecken seine Spindel fallen ließ. Lange sah der Ritter mit finsterm Schweigen auf die eingeschüchterte Gruppe, dann fuhr er plötzlich den alten Kaspar an: „So viel ich höre, hat dein schmuckes Töchterlein schon Lust, über's Jahr den Hochzeitreigen anzutreten; gut, doch bis dahin soll sie die Ehre haben, meine Dienstmagd zu sein, morgen früh bringst du sie zu mir auf mein Schloß!“ Vergebens fiel der arme Vater mit seinen Kindern dem grausamen Herrn zu Füßen, vergebens bot er ihm sein ganzes Vermögen an, um nur seine Tochter behalten zu dürfen. Höhnisch lachte der Ritter, daß ihm ein Knecht antrage, was ohnehin sein eigen sei, und weidete sich an dem Jammergeschrei der Unglücklichen. „Habe ich nun das Rechte getroffen,“ so rief er mit teuflischem Vergnügen aus, „um dem ewigen Singsang in deinem Häuslein ein Ende zu machen? Ist ja dort ein unaufhörliches Lachen und Jubeln. Doch damit du siehst, daß ich auch deinen Kopf gelten lassen will, so merk auf, was ich dir jetzt sage. Du weißt, ich esse gern Kirschen und heute Abend habe ich Gesellschaft. Bringst du mir diesen Kirschbaum hier, so wie er da steht, noch vor Mitternacht in meinen Saal, so daß ich und meine Gäste die Früchte davon brechen können; so bleibt nicht allein deine Tochter bei dir, sondern du sollst auch mit allen deinigen frei sein. Ich habe schon bemerkt, daß du im Stillen damit umgehst, von mir loszukommen. Aber merke dir wohl, noch ehe die Thurmuhr zwölf ausgeschlagen hat, muß der Baum in meinem Saale stehen.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Ritter ohne eine Antwort abzuwarten und noch lange hörte man von fern sein dumpfes abgebrochenes Lachen.

Der gute Kaspar war der Verzweiflung nahe. Er kannte den Ritter zu genau, um eine Abänderung seines Befehls hoffen zu dürfen und übersah mit einem Blicke das Elend seiner Lage. Die Flucht zu ergreifen war unmöglich, eben so unmöglich schien es ihm auch, die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein seine Tochter zu retten war. Denn einmal im Schlosse war sie verloren. Umsonst warf sich ihm Gundchen um den Hals, ihre Zärtlichkeit vermehrte nur seinen Jammer, und als vollends noch die Mutter dazu kam, war es ein Wehklagen und Weinen, daß Steine hätten gerührt werden mögen. Da fiel das gute Gundchen auf die Knie und betete inständig, daß doch der Himmel sie nicht verlassen möge. Und sieh, da zuckte es plötzlich wie ein Blitz am heiteren Himmel, die Erde bebte, ein Windstoß fuhr durch die

Gebüsche und aus der Tiefe ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wehe, dreimal wehe ihm, seine Stunde hat geschlagen.“ Voll Entsetzen floh Kaspar mit seiner Frau und den Knaben von dannen; nur Gundchen folgte ihnen langsam und beruhigt, denn es erschien ihr nun als gewiß, daß der Himmel sie nicht verlassen und ihrem Herrn preisgeben werde.

Der Tag ging ohne merkwürdiges Ereigniß vorüber; nur fühlte man, daß die Luft immer schwüler wurde, und wirklich war ein Gewitter im Anzug. Die Thüre des alten Kaspar wurde nicht mehr aufgemacht; ihn selbst aber konnte man im Vorübergehen, wenn man durch das Fenster einen Blick in die Kammer warf, mit Frau und Kindern auf den Knien liegen und beten sehen. Hörte man auch bisweilen die Stimme des hübschen Gundchens dazwischen, so war es nur in einem geistlichen Liede; sie hatten sich jetzt alle weltlichen Gedanken aus dem Kopfe geschlagen.

So rückte der Abend heran und mit ihm fand sich auch die Gesellschaft des Burgherrn ein, die unter Hundegebell und Hörnerschall von der Jagd zurückkehrte. Nie war auch diese so wild und grausam gewesen wie heute; nie waren die Felder der Leibeigenen schonungsloser zertreten worden. Da nun die Ritter ihre Jagdlust befriedigt hatten, so setzten sie sich im Schlosse zum Gelag nieder und nun wurde aufgetragen, was nur Keller und Küche vermochten und auf den Tischen Platz hatte. Spielleute ließen sich hören, nichtswürdiges Gesindel, das sich auf den Jahrmärkten umhertrieb, manchen Burschen ins Sündengarn lockte und manches Mädchen verführte. Da war denn großer Jubel; nicht nur die Herren zechten übermäßig und trieben mit Buhldirnen ihr Spiel, sondern auch die Knechte folgten ihrem Beispiel. Darum ward es auch Niemand von der Gesellschaft gewahr, daß das Gewitter vom Rhein her immer näher heranzog. Von Stunde zu Stunde wurde das Toben im Schlosse frecher und wilder; nichts blieb zur Unterhaltung der Gäste unversucht. Besonderes Gelächter erregte es aber, als der Burgherr den Vorfall mit dem Kirschbaum erzählte und das Entsetzen und die Seelenangst des armen Kaspar schilderte. Einige meinten, man sollte doch nachsehen lassen, ob er noch nicht angespannt habe; eine vorwitzige Dirne streckte sogar den Kopf zu einem Fenster hinaus, aber der Sturm schlug es mit solcher Heftigkeit zu, daß die Scherben im Saale herumflogen. Jetzt wurde es doch Manchem unheimlich, aber keiner vermochte es,

sich von der Stelle zu bewegen; Alle fühlten sich wie durch einen Zauber in den Saal festgebannt.

Plötzlich fieng der Thurmwart aus allen Kräften an Sturm zu blasen und ein Knecht stürzte mit verstörtem Angesicht und der Nachricht herein: man höre vom Walde herauf Pferdegetrappel und sehe viele Lichter sich hin und her bewegen. Schon wollte der Burgherr voll Zorn über eine solche Störung seines Gelages sich erheben, als ein Windstoß alle Fenster auf einmal aufriß und alle Lichter wie mit einem Schlage ausgelöscht wurden. Während nun solcherweise im Saale dunkle Nacht herrschte, ward es außerhalb der Burg und unten im Thale um so heller. Blitze kreuzten sich nach allen Richtungen, dabei rollte der Donner, als bräche das Weltgericht herein, und der heftigste Sturm, wie man noch keinen erlebt hatte, schien den ganzen Wald entwurzeln zu wollen. Das grausigste aber für die Gesellschaft war, was sie von fern auf dem Acker des armen Kaspar erblickte. Dort stampften vier rabenschwarze Rosse ungeduldig vor einem großen Wagen und hundert Riesenarme, die aus der Erde hervorbrachen, schienen damit beschäftigt, einen Baum auf denselben zu heben. Die Früchte von diesem Baume aber waren ganz feurig wie Karfunkel und nicht zu zählen; übrigens sahen sie Kirschen gleich. Endlich gelang es den vielen Armen, den Baum sammt den Wurzeln auf den Wagen zu bringen und nun schwang sich ein, wie der arme Kaspar gekleideter Fuhrmann auf den Bock und voran ging's den Berg herauf in raschem Galopp. Der Burgherr zwang sich umsonst zu lachen und seinen Genossen Muth einzuflößen; er brachte nur ein widriges Grinsen und unverständliches Gemurmel hervor. Der Wagen aber schien den Boden nicht zu berühren, sondern über den Wipfeln der Bäume hinzustreifen und eine Flammenstraße hinter sich zu lassen. So flog er immer näher, während es schrecklicher donnerte und blitzte, an die Burg heran, wo ihm auch das wohlverwahrte Thor keinen Widerstand leistete. Wie Papierblätter fielen dessen Flügel auseinander und die Mauer rollte wie ein Haufen Sand in den Graben. So brauste der Wagen endlich durch die weit gähnende Wand in den Saal, mitten unter die von Entsetzen halbtodten Gäste hinein. Da stand nun der Baum mit Früchten und Lichtern übersäet, aber Niemand wollte sich etwas von der Bescherung zueignen. Der Fuhrmann aber rief mit Donnerstimme: „Was zögert ihr denn, greift zu!" und Riesenarme drangen jetzt wieder aus den Wänden des Saales hervor und nöthigten zuzugreifen. Sobald aber

Jemand eine von den funkelnden Kirschen zum Munde führte, verwandelte sich dieselbe in eine Flamme, die nicht mehr zu löschen war und in Herz und Magen hinunterbrannte. Zuletzt riß der Fuhrmann den Burgherrn zu sich auf den Bock, das Feuer bemächtigte sich des ganzen Schlosses, der Boden öffnete sich, und Pferde, Wagen, Burgherr und Gäste, sanken zusammen in eine schwarze bodenlose Tiefe hinab. So erzählten wenigstens die Sonntagskinder; andere Leute hatten nur die Blitze gesehen, die wie eine Feuergarbe auf das Schloß zufuhren und es in ein Flammenmeer begruben. Es ist aber weltbekannt, daß Sonntagskinder in solchen Dingen immer mehr sehen, als gewöhnliche Menschenkinder.

Als sich am folgenden Morgen die Thalbewohner von den Schrecknissen der Nacht erholten und ihre Blicke zur Burg richteten, sahen sie weder Thürme noch Mauerzinnen mehr, sondern bloß schwarze Steinblöcke, aus denen bisweilen noch bläuliche Flammen mit Schwefeldampf emporschlugen. Auf dem Felde des alten Kaspar aber fanden sie an der Stelle, wo der schöne Kirschbaum gestanden hatte, eine tiefe Grube und daneben Spuren von Rädern und Pferdehufen. Sie besprengten deshalb die Stelle mit geweihtem Wasser und ließen ein steinernes Kreuz dahin setzen. Der alte Kaspar mit seiner Familie war jetzt der Leibeigenschaft ledig geworden und Gundchen blieb so lange zu Hause, bis ein wackerer Nachbar sie als seine Frau heimführte. Noch heute sind Reste des uralten Kreuzes und der Burg übrig, aber nur am Tage wagt man sich in ihre Nähe, denn wenn man Abends oder gar in der Nacht den Weg über die Höhe nach Waldkirch einschlagen will, so sieht man, namentlich an hohen Festtagen, gar leicht den gewaltigen Baum mit den feurigen Kirschen mitten im Gemäuer des Schlosses.

---

2. Untergang des Suckenthales.

Bei den Herren von Schwarzenberg wollte das Glück nicht auf die Dauer einkehren; ihre gewaltige Burg ging in Feuer auf; ihr reiches Suckenthal neben derselben in Wasser unter. Die Inschrift am Chorbogen der dortigen Kirche gibt das Jahr 1258 dafür an; wie es mit diesem traurigen Ereigniß zuging, wird mit Folgendem berichtet:

In alter Zeit wohnten über tausend Bergleute in diesem

Thal und förderten aus den Gruben zu beiden Seiten desselben Schätze von Silber zu Tage. Ihrer Pochwerke, Schmelzhütten und Wohnhäuser waren so viele, daß die Katzen vom Ufer der Elz an bis zum obersten Hofe auf den Dachfirsten sich herumtreiben konnten. Ein besonders stattliches Gebäude, Engelsburg genannt, stand auf der Schloßmatte; dahin war eine Edelfrau mit ihrer einzigen Tochter, aus dem obern Schlosse zur Aufsicht herübergezogen, und lebte nun dort in Glanz und Ueppigkeit. Es fehlte ihnen nicht an Gesellschaft bis in den späten Abend; denn von allen Seiten kamen Freier herbei, die sich um die Hand des schönen Fräuleins bewarben. Da jedoch die Edelfrau auch in den frühen Morgenstunden Unterhaltung haben wollte, so ließ sie über ihrer Himmelbettstatt, wie sie damals Mode war, ein krystallenes Becken befestigen und Goldfischchen hineinbringen, an deren Spiel sie sich ergötzte. Bald war sie so sehr dafür eingenommen, daß sie demjenigen, der einen Brunnen laufenden Wassers, woran es überhaupt in diesem Thale mangelte, in dieses Becken zu leiten vermöchte, sogar die Hand ihrer Tochter zusagte. Ein Obmann der Bergleute, der schon lange in dieselbe verliebt war, unternahm das Werk und führte es, — man vermuthete allgemein, nicht ohne Beihülfe des Bösen, — glücklich aus. Denn für sich allein hätte er schwerlich die riesenhafte Leitung zu Stande gebracht, welche von der Platte auf dem Kandel, drei Stunden weit, das Wasser bis zum Schlosse führte. Ihre Ueberreste heißen noch jetzt der Mauerweg und erregen die Bewunderung eines Jeden, der ihnen nachgeht.

Am Hochzeittage war großer Jubel, die Gäste überließen sich der ausgelassensten Freude. Da geschah es, daß damals auf dem obersten Hofe ein armer Mann todtkrank lag und den Geistlichen mit der letzten Wegzehrung zu sich bitten ließ. Eilig stieg dieser das Thal hinauf, voran, wie es üblich ist, der Kirchendiener mit dem tönenden Glöcklein. Da wollten denn auch Einige mit dem Geschrei und Tanz einhalten und niederknieen, aber die Edelfrau rief ihnen mit übermüthigem Spotte zu: „Was fragt ihr nach der Schelle; jede von meinen Kühen hat eine solche am Hals.“ Und nun ging es aufs Neue fort mit Spielen, Trinken, Lärmen und Tanzen.

Wunderbar war es, wie der todtkranke Mann auf seinem einsamen Hofe, durch den Zuspruch des Priesters und die genossene Wegzehrung gestärkt, sich erleichtert fühlte. Denn kaum hatte ihn der Geistliche verlassen, so erhob er sich von seinem

harten Lager und befahl seinem sechzehnjährigen Sohne, der allein bei ihm war, am Fenster nachzusehen, ob keine Wolke am Himmel sei? Die Antwort lautete: es komme ein Wölkchen, doch nicht größer als ein Hut, über den Schwarzenberg her. Noch zweimal mußte der Sohn nach der Wolke schauen; das erste Mal hinterbrachte derselbe, sie sei bereits so groß wie eine Badwanne, und das zweite Mal, jetzt habe sie die Größe eines Scheuernthores. Da befahl ihm der Vater, ihn geschwind auf den Luserberg zu tragen, sowie ihre besten Habseligkeiten hinauf zu flüchten; denn Gottes Gericht breche jetzt über das Thal herein.

Nachdem sie auf der Höhe angelangt waren, sahen sie zu, wie das Gewitter, welches sich inzwischen über dem Thale zusammengezogen hatte, mit schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen und einem ungeheuren Wolkenbruche sich entlud. Alle Gebäude im Thale, nur die Kirche und den obersten Hof, der dem Kranken gehörte, ausgenommen, wurden vom Wasser weggerissen, alle Bergwerke verschwemmt und von der ganzen Einwohnerschaft nur der alte Mann mit seinem Sohne, und ein kleines Kind am Leben erhalten. Dieses Kind, ein Knäblein, schwamm in seiner Wiege mitten in der Fluth und bei ihm befand sich eine Katze. So oft die Wiege sich auf eine Seite neigte, sprang die Katze auf die andere und brachte sie dadurch stets wieder ins Gleichgewicht. Auf diese Weise gelangte die Wiege glücklich bis unterhalb Buchholz, wo sie im Dolden (Wipfel) einer hohen Eiche hängen blieb. Als der Baum wieder zugänglich geworden war, holte man die Wiege herunter und fand Kind und Katze lebend und unverletzt darin. Da Niemand wußte, wer des Knäbleins Eltern gewesen, so benannte man es nach dem Wipfel des Baumes „Dold", und dieser Name wird von seinen Abkömmlingen heute noch geführt.

Die Verwüstung im Thale durch diesen Wolkenbruch war so groß, daß man, nachdem sich das Wasser verlaufen hatte, nicht einmal die Leichname seiner bisherigen Bewohner mehr auffand; erst in neuerer Zeit stieß man, bei Wiedereröffnung der Gruben, auf Gerippe mit alten und verrosteten Werkzeugen zum Bergbau.

In Folge dieses schrecklichen Ereignisses wurde auch der damals gebräuchliche Name des Thales geändert. Vorher war es als „Reichenthal" oder gar „Paradiesthal" gepriesen worden; von nun an erhielt es den Namen „Sunkenthal" d. i. versunkenes Thal, woraus „Suckenthal" geworden ist.

3. Der See im Kandel.

Das Thal von Siensbach, das auch zur Herrschaft Schwarzenberg gehörte, hatte in alter Zeit eben so wenig als das Suckenthal, laufende Brunnen und Wasser für die Wiesen. Und dennoch befindet sich im Kandelberg ein unergründlicher See, der, wenn man ihn losließe, nicht nur die umliegenden Thäler, sondern das ganze Breisgau überschwemmen würde. Das hätte denn auch der Böse, der stets am Verderben der Menschen seine Freude hat, längst gewünscht; aber er wußte wohl, daß es nur einem unschuldigen Knaben gelingen könnte, über den Berg Meister zu werden und dessen Felswand zu sprengen; darum hatte er sich von jeher eifrig nach einem solchen umgesehen. Endlich schien es ihm doch gelingen zu wollen.

Eines Abends sah nämlich ein armer Waisenknabe von Siensbach, der am Kandel Vieh hütete, gar betrübt und mißmuthig vom Berge herab; denn er dachte an seinen harten Dienst, daß er kaum genug zu essen und nur alte Fetzen zu Kleidern bekomme. Thränen liefen ihm dabei über das Gesicht herunter. Jetzt dachte der Böse im Stillen, da habe er den Rechten, und flugs hatte er sich in einen Grünrock umgewandelt und kam wie ganz zufällig auf einer Jagd daher.

Soeben war der Knabe daran, seine Augen zu trocknen, als sich der fremde Herr ihm näherte, ihn über die Ursache seiner Traurigkeit fragte und ihn damit tröstete, daß er ihm gewiß helfen werde, wenn er sich zuvor von seinem Gehorsam überzeugt hätte. Es befänden sich nämlich, so sagte er, im Kandel große Schätze von Silber, Gold und Edelsteinen, nur müsse man einen starken Zug haben, um den Felsen, der darauf liege, wegzuräumen; ob der Knabe wohl einen solchen zu stellen vermöchte? Dieser versicherte treuherzig, die vier Zugstiere seines Herrn seien die tüchtigsten weit umher, und er wolle, da sie ihm anvertraut seien, gern eine Probe damit ablegen. Solches war natürlich dem Grünrock sehr angenehm und er bestellte den Knaben mit dem Zug auf den folgenden Morgen in aller Frühe an den Berg, wo sich gegen Siensbach ein gewaltiger Felsen in das Thal herabsenkt.

Der Knabe, der die ganze Nacht von den gehofften Schätzen geträumt hatte, fand sich auch richtig vor Tagesanbruch ein; dennoch war der fremde Herr schon an Ort und Stelle und hatte bereits einen Ring von gelbem Metall an der Felswand zum Anspannen des Zugs befestigt. Obgleich dem Knaben diese

nächtliche Arbeit nicht ganz gefallen wollte, so spannte er doch, um Gehorsam zu leisten, seine Stiere ohne Widerspruch ein und trieb sie, wie er es gewohnt war, mit den Worten an: „nun denn in Gottes Namen!“

Da hätte man aber das Wunder sehen sollen, welches sich urplötzlich ergab. Der Himmel verfinsterte sich, Blitze flammten umher, die Erde bebte von den Donnerschlägen und im Innern des Berges war ein solches Brausen und Wogen, als wenn ein ganzes Meer aufgewühlt würde und hervorbrechen wollte. Die Stiere rissen aus und der Knabe selbst fiel bewußtlos nieder und kam nach einiger Zeit wieder zu sich.

Da war aber um ihn her alles still und sonnig, wie an einem schönen Frühlingsmorgen, und als er die Augen auf den Felsen richtete, war der Grünrock und der gelbe Ring verschwunden und nur eine tiefe Spalte zurückgeblieben, aus der eine so starke Quelle hervorsprudelte, als wenn dreißig Brunnenröhren zusammen ihr Wasser ausgießen würden.

War dadurch der Knabe schon sehr überrascht, so wurde er es noch mehr dadurch, daß sein Herr, den das Gewitter und das Ausreißen der Stiere beunruhigt hatte, heraufkam, ihm beim Anblick der Quelle um den Hals fiel und voll Freude ausrief: jetzt sei der höchste Wunsch des Thales erfüllt. Doch verwies er auch dem Knaben, der ihm das Abentheuer mit dem Jäger erzählte, seinen Leichtsinn; da der See im Kandel gewiß ausgebrochen wäre, wenn er den Zug nicht in Gottes Namen angetrieben hätte.

Schreiber.

Burg Hornberg

am Neckar.

Wohl keine Burg am Neckar ist so wichtig durch ihre Geschichte und reich an Sagen, wie die Burg Hornberg, die beinahe ein halbes Jahrhundert der Wohnsitz Götzens von Berlichingen, des Ritters mit eisernem Sinn und eiserner Hand, gewesen ist. Schon darum, weil sie so lange den Helden beherbergte, den wir füglich den letzten Ritter nennen, ist sie werth, daß wir vor allen Burgen des Neckars zuerst und am freudigsten sie heimsuchen, zumal da auch auf ihr eine der schönsten Aussichten im Neckarthal den Wanderer lohnt.

Von dem am rechten Ufer des Flusses liegenden Dorfe Neckarzimmern besteigen wir auf bequemem Wege die Burg. Der Berg, auf dem sie steht, ist bis oben an mit den edelsten Reben bepflanzt, aus denen einer der trefflichsten Neckarweine gewonnen wird.

Wir treten durch das mit dem Wappen des Bisthums Speyer gezierte Thor und gelangen in den äußeren Burghof, der ein Viereck bildet. Rechts steht ein neueres Gebäude, dessen 8 Fuß dicke Mauern beurkunden, daß es ein auf alten Stamm gepfropftes jüngeres Reis ist. Wir treten in den großen Saal dieses Gebäudes, der nach überall hin eine freie Aussicht öffnet. Hier steht in Eisenpanzer, mit geschlossenem Helm, auf sein Schwert gestützt, neben ihm seine Lanze, der Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand; das Bild des mit ihm zu Grabe gegangenen Ritterthums und der tiefen Ruhe, nach manchen harten Kämpfen und Verkennungen, an denen das Leben dieses zwar immer schlagfertigen, doch stets aufrichtigen und redlichen Ritters so reich war. Das Aeußere des Harnisches ist ganz ungeschmückt, wie es wohl bei einem Ritter der Fall war, der sich in seiner Lebensbeschreibung einen armen Gesellen nennt. Daß der Harnisch ächt, und wahrscheinlich der einzig ächte ist, dafür bürgt die Berlichingen'sche Familientradition, nach welcher Götz ein Mann von mittelmäßiger Größe, aber starker und untersetzter Statur war; auch bürgen dafür die Umstände, unter

denen dieser Harnisch hierher kam. Als einst Götz — so lautet die Familiensage — schon fast lebens- und kampfessatt, von Heilbronn auf seine Burg Hornberg zurückkehrte, ließ er seinen Helm und Harnisch seinem theuern Freund Feyerabend zurück, mit der Weisung, er solle ihn behalten, bis er selbst wiederkäme und ihn abholen würde. Aber er kam nicht mehr nach Heilbronn, denn er legte sich bald zur ewigen Ruhe nieder, und Harnisch und Helm blieben in des Freundes Händen zurück. So vererbte sich diese ehrwürdige Reliquie in der Familie Feyerabend von einem Glied zum andern. Der edle Graf Joseph von Berlichingen und ein Herr von Gemmingen zu Hornberg, wollten einer Wittwe Feyerabend in Heilbronn den Harnisch abkaufen, aber diese dachte so edel und trat ihn unentgeltlich ab. Seitdem steht er auf Hornberg und ist das herrlichste Kleinod der Burg.

An dem Fenster des Saals, das den Blick nach Haßmersheim öffnet, ist oben eine schöne Glasmalerei angebracht, welche den Philipp Ernst von Berlichingen, einen Enkel des Ritters Götz, auf dem Pferde sitzend, mit der Falkenjagd beschäftigt, vorstellt.

Der untere Burghof hat auch mehrere sehr alte Gebäude, an denen man bald das Wappen von Berlichingen, bald das vereinigte der v. Gerstenstamm und Riedesel findet. Der Weg, der zur Burg hinaufführt, zieht in einem weiten Umkreise, innerhalb fester Mauern, hinan; die schneckenförmige Bauart derselben hat wohl den Namen Hornberg veranlaßt. Hier haben wir die großartigste Aussicht der Burg vor uns, denn die Massen der Burg erheben sich majestätisch. Ehrfurchtgebietend schaut der hohe Thurm auf uns herab, welcher der Burg zum Schutz gegeben zu sein scheint. An ihn lehnt sich die Giebelseite eines alten Gebäudes, durch dessen weite Fensteröffnungen der blaue Himmel schaut. Die Jahreszahl 1662, die wir an der inneren Mauer des Zwingers lesen, rührt wohl von einer Ausbesserung her, die mit diesem dem Feind am meisten ausgesetzten Theil vorgenommen werden mußte. Um weiter oben durch die Pforte des Zwingers kommen zu können, müssen wir uns von dem Burgwächter öffnen lassen. An einem zweiten verfallenen Thore sehen wir, von Epheu umrankt, das Wappen von Berlichingen mit der Jahreszahl 1571. An das dritte Thor lehnt sich ein halbzerstörter Thurm mit einem tiefen Verließ. In einem der hintersten Thürme des Zwingers befindet sich ein zweites 36 Fuß tiefes Verließ.

Nun treten wir durch ein großes Thor in die eigentliche innere Burg. Da sehen wir Nichts als alte, eng zusammengedrängte, zerfallene Gebäude. Besonders sind es zwei große, ehemals bewohnbare Gebäude, jetzt ohne Bedachung. An den vorderen, gegen den Neckar sich kehrenden Gebäuden, steht gerade über vor der Burgkapelle, das Wappen der Schotten von Schottenstein; es stammt wohl aus ihrer Zeit. Das gegen den Wald gekehrte Gebäude trägt oberhalb des Thores die Jahreszahl 1471, und ist wahrscheinlich aus der Zeit der Geyer v. Giebelstadt. Es hat mehrere Gemächer und ein Pförtchen mit wunderschön gearbeiteten Thürgewänden, sowie überhaupt alle Steinhauerarbeiten an der Burg geschmackvoll gefertigt sind. Unter dem Gebäude selbst sieht man auch viele Souterrains, deren Eingänge halb verschüttet sind.

Das Merkwürdigste in den Räumen der eigentlichen Burg ist die Burgkapelle. Sie ist zwar restaurirt, aber leidet von eindringender Näße, die ihr baldiges Verderben droht. Die Burgkapelle ist das älteste Bauwerk nächst dem hohen Thurme. Sie hat gothische Fenster und ein gothisches Kreuzgewölbe. Oben an der Thüre sieht man zwei sehr verwitterte Wappen, die wohl der Zeit der Erbauung angehören. Vom früheren Altar sind nur noch Spuren vorhanden. Theils an den Wänden, theils als Schlußsteine der Gewölbegurten sieht man auch alte Wappen, z. B. der Schottensteine, der Gerstenstamme und Riedesel, jedoch wurden sie alle später eingehauen. Auch die Glasmalereien mit Wappen sind wohl erst eingesetzt worden.

Wir besteigen nunmehr den kleineren Thurm, der wohl das Neueste an der Burg ist. Ueber dem Eingang steht das Wappen derer von Berlichingen mit der Aufschrift:

„Anno domini 1573 hat der edel und ernfest Philipp Ernst v. Berlichingen diesen Baw volbracht, seines Alters im 23. Jar“.

In dem Thurme, die Schneckentreppe emporsteigend, kommen wir auf die kleine Platform über der Kapelle, welche zugleich ihr Dach bildet, und wo ein großes Bogenfenster das lieblichste Naturbild rahmenartig einfaßt. Weiter hinauf führt uns die Treppe an ein Paar wohlverschließbaren Gewölben vorbei in den alten Rittersaal, von welchem Nichts mehr steht, als die vier Mauern und die Giebelspitze nebst dem großen Kamine. Der Boden ist in neuerer Zeit wieder geplattet worden, und an den Wänden sind noch wenige Reste alter Zimmermalerei zu entdecken. Der Ausgang des Treppenthurmes,

in dem sich das Archiv befindet, mündet auf den Vorplatz vor dem Eingang zu dem hoch in die Lüfte ragenden Burgthurm (Bergfried), auf welchen eine bequeme Treppe führt. Er ist von ganz eigener Bauart: da, wo er in das Freie hinaussieht, ist er rund, während die der Burg zugekehrte Seite eckig ist. Der Thurm ist auf einem Felsen erbaut, und hat oben ein bequemes Gemach, ist aber nach unten nicht hohl, weil er mehr der Befestigung der Burg wegen erbaut wurde. Behagliche Sitze in diesem Gemache laden zum Ausruhen ein, und die vielen Namen an den Wänden rufen uns vielleicht da und dort den Namen eines Bekannten in das Gedächtniß.

Hier werden wir reichlich belohnt für die kleine Mühe des Emporsteigens durch eine wundervolle Aussicht, welche unser bisheriger Gewährsmann, der kundige Beschreiber der Neckarburgen, Karl Jäger, also darstellt:

In der unermeßlichen Tiefe geht der silberhelle Strom seinen Gang. Vor uns liegt das Dörfchen Haßmersheim mit seinen Schiffen, auf dem Berge oben steht die Michaelskirche; gegenüber sieht das freundliche Guttenberg zu uns herab, weiterhin sehen wir Wimpfen mit seinen alten Kirchen, den Wartberg bei Heilbronn und in blauer Ferne sehen wir die Berge, welche die Murrgegenden begränzen. Oestlich sehen wir die Gebirge bei Maienfels und den Mainhardter Wald, nördlich ist der Blick beschränkt durch das sich anlehnende Waldgebirge; westlich ist der Blick ebenfalls beschränkt durch die hohen Neckargebirge. Unter uns liegt das freundliche Dorf Neckarzimmern; ein liebliches Wiesenthal führt zu der am jenseitigen Ufer liegenden Notburga-Höhle und von hier nach der ehrwürdigen Kirche von Hochhausen mit ihren Notburga-Denkmalen.

Das Alter der Burg, welche ohne Zweifel schon auf einem von den Römern befestigten Grund steht, von deren ursprünglichen Mauern aber nichts mehr sichtbar ist, reicht in die graue Sagenzeit hinauf, wo der Frankenkönig Dagobert auf derselben gewohnt haben soll. Wenn nun König Dagobert I. in der Geschichte von 622—638 vorkommt, so reicht das Alter der Burg Hornberg weit höher hinauf, als bei allen Burgen des Neckarthales.

Doch das gehört nur dem Reich der Sage an; die urkundliche Geschichte der Burg beginnt erst mit dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Sie hieß ursprünglich Horemberg und es saß auf ihr ein hochedles Geschlecht dieses Namens, das sie mit den Grafen von Laufen gemeinschaftlich besaß.

In einer Urkunde Kaiser Heinrichs IV. v. J. 1123 zeugt ein Gottfried von Horemberg, ebenso in einer Urkunde vom Jahre 1140, und das waren wohl die ältesten Besitzer der Burg, die später den Grafen von Laufen Antheil an derselben gegeben.

Im Jahre 1184 macht Pfalzgraf Conrad bekannt, daß Graf Conrad v. Laufen seinem Bruder Boppo seinen Antheil an der Burg Horemberg eingetauscht habe. Ein Arnold von Horemberg zeugt in einer Urkunde, die Kaiser Heinrich im Jahre 1195 dem Augustinerkloster Hart am Rhein über seine Güter ertheilt. Denselben finden wir bald darauf abermals im Geleite Heinrichs, da dieser zu Worms war, um mit dem Domstuhl einen Tausch zu machen. Wahrscheinlich hatte Arnold zwei Brüder, Berengar und Heinrich von Horemberg, die in dem Verkehr aufgeführt werden, den die Grafen von Laufen mit dem Kloster Schönau hatten. Wie es später mit dem Antheil der Grafen von Laufen an der Burg erging, ob sie denselben an die Edelherren v. Horemberg verkauften oder gegen andere Besitzungen austauschten, darüber fehlen uns alle Nachrichten. Wir finden von nun an die Herren v. Horemberg im ungetheilten ruhigen Besitze der Burg.

Von den Jahren 1222 bis 1278 werden nacheinander Walter, Diether, Gottfried und Gerhard v. Horemberg, theils als Zeugen in Urkunden, theils als Wohlthäter des Klosters Schönau aufgeführt. Es ist aber zweifelhaft, ob die Genannten dem Geschlechte der Edelherren v. Horemberg angehörten, denn es konnten ebensowohl auch Burgmannen oder Dienstleute der Edelherren v. Horemberg gewesen sein. Diese Vermuthung erhält dadurch eine Wahrscheinlichkeit, da in einer Weinsberg'schen Urkunde vom Jahre 1283 einer der Genannten, Gerhard, als Pave de Horeberg, vorkommt. Mit diesem Zuname, „Pfauen v. Hornberg", erscheinen die Herren v. Hornberg bis zum Jahr 1379.

Von dieser Zeit an kommen verschiedene Familien vor, die den Namen von der Burg Hornberg führen, ohne daß wir im Stande wären, zu bestimmen, welche von diesen Geschlechtern vorzugsweise die Burg Hornberg besaßen. Fast ist es glaublich anzunehmen, daß Hornberg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Gauerbenburg gewesen.

Die angesehensten dieser Gauerben sind zuverlässig die sogenannten Horneke v. Hornberg gewesen. Hornberg rührte von dem Bischof von Speyer zu Lehen, und gehörte dazu auch

das Dorf Hochhausen. Im Jahre 1394, nach dem Tode des Hans Pfau v. Hornberg, belehnte Bischof Nikolaus von Speyer einen Hornek von Hornberg. Auch Swipper von Helmstadt erhielt einen Theil dieser Lehen.

Ritter Hornek v. Hornberg, dessen Geschlecht sich ursprünglich von der oberhalb Gundelsheim liegenden Burg Hornek geschrieben, ist wohl derselbe gewesen, welcher im Jahre 1420 mit dem Pfalzgrafen Ludwig III. vor den Freistühlen der Vehme Processe führte. Laut der Sage des Pfalzgrafen war Hornek v. Hornberg „ihm eine Wette schuldig geworden" und war deßwegen zweimal von dem waldek'schen Freigrafen zu Lichtenfels vorgeladen, überführt und vervehmt worden. Hornek v. Hornberg appellirte hierauf an den König und erbot sich zu Recht, worauf der König dem Grafen v. Waldek befohlen, den Hornek vorzulassen und zu untersuchen, ob ihm Recht oder Unrecht geschehen. Hornek schwur darauf vor 7 Freischöffen mit 6 ehrbaren Männern, daß ihm Unrecht geschehen, worauf er von den Freigrafen der Fürsten von Cöln, Cleve und Hessen, so wie des Stifts Paderborn und drei waldek'schen Freigrafen restituirt, aus dem Unfrieden wieder in den Frieden gesetzt wurde. Dagegen protestirte Pfalzgraf Ludwig und brachte es dahin, daß der Freistuhl zu Arnsberg die Restitution verworfen, und Hornek im April des genannten Jahres von 31 adeligen Freischöffen und mehr als 100 anderen Freischöffen auf's Neue verurtheilt und vervehmt wurde, und alle Freischöffen wurden „unter Königs Bann aufgefordert, dasselbe Urtheil an ihm zu vollziehen, und Jedermann gewarnt, dem Hornek in irgend einer Weise behülflich zu sein".

Noch im Jahre 1437 ließ Pfalzgraf Otto v. Mosbach von 10 adeligen Freischöffen ein eidliches Vidimus über diese Vehm-Urkunde ausstellen. Derselbe mag gleichfalls mit diesem händelsüchtigen Hornek von Hornberg in widerliche Berührung gekommen sein, denn er besaß noch im Jahre 1430 die Hälfte der Burg Hornberg, welche er mit Vorbehalt des Oeffnungsrechtes an Hans v. Berlichingen und seine Erben um 500 fl. (ungefähr 2300 fl. unserer Währung) auf Wiederloosung verkaufte. Die ganze Burg mit Zubehör von Waide und Wald war also keine 5000 fl. werth und doch standen auf der Hälfte des Pfalzgrafen 2 Häuser.

Im Jahre 1453 starb der alte Welf Hornek von Hornberg und liegt in der Kirche zu Hochhausen begraben.

Im Jahre 1457 kommt ein Hans Neidhard Hornek vor, der wohl auch einen Theil der Burg Hornberg besessen. Er ist nicht derselbe Hans Hornek, der mit Herzog Ulrich v. Würtemberg viele Händel hatte. Aber schon um diese Zeit sollen die Geyer v. Giebelstatt Besitzer der Burg geworden sein. Von ihnen wurde das große Gebäude mit der Jahreszahl 1471, in dem der Rittersaal war, erbaut. Sie trugen die Burg wohl vom Bisthum Speyer zu Lehen. Die Horneke v. Hornberg zogen sich auf ihre Besitzung Hochhausen zurück, wo ihr Geschlecht noch bis in die neue Zeit fortlebte.

Vermuthlich als Pfälz'sches Lehen kam die Burg an das Geschlecht der Schotten v. Schottenstein. Wahrscheinlich besaß sie zuerst der tapfere Pfälz'sche Hauptmann Luz Schott, aber sie wurde ihm nachher wieder abgenommen. Doch erscheint die Familie der Schotte später wieder in dem Besitz des Hornbergs, und blieb in demselben bis zum Jahr 1516. In diesem oder dem darauf folgenden Jahr kaufte der Ritter Götz v. Berlichingen die Burg von Conz Schott v. Schottenstein. Wir verstehen darunter die ganze Burg, denn was Hans v. Berlichingen, genannt v. Hüngenheim, im Jahre 1430 daran erkauft hatte, ist wohl nur ein vorübergehender Besitz gewesen.

Bald darauf kam Götz v. Berlichingen mit Conz Schott in Feindseligkeit. Derselbe hatte den jungen Georg v. Bödikheim widerrechtlich niedergeworfen und davongeführt, worauf der Churfürst von der Pfalz dem Ritter Götz v. Berlichingen, so wie dem Wilhelm v. Habern aufgetragen, den Conzen Schott feindselig zu verfolgen. Die ersten Anschläge gegen Conz Schott gelangen dem Ritter Götz nicht, dagegen fehlte es nicht viel, daß er seinem Gegner in Schweinfurt, wo Conz Schott sein Hauswesen hatte, in die Hände gefallen wäre. Wir lassen den Ritter mit der eisernen Hand selbst die Geschichte in seiner naiven Weise erzählen, wie sie in seiner eigenen Lebensbeschreibung (die von dem Grafen Friedrich v. Berlichingen, einem direkten Nachkommen des Ritters, herausgegebene Prachtausgabe vom Jahre 1861, S. 67—69) wörtlich enthalten ist.

„Nun war ich Herr Conrad Schotten noch schuldig am Haus Hornberg 2000 Gulden, die sollt' ich ihm auf St. Peters Tag zu Schweinfurt erlegen, wie ich auch auf dieselbige Zeit thät; und war seine Hausfrau da, die empfieng das Geld. Wie ich die Quittungen von ihr nahm, und gehe auf den Markt heim der Herberg zu, so kam des Markgrafen Stallmeister zu mir

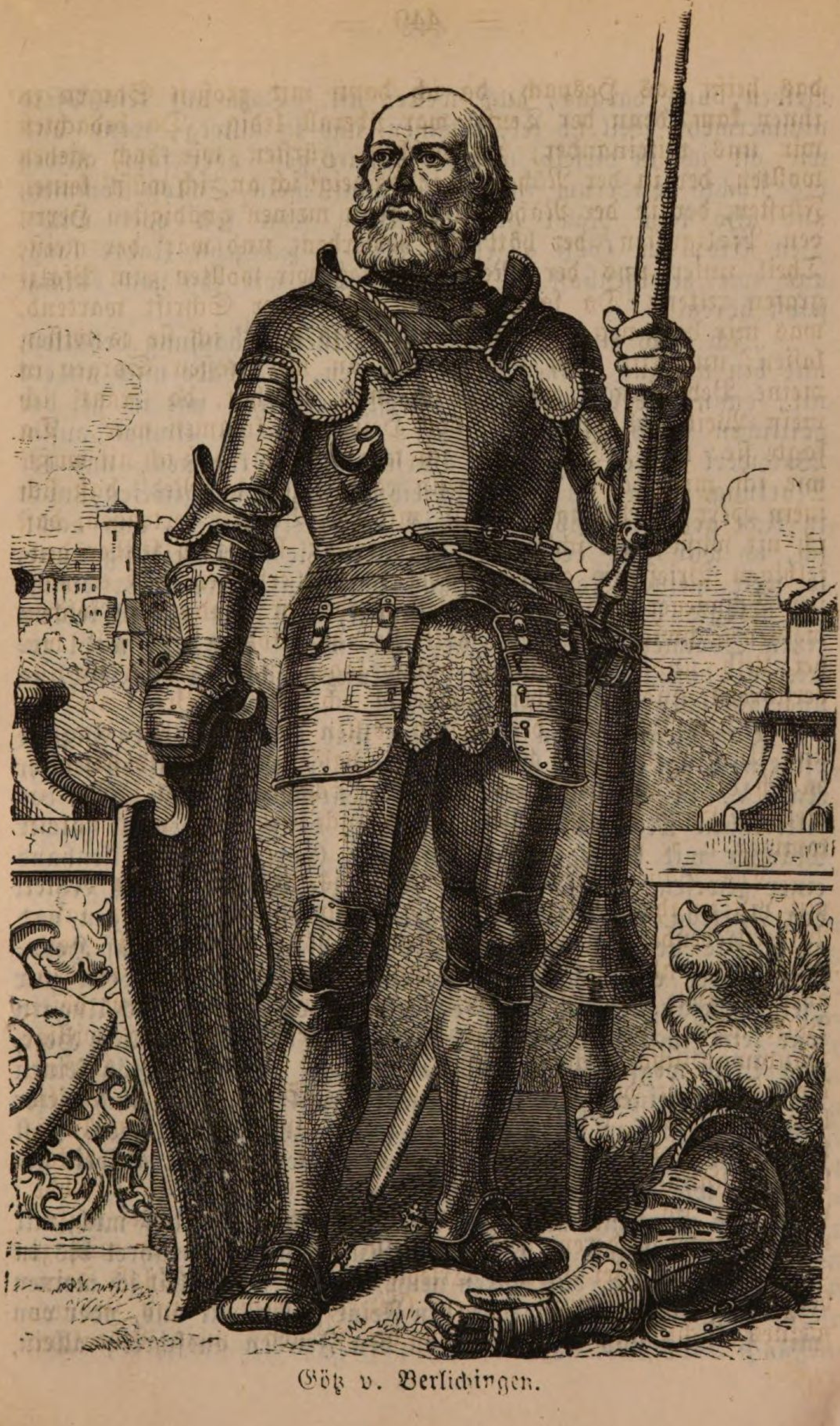
auf den Markt, der kannt' mich nun wohl und sprach mich in allem Guten an, und warnet mich und sagte, wie denselbigen Tag bei den 60 Pferden auf ihn gestoßen wären, nit weit von Schweinfurt, und ich sollt' meine Sachen in guter Acht haben, denn er hätte gemerkt, daß es wider mich wäre. Und ich dankt' ihm wie billig, und hört' es auch gern, damit ich könnt' mich darnach richten. Nun dacht' ich doch vorhin ohne diese Warnung, Herr Conrad Schott der würd' sich regen und mir irgend ein Nasenspiel zurichten, und nahm auch Nichts an, und gieng in die Herberg und aß zu Nacht; das wohl eine Stunde oder zwo in die Nacht und alle Thore zugemacht und verschlossen waren, und hätte Sorg, sie hielten vor allen Thoren, sonderlich am Mainthor oder an dem Thor gegen der Schweinfurter Gau zu, da ich hinreiten wollt'. Und wie ich sorgt', so war es auch, und nahm mir vor, ich wollt' zu dem Thor hinaus gegen den Schleichteich zu, wie ich dann thät. Das war nun nit mein Weg, sondern damit ich ihnen entgehen möcht', denn ich hätt' wenig Pferd, und nit mehr, denn meine Knecht, und befahl meinen Reitern, ehe wir hinaus zogen, daß sie den nächsten die Spieß auf den Beinen hätten, dann hielt schon ein Gesind' vor uns, so wollen wir den nächsten mit ihnen treffen und durch sie schlagen. Aber ich hätt' das recht' Thor fürgenommen, dahin sie nicht gedacht hätten, daß ich zu demselbigen Thor hinaus sollt'. Aber die andere zwe Thor', wie ich Sorg' hätt', die hatten sie verhalten, und mußt' ich meinen Vortheil suchen, wo ich über den Main wollt', wieder Heidelberg zu u. s. w."

Götz v. Berlichingen wählte die Burg Hornberg, zu der noch die Orte Zimmern, Steinberg und Haßmersheim gehörten, zu seinem ständigen Wohnsitz. Nur im Jahre 1519 vertauschte er im Dienste Herzog Ulrichs von Würtemberg den Wohnsitz auf Hornberg mit der Veste Mökmühl, die er so ritterlich vertheidigte, bis er, ein Opfer des Verraths, nach Heilbronn geschleppt wurde, wo er $3^1/_2$ Jahre in Haft zugebracht. Auf Hornberg war er mit Weib und Kind, als der unglückselige Bauernkrieg ausgebrochen. Er hatte so wenig Lust, sich an die Bauern anzuschließen, als andere Edelleute in der Gegend, und wartete auf eine schriftliche Weisung aus Heidelberg, wie er sich zu verhalten hätte. Lassen wir den Ritter hierüber selbst reden: (S. Lebensbeschreibung S. 68)

„Nun hätten mich meine Brüder und andere meine guten Freunde und Gesellen beschieden in ein Holz bei Boksberg,

das heißt das Hespach, da ich dann mit großen Sorgen zu ihnen kam, denn der Teufel war überall ledig. Da bedachten wir uns miteinander, zu welchem Fürsten wir doch ziehen wollten, der in der Nähe wäre; da zeigt ich an, ich wüßt' keinen Fürsten, der in der Nähe wäre, denn meinen gnädigsten Herrn den Pfalzgrafen, der hätt' sich beworben, und wär' der meiste Theil unter uns der Meinung, daß wir wollten zum Pfalzgrafen reiten. Da sagt' ich, ich wär' einer Schrift wartend, was mir begegnet, wär' es möglich, so wollt' ich sie es wissen lassen, und ritt auch von Stund an mit großen Sorgen in meine Behausung; und eh' ich mich austhät, da fragt' ich mein Weib, ob kein Brief von Heidelberg kommen wär'. Da sagte sie: nein! Da erschrak ich warlich übel, daß ich nit wußt' wie ich mich halten sollt', denn es giengen die Red', daß sich mein Herr der Pfalzgraf wollt' mit den Bauern vertragen, daß ich nit wußt', wie ich's ihm thun sollt'; hab auch seither denselbigen Brief nit gesehen, aber so viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden ist; und als sie solchen meiner Schwieger gelesen, hätt' sie ihr befohlen, sie sollt' mir bei Leib und Leben Nichts davon sagen, sonst wären sie alle verstorben und verdorben. Darum ich solchen Brief nie gesehen, und kam um der Ursach willen in all' mein Unglück und Unrath, das mir begegnet ist, hab' auch alsbald darnach, da ich die Sache besser erfahren, die Schwieger nicht länger in meinem Haus haben wollen, sie ist auch seither nit mehr darein kommen u. s. w."

Die Bauern ließen nicht nach, bis sie den biedern Ritter mit List in ihre Mitte gebracht und für ihre Sache den lange Widerstrebenden gewonnen hatten. Götz machte sich nothgedrungen anheischig, eine Zeit lang ihr Hauptmann zu werden; aber die erste beste Gelegenheit benutzte er, um von dem bösen Volke wieder los zu kommen. Doch mußte er seine unfreiwillige Hauptmannschaft schwer büßen, während andere hohe Herren, die offen mit den Bauern gemeinsame Sache gemacht hatten, leer ausgingen. Eine zweijährige Haft im Thurme zu Augsburg mußte er aushalten. Wie mag diese die Kraft des ritterlichen Mannes gebrochen haben! aber noch mehr die Urfehde, welche er im Jahre 1530 seinen Feinden ausstellen mußte, wo es unter anderem heißt: „Zum Andern, daß ich mich zu Stund nach dieser meiner Erledigung in mein Schloß Hornberg thun, darin und in dem Gezirk, Hofmark und Zehnten meines Schlosses, so weit sich die strecken, mein Lebenlang



Götz v. Berlichingen.

bleiben, und daraus, auch weiter nit. Dazu auf kein Pferd nimmermehr, weil ich leb, kommen, und in allweg, wenn und wie oft ich in dieselb' meine Hofmark geh' oder fahr' allweg des Nachts wiederum in das benannt' mein Schloß kommen, und also kein' Nacht aus demselben seyn soll oder will". Den Eid, den Götz abgelegt, hielt er sechszehn Jahre lang, und wie gewissenhaft. Darüber wollen wir ihn noch einmal selbst hören.

„Ich hab' mich 16 Jahr in meiner Behausung behalten, und bin nit aus meiner Mark kommen, und habe mich anders nit., dann wie ich verpflicht' gewest, gehalten, wie ich bei der göttlichen Wahrheit sagen darf; und als ich einmal auf'm Waidwerk gewest, auf ein Wiesenplätzlein kommen, und der Markung, so mir in der Beschreibung bestimmt gewesen, nicht in Acht genommen, bin ich gleich darob erschrocken, und dacht' ich, ich wär' aus der Markung, aber die Verschreibung stund, so weit meine Markung, Haus und Gut reicht. Da erfuhr ich alsbald bei meinen Verwandten, daß mir das Wieslein einen Sommerhahnen Zinszal, und wurd' froh und wohl zufrieden, daß ich nit aus der Markung geschritten, wiewohl es ungefährlicher Weis' geschehen war".

Von diesem Leben ohne That, was dem ritterlichen Manne oft eine Qual gewesen sein mag, wurde er befreit, als ihn Kaiser Karl V. in Schirm und Geleit genommen, d. h. sich des ritterlichen Mannes gnädig annahm, denn er bedurfte solcher Männer mit kräftigen Händen, wie Götz mit der Eisenhand einer gewesen, für seinen Zug gegen die Türken. Götz erhielt den Auftrag, innerhalb 14 Tagen 100 Reiter aufzubringen, und er brachte sie auch zusammen, ob er gleich damals auf Hornberg weder einen Knecht noch ein Pferd hatte, sondern nur „seiner Gefängniß und Urfehde wartete. Doch der Zug nach Ungarn war kein glücklich, denn ein Sterben kam in das kaiserliche Heer, das Viele wegraffte". Im Jahre 1544 begleitete Götz seinen Kaiser auf seinem Kriegszug gegen Frankreich, aber auch dieser trug keine großen Lorbeern ein: es kam zu einem Frieden. Fast wäre Götz auf diesem Feldzug das Opfer einer Krankheit geworden, wie sein eigener Bericht lautet.

„Es gieng mir auch sehr übel von dahier, da stieß mich, mit Urlaub und Gunst zu reden, die Ruhr an, und währet bis in meine Behausung, das waren neun Wochen; noch thät ich meinen Harnisch, dieweil wir gegen den Feind zogen, nit aus, oder von mir, so lang und viel, bis man den Frieden ausschrie; allein,

daß ich nit mit den Haufen zog, dann ich mußte meinen Vortheil suchen, wie ich konnte, und die Nothdurft denen Krankheiten erheischt, daß mancher zarter junger Gesell sagt', der alt' Kriegsmann, mich vermeinende, wird kaum ausreißen. Noch rieß ich aus und blieben dieselbigen zum Theil dahinter."

Von nun lebte Götz von Berlichingen still und ruhig im Kreis der Seinigen, und diktirte einem Schreiber seine Lebensgeschichte zur Warnung für Jeden, der den Menschen zu Viel traue. Oft mochte sein Auge auf dem vorbeieilenden Strome ruhen, während an seinem innern Auge die Erinnerungen eines thatenreichen Lebens vorübergingen, bis sich am 23. Juni 1562 seine Augen auf immmer schlossen. Seine irdischen Reste ruhen im Kreuzgange des Klosters Schönthal, neben denen seiner Altvordern. Ein einfaches Denkmal ziert seine Grabstätte.

Götz v. Berlichingen hatte mit seinen beiden Frauen 3 Töchter und 7 Söhne gezeugt. (Siehe das bisher benutzte Prachtwerk, S. 645--48.) Von den Söhnen blieben nur zwei, Philipp und Hans Jakob am Leben. Der Erstere hatte von seiner Gemahlin nur eine Tochter, Anna, und ist noch im Jahr 1559 am Leben. Der andere, Hans Jakob, aus der zweiten Ehe entsprossen, übernahm nach dem Tode des Vaters dessen sämmtliche Besitzungen. Bei seines Vater's Lebzeiten wohnte er auf dem Schlosse Roßach bei Schönthal, später auf dem Hornberg. Hans Jakob starb im Jahr 1567 als brandenburgischer Rath, Landrichter und Amtmann zu Schwabach und Windsbach; er ruht neben seinem Vater im Kreuzgang zu Schönthal, und war der Letzte des Geschlechts, der allda begraben wurde.

Seine 7 Söhne theilten sich im Jahre 1571 in die väterlichen Besitzungen. Philipp Ernst erhielt den Hornberg, Sennfeld und Heimstadt, mit dem er bereits im Jahr 1568 belehnt worden war. Er scheint mit Herzog Ludwig von Württemberg in näheren Beziehungen gestanden zu haben, denn im Jahr 1577 sendete er demselben eine Abschrift der Lebensbeschreibung seines Großvaters, welche derselbe wohl ursprünglich besessen, und zuverlässig die älteste der noch vorhandenen sein mochte. Durch Philipp Ernst v. Berlichingen kam leider der Hornberg im Jahr 1602 mit Consens des Hochstifts Speyer käuflich an Heinrich v. Haußenstamm. Er bezog sofort seinen Ansitz zu Sennfeld, zu dem er den unbedeutenden Weiler Korb noch erkauft hatte; er starb im Jahre 1613 und liegt in der Kirche zu Korb begraben. Da auch das Wappen der Herren v. Riedesel in der Kapelle vorkommt, so läßt sich vermuthen, daß unmittelbar nach denen von Haußen-

stamm auch diese Familie eine Zeitlang wenigstens an der Burg betheiligt gewesen.

Nach dieser Zeit brachte Reinhard v. Gemmingen, der eine Chronik der Familie geschrieben, die Burg käuflich an sich. Im Jahre 1639 trat er sie seinem Sohne Weizbrecht ab. Auch der Hornberg mußte die Stürme des 30jährigen Krieges erfahren; denn im Jahre 1645 wurde auf der Burg geplündert und zerstört, was zerstört werden konnte. Wohl in dieser Zeit wurde die innere Burg so jämmerlich zugerichtet, wie wir sie dermalen noch sehen. Freilich wurde sie auch theilweise wieder ausgebessert, aber von einer durchgreifenden Wiederherstellung konnte keine Rede mehr sein, eben wegen der Weitläufigkeit ihrer Werke. Doch war sie in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch in bewohnbarem Zustande. Später ließ ein Beamter der Familie aus mißverstandenem Eifer die Dächer abnehmen, so daß die Burg von nun an nicht mehr bewohnt werden konnte. Vieles, was noch aus den Zeiten des Ritters mit der eisernen Hand übrig war, seine Bettlade, die eiserne Wiege eines Kindes und andere Gegenstände wurden bei dieser Gelegenheit verkauft. Der Verwalter eines adeligen Schlosses, auch in Frankenland, that Aehnliches, um dem entfernten Burgherrn die Lust zu benehmen, in seinem Schlosse zu wohnen, wenn es eine Ruine wäre; aber der Burgherr kam dennoch aus weiter Ferne, denn er war auch ein Liebhaber von Ruinen, und zur Belohnung für seinen Zerstörungseifer ließ er bei seinem Eintritt in dem Ahnenschlosse seinem Verwalter eine gehörige Portion Stockprügel aufmessen. Wäre auch dem v. Gemmingen'schen Beamten eine gleiche Tracht sehr heilsam gewesen.

Wir scheiden von der Burg Hornberg, die so manche Erinnerungen aus alter Zeit in uns hervorrief, und fühlen uns zum Dank verpflichtet gegen die früheren und jetzigen Besitzer, die mit großer Sorgfalt über die Ruine gewacht, und immer noch Alles aufbieten, um den Besuchern der Burg den Aufenthalt auf derselben angenehm und genußreich zu machen.

Sagen.

I.

Die Legende von der heiligen Notburga.

Da, wo der Neckar in weiter Krümmung durch ein mit Dörfern besäetes Thal sich hinzieht, steht eine Burg, von ihrer seltenen Bauart genannt der Hornberg.

Auf die Burg Hornberg kam einst vor langen Zeiten der Frankenkönig *Dagobert*, die Grenzen seines Reiches gegen das heidnische Wendenheer zu schützen. Während er auf der stattlichen Burg weilte, sandte er seine Boten aus, den Heiden den Frieden zu bieten.

Er hatte ein gar frommes und züchtiges Töchterlein, Notburga genannt; die ward zum Friedenspreis bestimmt. Der Wendenführer Samo, einst selbst ein Franke, und von seinem Volke abgefallen, vernahm gar bald von Notburgas Schönheit, und begehrte sie zu seiner Gemahlin.

Da sandte Dagobert, der seinen Entschluß vernommen, einen seiner vornehmsten Ritter, den Wendenkönig an den Grenzen seines Reiches als willkommenen Gast zu empfangen. Als er sich der Burg naht, macht sich männiglich auf, des Königs Eidam zu begrüßen; nur Notburga, das zarte Fräulein, hielt grauses Entsetzen vor dem Heidenfürsten in ihrem einsamen Kämmerlein zurück.

Als Samo auf der Burg erschien, glaubte er, Notburga werde vor Allen ihm entgegen gehen, und ihn bewillkommnen. Dagobert selbst ergrimmte über seine Tochter; er gestattete gleich nach dem ersten Empfang dem Ritter, der den Wendenfürsten begleitete, in der Jungfrau Kämmerlein zu gehen, um sie, sollt' es nicht mit guten Worten gehen, mit Gewalt herbeizuholen. So geschah es. Der Ritter zog sie an den Haaren herbei, und alsbald stand Samo als Werber vor der zitternden Notburga. Aber sich ermannend, erhob sie voll heiligen Ernstes ihr Haupt: „Du, Vater," sprach sie, „hast mir das Leben gegeben, drum nimm es hin, wenn es den Frieden Deines Landes sichern kann, aber nie werd ich meinem

Glauben weichen, und mein Glück in eines Heiden Hände legen."

Ergrimmt über solche Dreistigkeit hieß sie Dagobert zurück in ihre Kammer gehen. „Dort, rief er ihr nach, werd ich dich zur rechten Zeit als Königin des Festes holen lassen."

Weinend betrat Notburga ihr einsames Gemach, und ihre Thränen wollten nimmer versiechen, während Burg und Wälder von Hundegebell und dem Rufe der Jäger widerhallten und ein Fest dem andern folgte.

Da trat einst Samo mit dem Frankenritter, der ihn hieher geführt hatte, in Notburgens Gemach, als sie eben auf den Knien lag und zu ihrem Gotte betete. Lange standen sie voll stiller Ehrfurcht, deren sich auch der rohe Heide nicht erwehren konnte. Als endlich Samo es wagte, seine Bitte vorzubringen, wandte sich Notburga nach ihm um, und entgegnete mit einem Ernste, der ihren Worten Nachdruck gab: „Ich habe mit dem Himmel zu reden, und nicht mit Euch, drum entfernt Euch von hier, und laßt die Betende allein!"

Ergrimmt ob solcher Rede, erfrechte sich der Heide, ihres frommen Gebetes zu spotten, und ihren Glauben zu schmähen, während Notburga, ahnend, was ihr bevorstehe, nur die Blicke gen Himmel richtete. Doch nicht mehr länger wollte hier Samo in der Gestalt eines Bittenden stehen; mit seiner Rechten schwang er sein Schwert, während er mit der Linken die Jungfrau an den Locken faßte, sie mit Gewalt fortzuziehen.

In diesem Augenblick erwachte in des Frankenritters Brust ein besseres Gefühl. Mit gezogenem Schwerte tritt er zwischen die Betende und den Wendenfürsten, den Letzteren ernstlich bedräuend, sich nicht an der Jungfrau zu vergreifen. Samo, sonst nicht des Nachgebens gewohnt, ließ erschrocken von ihr ab; doch drohend schied er, wenn er wieder kommen müsse, so werde er nicht mehr so friedlich von dannen gehen. Aus den Blicken des Ritters dagegen sprach inniges Mitleiden mit der Betenden.

Als Notburga sich von ihrem Gebete erhob, da schien es ihr, als rufe die Stimme des Engels: „Entfliehe, Notburga!" Ohne sich lange zu besinnen, eilte sie hinaus in die düstre Nacht. Durch eine kleine unbewachte Pforte, über schroffe Klippen, durch Dornen und Gebüsche, trugen ihre zarten Füße sie an des Stromes Rand. Ihre Kraft schien zu ermatten und wohin sollte sich nun die Verlassene wenden? — Steil

hob sich vom jenseitigen Ufer des Neckars die Felsenwand, von dichtem Gebüsch bedeckt.

Auf einmal vernahm sie hinter sich ein Rauschen, und erschrocken umschauend stand vor ihr eine Hirschkuh, gepflegt von der Hand der Jungfrau und ihr längst vertraut. Aber im Unglück wollte das treue Thier nicht von seiner Herrin weichen. Besonders traulich schmiegte es sich diesmal an die Jungfrau. Schien es doch Notburgen, als wollte ihr der Himmel in diesem treuen Thiere eine Freundin zuschicken, sie zu trösten. — Da läßt es sich vor ihr auf die Kniee nieder, blöckend nach der Felsenwand und dem Strome sehend, gleich als wollte es sagen: da drüben ist für dich Rettung zu finden, vertraue mir, ich will dich dahin bringen. — Vertrauend auf des Himmels Schutz, setzte sich Notburga auf des Thieres Rücken. Schnell erhob es sich, und eilte mit seiner theuern Bürde dem Strome zu. Wie auf einem sanft hingleitenden Nachen ward sie über den Neckar getragen, und bald erreichten sie das jenseitige Ufer. Durch das dichteste Gebüsch rang sich das Thier mit ihr durch, und zeigte ihr endlich in dem Felsen eine sichere Höhle. Indeß die Hindin schon beinahe das jenseitige Ufer wieder erreicht hatte, lag Notburga auf den Knieen, ihrem Gott zu danken, der sie gerettet hatte.

Mit den ersten Sonnenstrahlen kam die Hindin wieder zurück zu ihrer Herrin und brachte ihr Brod an ihren Hörnern, während die Quelle in der Grotte ihren Durst stillte. Und so, alle Morgen und Abend, kehrte das treue Thier mit der Speise, die es in der Schloßküche fand, bei Notburgen ein.

Lange lebte hier die Jungfrau in abgeschiedener Stille, indeß ihr Vater sammt allen seinen Gästen und vor Allem dem Wendenfürsten, der seine Braut nicht verloren geben wollte, das Thal durchzogen, die Verlorene zu suchen. Nur der Hörner Klang, das Rufen der Jäger und das Bellen der Hunde drangen zu Notburgens Ohren, und zeigten ihr an, daß Alles dieses ihr gelte. Auch der höchste Preis, der Dagobert dem bot, der sein Töchterlein wieder bringen würde, konnte die Verlorene nicht in seine Arme zurückführen.

Doch nicht lange stand es an, so kam für Notburgen eine schwere Prüfungsstunde. — Der Küchenmeister wunderte sich längst, daß ihm bald von dieser, bald von jener Speise etwas abhanden kam, ohne daß es ihm bisher gelungen war, den Thäter zu erforschen. Da stellte er sich einstmals in einen dunkeln Winkel der Küche, um dem Dieb auf die Spur zu kommen. Nicht lange, so entdeckte er eine Hindin, folgte ihr, sieht

es mit Staunen, wie sie mit dem Raube den Berg hinab springt, sich in den Strom stürzt, an dem jenseitigen Ufer sich im Gebüsch verliert.

Sogleich gab der Küchenmeister seinem Herrn Nachricht von diesem seltsamen Vorfall; und augenblicklich lebte in diesem die Hoffnung auf, die Hindin könnte vielleicht des Mägdleins Spur anzeigen. Dagobert eilte schnell mit vielen Begleitern zu den Ufern des Flusses, und bald wimmelte der Neckar mit Kähnen, an der Spitze Dagobert mit seinem Küchenmeister. An dem jenseitigen Ufer angelangt, sucht der König unbemerkt den Weg durch das Gebüsch. Ein Blick in das Innere einer Felsenhöhle zeigt ihm sein Kind, wie es auf den Knieen liegt und Gott für seine Gaben dankt.

Auch in der Brust des harten Mannes weckte dieser Anblick mildere Gefühle, und mit bittender Stimme rief er, Notburga möchte doch mit ihm auf die Burg zurückkehren. Entsetzt über den plötzlichen Anblick des Vaters, fährt die Betende empor. Doch etwas milder sah er jetzt aus, und Notburga hoffte darum, von ihm die Gewährung ihrer Bitte zu erhalten. „Laßt mich", entgegnete sie, „laß mich an diesem stillen Orte, wo ich dem Herrn leben möchte, da ich längst der Welt schon abgestorben bin!" —

Da ergrimmt der Vater über solche Widersetzlichkeit und mit starker Faust ergreift er die Widerstrebende. Doch siehe! Der Jungfrau Arm löste sich vom Leibe und nur ihn hielt er in Händen, und bewußtlos sinkt die Unglückliche nieder, während der erzürnte Vater sprach: „Du bist gestraft für Deinen Ungehorsam, darum bleibe hier, ob todt oder lebendig!" — In stummem Entsetzen kehrte Dagobert mit seinen Genossen zurück. Noch lange lag Notburga bewußtlos an dem Boden, und als endlich ihre Besinnung zurückkehrte, hörte sie ein Rauschen und gewahrte mit Schrecken eine Schlange, die sich ihr näherte. Bei näherem Betrachten sah sie, wie die Schlange, mit der Krone auf dem Haupte, ein Kräutlein im Munde trägt und nach der Wunde hinblickt. Notburga, den Wink des Herrn verstehend, nahm das Kräutlein aus der Schlange Mund und legte es auf die Wunde. Schnell heilte sie, und die Jungfrau trat an die Oeffnung des Felsens, ließ sich zum Gebete nieder, und lobte Gott mit lauter Stimme, also, daß es über Strom und Thal ertönte. Die Schlange blickte freudig zu ihr auf und auch die Hindin lockte der Gesang der Jungfrau herbei.

Doch Dagobert befindet sich nicht mehr auf der Burg; Graus und Schrecken und Qualen des Gewissens trieben ihn von dannen und nur der alte Burgvogt hatte noch viel zu erzählen von dem Schrecklichen, das seinem Herrn begegnet war. Im Thal und auf den Bergen ward aber bald die Kunde laut von Dagoberts frommem Töchterlein, und was sich mit ihr zugetragen.

Das Volk, noch dem Götzendienste ergeben, kam bald zu Notburgens Höhle, und sah das Wunder. Gläubig öffnete es sein Herz der wahren Lehre und die Taufe machte alle zu Christen. Die einsame Grotte Notburgens aber wurde allmählig ein berühmter Wallfahrtsort.

Die Heilige führte das Volk nicht nur zum Seelenheil, sondern suchte auch seine Sitten zu mildern; lehrte es Kunst und Wissen des Frankenlands, die Erde anzubauen, und die Berge mit Reben zu bepflanzen.

Noch lange lebte Notburga in ihrer Grotte, fortwährend wohlthätig wirkend. Eines Tages aber, da die erste Ernte schon in diesem Thale zu reifen begann, sprach Notburga zu dem Volke: „Auch für mich ist die Erntezeit gekommen, darum vernehmet meinen letzten Willen: Nach meinem Tode legt meine entseelte Hülle auf einen Wagen, mit zwei Stieren bespannt, die noch kein Joch getragen haben, und laßt diese, ohne Leitung, ihren Weg suchen. Der Ort, wo sie Halt machen, sei dann der meines Grabes, und darüber sollt ihr ein Kirchlein bauen, zum Gedächtniß der Wunder, die der Herr an mir gethan.“ — Bald darauf starb Notburga, und das Volk that, wie ihm die Heilige befohlen. So entstand das Kirchlein zu Hochhausen. Und noch zeigt der Landmann in der Felsenwand die Jungfrauhöhle, und in der Kirche, um welche sich nun ein Dörflein angesiedelt hat, sieht man noch jetzt der Jungfrau Bild von Stein, ein alt einfältig Werk aus grauer Zeit, die Locken mit der Krone geziert, die Schlange mit dem Kräutlein neben ihr.

Der Heidenjüngling und die christliche Jungfrau.

Eine Legende vom Neckar.

Dort wo aus dunkelgrünen Wäldern
Der Hornberg schaut in's Nackarthal,
Harrt eine Jungfrau des Verlobten,
Den ihr bestimmt der Eltern Wahl. —
Er dient dem Wodan noch, dem Wilden
Im dunkeln Wald am Runenstein;
Sie kennt den Christengott, den Milden
Mit seiner Gnade hellem Schein. —
Und wie er naht auf raschem Kahne
Hebt sie die Hände himmelwärts,
Und flehet, daß des Jünglings Herz
Sich wende von dem alten Wahne.
Ja du kommst!

Mit starkem Arm die Wellen theilend
Erreichet Sigmar bald den Ort,
Wo die Geliebte seiner harret,
Zu künden ihm ein ernstes Wort.
„Du willst, daß ich Dein eigen werde;
Ich folge dir, wie du begehrst,
Wenn du vom blut'gen Opferheerde
Dich zum Altare Christi kehrst.
Nicht Freia spendet uns den Segen,
Heil bringt allein der Jungfrau Sohn.
Er kommt von seinem lichten Thron
Auch dir mit seiner Huld entgegen."
Ja du kommst!

Wohl höret aus so süßem Munde
Die Himmelsbotschaft Sigmar gern,
Doch dringt nicht in des Herzens Tiefe
Der heil'ge Liebesruf vom Herrn.
Mit Roß und Speer zum Streit zu ziehen,
Zu jagen frei ist seine Lust,
Und dann zu ruhen von den Mühen
An eines holden Weibes Brust.
Sie aber, seit sie den gefunden,
Der alles Sehnen ewig stillt,
Trägt in der Brust das Himmelsbild,
Von dem auch Sigmar soll gesunden.
Ja du kommst!

So scheiden sich der Beiden Wege —
Er liebt das Weib, sie liebt den Herrn.
Wie oft sie traulich warnt und locket,
Er bleibt dem Zug der Gnade fern.
Doch wie er nach der Eltern Worte
Stets ungestümer um sie freit,
Da flieht sie aus der heim'schen Pforte,
Hinüber in Waldeinsamkeit.
Dort ganz allein mit ihrem Gotte
Fleht sie in brünstigem Gebet
Für den, der Himmelsglück verschmäht:
Wie Amen tönt es durch die Grotte, —
Ja du kommst! —

Hier wohnet sie im Gottesfrieden,
Die Bäume neigen sich ihr mild,
Die Vögel fliegen zu ihr nieder,
Und Nahrung bringet ihr das Wild.
Doch heimathwärts geht all ihr Sehnen,
Und drückt auch schwer des Kreuzes Wucht,
Sie weiß, er zählet unsre Thränen,
Der liebend das Verlorne sucht. —
Der Tod erschließt der Heimath Pforte,
Vom Himmel kommt der Bräutigam,
Und was die Welt an Glück ihr nahm,
Sie scheidet mit dem Hoffnungsworte:
Ja du kommst!

Indeß hat Sigmar fast vergessen,
In blut'gen Fehden, wilder Jagd,
Welch Liebesglück er sich entwendet
In jener treuen Gottesmagd;
Bis einst ein Hirsch zur Felsenhalde,
Vor seinem Speere flieht fernab —
Nachdringend durch der Höhle Spalte
Sieht er ein Kreuzholz und ein Grab!
Und an der Felswand steht geschrieben,
Wer hier gerungen und gefleht,
Und heil'ge Thränensaat gesät,
Stark bis zum Tod im treuen Lieben:
Ja du kommst!

Da faßt's mit unsichtbaren Händen
Den unbesiegten, wilden Mann.
Er wirft sich vor dem Kreuze nieder,
Es löset sich der alte Bann.
Er flehet zu dem wahren Gotte,

Der uns am Kreuze Heil gebracht.
Hell wird es in der düstern Grotte,
Hell wird's in seiner Seele Nacht.
Vom Himmel schaut sie selig nieder,
Des Beters treue Gottesbraut,
Sie preist den Herrn im Wonnelaut,
Und mit ihr preisen Engellieder:
Ja du kommst!

Von einem Priester durch die Taufe
Dem Herrn zum heil'gen Bund geweiht,
Verläßt er nun die Burg der Väter,
Und dient in stiller Einsamkeit
Dem Himmelskönig im Gebete
Dort wo die Gottesbraut er fand,
Da strahlet von der heil'gen Stätte
Ein helles Licht in's finstre Land.
Und hat er mit der Lebensspeise
Den müden Wanderer erquickt,
Daß selig er zum Himmel blickt,
Da klingt wie Harfenton es leise:
Ja du kommst!

Hinauf zum frommen Klausner wallen
Der Pilger viele aus dem Land —
Die Stätte wird die Gotteshöhe,
Der Berg das Himmelreich genannt. —*)
Da trat, als schon sein Scheitel bleichte,
Einst Nachts, wo draußen Sturmwind brüllt,
Ein fremder Pilger ein, und reichte
Die Hand ihm friedevoll und mild.
Der Klausner führt zum Heerd den Müden,
Und wärmt und pflegt und labet ihn,
Dann kniet zum Nachtgebet er hin
Und fleht um Ruh' und sel'gen Frieden. —
Ja du kommst!

Und sieh! es tritt von Licht umflossen
Der Pilger zu dem Beter hin,
Und breitet mild und majestätisch
Die Hände segnend über ihn:
„Du bist erhört, nun darfst du kommen;
Geh' ein zu deines Gottes Ruh!"
Dann küßt die Stirne er dem Frommen,
Und drückt ihm lind die Augen zu. —

---

*) Diese Namen bestehen jetzt noch.

Und draußen glänzen tausend Sterne
Wie lichte Sonnen durch den Wald,
Die rauhen Stürme sind verhallt,
Und jubelnd klingt's vom Himmel ferne:
Ja du kommst!

Noch stehet auf der Gotteshöhe
Ein uralt heilig Gotteshaus;
Es schaut Sanct Michaels Kapelle
Vom Berge weit in's Land hinaus.
Seit einst von droben durchgedrungen
Das Licht durch tiefe Heidennacht,
Ist überall das Wort erklungen,
Das finstrer Bande ledig macht.
Und von der stillen Waldesklause
Klangs weithin über Berg und Thal,
Und Glocken rufen überall
Auch d i c h zu Gottes heil'gem Hause —
Ja du kommst! G o o s.

Vom Ritter Bertram

und

seiner Tochter Mechtilde.

II.

Auf Hornberg am Neckar hauste einst ein tapferer Ritter, der im gelobten Land große Thaten verrichtet hatte. Er hieß B e r t r a m der W e c k e r, und hatte eine schöne fromme Gemahlin, mit Namen Adelheid, und eine ebenso brave Tochter, die Mechtilde hieß. Als letztere 18 Jahre alt war, und schon mancher Edelmann um ihre Hand warb, da nahm der Tod ihre Mutter weg, und der Vater ging eine zweite Ehe ein, weil er hoffte, noch einen Sohn und Stammeserben zu erhalten. Diese zweite Frau hieß

Clotilde und war sehr boshaft, aber reich, und brachte dem Ritter Bertram ein großes Heirathsgut, der auch seiner Frau Alles vermachte und der Tochter nur die Fräulein-Aussteuer bestimmte, die auch damit zufrieden war. Ein ganzes Jahr lang ertrug Mechtilde schweigend und geduldig die bösen Sitten ihrer Stiefmutter, die auch einen Sohn bekam, so daß zu Mechtilden nach und nach die Liebe ihres Vaters geringer wurde. Einst kam er von der Jagd und brachte ein junges lebendiges Hirschkalb mit, das er seiner Tochter schenkte, die es sorgfältig aufzog. Der junge Hirsch wurde ganz zahm, und sie ließ ihm oft sein Futter in einem Hängkorb zur Burg hinab. Da begab es sich, daß zu Wien ein großes Turnier gehalten wurde und Bertram zog dahin. Kaum war er fort, so fing die Stiefmutter mit Mechtilden Streit an und ließ sie ins Burgverließ werfen. Aber der Burgvogt und alle Knappen setzten sich so herzhaft dagegen, daß Clotilde ihre Stieftochter nach drei Tagen wieder frei ließ. — Mechtilde blieb aber nun nicht mehr im Schloß, sondern ging in den Wald, wo sie nicht weit von der Burg eine Höhle fand, die ihr recht wohl gefiel. Sie holte sich ihre Kleider, etwas Nahrung und Bettzeug, und begab sich an den einsamen Ort, den man vor Gebüsch und Strauchwerk noch nicht entdeckt hatte. Der Hirsch allein ging mit ihr und kam täglich dreimal in's Schloß in den Atzungssaal mit seinem Korbe und Jeder von dem Gesinde war gewohnt, ihm etwas Nahrung hineinzulegen, und wer ihm nichts gab, den stieß er an, bis er etwas erhielt. Das trug er dann Alles getreulich seiner Herrin zu und fristete ihr so 7 Jahre lang das Leben. Damit man aber die Höhle nicht finden sollte, so nahm der Hirsch jedesmal einen Umweg und machte einen Seitensprung im Hin- und Herweg, so daß man die Spur verlor. An der Höhle entspringt auch die Mechtildenquelle, die Winters nie zufriert und im Sommer eiskalt ist und niemals an Wasser abnimmt. Als Kind hatte einmal Mechtilde einem Pilger, der ins heilige Land reiste, ein Geschenk gegeben und aus Dankbarkeit ließ er ihr seine Kürbisflasche zurück, die Mechtilde mit in die Höhle nahm, und die ihr der Hirsch an der Quelle füllte, so oft sie ihm winkte.

Der Ritter Bertram gewann im Turnier den ersten Preis, aber groß war sein Jammer, als er nach Hause kam und seine Tochter nicht fand, und Niemand ihm sagen konnte, wo sie hingekommen. Da gelobte er, der Mutter Gottes eine schöne Capelle zu bauen, wenn er die Gnade haben könnte, seine Tochter

Mechtilde noch einmal zu sehen. Er ließ sie überall suchen, aber umsonst, man entdeckte keine Spur von ihr. Seine Frau Clotilde war aber seit seiner Abreise nach Wien siech geworden und Niemand konnte ihr helfen. So litt sie schon 7 Jahre die bittersten Schmerzen, aber zuletzt gestand sie ein, daß sie die Mechtilde aus dem Schloß vertrieben habe. Darauf starb sie und Bertram ließ sie in dem Dorf Wolkenhausen bestatten, wo ihr Familienbegräbniß war.

Eines Sonntags frühe hörte man den Hirsch entsetzlich schreien — und sah ihn bei Wolkenhausen sich jämmerlich geberden. Herr Bertram befahl einem Knappen, nachzusehen, und der fand denn auf der Wiese die Mechtilde todt und den Hirsch neben ihr, der mit dem Geweih in die Erde bohrte, als ob er anzeigen wollte, daß man sie dort begraben sollte. Da kam auf diese Nachricht der Ritter Bertram eilig von der Burg herab mit allen seinen Dienern, und erkannte mit Jammer und Noth den Leichnam seiner Tochter. Er ließ sie in einen steinernen Sarg legen und an derselben Stelle begraben.

Unterdessen hatte man den kleinen Sohn, der auch Bertram hieß, im Schloß zurückgelassen, und Niemand hatte Acht auf ihn gegeben, weil Alles wegen Mechtildens Tod hinabgegangen war. Bei der Zurückkunft fand aber Bertram seinen Sohn nicht und suchte ihn mit bekümmertem Herzen in der ganzen Burg. Da entdeckte zuletzt der Burgvogt den abgebrochenen Ast eines Birnbaums, und so fanden sie den Knaben zerschmettert am Fuße der Mauer, und ein Theil seines Kleides hing zerrissen an dem Gesträuche, über welches er von dem Birnbaum herabgefallen war. Der Vater ließ sich an die Stelle führen und fiel in Ohnmacht, als er die Leiche seines Kindes sah. Seine Leute waren bemüht, ihm einen Ruheplatz zu suchen, und fanden dadurch die Höhle Mechtildens, die vorher Jedermann unbekannt geblieben war. All ihr kleiner Hausrath war noch darin, ihr Hängkorb und ihre Kürbisflasche, und so sahen sie nun klar, wo sie so lange verborgen gelebt hatte. Der Hirsch, der mitgegangen war, ergriff die Flasche und füllte sie an der Quelle und so wurde allen kund, wie Mechtilde durch den dankbaren Hirsch ihr Leben erhalten hatte.

Der Ritter Bertram ließ seinen Sohn neben der Mutter bestatten, und baute, wie er gelobt hatte, am Begräbnißplatze Mechtildens eine Kapelle, die er reich begabte.

Notburga.

Am Neckar im Burgschloß Hornberg
Ein König vordem gebot
Jung war die Prinzessin Notburga,
Fromm, sanft und wie Röslein roth.

Sie liebte den wackersten Ritter,
Hans Otto von Engelwert,
Er zog in fremde Lande,
Und war nicht wiedergekehrt.

Sie weinte viel Tag und Nächte,
Wies stattliche Freier ab
Und wünschte bei ihrem Geliebten
Zu ruhen in einem Grab.

Der Vater achtete wenig
Des Töchterleins herbes Leid,
Und suchte hinweg zu scherzen
Untilgbare Traurigkeit.

Einst rief er: bereit' drei Tage
Zum Hochzeitsschmucke dich vor!
Ein Ritter wirbt um dein Herzlein,
Den ich zum Eidam erkor.

Da sprach sie in ihren Gedanken:
Eh' wall ich im Stillen fort,
So weit nur die Himmel blauen,
Eh' daß ich bräche mein Wort.

Sie rief den getreuen Thomas:
Der Vollmond leuchtet so schön.
O, führe mich zu der Kapelle,
St. Michel über die Höh'n'

Da will ich, geborgen vor'm Vater,
Dem Dienste Gottes mich weih'n.
Mein Dank, der Segen des Himmels
Und diese Juwelen sind dein!

Auf den Höh'n wie rauschten die Blätter!
Ein prächtiger Hirsch erschien,
Schneeweiß, vielzackig, und legte
Sich neben Notburga hin.

Da stieg sie auf seinen Rücken,
Hielt am Geweihe sich fest,
Und wurde von hinnen getragen,
Wie Blüthen vom Frühlingswest.

Ihr Diener sah's, wie hinüber
So leicht an den Gegenstrand
Der Schneehirsch rudert und drüben
Mit seiner Beute verschwand.

Der König sandte wohl Boten
In frühester Dämmerung aus;
Sie streiften und schweiften und spähten,
Und kehrten allein nach Haus.

Doch rannte Mittags der Schneehirsch
Auf Hornberg zu betteln nicht scheu,
Und neigte sein Haupt, bis Thomas
Ihm Brod steckt an sein Geweih.

Dann sprang er zur düstern Höhle
Notburga zu speisen, fort,
So fordert er täglich Beköstung.
Deß wunderten Alle sich dort.

Lang schwieg der getreue Thomas,
Doch als sich das Wunder begab
Vor'm König, zwang dieser dem Alten
Das fromme Geheimniß ab.

Er wählte den jüngsten der Renner,
Und flog mit dem Hirsche dahin,
Und schwamm auch den Fluß hinüber.
Die Höhle des Waldes erschien.

Er fand sein Töchterlein betend,
Sie lag vor'm Kreuz auf den Knien,
Und neben sie legte freundlich
Der Hirsch ihr Mittagbrod hin.

Der Vater erschrak im Herzen
Ob der todtenblassen Gestalt,
Er erkannte nur mählig die Züge,
Jedoch ermannte sich bald.

Notburga, du sollst nach Hornberg
In's Schloß der Ahnen zurück!
Nein! Gott gelobt' ich mein Leben,
Und suche kein Erdenglück.

Da zog er im Grimme und zerrte;
Sie hielt am Kreuze sich fest.
Da blieb in der Rechten ihm — Wehe!
Ihr Arm, vom Leibe gelöst.

Wie griff ihn unsägliches Grausen!
Er floh — und Notburge starb,
Die längst den Ruf in der Gegend
Als Heilige sich erwarb.

Die Engel kamen und trugen
Die Seel' in das Himmelreich,
Und schmückten im Herbst ohne Blumen
Die Leiche mit Rosen reich.

Zwei schneeweiß glänzende Rosse,
Noch fremde für Joch und Ruf,
Sie trugen den Fluß sie hinüber
Und netzten doch keinen Huf.

Die Glocken der nahen Thürme
Erhoben von selbst ein Geläut.
Ein Grab wurd' in der Kapelle
St. Michael Ihr geweiht.

Im Dorf Hochhausen am Neckar
Ist jetzt noch, in Stein gehauen,
Das Bild der heiligen Notburga
In uralter Kirche zu schauen.

Auch wird die Notburga-Höhle,
Den Kindern sogar bekannt,
Noch heute besucht von Pilgern,
Und Jungfrau-Höhle genannt.

Haug.

Minna von Horneck.

Auf der Burg Hornberg wohnte in den Zeiten des letzten Kreuzzuges, eine Zierde ihres Geschlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Dilsberg, reich und angesehen vor allen Rittern dieser Gegend, warb um des Mägdleins Hand und nicht vermochte Minna's Vater einen so angesehenen Eidam auszuschlagen.

Aber Minna's Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelmuth von Ehrenberg, der zwar arm an Gütern, aber desto reicher an männlicher Tugend war. Einst hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenschaften verschafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelmuth säumte nicht, ihm zu folgen. Minna's Vater war dies erwünscht: er wollte den Geliebten seiner Tochter entfernen und bestärkte Edelmuthen noch durch das gleisnerische Versprechen in seinem Vorsatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange sieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, dessen edle Gestalt inmitten der ganzen Pilgerschaar hervorragt, den Neckar abwärts schifft.

Jahre vergingen — der Thaten viele vollbrachte Edelmuth, und schon war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in Feindes Hände gerieth.

Dieser, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht

hatten, warf ihn in eine Höhle, einst der Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier, ohne die mindeste Nahrung; am dritten endlich erblickte er oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht, und eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herab gleitete: „Zwei Diener harren meines Winkes, darum komme und folge mir in jene stillen Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können.“

Eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab.

Aber der Ritter antwortete: „Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst Du edel, so rette mich.“ — „Nur Liebe kann Dich retten,“ entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst Du Freiheit finden.“ — „Nur wer Treue übt,“ antwortete Edelmuth, „ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen.“

Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehentlichsten Bitten über ihren harten Vater nichts vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen Dilsberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen, und fuhren, im Dunkel der Nacht, den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war, sie landeten, um hier einen Zufluchtsort zu suchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis.

Durch das dichteste Gebüsch stiegen die zarten Frauen den Felsen hinan, nicht ohne große Mühe, bis sie eine Höhle entdeckten, worin Minna bis zur Rückkehr ihres Ritters, mit ihrer Zofe zu wohnen beschloß.

Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie sich umwandte, stand Ritter Edelmuth in lichtem Waffenschmucke vor ihr. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht, und als er dort Niemanden als den trauernden und reuigen Vater fand, so schwur er, er wolle seine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn sein treues Windspiel, das oft zu Minna gekommen war und von ihr gekos't wurde, auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten seines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entseelt die Geliebte, — noch im Tode schön wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe selbst zur Leiche. Zur Besinnung zurückgekehrt, erfüllten seine Klagen die Wälder, und so oft er die Stelle wiederfand, wo seine Minna schon im kühlen Grabe ruhte, rannten seine Thränen heißer. Als einst die Abendsonne freundlich den Hügel beschien, warf Edelmuth, wie gestärkt von oben, sich auf die Kniee nieder und dankte Gott, daß er ihn hieher geführt habe, um noch einmal das Bild schauen zu können, das er so lange in seinem Herzen getragen. Und als sein Schmerz

Auf einem Moosbette lag entseelt die Geliebte.

stiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmal seiner Liebe an dieser Städte eine Burg, und nannte sie Minneburg. In der Felsenhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, fügte er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher geführt.

Hier brachte Edelmuth den Rest seiner Tage zu; täglich wandelte er, angethan mit dem Waffenschmucke, in welchem seine verblichene Geliebte sich ihn stets dachte, durch den Forst, und wenn er an einem Baum seinen Namen, von Minna's Hand eingegraben, fand, so schrieb er den ihrigen darunter. Schon lag der Rost auf seinem Panzerkleide, sein Angesicht ward bleich und seine kräftige Gestalt begann zu welken —

Bis endlich er, vom Alter grau
In schwarzem Waffenkleid sich niederlegt,

Und nun zum letzten Mal die Hände faltet,
Aufflehend zu der hohen Liebesmacht,
Daß sie in ewiger Vereinigung
Die Herzen, die einander nur gelebt,
Die ird'sche Liebestreue lohnen möge.
Die Burg, von Menschenhänden einst erbaut,
Ist nun von Menschenhand zerstöret auch;
Ein Denkmal ew'ger Liebestreue, die,
Ob Mauern brechen, Schlösser niedersinken
Selbst unzerstörbar, eine sich're Burg,
Aufragt, aus edler Herzen festem Grund.

Ein heiter Lied vom Götz von Berlichingen und Kunzen Schott.

Auf dem steilen Hornberg oben
Saß der Götz von Berlichingen,
Nach der Lebensstürme Toben
Ruhe hier sich zu erringen.
Eichen wölben sich zum Dache
Höher noch als seine Veste,
Neben ihm zum Prunkgemache
Und zum Speisesaal für Gäste.

Sieh, da steht gewappnet draußen
Ueberbringer böser Mähren:
„Sagt, wer mag so spät noch außen
Meines Schlosses Frieden stören.
Laßt herein mir diesen Knappen
Und ihm seine Gurgel schwenken!" —
Klirrend hörte man es tappen
Mit den eisernen Gelenken.

„Kunz Schott, Ritter, läßt Euch grüßen" —
Hub der Bote an mit Zagen —
„Thut die Kunde Euch zu wissen:
Eilt, die Schulden abzutragen!
In dem Thale mit den Mannen
Harrt er, will die Burg Euch pfänden;
Ziehe nimmermehr von dannen,
Schickt Ihr mich mit leeren Händen."

Und die alten Eisenfinger
Greifen Löcher in den Humpen:

„Sag' dem Räuber vor dem Zwinger:
Ritter Götz läßt sich nicht lumpen —
Hab' die Burg ihm nicht gestohlen,
Werd' das Geld ihm selber bringen,
Müßt' ich's auch beim Juden holen.
Doch kann ich mit Eisen klingen!"

Um sein Ritterwort zu lösen,
Läßt er alle Kisten fegen,
Mit dem Kehrwisch, mit dem Besen,
Um die Summe zu erlegen.
Gold und Silber lagert nimmer
Bei dem alten grimmen Degen,
Nur der lieben Waffen Schimmer
Strahlt ihm aus dem Saal entgegen.

Mit dem ersten Morgenstrahle
Wird das Geld hinabgetragen,
Und dem Kunzen Schott im Thale
Läßt der alte Kämpe sagen:
„Hier das Geld für meine Schulden,
Aber mach' Dich auf die Sohlen,
Denn für längeres Gedulden
Werd' ich selbst die Quittung holen!"

Rauscht's doch wie vom Wasserfalle
Aus der Veste altem Zwinger,
Kunz Schott und die Seinen alle
Trifft Götz mit dem Eisenfinger.
Hui! wie ward die Freud' zu nichte
Auf der Burg sich voll zu zechen,
Bei des rothen Hahnen Lichte
Volle Truhen aufzubrechen.

Schaut, den Kunzen Schott gefangen!
Was soll ihm der gold'ne Segen.
Muß mit Beben und mit Bangen
Sich auf gute Worte legen.
Doch der alte Götz mit Lachen
Gab ihm Freiheit sammt den Gulden:
„Mußt es künftig besser machen,
Forderst Du mir wieder Schulden!"

Häuffel.

Götz von Berlichingen

auf dem Hornberg.

Der Götz von Berlichingen
Mit seiner Eisenhand,
Die Fuchtel konnt er schwingen
Daß all den Ritterlingen
Das Haar zu Berge stand.

Die Landsknecht und die Städter
Erfuhrens oft genug,
Wenn Götz, wie Hagelwetter,
Auf dürre Eschenblätter
In ihre Reihen schlug.

Viel Püffe hat's geregnet,
Das war so sein Humor.
Wer falsch ihm je begegnet,
Dem ward das Mal gesegnet,
Er klopft' ihm derb um's Ohr.

Der Götz von Berlichingen
Mit seiner Eisenhand
Verfiel in Feindesschlingen,
Den Leu'n die Hunde fingen,
Nun trägt er Kett' und Band'.

Auf seinem Felsenneste
Da sitzt er schwerverwehmt,
Auf Hornbergs hoher Veste,
Der Eid, der machterpreßte,
Hat seine Kraft gelähmt.

Er darf nicht fürder schwingen
Sein Schwerdt mit starkem Arm,
Daß Helm und Panzer springen,
Der Götz von Berlichingen
Muß dulden Hohn und Harm.

Er darf nicht fürder jagen
Und tummeln kühn sein Roß
Mit Freiheitsgluthbehagen
Muß viele Ruh' ertragen '
Daheim im Felsenschloß.

Wo Männer ruhmvoll rangen,
Da rüst' sich jetzt zum Streit
Ein Heer von Feuerschlangen,
Auf ewig ist vergangen
Die edle Ritterzeit.

Das Eisen klebt am Leder
Und Tinte fließt statt Blut.
Und weil nun schreibt ein Jeder,
Ergreift auch Götz die Feder
Und schreibt mit freiem Muth.

Ed. Brauer.

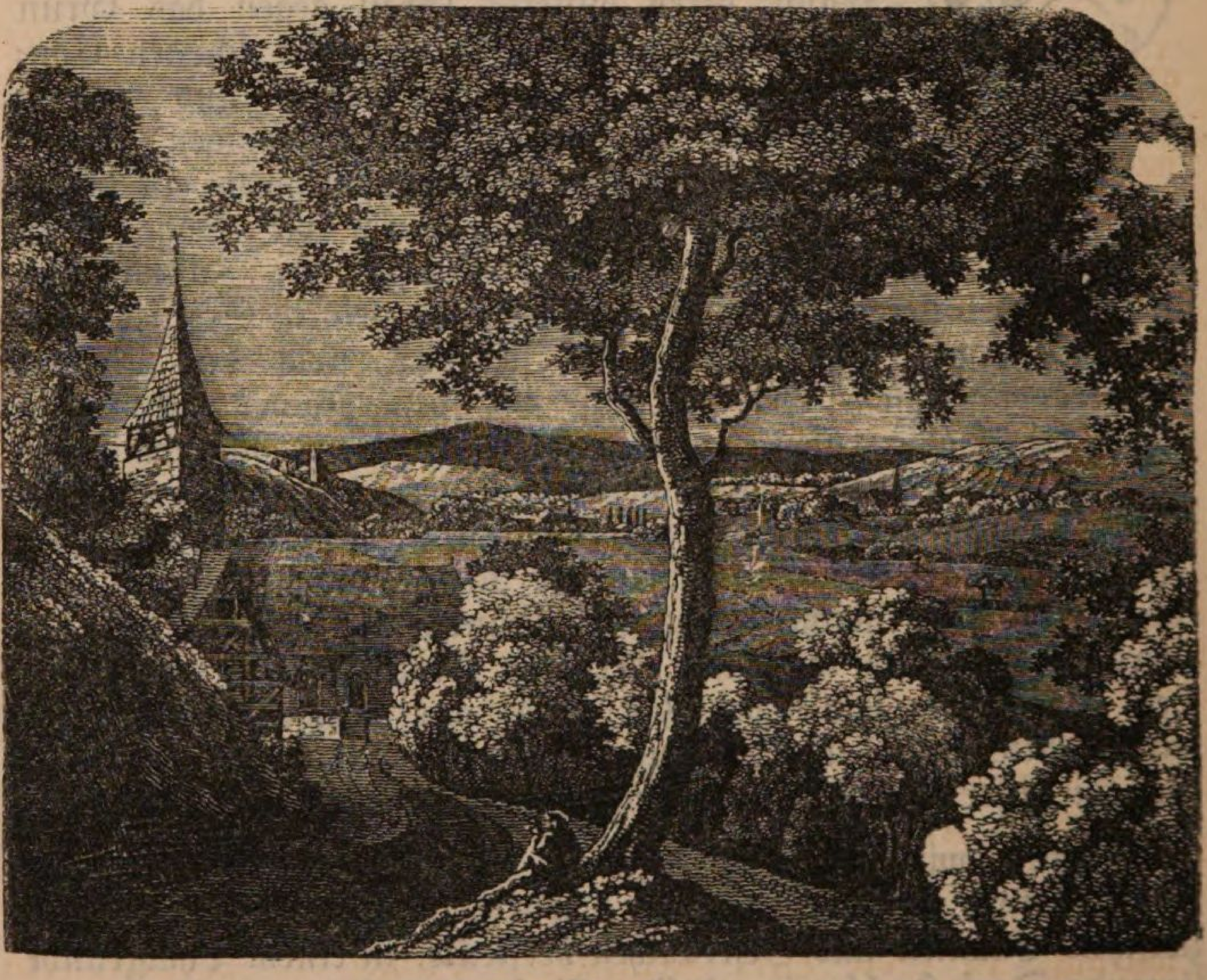
Die Kirche zu Hochhausen

mit dem Notburga-Denkmal.

Dicht am Ufer des Neckars erheben sich steile Kalkfelsen und bilden eine lange fortlaufende Wand, deren düsteres Grau gegen das Grün des überhängenden Gebüsch einen schönen Contrast bildet. Ueber den vielen und vielfach gestalteten Einbuchten und Höhlungen, welche wir an dieser Felswand wahrnehmen, ist besonders eine merkwürdig durch die Sage, nach welcher die vielbesungene herrliche Notburga ihre Zuflucht gefunden hat. Vergeblich würde der Reisende seinen Schiffer nach der Notburga-Höhle fragen, da sie nur noch den Namen Jungfrauen-Höhle führt. Wenn wir den Namen Notburga gegen die Höhle rufen, so wiederholt eine leise, schwermüthige Stimme den Namen. Man mache sich von der Notburgahöhle keine zu große Vorstellung; sie ist so klein, daß sie kaum einen Menschen bergen könnte. Allein der Neckar, welcher gerade hier eine Krümmung macht, bricht sich beständig an diesem Theil des Ufers, und spülte im Laufe der Zeit Manches von der Höhle weg, bis sie im Laufe der Zeit zuletzt gar weggeschwemmt sein wird. Alte Leute in Hochhausen erinnern sich noch, daß man einst in dieser Höhle bequem einhergehen konnte.

Gehen wir von hier aus an demselben linken Ufer des Neckars etwa eine Viertelstunde abwärts, so gelangen wir in das zwischen Bäumen und Gesträuchen versteckte, in einem Thalgrunde liegende Dorf Hochhausen, dessen Kirche das bekannte Notburga-Grabmahl, wohl das älteste des ganzen Badener Landes, enthält. Die Kirche zu Hochhausen, auf einem kleinen Hügel am Ausgang des Thälchens sich lagernd, ist von uralter Anlage, besonders der Thurm, und konnte wohl noch aus den Tagen Karls des Großen stammen, da der Ort schon in jener Zeit unter dem Namen Hochhusen vorkommt. Durch An- und Ueberbauten vom 14. bis 17. Jahrhundert ist die Kirche fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Die gothischen Fenster sind aus verschiedenen Zeiten,

aber nicht von schöner Arbeit. In ihrem Innern bemerken wir an der Wand mehrere, zum Theil noch gut erhaltene Grabmäler der Hornecke von Hornberg. Die Reihe eröffnet ein Arnoldus de Hornberg, und den Beschluß macht Sibylla Rosina Hornekin, geb. Geyer. Unter den Glasmalereien der Kirche kommt Hans Michael von Hornek zweimal geharnischt, mit unbedecktem Haupt, in knieender und betender Stellung vor, das eine Mal mit ihm, gleichfalls knieend, seine Gemahlin Margarethe von Beliset, das andere Mal mit seiner zweiten Gemahlin Magdalena von Zofingen.



Hochhausen.

Vor Allem richten wir unsere Aufmerksamkeit auf das Notburga-Grabmal. Beim Eintritt in die Kirche steht es zu unserer Linken. Hier liegt innerhalb eines Drahtgitters auf einer alten zerfressenen Steinplatte, welche von zwei Pfeilerunterlager aus neuerer Zeit gestützt wird, in ganz erhabener Arbeit das Bild einer Jungfrau mit langen blonden Haaren, die mit einer Krone geschmückt ist. Der linke Arm fehlt,

und in der rechten Hand hält sie eine Schlange, die ein heilendes Kraut im Munde trägt. Es ist ein Werk uralter, vielleicht noch vorkarolinischer Skulptur, wenn wir nur die Falten des Purpurgewandes, die Schleifen des Oberkleides, den Haarschmuck und die Krone betrachten, und vollständig bemalt. Ob das Bildwerk schon in frühester Zeit bemalt war, ist noch eine Frage, denn die ältesten Arbeiten in Stein, wie z. B. die früher an der Legroßen-Kapelle zu Kreuzlingen bei Constanz befindlichen Apostelbilder sind unbemalt. Schon eine alte Ueberlieferung nennt dieses Denkmal das der heiligen Notburga, deren Legende wir in zweifacher Darstellung bereits bei der Burg Hornberg gegeben.

Diese Heilige liegt wirklich unter dieser Steinplatte begraben, wie eine Oeffnung der Grabstätte vom Jahr 1517 deutlich beurkundet hat. Es ist im gräflichen Archiv zu Hochhausen noch folgende Urkunde, von einem kaiserlichen Notar unterschrieben, darüber vorhanden, die wir im Auszug geben:

„Zu wissen und Urkund, daß zu Hochhausen die Jungfrau S. Notburg leibhaftig liegt in der Pfarrkirche des Dorfs, und solche Jungfrau König Dagoberts Tochter gewesen, der nun viel' Gotteshäuser gestiftet, nämlich Weissenburg, da dann seiner Tochter der Jungfrau ein Arm ist, der ihr ihr Vater ihrer aus dem Leib gezogen, daher sodann noch am Neckar in einem Loch, und hat solche Jungfrau gesehen der edle Bart. Hornek v. Hornberg, wie nach laut:

„Es ist geschehen nach Christus Geburt i. J. 1517 am 5. Tag des Oktobers, da hat der ehrwürdige in Gott Reinhardt, unser allergnädigster Herr von Worms und unser Notarius und Zeugen, wie nachfolgend geschrieben steht, welche insonderheit dazu berufen und geboten seind — hat aufgethan das Grab der heiligen Jungfrau Notburgen, und das Gebein in dem Grab gewesen unversehrt, und das zu wahren Urkund haben ohne alle Hinderniß und Schaden genommen der ehrwürdige in Gott Herr Reinhardt, Bischof zu Worms, ein Partikel von dem Leib der heil. Jungfrauen aus dem Rückgrat und das ander Theil geben zu rechter Anzeigung dem edlen und ehrenhaften Bartholomäus Hornek v. Hornberg, ein Herr der Kirchen und des Dorfs zu Hochhausen u. s. w." (Es folgen nun die Namen der sämmtlichen geistlichen und weltlichen Herren, die bei der Oeffnung anwesend waren).

Eine zweite Oeffnung des Grabes hat im Jahre 1823 vor Urkundspersonen stattgefunden. Es fand sich im Grabe

ein irdener Topf von 8 Zoll Durchmesser und einer an rohe Töpferarbeiten celtogermanischer Zeit erinnernder Form. Derselbe war mit „verschiedenen menschlichen Gebeinen und andern der Verwesung bereits anheimgefallenen Theilen" gefüllt, und könnte wohl der ursprünglichen Bestattung angehören, wenn er anders nicht bei der ersten Oeffnung in die Grabstätte gelegt worden ist.

Vom Grabdenkmal der h. Notburga gehen wir noch einmal zur Legende über.

Die älteste Fassung ist immerhin diejenige, in welcher Notburga als Tochter des fränkischen Königs Dagobert I. erscheint. So berichtet bereits die Urkunde der Grab-Oeffnung vom Jahre 1517, und der edle, um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebende Reinhardt v. Gemmingen, gründete seine Erzählung von der h. Notburga auf diesen Bericht, welcher also lautet:

„So halte ich dafür, er (der Adel) habe sich damals auf dem Kreichgau samt ihren Unterthanen weisen und in christlicher Religion informiren lassen, gestalten ein Gerücht durch das ganze Land geht, es habe König Dagobert Magnus, König Clodowici Ur-Enkel oder abnepos, welcher um das Jahr Christi 631 angefangen zu regieren, eine Tochter gehabt Namens Notburga, welche aus Andacht das Einsiedel und Eremitenleben dergestalt beliebet, daß sie in einer Höhle hart am Neckar, Kreichgauer Seite in Hochhauser Markung gegenüber sich begeben, gestalten das Loch noch diese Zeit in einem Felsen gewiesen wird und berühmt ist. Derselben habe ein zahmer Hirsch täglich von des Königs Tisch von Mosbach aus Speis' gebracht, und als der König, ihr Herr Vater erfahren, wo sie sich aufgehalten, sei er selber zu ihr kommen, sie mit Gewalt aus dem Loch ziehen wollen, darüber sie durch sonderliches Mirakel denselben Arm hat fahren lassen und also in der Höhle blieben, bis nach ihrem Tode sie zu Hochhausen in der Kirche königlich begraben worden, da das Grab mit einem schönen Stein, worauf die Begebenheit mit dem ausgerissenen und durch von einer Schlange gebrachtes Kraut wiederum geheilten Arm eingehauen und königlicher Kron' heut zu Tag zu sehen, dazu auch etwan eine große Wallfahrt geschehen."

Der edle Herr v. Gemmingen will zwar bezweifeln, daß König Dagobert je zu Mosbach Hof gehalten, fügt aber seiner Erzählung noch Folgendes bei:

„Und dieses ist die Craichgau'sche eigene Heiligin, von welcher etwan vor Lutheri Reformation die armen Leut' dieser

Landserd Viel gehalten, und sich eingebildet haben, sie komme in dem Sommer alle Morgen, wenn ein Thau liege, in meinen Acker allhie gegen Elz gelegen, den Pfad nachzuspüren, welchen dieser Hirsch, wenn er die Speis' von des Königs Tisch von Mosbach aus zu diesem Loch der Notburga gemacht und gebraucht, von dannen er durch den Neccar geschwommen u. s. w."

Mit dieser Fassung der Sage stimmt diejenige am meisten, welche sich an den Hornberg anknüpft. Sie beruht auf einer schon im 15. Jahrhundert feststehenden Grundlage und hat ihre Quelle in den bildlichen Darstellungen, welche sich früher auf den Seitenflügeln des Hochaltars befanden. Wir fassen jetzt diesen in's Auge, da er in frühester Zeit die ausführlichste Darstellung der Notburga-Legende enthalten, wie sie wohl unser glaubwürdiger Gewährsmann Carl Jäger noch gesehen und in seinem trefflichen Buch über den Neckar vergegenwärtigt.

Der Altar, an dem wir nur noch das Hauptbild sehen, hatte schon vor vielen Jahren so sehr durch Feuchtigkeit gelitten, daß es fast unmöglich schien, ihn zu restauriren, wie er längst verdiente. Endlich kam es dazu, und ein Maler der Umgegend erhielt den Auftrag, es zu thun. Derselbe wandte wirklich allen Fleiß daran, und erfüllte redlich seine Aufgabe. Aber leider! verfiel er auf den unglückseligen Gedanken, dasjenige, was am meisten gelitten hatte, ganz und gar wegfallen zu lassen, und das sind gerade die Scenen aus dem Leben der heiligen Notburga gewesen, wodurch nun der Altar Vieles von seinem Kunstwerth, besonders aber seine örtliche und geschichtliche Bedeutung verloren. Im Jahre 1847—48 wurde das Altarblatt von Maler Fr. Schmidt aus Frankenthal auf eine würdige Weise restaurirt.

Das ganze Altarbild bestand in früheren Zeiten aus einem Mittelbild und vier Flügeln. Das eigentliche Altarblatt stellt eine Kreuzabnahme dar, wie wir sie in den gewöhnlichen Darstellungen finden. Auf den beiden diesem Hauptbild zunächst stehenden Seitenflügeln erscheinen die Apostel Petrus und Paulus; auf den beiden äußersten Seitenflügeln waren Scenen aus dem Leben der heiligen Notburga abgebildet.

Der rechte Flügel zeigte den Wendenkönig Samo in orientalischer Tracht, mit einem Haupte, bittend vor Notburgen, die ihn mit einem ironischen, ungemein lieblichen Gesichte anblickt. Nicht weit davon reitet Samo mit dem Frankenritter auf die Burg hinauf; eben tritt aus derselben Notburga mit einigen Frauen. Dagobert ergreift sie an der Hand, um sie

dem Wendenkönig entgegenzuführen; sie sinkt aber in die Knie. Hinter dem Hornberg erblickt man eine ganze Versammlung von Rittern und Knappen.

Auf dem linken äußersten Flügel bildete den Vordergrund Notburga, auf den Knien liegend, mit einem Angesicht, das zwar den tiefsten Schmerz, aber auch Andacht und Ergebung ausdrückte; ihre Hände hat sie zum Gebet gefaltet und gen Himmel gehoben. Vor ihr stand ein Ritter in gelber, wunderlicher Kleidung, der dem Wendenkönig nicht entfernt gleicht. Um seine Linke windet er eine der schönen Haarlocken Notburgen's; mit der Rechten schwingt er seinen krummen Säbel über ihrem Haupte. Derselbe Ritter, der den Samo begleitet hatte, fällt ihm in die Arme und hält das Schwert. Oben reiten beide, Samo und der Frankenritter, wieder der Burg zu, und im Hintergrunde zeigt sich, von Wolken umgeben, das Bild Gottes des Vaters, mit aufgehobenem Zeigefinger drohend. Hier erscheint auch der Neckar mit seinem schönen Felsgestade und der Hafler in einer außerordentlich schönen Perspektive. Auf einem andern Bilde liegt am Eingange der Höhle die heilige Notburga entseelt, wie immer, im rothen Gewande. Aus ihrem Gesicht spricht die Verklärung eines Engels, alle Schmerzenszüge sind verwischt, und weder Angst noch Sorge drücken mehr die arme Dulderin. Vor ihr kniet ein frommer Pilger, mit himmlischer Andacht und Verklärung und inniger Wehmuth die Verklärte betrachtend. Sein Muffelhut hängt ihm den Nacken hinab, an seiner Seite hängt ein Fläschchen und ein Dolch, und vor ihm liegt sein Wanderstab. Hinter Notburga steht der Hirsch, wie trauernd um seine Freundin, und auch die Schlange kriecht ihm zur Seite. In der Höhle erblicken wir Notburga in lichtem weißem Gewande, das Bild der verklärten Unschuld, von Engeln emporgetragen.

Oberhalb des Altarblattes sehen wir die Apostel Bartholomäus und Jakobus, und auf den Rückseiten zweier Flügel den heiligen Sebastian und die heilige Catharine.

Dermalen besteht das ganze Gemälde nur noch in dem Hauptbild, der Kreuzabnahme, der Apostel Petrus und Paulus, des Sebastians und der heiligen Catharine, und in eben nicht besonders schönen Köpfen der heiligen Notburga. Als Deckengemälde ist das Bild Gottes des Vaters angebracht und ganz oben sind noch die Bildnisse der Apostel Bartholomäus und Jakobus zu sehen.

Unterhalb des Gemäldes erscheint ein alter knieender Ritter

mit dem Hornek-Hornberg'schen Wappen, ihm gegenüber eine Matrone mit dem Balshoven'schen Wappen. Zu den Füßen des Ritters knien auf einer neuern Tafel mehrere geharnischte Jünglinge mit dem Wappen des Ritters, und zu denen der Matrone mehrere rothgekleidete, gelblockigte Jungfrauen mit ihren Wappen, sämmtlich auf verschiedenen Altersstufen von 14 bis 30 Jahren.

Zuverlässig ist das Gemälde eine Stiftung der Familie Harneck von Hornberg, und zwar des Velt Hornek von Hornberg und seiner Gattin, einer geborenen Waldbottich, deren Wappen wir unter dem Altarblatt erblicken. Unter den Grabmälern der Kirche hat eines die Inschrift: a. d. 1453 auf des Kindleins Tag starb der Velt Hornek von Hornberg; ihm zur Seite ruht seine Ehefrau. Da Letztere einem Geschlecht des Niederrheins entstammte, wo der berühmte Maler Johann van Eyk auch um diese Zeit gelebt, auch die ganze Manier der Altarbilder an seine Gemälde erinnert, so vermuthet er, das Altarblatt, mit Ausnahme der Bilder der jüngeren Donatoren, könnte von diesem trefflichen Meister herrühren.

In diesen, nun nicht mehr vorhandenen Bildern des 15. Jahrhunderts, waren alle Bestandtheile der Sage enthalten, nur das Armausreißen ist nicht ausdrücklich darin angegeben, aber das Vorhandensein der heilenden Schlange weist auf das auf dem Steinbild dargestellte Faktum hin.

In dieser Fassung, welche neben Dagobert noch den Wendenfürsten Samo aufführt, knüpft sich die Sage füglich an die Geschichte an. Notburga wird als Tochter des Königs Dagobert mit dem Wendenfürsten Samo verlobt, und zwar als Preis des Friedens beider Herrscher.

Geschichtlich erwiesen ist, daß eine Stiftung im Neckarthal, im nahen Königshof Wimpfen, schon in einer Urkunde König Ludwigs des Frommen zurückgeführt wird (622—638). Mit ihm führte ein Wendenfürst, Samo, einen langjährigen Krieg, der endlich durch einen Friedensschluß beendigt wurde.

Ueber Samo und Dagobert berichtet der fränkische Chronist Fredeger und die Schrift Gesta Dagoberti, wie folgt:

Im Jahre 40 (gleich 623) verband sich ein gewisser Samo, ein geborner Franke aus dem Senonagischen Gau mit mehreren Kaufleuten, und zog in Handelsgeschäften zu den Slaven, die man Winider nennt. Die Slaven hatten damals bereits angefangen, gegen die Avaren, die den Beinamen Chunen (Hunnen)

und deren König Cagan (Chan) sich zu empören .... Wie nun das wendische Heer gegen die Chunen ausging, da begleitete jener Handelsmann Samo dasselbe. Da erprobte sich dessen Tapferkeit gegen die Chunen auf eine wunderbare Weise und eine ungeheure Menge Chunen fielen durch das Schwert der Wenden. Als diese nun die Tapferkeit Samo's erkannt hatten, wählten sie ihn zu ihrem König und er herrschte 35 Jahre lang glücklich. Mehrere Schlachten lieferten die Wenden unter seiner Regierung gegen die Chunen, und jedesmal blieben sie durch sein Verdienst Sieger.

Im Jahre 630 aber kam es wegen angeblich mißhandelter (fränkischer) Kaufleute zu einer Gesandtschaft Dagoberts an Samo, welche mit der Mißhandlung des Gesandten Sycharius endigte. Wie das Dagobert erfuhr, ließ er aus ganz Auster ein gewaltiges Heer gegen Samo und die Wenden ins Feld rücken. Zu gleicher Zeit machten auch die Longobarden, den Dagobert zu unterstützen, einen feindlichen Einfall ins slavische Gebiet. Die Slaven rüsteten zum Widerstand, aber das allemannische Heer unter Herzog Frodbert erfocht an der Stelle, da wo es einfiel, den Sieg über sie, ebenso siegten die Longobarden, und beide, Allemannen wie Longobarden, führten eine ungeheure Menge slavischer Gefangener mit sich fort. Als sich die Austrasier aber an die Belagerung von Wogastisburg machten, wo sich die Hauptmacht der Wenden befand, kam es zu einer dreitägigen Schlacht, in der ein großer Theil des Heeres Dagoberts durchs Schwert fiel, worauf alle ihre Zelte und was sie hatten, im Stiche ließen, und nach Hause flohen. Seit dem fielen die Wenden oftmals verheerend in Thüringen und die übrigen fränkischen Gaue ein. Ja sogar Dervanus, der Herzog der Serben, eines Volks vom slavischen Stamm, das bisher zum Reiche gehört hatte, fiel zu Samo ab.

Im Jahre 632, da die Wenden auf Samo's Befehl noch immer ihre wilde Wuth ausübten und häufig aus ihrem Gebiete ins Frankenreich Einfälle machten, und Thüringen und andere Gaue verheerten, bequemte sich Dagobert zur Abtretung Austrasiens an seinen Sohn Siegebert unter Vormundschaft des Erzbischofs Gundbert von Cöln und des Herzogs Adelzehnt. Seitdem war das Frankenreich durch den Eifer der Austrasier hinreichend gegen die Wenden geschützt.

Bis hierher Fredegar — was er berichtet, bildet den historischen Kern zu der Sage von Notburga, die von ihrem Vater Dagobert, wohl vermöge eines Friedensschlusses, den Fredegar zwar

nicht ausdrücklich nennt, an Samo übergeben, oder ihm gelobt wurde. Daß der Preis solcher Friedensschlüsse mächtiger christlicher Herrscher die Abgabe ihrer Töchter an heidnische Fürsten war, vernehmen wir besonders aus Liedern der deutschen Heldensage. Harrich der Burgundenkönig übergibt seine Tochter dem gewaltigen Etzel (Attila) als Geisel, und Walther von Aquitanien (Waspenstein) gleichfalls an Etzels Hof, entführt sie später in seine Heimath.

Der historische Kern des Niebelungenliedes ist die Vernichtung des burgundischen Heldenthums unter Gundicarius (Günther) durch Attila, wie ihn der Chronist Idacius zum Jahr 430 berichtet. Auf eben diese Weise knüpft sich die Notburga-Sage an zwei historische Namen, und erscheint so als eine auf eine geschichtliche Grundlage begründete. Viel weniger Bedenken, als dem gelehrten und scharfsinnigen Darsteller der Notburgasage, Herrn Professor Fickler zu Mannheim, dessen treffliche Abhandlung in den „Denkmalen der Kunst und Geschichte des Heimathlandes v. J. 1854—55“ wir oft wörtlich benützt — macht uns die Frage: ob König Dagobert, der bei seiner Einsetzung erst 17 Jahre gezählt, schon eine heirathsfähige Tochter möchte gehabt haben. König Theoderich, von der Familie Dagoberts, war 13 Jahre alt, als er den Sigibert zeugte, der mit der Herzogstochter Friedburga zu Ueberlingen am Bodensee verlobt war — wie wohl können wir annehmen, daß er auch vor seiner Thronbesteigung eine Tochter, Notburga, gezeugt, die schon mit dem zwölften Jahre heirathsfähig gewesen, was ja oft in deutschen Fürstenhäusern des Mittelalters vorkommt. Ob Dagobert mit dieser oder jener Gemahlin, oder auch mit einer Kebsfrau diese Tochter erzeugte, darum kümmert sich die Sage wenig, und auch wir halten es nicht für nöthig, Vermuthungen darüber aufzustellen. Da sich der Kern der Sage mit der Geschichte in Uebereinstimmung bringen läßt, so gehört — das behaupten wir fest — ebenso wenig in das Gebiet der puren Erfindung, als die Legende der andern bekannten Heiligen des Neckarthals, der Regiswindis zu taufen.

Außer dem Steinbilde und den Gemälden des Hochaltars müssen wir zum Schlusse noch eines anderen Alterthums gedenken, was in früherer Zeit an die Notburga-Legende erinnerte. Noch im Jahr 1743 befanden sich an den Wänden des Langhauses der Kirche Freskogemälde, die in einem Cyclus die Legende der h. Notburga darstellten. Zuverlässig sind diese

Bilder viel älter gewesen, als das Altargemälde, und sie geben wohl die Vorlage zu den Notburga-Bildern des Altars. Leider haben die evangelischen Einwohner des Dorfs bei einer Aenderung, die sie im genannten Jahre an der Kirche vorgenommen haben, diese Wandbilder übertüncht, die wohl keinen Kunstwerth hatten, aber desto mehr von historischer Bedeutung gewesen sind.

Notburgalied
auf dem Neckar zu singen.

Wir rudern auf funkelnden Wellen
So fröhlich den Neckar heran,
Ergreifet die Becher, Gesellen,
Und kürzet mit Sängen die Bahn.

Vergnügter bewegt sich die Ferge
Beim Liede der zechenden Schaar,
Die Häupter der Burgen und Berge
Erheitern sich abendlich klar.

Geflügelte Flöter und Geiger
Begleiten die Weise so schön,
Und wundersam flattern die Reiger
An dunkelbewaldeten Höh'n.

Erblickt Ihr die Höhle dort droben,
Umgittert von wildem Geäst,
Da baut sich im Dämmer im Trüben
Die Sage behaglich ihr Nest.

Was wachend und träumend sie schaute,
Urwunderlich seltsam und kühn,
Das singt sie mit klagendem Laute
In's Thal, wenn die Sternlein erglüh'n.

Sie singt von Notburga der Schönen.
Die fern von Versuchung und Arg,
Dem Heiland in Demuth zu fröhnen,
In schauriger Höhle sich barg.

Einst war sie des Königs der Franken
Bewundertes Töchterlein,
Bestimmt, nach des Vaters Gedanken,
Den heidnischen Fürsten zu frei'n.

Als aber die Stunde gekommen,
Da wurde kein festlicher Laut,
Nur Jammer im Schlosse vernommen —
Dem Bräutigam fehlte die Braut.

Tief innerst in frommer Entbehrung
Durchlebte sie einsam das Jahr,
Vom Walde gewann sie die Zehrung,
Den Trunk aus dem Brünnelein klar.

Zuweilen auch bracht ihr die Hind',
Die treue, zum kärglichen Mahl,
Was schmausend des Vaters Gesind
Mißachtet im fürstlichen Saal.

Bis einstens ein jagender Recke
Waidgierig durch Nessel und Dorn
Der Hindin gefolgt zum Verstecke —
Da nahte der König im Zorn.

Er zog aus der Höhle die Reine,
Ein Engel als Retter erstand —
„Laß, König, dem Himmel das Seine!"
Im blieb nur ihr Arm in der Hand.

Notburga durch göttliche Gnade
Stand schuldlos und glorienhell;
Da wandten zum göttlichen Pfade
Die staunenden Heiden sich schnell.

Und wär auch in unserer Mitte,
Ihr Zecher, ein heimlicher Heid',
So mög ihn zu christlicher Sitte
Bekehren die heilige Maid.

Und Keiner versuch' es, an Händen
Zu fahen ein Jüngferlein zart;
Solch Spiel möchte fürchterlich enden,
In dieser und anderer Art.

Wir rudern auf funkelnden Wellen
So fröhlich den Neckar heran —
Noch einmal den Becher, Gesellen,
Es naht sich das Ende der Bahn.

Noch einmal in schwellenden Tönen
Laßt schallen und hallen den Sang
Zum Preise Notburga's der Schönen,
Die himmlische Kronen errang.

Ed. Brauer.

Die Burg Dauchstein
bei Binau am Neckar.

Die schlimme Barbara von Horneck.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zog Herr Wiprecht von Bödigheim von seiner Burg Dauchstein am Neckar in das gelobte Land, um manche Sünde, so hieß es, abzubüßen, die er an seiner ersten Hausfrau, einer Gertrud von Ehrenberg, begangen. Hätte das auch daheim thun können, denn er hatte seine ehemalige Buhlin, genannt Barbara von Horneck, geehlicht, welche von so böser Gemüthsart war, daß er mit ihr schon eine Hölle auf Erden hatte. Zuvor war sie freilich fromm gewesen wie ein Lamm, aber acht Tage nach der Hochzeit streifte sie das Lammfell von ihr, und ein leibhaftiger Wolf kam zu Tage.

Nun hatte Herr Wiprecht von Bödigheim zwei Kinder von der ersten Ehe, die er, wohl nur, um sich ferner zu versündigen, der bösen Stiefmutter überließ. Diese aber hatte einen schon in früherer Zeit mit dem Ritter erzeugten boshaften Sohn, welchem sie gar gern die schöne Herrschaft Binau sammt Burg Dauchstein zugewendet hätte. Die Kinder ihrer Vorgängerin hielt sie natürlich gar übel, und war gegen sie eine Stiefmutter im eigentlichen Sinne des Wortes. Eines Tages begegneten die beiden Kinder — sie hießen Otto und Elsbeth — einem Bruder Carthäuser, der noch die Thränen in ihren Augen sah, welche sie eben geweint hatten. Da sprach er ihnen Trost ein, und schloß

also seine Rede: „So uns das Vaterhaus verläugnet, so tröstet und nähret uns der liebe Gott selbst in der Wildniß.“ Obgleich der siebenjährige Otto diese Rede nicht recht verstand, so grübelte er doch in seiner Weise darüber nach, und sprach zu seinem Schwesterlein, als sie einmal wieder gar arg von der bösen Stiefmutter geplagt wurden: „Lieb Elslein, seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr, weißt Du was, wir wollen in die Wildniß gehen und den lieben Gott suchen, daß er uns tröste und ernähre, wie der fromme Bruder gesagt hat.“ Dessen war Elsbeth zufrieden; sie nahm ihr Hütlein von der Wand und hing es über den Nacken, nahm in die Linke ihre liebe Ursel, das war ihre kleine Docke, d e Rechte gab sie dem Brüderlein und sprach: „Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen!“ Und nun lief sie fort mit dem Bruder in den nahen Wald hinein. Sie gingen von Morgens bis Abends immer zu, und als sie hungrig waren, suchten sie Waldbeeren aller Art, mit denen sie den Hunger nothdürftig stillten; ihren Durst löschten sie an einer frischen Wasserquelle. Als es aber Nacht wurde, fingen beide Kinder an zu weinen; jedoch während des Weinens schliefen sie ein und erwachten erst, als die Sonne über ihre blühenden Gesichtlein schien. Sie standen auf und gingen dann immer weiter und weiter in das Dickicht, und mußten sich manchmal mühsam hindurchwinden. Schon waren sie zwei Tage im Walde umhergeirrt, da vernahmen sie den Ton von Jagdhörnern; sie standen ängstlich hin und lauschten, wußten aber nicht, ob sie Furcht oder Freude darüber haben sollten. Da war es ein Ritter, genannt Eitelwolf von Zwingenberg, der mit stattlichem Jagdgefolge daher ritt. Als derselbe die Kinder wahrnahm, so befragte er sie: „Woher kommt Ihr und wohin wollt Ihr, Ihr lieben Kinder?“ Treuherzig erzählte Otto von der bösen Stiefmutter, und wie ihn die Rede des Bruders Carthäuser bestimmt hätte, mit Elsbeth davon zu laufen und den lieben Gott in der Wildniß aufzusuchen. Den Ritter und seine Jagdgenossen rührte gar sehr die Verlassenheit der Kinder und ihr Vertrauen auf Gottes Hülfe. Eitelwolf sprach: „Ihr wisset, lieben Freunde und Nachbarn, daß meine Ehe nicht gesegnet ward mit Kindern, darum deucht mir, der Herr sende mir diese, daß von mir und meiner Hausfrau die Trauer, und aus meiner Burg die düstere Stille weiche — so will ich dieser verlassenen Kindlein Vater sein.“ Nun nahm er selbst die kleine Elsbeth auf sein Roß, sein Knappe den Otto, und so eilten alle wohlgemuth nach Hause, wo Hildegard,

So will ich dieser verlassenen Kindlein Vater sein.

des Ritters Hausfrau, den Gemahl und Kinder mit großer Freude empfing — und sie hielt die beiden Kinder von nun an gar wohl in mütterlicher Sorge.

Als die böse Stiefmutter auf Dauchstein erfuhr, wo die beiden Kinder sich befanden, begehrte sie sie, aber Eitelwolf von Zwingenberg verweigerte die Herausgabe der Kinder und sprach also: „Dem Vater, so er wiederkehrt, will ich die Kinder zurückgeben, aber kein Anderer soll sie empfahen, und sollt es selbst der Kaiser sein.“ Frau Barbara klagte nun den Ritter an, wo sie konnte, aber er erwehrte sich mit aller Macht des bösen Weibes, denn die Kinder waren ihm und seiner Hausfrau mit jedem Tag lieber geworden, und war von Niemanden ein Spruch gefällt worden, wornach er seine Pfleglinge ausliefern sollte.

Bereits waren drei Jahre vergangen. Otto hatte sich geübt in aller Ritterschaft und Elsbeth war fleißig bei Spindel und Webstuhl. Da kam aus dem heiligen Lande ein Pilger, der brachte der bösen Stiefmutter auf Dilsperg die Botschaft, daß ihr Eheherr Niklas vor einigen Jahren dort Todes verschieden, und verordnet habe, daß sein Leichnam in der Gruft seiner Väter bestattet werden möge. Frau Barbara that noch den letzten Willen ihres Gemahls. Als aber das geschehen, so erhub sie auf's neue ihre Klage gegen den Eitelwolf und rief den Pilger zum Zeugen auf, wie es der letzte Wille ihres Gemahls gewesen, daß die beiden Kinder der Stiefmutter verbleiben sollen. Aber Eitelwolf beharrte auf seiner Weigerung um so mehr, als aus dem Stiefbruder der beiden Kinder ein böser Gesell geworden war, in dessen Nähe für Otto und Elsbeth Gefahr zu befürchten war. Ja, nicht nur weigerte er sich, die Kinder herauszugeben, sondern er forderte nunmehr dringend, daß Otto als Herr seiner Erbgüter anerkannt und in seinem Besitz geschirmt werde, ja er stiftete sogar ein Bündniß mit seinen Nachbaren und Freunden, daß sie ihm in ehrlicher Fehde wollten beistehen, so ein reisiger Zug Noth thäte. Darob geriethen Frau Barbara und ihr Sohn in arge Wuth und sammelten um sich eine große Schaar Söldlinge, so viel sie nur werben mochten, denn sie gedachten, auf ihren ungerechten Ansprüchen fest zu verharren.

In denselben Zeiten, am 7. September 1414, auf der Rückkehr von seiner Krönung zu Aachen, hielt Kaiser Sigismund seinen Einzug zu Heidelberg und ward gar feierlich empfangen. Alles Volk strömte hinaus, die Altbürger der Stadt, der Lehrer der Hochschule und die gesammte Klerisei zogen ihm entgegen mit brennenden Kerzen, und begrüßten den Kaiser unter Absingung von Psalmen. Siehe da! mitten in dieser Festlichkeit drängte sich eine Frau zu dem Kaiser und schrie: schaffet Gerechtigkeit, Herr Kaiser, einer bedrängten Wittib. Es war Frau Barbara von Dilsperg, die alsbald von den Umstehenden zurückgehalten wurde, also, daß sie in Zorn von innerem Gifte schäumte. Aber der Kaiser wollte sie hören; und nachdem er die Wittib, anderer Seits auch Zeugen gegen sie vernommen hatte, bestellte er seinen Kanzler und Rath Eberhard zum Austrag der Sache in so weit, daß er ihm Bericht erstatte, nach Anhörung des Einen wie des Andern. Als solches geschehen, ließ er vermelden, er wolle auf seinem Weg gen Konstanz selbst nach Dauchstein kommen, den Handel zu schlichten, befahl zugleich, daß alle Theile sich alldort stellen sollten. Dann am 10. September hielt er mit einem stattlichen Gefolge

von Herren und Reisigen Einkehr auf Dilsperg, und als Alle beisammen waren, im Burghof, sprach der Kaiser also zu der Wittib: Frau, in eurer Sache gäb euch Lieb' allein das Recht, weil ihr aber die Liebe hier verläugnet habt, so dürft ihr niemals ein Recht beanspruchen. Sintemal ihr nun gar hasset, wo Liebe Pflicht war, so verfielet ihr in eine Schuld, die euer Gewissen strafen mag. Ich aber entscheide nun, wie ich's vor Gott zu verantworten gedenke: Die Kinder bleiben denen, die ihr Herz gewonnen; die Güter gehören ihnen und sollen ihnen gehören — ich bestätige dem Eitelwolf von Zwingenberg und seiner Hausfrau die wohlerworbenen Elternrechte, die weder ich, noch ein Anderer ihnen streitig machen, bin auch sicher, Ritter Eitelwolf werde die Wittib des Wiprecht von Bödigheim nicht Mangel leiden lassen, vielmehr alsbald mit Eberhard Windeck berathen und bestimmen, was auch als fester Sitz, so wie euch und euerm Sohn zu des Leibes Noth und Pflege gebühre. Das Erbe der Kinder sei noch in dieser Stunde, und bevor ich von dannen ziehe, an Ritter Eitelwolf unter Landesbürgschaft und Kaisers Schutz übergeben.

So ward der Streit um die Kinder erledigt durch den Spruch des Kaisers, den Jedermänniglich mit lautem Jauchzen aufgenommen. Der dieses berichtet, Eberhard Windeck, setzt hinzu: ist auch männiglich bekundet, daß Kaiser Sigismund ein grundbiederer Herzmann und Fürst war, hätt' auch gern überall Fried und Gerechtigkeit gesehen, nur mochte er selten der dienstwilligen Hülfe gehaben.

Die Burgen Alt- und Neuwindeck

in der Ortenau.

Ein Stündchen von der friedlichen Stadt Bühl, auf einem westlichen Bergvorsprung des Rheinthals, beim Dorfe Waldmatt, ragen zwei gewaltige Quader-Thürme weithin über ihre Umgebung: es sind die Reste der ehemaligen stattlichen Burg Alt-Windeck. Nur eine halbe Stunde davon, jenseits des Neusatzer Thals, auf einem mit Kastanienbäumen besetzten Hügel hinter Lauf, steht ein einzelner, ebenfalls viereckiger Thurm, als entsprechendes Gegenstück, und schaut einsam über die Wipfel der Bäume: es ist der Thurm der Burg Neu-Windeck, welche aber an Größe weit der Ruine Alt-Windeck nachsteht. Der letztern wenden wir hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit zu: Die kühnen Thürme locken den Wanderer nach ihrer freien, frohen Höhe. Als sicheren Führer wählen wir das von K. v. Beust im Jahr 1857 herausgegebene Büchlein: „Die Ritter von Windeck.

Vom Dorfe Kappel aus gelangt man in ungefähr drei Viertel Stunden auf einem Wege, der durch die Gemarkung und Zinken von Kappel, durch Thäler und über blühende Anhöhen sich hinzieht, bis zu der Ruine Alt-Windeck. Zuerst kommen wir zu dem sogenannten Schaupel, einem langen, etwas erhabenen Platze: es sind die im Kriege zwischen Deutschland und Frankreich unter Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, Türenne und Montecuculi aufgeworfenen Schanzen. Von den verschiedenen Wegen, die von da unmittelbar auf die Burg führen, wählen wir dann zuerst den Kirchweg, der links an schönen Häusern vorüber zu dem Zinken Brombach führt. Auf dem geraden Weg gelangen wir nun zu dem niedlichen Einsiedelhof, dessen Wirthschaft leckere Forellen liefert. An einem Kruzifix vorüber, lenkt der Weg rechts in eine Hohlgasse, in der wir im Schatten von Kastanien- und Nußbäumen an dem Zinken Ritti vorbei kommen. Hier ist der Reitweg von der Burg in die Ebene. Wir lenken in einen zweiten breiten Weg ein, der unmittelbar vor dem Thor der Veste in das Thal führt, und der Burgweg heißt. Wir kommen noch an einem, an den Rain des Berges links gelehnten Bauernhaus vorüber, und dann treten uns die beiden Thürme von Windeck majestätisch

entgegen. Von diesem Punkte aus stellt sich die Burg von ihrer breitesten Seite dar, von hier können wir am besten ihre frühere Gestalt aus den noch vorhandenen Mauerüberresten bestimmen.

Die eigentliche Burg ohne ihre Ringmauern, Graben und Vorwerke hatte die Gestalt eines von Ost nach Südwest sich drehenden länglichten Vierecks, an deren, gegen den Berg gewendeten Seite sich die beiden Thürme befanden. Letztere in Verbindung mit den noch stehenden Mauern, zeigen, daß schon der innere Theil der Vesten groß gewesen sein muß. Am südwestlichen Ende des Vierecks war die Wohnung der Familie, wo jetzt der von Epheu umrankte Mauer umgebene sonnige und von Blumen duftende Garten ist. Aus den Mauerstücken und den noch sichtbaren Thoren und Verbindungsthüren mit den Thürmen läßt sich schließen, daß das Haus selbst sehr geräumig und hoch gewesen sein muß. Um dieses Haus gieng wahrscheinlich eine starke Ringmauer, um das Haus vor Angriffen zu schützen. Um die Wohngebäude mit Mauer und Thürmen zog sich ein breiter Graben, der aber nicht die ganze Veste umgeben. Ueber diesem Graben befanden sich sehr starke Befestigungswerke, wovon noch Mauerstücke aus der Erde herausragen; denn von hier aus war die Burg nicht von Natur geschützt. Die Hauptbefestigungswerke waren die beiden Thürme, welche sich durch ihre regelmäßige Bauart und festes Material, große Quadersteine von Granit mit Feldspath, auszeichnen.

Wir treten in die Ruine selbst ein, an der wir den Haupteingang nimmer erkennen. Wir suchen uns selbst einen durch's Gebüsch an breiten Mauerstücken vorüber führenden Weg bis zu dem am Fuße der Thürme stehenden Wirthshaus mit einem Garten, wo uns ein freundlicher Wirth herrliche Weine kredenzt. Hier auf einem kleinen erhöhten Platz haben wir die erste freundliche Aussicht auf die nahen Wälder und Weinberge in ihren Abstufungen; einen lieblichen Vordergrund, den rechterseits die Reihe der zackenförmigen mit Burgen, kleinen Städten und Dörfern unterbrochenen Vogesen und der majestätische Rhein, der sich zu ihren Füßen wälzt, beschließen. Wir stehen hier wohl in dem zweiten Stockwerk der Wohngebäude; da das erste wahrscheinlich vom Schutt angefüllt ist; vielleicht an der Stätte, wo einst die sorgsame Hausfrau und ihr minnigliches Töchterlein die Spindel drehend in traulichem Gespräch saßen, oder der Burgherr am Fenster stand, Rachegedanken hegend gegen die Feinde in den Mauern der fernen Stadt Straßburg. — Um die Aussicht in die Ferne in ihrer vollen Ausdehnung zu genießen, besteigen wir den einen Thurm,

in dessen Innern eine gute Stiege bis auf die Terrasse führt, von deren hohen und breiten Brüstungen wir nach allen Seiten hin ausblicken können. Bis nach dem Sundgau und Elsaß, nach dem Breisgau bis zur Rheinpfalz schweift das wonnetrunkene Auge. Den Rhein sehen wir in so weiter Strecke, wie irgendwo, aber nicht immer mit bloßem Auge; in weitester Ferne liegt Mainz, und wie ein Dunstbild die hohe Wölbung des Donnersbergs, etwas näher die weiße Thurmsäule auf dem Gipfel des Melibokus; bei heiterer Witterung ist Offenburg und der Kaiserstuhl sichtbar, vor Allem zeichnet sich beim Untergang der Sonne und kurz nach einem Gewitterregen der Münster von Straßburg mit seinen schönen Formen. Im Elsaß sehen wir Hagenau, Bitsch und unzählige Dörfer, Schlösser und Klöster im Rheinthal, sowie einen großen Theil des Schwarzwalds.

Die Burg Alt-Windeck, wohl von dem luftigen Winde, der auf diesem Bergeck weht, so benannt, ist höchst wahrscheinlich auf den Trümmern einer viel älteren Burg erbaut und gehörte einem alten Rittergeschlecht, das schon frühe durch Besitzthum und Ansehen in der Ortenau sich auszeichnete.

Der bereits genannte Führer zur Burg Windeck vermuthet, der älteste Ahnherr des Geschlechts sei ein Siegfried von Ulmburg gewesen, der im Jahre 1070 seine bedeutenden Besitzungen in der Ortenau, unter andern auch Renchen, dem Hochstift Straßburg vergabte. Später erscheint das Schloß zu Renchen im Besitz der Herren von Windeck, und somit könnte Renchen durch Erbfall von jenem Siegfried an die von Windeck, seine Erben übergegangen sein. Annehmbarer erscheint die Ansicht des gelehrten Herausgebers der ältern Badenia, welcher die Geschlechtsreihe der Ritter von Windeck mit Herrn Melchior von Windeck eröffnete, der im Jahre 1212 urkundlich genannt wird, und ein sehr angesehener Mann gewesen. Nach ihm werden genannt Reinhard von Windeck, der sich im Jahre 1249 mit dem Kloster Allerheiligen verglichen, Reinbold von Windeck, der im Jahr 1265 Rektor in Ottersweier gewesen, sowie Bruno von Windeck, der im Jahre 1267 die Güter des Klosters Herrenalb von allen Dienstbarkeiten befreite. Die Herren von Windeck waren von jenem Melchior an Schirmherren des Klosters Schwarzach. Es war dieses Amt ein Lehen in der Hand des Burggrafen von Nürnberg, welcher dasselbe den Rittern von Windeck als Untervögten oder Afterschutzherren verliehen hatte, aber nicht wie anderwärts, an den ältesten, sondern an alle zugleich lebenden männlichen Sprößlinge des Geschlechts vererbte. Das war aber zum Verderben des Klosters und zum Verderben

der Familie selbst. Andere Klöster hatten gewöhnlich an einem, einzigen Schirmvogt, der sie bedrängte, statt schützte, genug Schwarzach dagegen hatte immer mehrere zugleich auf dem Halse, die an den Gütern und Gülten des Klosters ihr Schäflein zu scheeren suchten. Gerade deßhalb zerfielen auch die Schirmvogteien von Windeck unter sich selbst, und der Streit um die getheilten Interessen, welcher leidenschaftlich geführt wurde, schadete dem Gotteshaus, dem Geschlecht und der ganzen Umgegend. Das Uebel wurde endlich so arg, daß sich Abt und Konvent zu Schwarzach genöthigt sahen, bei Kaiser Rudolf, welcher im Jahre 1283 zu Hagenau einen Reichstag hielt, Beschwerde zu führen. Es wurde dahin entschieden, daß das Kloster nur Einen Schirmherrn aus dem Geschlechte der Windecker haben soll, den es selbst wählen dürfe. Im Jahre 1318 kaufte sich das Kloster unter Abt Nibelungus von der widerlichen Kastenvogtei der Windecker um 180 Pfenige los. Um so auffallender ist es aber, daß später wieder ein Conrad von Windeck, Ritter, als Schirmvogt des Klosters erscheint, der im Jahre 1359 gestorben und mit seiner Gemahlin in der Klosterkirche begraben liegt. Auch ein Reinhard von Windeck kommt noch im Jahre 1402 als Schirmvogt des Klosters vor. Erst später gieng die Schirmvogtei an die Markgrafen von Baden über.

Schon mit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zeigten sich die Folgen der über der Schirmvogtei des Klosters Schwarzach angegangenen Familienzwiste. Eberlin von Windeck verkaufte im Jahre 1309 die Stadt Stollhofen sammt den Dörfern Söllingen und Hügelsheim an Markgraf Rudolf III. von Baden. Damit war der erste Schritt zum Verfall des Wohlstandes der Windecker gethan. Verkäufe in der Familie werden immer häufiger, Ankäufe von Güter dagegen seltener. Da gerade um diese Zeit die Familiensprößlinge immer zahlreicher wurden, so wurden die Theilungen immer häufiger, und das ist von jeher das Verderben in adeligen Familien gewesen, wo mehr der Alloden als der Lehen waren.

Diese Vermehrung der Glieder des Geschlechts mag auch Veranlassung geworden sein, daß die Herren von Windeck jenseits des Neusatzer Thales eine zweite Burg, genannt Neu-Windeck bauten, auf dem nunmehr die Jüngeren des Geschlechts, welche auf Alt-Windeck keinen Platz mehr hatten, ihren Wohnsitz nahmen, dabei aber doch ihre Rechte auf die Burg Alt-Windeck nicht aufgaben, an der sie immer noch Antheil hatten.

Aber auch um diese Zeit standen die Herren von Windeck immer noch in großem Ansehen in der Ortenau und im Elsaß. Berthold von Windeck war um das Jahr 1316 in bischöflich Straß-

burg'schen Diensten und trug das Dorf Nonnenweier vom Hochstift zu Lehen. Reinbold von Windeck war im Jahre 1332 bischöflicher Rath. Wohl ein naher Verwandter dieser beiden war Reinhart von Windeck auf Alt-Windeck, der kühnste des Geschlechtes, muthig und stets bereit, sich jedem Waffenstreit anzuschließen, bei allen Fehden betheiligt und stets neue suchend, ein Verbündeter aller streitlustigen Ritter. Darum war er auch einer der Ersten, welche im Jahre 1367 wider den Grafen Eberhard von Wirtemberg eine Genossenschaft schlossen, um sich gegen dessen vielfältige Gewaltthätigkeiten zu schützen, wohl auch, um ihren ungestümen Drang nach Kampf und Fehde zu befriedigen. Sie nannten sich Schlegler, weil eine silberne Keule das Wahrzeichen ihres Bundes war und Martinsvögel, weil sie ihren Bund am Tag Martini geschlossen. Ihr erstes Oberhaupt war der kühne Graf Wolf von Eberstein. Reinhart und Reinbold von Windeck waren gleich bei dem Streiche betheiligt, den die Schlegler dem Grafen Eberhard von Wirtemberg spielten, als er im Sommer des Jahres 1367 im Wildbad der Ruhe nach langem Streite pflegte. Doch ein treuer Hirte war den Feinden des Grafen zuvor gekommen und hatte, ehe die Schlegler das Städtlein ganz umzingelten, ihn und die Seinigen auf wenig gekannten Fußpfaden zwischen Wäldern und Felsen hindurch bis in sein festes Schloß Zavelstein geleitet, ja, wie die Sage meldet, den Grafen auf seinen Achseln dahin getragen. Seitdem war der alte Graf diesen bösen Martinsvögeln gram, wie keinem Feinde, denn sie hatten ihn überfallen, ohne ihm einen Absagebrief zu schicken, was freilich gegen allen ritterlichen Brauch gewesen. Jener Ueberfall im Wildbad wurde das Zeichen zu einem Neunundzwanzigjährigen Kampfe mit den Schleglern, nachdem sich endlich der alte Graf mit seinen Kindern versöhnte. Reinhart von Windeck war nicht so lange am Schleglerkrieg gegen den Grafen Eberhart betheiligt, denn er gerieth bald mit der Stadt Straßburg in einen widerwärtigen Handel, welcher ihm und seiner Burg hätte den Untergang bereiten können. Schon vor dem Jahr 1367 hatte er nebst seinen Genossen Ludwig Röder, genannt Widembösch, sowie Aberlin Röder und dessen Bruder mit den Straßburgern in Fehde gelegen, war mit seinen Genossen von ihnen gefangen genommen und nur aus der Haft entlassen, nachdem er sich verpflichtet, sechs Jahre weder unmittelbar noch mittelbar gegen Meister, Rath und Bürger von Straßburg Etwas zu unternehmen. Reinhart von Windeck erneuerte im Jahre 1368 dieses Versprechen durch eine förmliche Urfehde, aber er brach diese, denn im Jahre 1370 führte er einen neuen Streich

aus mitten in den Mauern der Stadt Straßburg. Hören wir darüber und über seine Folgen einen Zeitgenossen, den Straßburger Chronisten Zwinger von Königshofen, in seiner alten naiven Sprache.

„Da man zählte 1370 Jahr, da war zu Straßburg ein Dechan auf der Stift, genannt Herr Johanns von Ochsenstein und ein Domprobst, hieß Herr Hannemann von Kyburg. Diese zween Prälate hätten große Feindschaft mit einander. Darum so trug der vorgenannte Probst an mit seinen Dienern und mit Herrn Reinhart von Windeck, daß sie den Dechan heimeliche fiengen in seinem Hofe zu Straßburg in Brandgaß, und trugen ihn mit Gewalt und Geschreie, ohne all Gewehr seiner Diener, Richtergässelein abe in ein Gässelein, das sie da bestellt hatten. Also konnte Niemand wissen, wer ihn gefangen hätte, und da zoget man wieder heim. Darnach am dritten Tage, da befand man, daß es der Probst von Kyburg gethan hätte; der war geflohen in ein Haus in Bleigässelein bei St. Stephan, und lag darinne heimelich verborgen. Da lief der Ammannmeister hin und fieng den Probst, und legte ihn in einen Thurm. Da inne lag er gefangen zwei Jahr und drei Wochen. Darnach ward er ledig ausgelassen ohne Schatzung, dann daß er 400 Pfund Pfennig gab vor den Atz. Da nun der Dechan von Ochsenstein also gefangen ward, und man befand, daß er gen Windecke geführt war, da zogen die von Straßburg mit großer Macht vor Windeck und lagen davor auf 14 Tage. Dann es verdroß die von Straßburg gar sehr, daß man ohne ihr Wissen hätte Einen in der Stadt gefangen, und aus der Stadt geführet, und meinten, der Städte Freiheit wäre dadurch gebrochen. Darum wollten sie es nit ungerochen lassen, und zogen vor die Veste Windecke, und verhergeten und verbrannten die Gegend darum. Dennoch mochten sie der Vesten nichts gethun; da ward ein Friede gemacht zwischen ihnen, und die von Straßburg zogen wieder heim.

Zuhaus aber gieng der Krieg wieder auf, und die von Straßburg machten eine Brucke mit Schiffen über den Rhein und setzten in wie viel berittens Volkes über Rhein auf den von Windecke, und verhergeten Bühlerthal und was dem von Windecke zugehörte. Da schädigte der von Windecke die Stadt hinwiederum wie er mochte.

Da nun dieser Krieg viel bei ein Jahr währte, da ward er vernichtet, und dem von Windecke ward die Stadt ewiglich vertheilet (verboten), und ein Schade ward gegen dem andern gleich aufgehoben. Hiezwischen war der Dechan geschäzet auf Windecke

um vier tausend Gulden, und um 60 Pfund Pfennige für den Atz, und ward ledig gelassen. Also nahm dieser Krieg ein Ende."

Der Krieg, welcher beiden Theilen vielen Schaden gebracht hatte, war somit beendigt, nachdem im Jahre 1373 Reinhart von Windeck mit noch vieren seines Geschlechts eidlich gelobt hatten, in drei Jahren den Frieden der Stadt Straßburg, namentlich den Schleglern, die den Grafen Eberhard von Wirtemberg überfallen, die Burgen Alt- und Neu-Windeck nicht zu öffnen, und ihnen darin Aufenthalt zu gestatten. Aber der Haß der Partheien war geblieben. Der Dechan von Ochsenstein ruhte nicht, bis er an Reinhart von Windeck Rache genommen hatte; durch einen fremden Ritter ließ er ihm auflauern, und diesem gelang es, ihn gefangen zu nehmen. Reinhart mußte mit 3000 Gulden seine Freiheit erkaufen. Doch konnte er noch von Glück sagen, daß seine Burg in diesem Kriege ihrer zweimal angedrohten Zerstörung glücklich entgangen war. Doch ein andrer Unfall traf die Veste mit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Eine Brunst, deren Ursache man nicht mehr kennt, zerstörte einen Theil der Wohngebäude, sowie des Archiv's, was für die Familie um so fataler war, da sie ohne dieß schon sehr enge bei einander wohnten. Denn nicht Einem Zweig allein etwa gehörte die Burg als Behausung, sondern sie war unter mehrere getheilt, welche einander gegenseitig ihre Antheile je nach Umständen und Bedürfnissen käuflich, pfand- oder miethweis abtraten oder selbst in fremde Hände veräußerten, wie solches fortwährend auch mit ihren Leibeigenen, Zehnten und Gülten geschah. Das gab freilich zu allerhand Mißhellungen und Prozessen Veranlassung.

So vertrug im Jahr 1410, wohl lange nach dem Brande der Burg ein Schiedsgericht jene Streitigkeit, welche Reinhart von Windeck, wohl der besagte Raufdegen, mit den Gebrüdern Reinbold und Peter von Neu-Windeck wegen ihres Antheils an Alt-Windeck gehabt. Die letzteren nemlich wollten das Haus mit der Küche wieder einlösen, welches ihr Großvater weiland Herrn Conrad von Windeck, Reinharts Vater, versetzt hatte. Reinhart aber entgegnete, daß Haus und Küche vor Zeiten verbrannt und von ihm wieder neu erbaut worden wären, wofür er 400 Gulden zugesichert erhalten. Diese Zusicherung läugneten aber die Gebrüder und forderten weiters auch einen Theil an dem Thurm und Vorhof, nebst Garten außerhalb der Burg, und die Hälfte desjenigen Theiles, welcher von seinem Großvater an Herrn Bruno von Windeck gefallen sei. Reinhart dagegen behauptete, sie hätten Nichts zu fordern, als besagtes Haus mit der Küche,

alles Uebrige habe er bisher als väterliches Erbe unangefochten innegehabt.

Wohl während noch Herr Reinhart lebte, trat für das Besitzthum der Windecker eine folgenreiche Veränderung ein. Als nämlich der von Wolf von Eberstein besessene Theil der Herrschaft Eberstein durch Kauf an Baden gelangte, gieng auch das Lehen von Windeck zuerst an Markgraf Rudolf VII. und dann an den Markgrafen Bernhard von Baden über, dem sich sofort die Windecker als ihrem rechten Lehenherrn verpflichteten. Im Jahre 1422 wurde Burkhard von Windeck, vielleicht ein Sohn Reinhart's durch Markgraf Bernhard von Baden belehnt mit seinem Theil an der Burg zur alten Windeck, mit Wald, Wasser und Waide im Schwarzwald, mit seinem Theil an der Lache, den breiten Reben unten an der Burg und mit dem Garten an Windeck gelegen."

Im Jahre 1429 und 1430 war die Burg Alt-Windeck getheilt zwischen dem Markgrafen Jakob, der vielleicht seinen Wohnsitz allda hatte, zwischen Wyrich von Hohenburg und Hans Reinbold von Windeck, und es kam zu einer Burgfriedens-Einigung zwischen diesen Besitzern. Daß die Markgrafen von Baden förmlich an der Burg betheiligt waren, gereichte ihr keineswegs zum Schaden, denn sie wurde aus ihrem Brandschaden wieder hergestellt. Stolz erhoben die Zwillingsthürme das Haupt in die Ferne, während sie zunächst die bescheidenen Wohngebäude überschatteten, welche Graben und Ringmauer schützte. Freilich diente sie jetzt mehr zum Gebrauche des Landesherrn, als den Gliedern des eigenen Geschlechts, das sich von nun an beinahe ganz auf die Burg Neu-Windeck beschränkt sah.

Es war ein Glück zu nennen, daß sich die Familie der Windecker im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts verminderte, die doch im Anfang desselben noch sieben Familienhäupter gezählt hatte, nämlich: Reinbold und Bruno von Windeck, Reinhart und Hans Reinbold von Alt-Windeck, sowie Reinbold, Kaspar und Peter von Neu-Windeck. Ihre Nachkommen theilten sich gleichmäßig in die Stammherrschaft, welche außer in etlichen altwindeck'schen Besitzungen, hauptsächlich noch in Neu-Windeck, in einem Theile von Bühl und in Kirchensätzen zu Ottersweier und Kappel bestand. Diese Theile waren freilich von keiner so großen Bedeutung und die Herren von Windeck sahen sich daher genöthigt, Herren-, Civil- und Kriegsdienste bei andern Herren, besonders bei den Pfälzer Fürsten, zu suchen, um ihre geringen Einkünfte durch Kriegssold zu verbessern. So finden wir einen Bert-

hold von Windeck im Jahre 1474, in pfälzischen Diensten; ebenso einen Jakob von Windeck, sowie Reinhart von Windeck den jüngeren, im Jahr 1486 bei der Belagerung von Hohengeroldseck unter Churfürst Philipp von der Pfalz. Zwischen den Jahren 1530 und 1540 war Wolf von Windeck bischöflich Straßburg'scher Amtmann zu Oberkirch. Wolf war einer der Letzten des alten Stammes. Wohl hatte ihm seine Gemahlin vier Söhne geboren, aber die drei älteren raffte der Tod weg, ohne daß sie Erben hinterließen, dem jüngsten, Georg, gebar erst seine dritte Gemahlin einen Sohn, Namens Jakob. Georg von Windeck mußte noch bei Lebzeiten sehen, wie die Burgen seiner Väter, Alt- und Neu-Windeck, in Schutt und Staub zerfielen — auf welche Weise es geschah, ob durch Krieg oder einen andern Unfall, ist nirgends überliefert. Ein trauriges Vorzeichen des nahenden Falles seiner Familie, deren Besitzthum durch unselige Verhältnisse beinahe vollends eine Beute fremder Hände geworden war. Im Jahre 1577 machte er mit Markgraf Philipp von Baden „in Gottes Namen" die letzte Abtheilung, betreffend seine letzte Besitzung, das Städtchen Bühl, wobei freilich der Herr Markgraf nicht zu kurz kam. Im Jahre 1588 starb Junker Georg, nachdem er Alle seines Namens und Stammes hatte zu Grab gehen sehen, bis auf den eigenen Sohn. Er sollte der Stammhalter des Geschlechts werden, aber es war anders bestimmt im Rathe Gottes. Im Jahre 1592 machte er eine Reise nach Italien, um sich für seinen Stand auszubilden. Aber in Venedig wurde er plötzlich von einer Krankheit befallen, welche ihm, fern von der Heimath, ein frühes Grab bereitete. Sein Leichnam wurde von Venedig nach Ottersweier gebracht, wo er in der Familiengruft mit umgekehrtem Helm und Schild beigesetzt wurde. Er beschloß ein altes Geschlecht, aus dem eine lange Reihe mannhafter Ritter hervorgegangen war.

Jakob von Windeck hinterließ noch zwei jugendliche Schwestern, Ursula und Elisabeth, welche sich nun in die väterliche Erbschaft theilten. Ursula erhielt das den Rittern von Windeck gehörige große Haus in Bühl, den Schweighof, den hinteren Ringelhof, das Schloß Alt-Windeck, Waldmatt und das Gut zu Waltersweier, Elisabeth den vorderen Ringelhof und die Windeck'schen Güter zu Bühl. Ursula vermählte sich mit Herrn Friedrich von Hekenstein, Elisabeth, die jüngere Tochter, mit Herrn Johann Heinrich von Hüffel. Und Elisabeth zeugte mit ihrem Gemahl einen Sohn, Philipp Jakob, der sich, um den Namen Windeck nicht untergehen zu lassen, Hüffel auf Windeck nannte. Die

Windeck'schen Lehen, ausgenommen den halben Flecken Bühl, der Reichslehen war, fielen nach Absterben des Letzten von Windeck dem badischen Hause anheim; das Reichslehen zu Bühl kam zuerst an die von Söttern, dann im Jahre 1686 an den berühmten Kriegshelden Markgraf Ludwig von Baden. Im Jahre 1688 fand sich die badische Regierung mit dem Grafen von Söttern über die Abtretung des Lehens für die Summe von 20,600 Gulden ab, und war nun Besitzer des Ganzen.

Ueber das Schicksal der beiden Burgen Alt- und Neu-Windeck haben wir bereits berichtet, namentlich daß Alt-Windeck schon im Jahre 1561 eine Ruine gewesen. Seitdem zerfiel die Burg immer mehr. Die beiden Thürme waren in früherer Zeit ohne Zweifel viel höher, denn sie waren fast ganz mit Schutt angefüllt, der nur von oben hereingestürzt sein konnte. Da vereinigte sich im Jahre 1811 eine Gesellschaft in Bühl, der bald mehrere Personen aus der Nähe und Ferne beitraten, und faßte den Entschluß, die anziehend gelegene Burg zu einem Orte edleren geselligen Vergnügens einzurichten. Die erste Sorge war, den größeren der Thürme, in dem sich das tiefe Verließ befindet, räumen, in demselben einen Eingang zu brechen, eine Treppe zu der oberhalb befindlichen gewölbten Terrasse bauen und einen Gesellschaftssaal einrichten zu lassen, der mit ächten Waffen aus dem Mittelalter, wie einige bei der Arbeit selbst gefunden worden sein sollen, und mit dem badischen Wappen geziert wurde.

Auf den 5. September 1811 lud ein Rundschreiben im Style des Mittelalters die Mitglieder der sogenannten Burggesellschaft zur ersten Versammlung und feierlichen Einweihung. Salven der auf dem Thurme aufgestellten Kanonen bezeichneten vom frühesten Morgen an den Beginn des Festes. Nach 9 Uhr bestieg die aus ungefähr 40 Personen bestehende Gesellschaft im Geleite altdeutsch und in die Farben der Windecker gekleideter Knappen den neuen Burgsaal. Nach eingenommenem Frühmahl und fleißig geleerten Humpen, trug Oberamtmann von Beust aus Bühl eine gedrängte historische Notiz über Familie und Burg Windeck vor, sagte Einiges über den Zweck der neuerrichteten Gesellschaft, brachte ein Reglement für dieselbe in Vorschlag und ließ zur Wahl für die als zweckmäßig erachteten Burgämter, namentlich zur Wahl eines Burghauptmanns schreiten, welche auf den damaligen Generalmajor Vierordt fiel.

Um Mittag zog man in das nahe gelegene Hubbad, wo das Mittagmahl eingenommen wurde und die Toaste den Donner der Burgkanonen begleiteten. Ein Ball, wozu sich die Familien der

Burgmannschaft mit den anwesenden Badegästen vereinigten, beschloß den frohen Tag. Während der Nacht schimmerten die mit Pechpfannen erleuchteten Zinnen der Burg weit in das Land hinein, auf acht Stunden weit sichtbar.

Zum Kastellan des Schlosses wurde der unten am Fuße desselben wohnende Förster erhoben und bei ihm das Buch, welches die Stiftungsurkunde des Vereins enthielt, als Stammbuch zur Einschreibung für die dahin wallenden Freunde der Natur niedergelegt.

Die Gesellschaft war gesonnen, alle Jahre einen solennen Burgtag zu feiern, aber es blieb beim Beschlusse. Durch die Beförderung des Oberamtmanns von Beust nach Mannheim, welcher, wie es scheint, der Begründer der Burggesellschaft gewesen, erlosch die Gesellschaft nach und nach, aber die ewig schöne Natur blieb und die Reste der Burg wurden wenigstens in ihrem Wesen erhalten, wie wir sie jetzt noch sehen, als Zeugen einer kräftigen Vorzeit. — Das Stammbuch von Windeck ist dermalen beim Gastgeber auf der Burg zu finden und enthält viele interessante Namen, auch einige sch ne Gedichte. Leider! haben sich Manche auch in den Jahren 1848 und 1849 darin verewigt, so daß diejenigen, die sich später einschreiben, hätten denken müssen: ist's auch erlaubt, unter die Schweine zu fahren? —

Sagen.

Die Sagen vom Hennegraben bei Alt-Windeck.

Innerhalb des Gebietes, das die Schutz- und Schirmherrschaft der freiherrlichen Familie auf Schloß Alt-Windeck anerkannte, stand in niederem Grunde und von Felsen rings umragt, ein kleines, baufälliges Häuschen. Man hätte es seinem verwahrlosten Aeußern nach für unbewohnt halten können, wenn nicht dann und wann eine dünne Rauchsäule vom Schornstein emporgestiegen, und eine Schaar Hühner auf dem kleinen Grasplatz vor der Hütte lustig herumgeflattert wäre. Diese Hühner hatten sämmtlich schneeweißes Gefieder und gehorchten einem großen, stolzen Hahne, der nicht minder weiß war, als sie.

Die Landleute der Gegend wußten, daß eine bejahrte Frau, welche man in Ermanglung eines bekannten Namens seit undenklichen Zeiten nur die „Waldfrau“ nannte, die Insassin des Häuschens und die sorgsame Pflegerin des weißen Hühnervölkchens war. Sie selbst kam wenig zum Vorschein, und nur wenn sich besondere mit Schloß Windeck in Verbindung stehende Ereignisse zutrugen, ließ sie sich unter dem Landvolke blicken und erschreckte die Dorfjugend durch ihre außerordentliche Häßlichkeit. Sie war so alt, daß auch die ältesten Leute sich nicht erinnern konnten, sie je jünger gesehen zu haben, und dieser Umstand, so wie ihr wirklich abschreckendes Aeußere, machten sie zu einem Gegenstande abergläubischer Scheu. Kaum besser erging es den armen Hühnern, denen man es als pure Unnatur auslegte, daß sie von Geschlecht zu Geschlecht schneeweiß blieben und sich von ihren farbigen Mitgeschöpfen hochmüthig fern hielten.

Weder die Frau noch die Thiere schienen sich ob des Mißkredits, in dem sie bei den Windeckschen Grundholden standen, sonderlich zu grämen, denn sie setzten ihre abgeschlossene Lebensweise unverändert fort, und da Keines sich je einer eigentlichen Widerrechtlichkeit schuldig machte, so mußte man sie wohl in Ruhe lassen.

Da begab es sich um das Jahr 1370, daß der damalige Schloßherr von Windeck mit dem Ritter von Hutzenbach in grimmer Fehde lag. Die beiden Gegner suchten sich allmögliche Unbill zuzufügen, und mancher Unschuldige mußte, blos weil er des Einen oder des Andern Verwandter war, bitter darunter leiden. Nun hatten es des Freiherrn von Windeck Kundschafter ausgespäht, daß der Dechant des Straßburger Domstiftes eine Reise machen und an seiner Burg vorbeikommen würde. Die Gelegenheit, dem Feinde einen Streich zu spielen und zugleich ein gutes Lösegeld erpressen zu können, war zu günstig, als daß sie nicht benützt werden sollte. Der Windecker lauerte daher, an der Spitze eines kleinen, aber gut bewaffneten Häufleins, dem arglos des Weges ziehenden geistlichen Herrn auf, überfiel und bewältigte die nicht sehr zahlreiche Begleitung desselben, und führte ihn unter beleidigendem Höhnen und Frohlocken gewaltsam auf die Burg Windeck.

Diese nahm sich auf ihrer Höhe für das unbefangene Auge schön und stattlich genug aus, ihre Umrisse zeichneten sich scharf und sonnig von dem klaren, kalten Blau des Winterhimmels ab, und in kühnen Schwingungen flatterten die Fahnen und Fähnchen von den schneebedeckten Zinnen. Dem armen Dechanten jedoch erschien das stolze Gebäude nur wie ein um so traurigeres Gefängniß, je fester es war; ängstlich klammerte er sich mit den Händen an die Mähne seines sanftmüthigen Saumrosses, und malte sich im Geiste alle die Unbilden aus, welche der übermüthige Ritter- und Knappentroß an dem Manne des Friedens ausüben würden

Während auf solche Weise die Sieger mit dem Besiegten in die Burg einzogen, saß seitwärts am Wege auf einem umgestürzten Baumstamm die Waldfrau der einsamen Hütte, und schaute schweigend dem Treiben zu. Ein dunkler Mantel, dessen Kaputze über den Kopf gezogen war, schützte sie gegen die Kälte, und ließ nur das Profil des hexenhaften Antlitzes und eine der knochigen Hände frei, mit welcher sie ihren großen weißen Hahn auf ihrem Schooße festhielt, der seinerseits mit derselben gespannten Aufmerksamkeit, wie seine uralte Gebieterin, den Vorgang beäugelte.

Als die Thore von Alt-Windeck sich hinter den Ankommenden geschlossen hatten, stand sie auf, lachte sonderbar vor sich hin und hinkte, auf ihren Stock gestützt und den Hahn im Arm, ihrer bescheidenen Wohnung zu.

Daheim in Straßburg hatte der Dechant zwei Nichten, die

Kinder einer frühverstorbenen Schwester, zurückgelassen, welche wegen des plötzlichen Verschwindens ihres Oheims und Beschützers in große Sorge geriethen. Nach und nach drangen Gerüchte von einer durch den Windecker Burgherrn an Jenem verübten Gewaltthat zu ihren Ohren, und vermehrten den Kummer der beiden jungen Fräulein von Erstein. Wohl hätte es ihnen einige Beruhigung geben können, daß die Straßburger, die ihren vornehmsten Seelenhirten liebten, sich wacker rüsteten, zu seiner Befreiung auszuziehen, aber die Mägdlein zweifelten an dem glücklichen Ausgange des Kampfes, und ihre dankbare Zärtlichkeit für denjenigen, der treulich Vaterstelle an ihnen vertreten, trieb sie an, auch ihrerseits zu seiner Errettung mitzuwirken. Sie vertauschten deshalb Mieder und Schleppe mit schlichten Knabenanzügen, und beschlossen, in dieser Verkleidung nach Alt-Windeck zu wandern und sich als Geißeln für den Gefangenen anzubieten.

Muthig in dem Gefühl eines guten, pflichtgetreuen Unternehmens, machten sie sich auf den Weg, doch mit wachsender Müdigkeit und Erschöpfung stellte sich auch neue Beklommenheit ein, und als sie auf Windeck'sches Gebiet angelangt waren, fühlten sie sich unfähig, ohne vorherige Erholung auf der Burg Einlaß zu begehren. Sie waren daher froh, als ihnen das Häuschen der Waldfrau zu Gesicht kam, dessen Thür sich ihrem Klopfen sogleich öffnete.

Der Schrecken, der ihnen der Anblick der Alten einflößte, schwand bald, als diese sich gar freundlich geberdete, ihnen Eier, Brod uno Milch zur Erfrischung vorsetzte und sie theilnehmend um den Zweck ihres Kommens befragte. Die armen Kinder waren nur zu froh, ihr Herz ausschütten zu können, und hatten auch keine Ursache, ihre Offenheit zu bereuen, denn als die Waldfrau vernommen, wie ihre jugendlichen Gäste sich so freudig an des Oheims Statt der Gefangenschaft unterziehen wollten, sprach sie:

„Ihr hättet es nicht besser treffen können, liebe Kinder, als zu der verrufenen Waldfrau zu kommen, die man als Böse meidet, nur weil sie mehr weiß, als das kurzsichtige Landvolk. Und ich will Euch wohl, denn Ihr seid gut und dankbar gegen Euren Wohlthäter, und habt Euch ohne Furcht vor meiner Häßlichkeit an meinen Tisch gesetzt. Ha! ha! obschon es lange her ist, daß meine Wange rund und rosig war, so hab' ich's doch nicht vergessen, wie's in ter Jugend zu ergehen pflegt, und" fügte sie zu der ältern der beiden Schwestern gewendet hinzu, „ich sage dir, Mägdlein, daß dein hübsches Gesicht schneller

Friede zwischen den Streitenden stiften wird, als sie es sich vermuthen lassen. Doch müssen wir den armen Dechanten vorerst frei zu machen suchen, und deßhalb geht zu dem Ritter von Windeck und berichtet ihm, daß die Straßburger schon morgen um diese Zeit zum Sturm auf seine Burg anrücken werden, und daß sie die zugänglichste Stelle an der Rückseite, wo die Mauer nicht mehr fest ist, erspäht haben. Um einen Ueberfall zu verhindern, soll dort eiligst Graben und Wall hergerichtet werden, und dieses Thier, das ich Euch anvertraue, wird die Arbeit schneller vollbringen, als Menschenhände es im Stande wären. Mit diesem Rath und dieser Hülfe werdet Ihr Euch in seine Gunst setzen, und Eurem Oheim zur Freiheit verhelfen. Was dann noch folgen wird, soll die Prophezeihung der Waldfrau nicht Lügen strafen."

Damit übergab sie den verkleideten Mädchen eine riesige Henne, die wahre Altmutter des schneeweißen Geschlechts. Hocherfreut und von den Glückwünschen der klugen Frau begleitet, begaben sich Jene zum Ritter von Windeck und redeten zu ihm, wie ihnen geheißen. Dieser wollte zwar den Ungläubigen spielen, aber sein Sohn Bernhard, der ein verständiger Jüngling und auch allen Gewaltthätigkeiten abgeneigt war, brachte es doch dahin, daß man die Henne auf die bezeichnete Stelle setzte. Auf seine Fürsprache durften die jungen Ankömmlinge auch den Dechanten sehen, der übrigens milde Haft genoß.

Um Mitternacht war der Burgherr doch neugierig zu belauschen, was die Henne treibe, diese aber war verschwunden. Statt dessen umzog ein tiefer Graben und dahinter ein hoher Wall die gefährdete Stelle der Veste, so daß als die Straßburger nächsten Tages wirklich anrückten, ihr Kampfesmuth beim Anblick des unerwarteten und wie durch Zauberei entstandenen Hindernisses sich bedeutend abkühlte, und sie es vorzogen, mit friedlichen Unterhandlungen wegen Auslieferung des Gefangenen den Anfang zu machen.

Die Bitten der beiden Fräulein von Erstein, die sich als solche zu erkennen gegeben, blieben nicht ohne Eindruck auf den Ritter von Windeck, der es sich gestehen mußte, daß er die Erhaltung seiner Veste den beiden Mädchen zu danken hatte. Vielleicht aber hätte er sich nicht so schnell bewogen gefunden, den Dechanten und sogar ohne Lösegeld freizugeben, wenn es ihm nicht bald klar geworden wäre, daß zwischen seinem Sohne und der schönen Emma, der älteren Nichte, ein zartes Verhältniß im Anzuge war, das durch den Reichthum und die Verbindungen des Fräuleins ihm große Vortheile bringen konnte.

Er ließ sich daher erweichen und gab den guten Prälaten frei, der bald darauf seine Nichte dem Junker Bernhard von Windeck vermählte. Mit dieser Heirath fand die Fehde ihren versöhnenden Abschluß, und die Waldfrau, die das Ereigniß vorhergesehen, kam bei allen Liebespaaren der Gegend zu gewaltigem Ansehen.

Der Graben, den die kluge Henne gescharrt, erhielt den Namen „Hennegraben," und später wurde eine Maierei darnach benannt, wodurch die Begebenheit der Kunde der Nachwelt aufbewahrt blieb.

Amélie Götzenberger.

Die Jungfrau auf Burg Neu-Windeck. (Lauf.)

Auf dem Schlosse Windeck lebte vor alten Zeiten ein blühendes Rittergeschlecht, das von seinem Schlosse den Namen führte und viele Ländereien und Güter im Breisgau besaß. Die Sage aber erzählt, daß der letzte Ritter von Windeck zwei Kinder gehabt habe, einen Sohn, Adelbert, geheißen, und eine Tochter, die man Emma nannte. Diese Tochter war ein schönes Mädchen, welche von vielen jungen Rittern zur Ehe begehrt wurde; sie aber gab einem jungen Edlen, Otto von Stein auf Schwarza, vor allen Andern den Vorzug und wurde feierlich mit ihm verlobt. Allein noch ehe die Hochzeit stattfinden konnte, rüsteten sich die deutschen und französischen Ritter zu einem Kreuzzuge nach Palästina, und sowohl der Bruder als der Verlobte der Jungfrau Emma, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, gelobten, drei Jahre gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Die deutschen Mädchen haben von jeher mit Gottvertrauen ihre Lieben in den Krieg ziehen sehen, haben ihre Thränen auf verborgener Kammer geweint und sich nicht ungeberdig angestellt über die Trennung, die nothwendig war. Also that auch Jungfrau Emma. Sie gab ihrem Verlobten eine Schärpe mit, die sie selbst gefertigt hatte, und meinte in ihrem treuen Glauben, dieß Pfand ihrer Neigung werde den Ritter stets an sie erinnern und ihn bewahren vor jeglicher Versuchung. Dem aber war nicht also. Denn als schon längst drei Jahre verflossen waren, und man Tag für Tag auf die Rückkehr der Kreuz-

ritter hoffte, brachten heimziehende Pilger eine dunkle Erzählung mit, als sei der Ritter seiner Braut untreu geworden. Einige behaupteten, ein vornehmes, welsches Fraulein habe ihn in ihrem Netze gefangen, als das Kreuzheer sich in Italien eingeschifft habe und er sei nach kurzer Zeit von Palästina zurückgekehrt und hätte das welsche Fräulein geheirathet. Noch andere wollten wissen, er habe einst eine schöne Sarazenin gefangen und sei in heftiger Leidenschaft zu derselben entbrannt, daß er mit ihr in schmählichem Verhältniß gelebt habe. Wieder Andere setzten hinzu, der Bruder seiner Braut, Herr Adelbert von Windeck habe ihn zum Zweikampfe gefordert, um den Treubruch an seiner Schwester zu rächen und sei von der Hand des Treulosen gefallen. Mit diesen Erzählungen trug man sich im ganzen Lande, und sie gelangte auch auf die Burg Windeck. Jungfrau Emma aber glaubte das Alles nicht, und kein Gerücht war im Stande, ihr Vertrauen auf die Treue ihres Verlobten zu erschüttern. Wäre ihr doch ein Treubruch unmöglich gewesen, wie hätte sie ihn von dem Manne glauben können, der sie so wahr und innig liebte.

Wie viel nun von diesen Erzählungen wahr gewesen ist, hat Niemand erfahren, so viel ist aber gewiß, daß weder Adelbert von Windeck noch Otto von Stein auf Schwarza jemals aus dem gelobten Lande zurückkehrte. Als dann fünf und sechs Jahre verstrichen waren und Jedermann den Tod der beiden Ritter für gewiß hielt, da meldeten sich neue Bewerber um die Hand der Jungfrau, die eben jetzt in der höchsten Blüthe ihrer Schönheit stand. Aber sie ertheilte Allen eine abschlägige Antwort, und wenn ihr die Eltern zuredeten, eine neue Wahl zu treffen, so erwiderte sie, sie wäre verlobt und es sei ihre Pflicht, auf ihren Bräutigam zu harren; wenn man sagte, dieser wäre ihr untreu geworden, so lächelte sie, und schüttelte ungläubig den Kopf, und sagte man, er wäre todt, so entgegnete sie ruhig: „Die Treue stirbt nicht!“ Und als ihre Eltern sie beredeten, eine Reise zu machen, weil sie hofften, es würde sie auf andere Gedanken bringen, da weigerte sie sich und sagte, sie müsse auf Windeck sein, wenn ihr Otto heimkehre, und als ihr Vater heftiger in sie drang, schwur sie einen heiligen Eid, Windeck nicht zu verlassen, bis ihr Verlobter zurückgekommen wäre. Ihr Glaube war so felsenfest und sie war so still zufrieden in diesem Glauben, so geduldig im Warten auf die Erfüllung ihrer Hoffnung, daß ihre Eltern nicht mehr in sie drangen, und sie ruhig gewähren ließen.

Nach mehreren Jahren starb ihr Vater, und bald darauf ihre Mutter. Es ward jetzt still und stiller auf Windeck, kein munterer Jagdzug ging mehr aus dem Burgthore, keine frohen Gäste zogen mehr hinein zum fröhlichen Bankette, still und ergeben, hoffend lebte Emma fort und ein Tag verfloß ihr wie der Andere. Krieg und Fehden verheerten das Reich; sie nahm keinen Theil daran; eine Pest entvölkerte die ganze Umgegend, sie wußte es nicht, ihre alten Diener starben einer nach dem andern, und immer einsamer wurde es auf Windeck, sie fühlte es nicht, und lebte von einem Tage zum andern, hoffend und harrend. Und wie sie die Welt vergaß, wurde sie auch von der Welt vergessen. Nach jener großen Pest blieb die Umgegend von Windeck lange unbewohnt. Nach und nach erst siedelten sich wieder Menschen da an, und erst nach manchen Jahren kamen sie in die Nähe der Burg, sie war im Zerfallen, und die Ersten, die hineingingen fanden sie leer. Keine Spur, daß Jemand da wohne, keine Spur eines lebenden Wesens. Die Thürme waren halb eingestürzt, das Thor stand offen, der Burghof war mit Gras bewachsen, die Fenster waren zerbrochen und der Wind hatte freien Spielraum in den weiten Sälen. Weil nun Niemand da war, der Anspruch auf die verfallende Burg gemacht hatte, und die neuangesiedelten Menschen keinen Vortheil davon hatten, sie zu bewohnen, so blieb sie leer und unbesucht, vielleicht daß hie und da ein Bauer der Zeit im Zerstören half, und sich Steine aus den Mauern brach, sein Haus damit zu bauen.

Im Munde des Volkes aber ging die Rede, daß eine Jungfrau in den stillen Sälen herumwandele. Von weitem wollten sie Viele gesehen haben; Niemanden aber war sie begegnet, Niemand hatte sie gesprochen. Die Sage trug noch mehr dazu bei, die Burg verödet zu machen, denn die Leute fürchteten sich, der Jungfrau zu begegnen, von der Niemand wußte, wer sie war, und ob ihr Erscheinen Gutes oder Böses bedeute. So kam es, daß der Weg nach Windeck mit Dornen und Gestrüpp überwuchs und Jahre auf Jahre vergingen, ohne daß ein menschlicher Fuß die Burg betreten hätte. Nach langer Zeit kam einstens ein junger Ritter in die Gegend von Windeck, der auf einer benachbarten Burg bei einem Freunde lebte und der Jagd halber die Gegend durchstreifte. Die Leute wollen von seinen Knechten gehört haben, daß er Otto von Schwarza heiße, und daß seine Ahnen lange in Welschland gelebt hätten, doch konnte Niemand darüber etwas Gewisses sagen. Als nun der junge Ritter bei seinen Streifereien die Burg erblickte, so

fragte er, wie sie heiße und wem sie gehöre. Die Leute berichteten was sie wußten und theilten ihm die Sage von der Jungfrau mit. Darob ward er neugierig und beschloß, die Burg zu besuchen. Nur mit Mühe gelang es ihm, durch die Dornen und das Gebüsch einen Weg zu finden, und als er oben angelangt war in dem Burghofe, war er müde und matt von dem Steigen, setzte sich auf einen Stein und sagte für sich: „jetzt möchte mir ein Trunk guten Weines wohl thun!“ Siehe, da trat eine weibliche Gestalt, in ein weißes Gewand gehüllt, aus dem Saale, dessen Thür längst zerfallen war. Ihr Gesicht war bleich, aber von ausnehmender Schönheit. In der Hand trug sie einen gefüllten Becher und näherte sich mit langsamen Schritten dem jungen Ritter, ihm die Labung darbietend. Dieser nahm und trank. Der Wein brachte ein seltsames Feuer in seine Adern, denn er mochte wohl sehr alt sein. Die Jungfrau schaute ihm unverwandt in das Gesicht, und als er getrunken, und ihr den Becher wieder gegeben hatte, schlug sie den Schleier über ihr Antlitz und ging nach dem Saale zurück. Da ihr der Ritter folgte, war sie verschwunden und so sehr er auch suchte, nirgends konnte er eine Spur von ihr entdecken.

Fortan hatte der Ritter nirgends mehr Ruhe noch Rast, und immer trieb es ihn nach Windeck, die Jungfrau wieder zu sehen. Er verließ die Burg seines Freundes und miethete sich bei einem Bauer ein, der eine halbe Stunde von der Burg wohnte. Wenn der Tag graute, verließ er sein Lager und stieg hinauf nach der alten Burg und wenn die Sonne sank, kehrte er heim und brachte die Nacht unten zu. Niemand konnte von ihm erfahren, was er auf dem Schlosse mache, Niemand wußte, ob ihm die Jungfrau wieder erschienen sei, denn er sprach wenig. Weil er aber ein stiller und friedlicher Gast war, so belästigte ihn Niemand und die Leute aus der Umgegend betrachteten ihn mit einer gewissen Scheu. Freundlich erwiderte er die Grüße, wenn ihm Jemand begegnete, aber auf etwaige Fragen gab er keine Antwort. So trieb er es ein Jahr lang. Da er nun eines Abends nicht heimkehrte, als die Sonne gesunken war, so nahmen die Leute Fackeln und stiegen den Berg hinauf ihn zu suchen. Sie fanden ihn auch bald. Auf der Schwelle des alten halbverfallenen Saales saß er, den Rücken gegen die Wand, den Kopf auf die Brust gelehnt. Da sie ihn anriefen, gab er keine Antwort, und da sie ihn näher betrachteten, war er todt.

Einige wollten bei ihrem Eintritte in den Burghof eine weiße Gestalt gesehen haben, die bei ihrer Annäherung ver-

Jungfrau auf Burg Windeck.

schwunden war, aber das war nicht gewiß. Die Leute begruben ihn still, da Niemand nach ihm fragte, und Niemand wußte, wo er Angehörige habe. Aber die Sage von ihm lebt noch immer im Munde des Volkes, und später schmückten sie dieselbe aus und erzählten, das Burgfräulein von Windeck sei ihm niemals wieder erschienen, als das letzte Mal. Da sei er eingeschlafen und sie sei gekommen und habe ihn geküßt, mit dem Kusse aber sei seines Liebens und Lebens Ende gewesen. Das ist aber nur eine Sage, und Niemand kann etwas Gewisses davon behaupten.

Die Geisterhochzeit auf Burg Lauf.

Auf den Burgen Alt- und Neu-Windeck lebten einst angesehene Adelsfamilien, deren Ursprung sich im Dunkel der Vorzeit verliert, deren Stamm aber zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts erlosch. Die Schlösser sind zerfallen, Sonnenschein und Regen haben freien Zutritt in die Gemächer, welche Zeugen von dem buntbewegten Treiben, dem Waffenklang und Prachtgewühl des Mittelalters waren; Steingetäfel und Gemäuer bergen sich mehr und mehr in die grüne Hülle von Gras und Epheugerank, und die verwitterten Reste einer stolzen Vergangenheit blicken verwundert auf die modernen Besucher, welche zur Sommerzeit gern nach den malerisch gelegenen Ruinen Ausflüge machen.

Neu-Windeck, der Schauplatz der folgenden Sage, wird auch Burg Lauf genannt. Von dem Geschlechte, das dort seinen Wohnsitz hatte, konnte gesagt werden, was immer als das höchste Lob galt: daß seine Männer tapfer und edel, seine Frauen schön und tugendhaft waren. Aber auch der hellste Planet hat seinen Flecken und ein solcher Schatten war in dem sonst unentweihten Stammbaume derer von Windeck des letzten Freiherrn Tochter und zugleich der letzte Sproß der Familie.

Wohl war Adelheid schön und konnte auch in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes tugendhaft genannt werden, aber ihr fehlten der milde Sinn und die keusche Wärme des Herzens, die des Weibes ächte Zierde bilden und allein es befähigen, seine Sendung auf Erden zu erfüllen. Früh verwaist und unbeschränkte Herrin ansehnlichen Reichthums, mißbrauchte sie ihre Stellung und die Macht ihrer Reize, um Liebe zu entzünden, wo sie solche nicht erwidern mochte. Mancher ehrenhafte, ebenbürtige Freier entfloh aus dem Schlosse, ein vernichteter, gebeugter Mann; und manches trübgeweinte Mädchenauge klagte das schöne, kaltsinnige Fräulein an, ihm den Geliebten geraubt, ohne ihn doch beglückt zu haben.

Lange Zeit trieb Adelheid dieses schnöde Spiel, in dem sie ihre Jugend vergeudete; bis sie zu ihrem Schrecken gewahrte, daß die Zahl der Bewerber sich immer verkleinerte, und zuletzt Niemand mehr sie begehrte. Lebensüberdruß und Langeweile bemächtigten sich ihrer und gaben ihr zuletzt den unheilvollen Gedanken ein, ihren Zauber an ihrem Pagen Conrad zu versuchen. Conrad hatte ihr treu gedient und war ihr lange im Geheimen mehr zugethan, als mit seiner Stellung als Untergebener vereinbar ge-

wesen sein mochte; aber die Scheu vor ihrem Range hatte bisher jeden Ausbruch seines Gefühls in Schranken gehalten. Die guten Vorsätze jedoch, die seiner ehrenhaften Gesinnung entsprangen und ihm stummes Entsagen als Pflicht vorschrieben, wankten beim ersten huldvollen Lächeln der bisher so strengen Gebieterin, und als dieses Lächeln sich immer und immer wiederholte und Gunstbezeugungen aller Art sich häuften, da verließ den Armen jede Ueberlegung und vor dem in den Augen treuer Zuneigung noch immer schönen Weibe niedersinkend, gab er dem lang und schwerbewahrten Geheimniß seines Herzens in glühenden, fessellosen Worten Ausdruck.

Das Fräulein hörte ihn ruhig ohne Unterbrechung an und ermuthigte ihn dadurch noch mehr; als er aber geendigt hatte und sehnsüchtig flehend zu ihr aufschaute, schlug sie ein helles, höhnendes Gelächter auf und ließ den ganzen Strom ihres Unwillens und beleidigten Stolzes über ihn hinfluthen. Der glänzende Erfolg ihrer Kunstgriffe hatte sie schnell von Neuem übermüthig gemacht und sie nahm des Pagen begeisterte Bewunderung für einen unwiderleglichen Beweis, daß sie noch immer unumschränkt über Männerherzen gebieten könne. Mit harten Worten stieß sie den Armen auf immer aus ihrer Nähe und drohte ihm mit schwerer Züchtigung, falls er sich je wieder vor ihr blicken ließe.

Voll Verzweiflung entfloh Conrad; ihn schreckte nicht die angedrohte Strafe, aber der jähe Sturz von süßer Hoffnung zu schmachvoller Enttäuschung wandelte seinen bisher kindlichfrommen Sinn in den eines ungläubig Verzweifelnden. Er sah noch einmal seine verwittwete alte Mutter, deren Stütze und Stolz er war; ihr vertraute er sein Leid; aber ihre mitfühlenden Thränen vermochten nicht einen düstern Entschluß aus dem Herzen des Sohnes wegzuspülen. Am folgenden Morgen, als sie sich leise an sein Lager schlich, ihr Auge an den theuren Zügen zu weiden, war er verschwunden!

Bald sah die Mutter ihr Kind, aber als verstümmelte Leiche wieder. Landleute hatten Conrad am Fuße des Felsens gefunden, von dem er sich hinabgestürzt.

Da erfaßten die Furien der Rachsucht das des einzigen Kindes beraubte Weib; mit raschem Schritt, als ob ihr die Jugend wiedergegeben, eilte sie zum Schlosse, erzwang sich den Weg durch die Reihe der prunkenden Gemächer bis zu der Verderberin Adelheid und sich mit drohend erhobenem Arme hoch vor ihr aufrich-

tend, fluchte sie ihr, daß des Fräulein's unerschrockenes Herz sich eisig zusammenzog und ihr Haar sich in Grausen sträubte.

„Verdammt seist du in Zeit und Ewigkeit“, so schrie die unglückliche Mutter, „unbegehrt und ungefreit sinke in's Grab und mit dir verende dein stolzes Geschlecht! Dein schöner Leib falle ekler Krankheit zum Raube und verwese einsam und unbetrauert, dein Geist aber wandle ruhelos durch diese Hallen, bis ein Jüngling sich finde, schön und schuldlos wie Conrad und von deiner Truggestalt geblendet, sich dir vor dem Altar als Gatte vermähle! Von Mitternacht bis zum Hahnenschrei sei allnächtlich wieder Adelheid von Windeck die Schlange mit dem funkelnden Blick, die ihre Opfer erbarmungslos zermalmt! Genieße den Frieden des Grabes erst, wann dein Modergerippe in der Umarmung der Liebe geruht! Ha! ha! viel Glück zur lustigen Hochzeit!!“

Adelheid stand erstarrt; sie versuchte wohl, ihrer Gewohnheit nach, höhnisch zu lachen und wollte ihre Diener rufen, sich der Alten zu bemächtigen; aber diese war aus dem Bereich ihrer Gewalt, ehe sie den vollen Gebrauch der Sinne wieder erlangte.

Um den Eindruck der schauerlichen Scene zu verwischen, stürzte sie sich in den Strudel der Zerstreuungen; nach einigen Wochen jedoch schon ward sie von der schrecklichen Krankheit der Blattern befallen und starb elend und verlassen, da Niemand sie liebte und ihre Umgebung die Ansteckung fürchtete, am neunten Tage nach ihrer Erkrankung. Von fremden Miethlingshänden ward ihr Leib in die Gruft geworfen und Staub und Vergessenheit deckten für immer die einst so gefeierte Erbin des Windeck'schen Hauses.

Mit Adelheid's Tode fiel die Burg völliger Verödung anheim. Verschiedene Versuche, sie wieder wohnlich zu machen, scheiterten an dem gespenstigen Getriebe, das die nächtliche Stille störte und keinem Sterblichen, der sich dort zum Schlafen niederzulegen getraute, die Ruhe gönnte. Thüren schlugen auf und zu, Lichter entzündeten sich ohne sichtbare Hand und aus allen Spiegeln zeigte sich das geisterhafte Abbild des letzten Freifräuleins von Windeck, die nimmer ruhend von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei ihr Haar salbte und schimmernde Gewänder anlegte, den sehnlichst erwarteten Freier zu umgarnen. Vergebens — ach, vergebens! — Niemand dachte daran, zu unheimlichnächtlicher Stunde sich die verlassene Gespensterburg Lauf zum Obdach wählen zu wollen, und der Fluch der Mutter fand an

dem gepeinigten Geiste der Mörderin Conrad's seine vollste, schrecklichste Erfüllung.

Die Mauern sanken unter der rastlosen Hand der Zeit, aber Adelheid's Geist harrte noch immer der Erlösung. Da ereignete es sich einmal zu später Stunde, daß ein junger Ritter, — er wird in den Chroniken Curt von Stein genannt, — der aus fernem Lande in's südliche Deutschland gekommen, sein Glück zu suchen, sich auf seinem Wege verirrte und bei völliger Nacht noch ohne Obdach war. Er besaß Nichts als eine hübsche Gestalt, seinen jungen frischen Muth, seinen tapfern Arm und ein gutes Schwert; — Alles ganz artige Besitzthümer, wenn man Gelegenheit findet, sie geltend zu machen, sonst aber keinen Strohhalm in der weiten Gotteswelt werth. Dank seiner Unbekanntschaft mit der Gegend und dem was man sich darin erzählte, kümmerte es ihn wenig, wo er sein Haupt niederlegen durfte, wenn es nur überhaupt geschehen konnte, und es erschien ihm daher wie eine wahre Schickung der Vorsehung, als er unversehens ein schönes Schloß mit erleuchteten Fenstern vor sich erblickte.

Er meinte, es müsse schon Mitternacht sein, „und", so dachte er, „in dem Schlosse mag man ein Fest feiern und eine wohlbesetzte Tafel wäre gerade etwas so Uebles nicht!".

Er ritt daher unverzagt auf die Burg zu und wunderte sich allerdings, die Zugänge unbesetzt zu finden. „Es wird hier zu Lande wohl so Sitte sein," dachte er mit der raschen Schlußfertigkeit der Jugend, stieg ab, band sein Roß an einen Thorpfosten und schritt weiter.

Aber es ward ihm doch sonderbar darüber zu Muth, daß alle diese erleuchteten, stattlichen Gemächer, die sich wie von selbst vor ihm öffneten, so ganz menschenleer waren! Keine Ritter und Damen, keine Zofen und Pagen! Immer weiter und weiter, — und immer Nichts! — Endlich! — Da saß an einem langen Tische, der mit köstlichem Geräthe und noch köstlicheren Speisen und Getränken bedeckt war, ein schönes, schwarzlockiges, blasses Fräulein, deren Blick sonderbar aufleuchtete, als sie den Fremden gewahrte. Ihr Gewand, obschon prächtig und kleidsam, war von etwas veraltetem Schnitt; „aber es wird hier zu Lande so Sitte sein," dachte wieder der junge Ritter.

Artig näherte er sich der Dame und bat in zierlichen Worten um Gastfreundschaft. Lautlos deutete sie auf einen Sessel an ihrer Seite und begann sogleich, einen silbernen Teller mit Speisen und den schimmernden Becher mit perlendem Wein zu füllen. Curt von Stein hatte eine lange Reise zurückgelegt, ohne

daß es ihm je so gut geboten worden; er langte daher wacker zu und hielt es bloß für Schuldigkeit, dem Fräulein zum Lohn für ihre Freundlichkeit und Mühe in allen Ehren den Hof zu machen. Sie schien schweigsamer Natur; die Wahrheit zu sagen, hatte er noch kein Wort von ihr vernommen; aber das Mahl mundete ihm so wohl, daß er keine Zeit hatte, sich unnütze Gedanken zu machen. Der Wein, dem er reichlich zusprach, entzündete seine Einbildungskraft und die blasse, stille Maid kam ihm immer schöner und schöner vor. Er war sich selbst eines hübschen Gesichts und einer schlanken Gestalt bewußt — und allerlei Pläne stiegen in ihm auf.

Da fiel es ihm plötzlich ein, seine schöne Wirthin nach ihrem Namen zu fragen. „Darauf", so meinte er, „müsse sie doch einmal Antwort geben."

„Darf ich fragen," sprach er mit dem weichsten Tone seiner Stimme, „wem ich so sehr zu Dank verbunden bin?"

„Ich heiße Adelheid von Windeck," entgegnete sie leise und als ob sie aus einer großen Entfernung spräche.

„Und warum seid Ihr so allein?" fragte wieder Curt, mit wachsender Keckheit.

„Weil ich die letzte meiner Familie bin," klang es abermals wie aus weiter Ferne.

Diese Antwort zeitigte rasch einen Entschluß in des Junkers Brust. Sie war die Letzte, also auch die Erbin einer adeligen Familie, dieses Schloß und Gott weiß, was für ausgedehnte Ländereien waren ihr Eigenthum; er war arm und frei, sie schön und allein. —

Nach zwei weiteren Minuten hatte der Ritter Curt von Stein dem Fräulein Adelheid von Windeck seine Hand angetragen.

Wieder leuchtete es seltsam in ihren Augen auf, und diesmal sprach sie mit etwas lauterer Stimme:

„Ich nehme Euren Antrag an, Herr Ritter, wenn Ihr willigt, daß die Trauung sogleich vollzogen werde."

Welcher Liebende, — und der Junker vermeinte allen Ernstes in Adelheid verliebt zu sein, — fand je die Zeit zwischen Verlöbniß und Hochzeit zu kurz?

Curt sprach einige der Gelegenheit angemessene feurige Worte, die dem ernsten Fräulein fast ein Lächeln entlockten und ihre bleiche Wange fast ein wenig färbten; dann trat sie an einen Schrank, nahm einen dunkelgrünen Kranz, — vielleicht Myrthe, vielleicht Rosmarin, — nebst zwei Ringen aus einem der Behäl-

ter, wand sich den Kranz um die Stirne, von der schon ein Schleier niederwogte, und winkte dem Ritter, ihr zu folgen.

Wieder schritt er durch die lange Flucht verödeter Gemächer, Trepp auf Trepp ab, durch Hallen und Thorwölbungen, bis Adelheid eine schwere Eichenthüre öffnete. Sie faßte darauf den Ritter bei der Hand und zog ihn mit Hast in den Raum, der eine Kapelle war. Augenblicks entzündeten sich die Kerzen auf dem Altare, zwei Greise traten aus dunkeln Ecken, wie hinter Steinplatten hervor, und ein Bischof im Ornat erhob sich aus liegender Stellung. Hatte er auf seiner Gruft geruht??

Der junge Mann fühlte Etwas wie Schwindel sich seiner bemächtigen, aber die Lockung, die reiche, schöne Erbin als Gattin heimzuführen, sänftigte wieder das in ihm aufsteigende unheimliche Gefühl.

Mit neuem Muthe führte er die Braut vor den Altar. Der Bischof begann die Traurede, doch seine Stimme klang so murmelnd und hohl, daß Curt nur wenig davon verstand. Auf einmal jedoch ertönte es vernehmlicher:

„Curt von Stein, wollt Ihr das gegenwärtige Fräulein Adelheid von Windeck zu Euerm ehelichen Gemahl nehmen und sie als solches lieben und ehren?“

Noch ehe der Bräutigam antworten konnte, streckte die Braut ihm den Ring entgegen, begierig ihn an seinen Finger zu stecken. Schon wollte er das verhängnißvolle Ja sprechen und den bindenden Goldreif hinnehmen; — das Verlangen, Adelheid's Gatte zu werden, stritt in ihm mit dem wachsenden Grauen vor der spuckhaften Scene und dem immer stierer blickenden Auge der Braut; — unwillkürlich tönte von seinen Lippen der Angstruf: „Herr mein Gott!“ und zugleich brach ein schriller Laut das Schweigen der Nacht.

Es krähte der Hahn!

Da rauschte es gespenstig durch die Kapelle, Modergeruch durchzog die Luft, Eulen schwirrten umher in scheuem Fluge, vor den Augen des entsetzten Ritters wandelte sich Adelheid's schlanke Gestalt zum klappernden Gerippe, die Mauern wankten, am Altare erloschen die Lichter, und Leichensteine öffneten sich, die ihren Gräbern Entstiegenen wieder aufzunehmen.

Dem Ritter entwichen die Sinne, er fühlte noch, wie eine Todtenhand sich an ihn krallte, dann ward Alles Nacht und Bewußtlosigkeit. Als er erwachte, lag er im hohen Grase zwischen

zerfallenden Mauern, der Morgen dämmerte und sein gutes Roß hielt bei ihm treue Wacht.

Noch immer allnächtlich harrte Adelheid's unerlöster Geist des jungen Freier's, und mehr und mehr versinken die Ruinen von Burg Lauf.

Amélie Götzenberger.

Der Trank.

Halt' an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend
Der lustige Hirsch hinan.

Und von den mächtigen Thürmen,
Vom äußern verfallnen Thor.
Durchschweift das Auge die Trümmer,
Worunter das Wild sich verlor.

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß,
Er trocknete tief aufathmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

Wer brächte des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll.

Kaum war das Wort beflügelt,
Von seinen Lippen entfloh'n,
So bog um die Epheumauer
Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Des Auges klare Tiefe,
Der Locken flüssiges Gold —
Es falteten seine Hände
Sich, flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig,
Und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde
An Windeck's Trümmer gebannt,
Nicht Ruh' noch Rast gefunden
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich in wachem Traume
Gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagten, sie sei ihm zum Andern
Erschienen nach langer Zeit,
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen
Und so vom Leben befreit.

Adalbert v. Chamisso.

Das Fräulein auf Windeck.

Hoch auf dem granitnen Thurme
Schaut der Jungfrau Geist in's Thal,
Nicht im Dunkel, nicht im Sturme:
In des Maitags erstem Strahl;
Eine Himmelsblume, glänzend
In des Frühlings Blüthenrund,
Ihren Goldpokal kredenzend
Jedem frohen Menschenmund.

Weil ein Maitag mich entnommen
In den Mai der Ewigkeit,
Lockt es mich, herabzukommen
Mit der frohen Blumenzeit.
Keiner Engel Hymnen schallen,
Keine Palmen lohnen hier,

Aber meine Nachtigallen,
Meine Rosen blieben mir!

Sinnend schaut sie in die Tiefen;
Viele kehrten bei mir ein,
Die mit mir zum Heil entschliefen,
Sangen hell durch Thal und Hain;
Tranken Jubel sich und Stärke,
Wenn ich mit dem Becher kam,
Lebten nur der Lust, dem Werke,
Ließen keine Zeit dem Gram.

Aber einsam steh' ich oben
Mit dem alten Grafentrank;
Niemand kommt mehr, ihn zu loben —
Seid zu stolz ihr für den Dank,
Für die Freude schon zu weise,
Für die Freude schon zu alt,
Für ein herzlich Lied zu leise,
Für die Liebe schon zu kalt.

Fahret hin, ihr Freudelosen,
Blicket ab auf jede Lust,
Ueberſehet meine Rosen,
Meiner Sänger kleine Brust.
Daß sie nicht vergebens leben,
Nicht umsonst ihr Lied erwacht,
Muß ein Geist vom Himmel schweben,
Huldigen der frommen Macht.

Georg Rapp.

Die Erscheinung.

Es stehen zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme
Die ziehen da ein und aus.

Durch den zerfallnen Bogen
Stieg ich als Knabe hinan,
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Englein d'rein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Haiden
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und sprach: nur still, ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich.

Die weiße Haidenrose,
Die steckte sie in's Haar;
Die Dolden und die Moose
Bot sie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt;
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh ich sie vor mir.
Als könnt' ein Schatten lieben,
Ich gieng alsbald zu ihr.

Alois Schreiber.

Der Vogt von Windeck und die Jungfrau von Bühl.

Das liebliche Mädchen, o Jammer und Graus,
Führt klagend die Menge zum Thore hinaus.

Sie hat sich den Listen des Vogtes entsagt,
Drob hat er sie tückisch als Hexe verklagt.

Mit Ränken umspann sie der giftige Wurm;
Bald lag sie in Ketten zu Bühl in dem Thurm.

Sie trug es geduldig und betete fromm:
Maria, du himmlische Helferin, komm!

Und als man sie schleppte in's Foltergemach,
Da klirrte das Martergeräth und zerbrach.

„Erkennet nun, die ihr von Unschuld, die ihr von Unschuld logt,
Sie hat's mit Beelzebub", brüllte der Vogt.

Unselige Dirne, so trifft dich der Tod;
Schon steht sie am Pfahl, von Flammen umloht.

Sie trägt es geduldig und betet so fromm:
Maria, du himmlische Helferin, komm'!

Da weinen die Engel; von Regen erfrischt
Erholt sich das Mägdlein, das Feuer erlischt.

Im Volke erhebt sich ein Jubelgeschrei:
Der Herr hat gerichtet, die Maid gebet frei!

Verderben dem Lügner! Sie führen im Sturm
Das Mägdlein zur Freiheit, den Vogt in den Thurm.

Dort hat er entlarvt, zum Geständniß gedrängt,
Den Henker noch trügend, sich selber erhängt.

Eduard Brauer.

Die Maria-Lindenkirche

unterhalb Windeck.

Zwischen Bühl und Ottersweier, nicht weit vom Hubbade und der Burg Alt-Windeck liegt eine freundliche Wallfahrtskirche, zur Linden oder Marien-Linden-Kirche genannt. Diesen Namen hat sie von einer uralten Linde, die wenige Schritte von ihr entfernt steht. Gegenwärtig sind es sieben Linden. In uralten Zeiten soll das Marienbild, welches nunmehr auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Blende des alten Lindenbaums gestanden haben. Als nun in einer Zeit des Krieges ruchloses Gesindel die Gegend überschwemmte, welches die Kirchen nebst ihren Geräthschaften und Bildern zerstörte, da wuchs die Rinde der Linde über die Blende des Madonnabildes, so daß es dicht in den Baumstamm eingeschlossen und jedem Auge verborgen blieb, bis Friede und Ordnung im Lande wieder hergestellt war.

Ein Hirtenmädchen, das in der Nähe der Linde seine Heerde hütete, vernahm eines Abends einen lieblichen Gesang, der aus dem Baume zu klingen schien. Dieß wiederholte sich am zweiten und dritten Tage darauf, und nun erzählte es diese wunderbare Sache ihrem Vater. Dieser meinte, so was könne nur ein Zauberwerk sein, das von einem bösen Geist herrühre und machte sich mit seiner Holzaxt auf, um die Linde zu fällen; als er aber kaum die Linde berührte, fiel der Theil derselben ab, welcher die Blende überwachsen und verborgen hatte, und das Muttergottesbild lächelte ihm daraus entgegen. Die Wundermähre verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend und alles Volk strömte herbei, das Wunder zu sehen und dem Bilde seine Andacht darzubringen. Die Ritter von Windeck erbauten auf diesen Anlaß hin neben der Linde eine Kapelle, in welcher das Marienbild aufgestellt wurde.

Schon im Jahr 1270 war Maria zur Linden eine frequente Wallfahrt, wie wir aus einer Urkunde von diesem Jahr ersehen können, welche von dem Grafen Otto von Eberstein, sowie von dem Ritter Reinbold von Windeck unterschrieben ist.

Im Jahr 1484 wurde die jetzige Kirche zu den Linden mit Erlaubniß Alberts, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzog von Bayern

und Bischofs zu Straßburg, dessen Wappen im Chor zu sehen ist, von verschiedenen Gutthätern in schönem gothischem Style erbaut. Im Chore befinden sich vierzehn alte in Holz geschnittene Heiligenbilder, theils vergoldet, theils versilbert; sie sind aus der besten Zeit der altdeutschen Bildschnitzerei, und standen vielleicht noch in der alten Kapelle. An den drei Knäufen an der Wölbung des Chores befinden sich mehrere Wappen und namentlich über dem Hochaltar das badische Wappen in reicher Vergoldung. Mitten auf dem Hochaltar steht das uralte Madonnabild, „Marianisches Gnadenbild", welches in der Linde gefunden worden. Die Zwischenräume in den Bogen des Chors sind mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte ausgefüllt. Das Deckengemälde stellt in der Mitte den englischen Gruß, auf der einen Seite die Himmelfahrt Mariä, auf der andern die Geburt Christi und die Anbetung durch die Weisen dar. Ueber der Kirche ist ein schönes altes Thürmchen mit drei Glocken. Die Kirche selbst ist mit einer starken alten Mauer umgeben.

Schirmherrn dieser Kirche und des Wallfahrtsortes waren zu verschiedenen Zeiten die Herren von Windeck, sowie Glieder aus dem markgräflich badischen Hause. Später wurde die Kirche von Priestern der Hochstifte Trier, Speyer und Konstanz besorgt, bis sie Markgraf Wilhelm von Baden den Jesuiten überlassen.

Der Ruf der Wallfahrt Maria-Linden drang bis in das kaiserliche Hoflager in Wien, und Kaiser Ferdinand III. übergab im Jahr 1650 der Kirche durch seine markgräfliche Braut große Geschenke.

In verschiedenen Zeiten begaben sich große Prozessionen in diese Wallfahrtskirche, so z. B. im Jahr 1640 von Baden aus, welche Markgraf Wilhelm selbst begleitete. Von den frommen Gesängen dieser Prozessionen sind noch verschiedene aufbewahrt. Als Probe ihres schönen Inhalts steht nur einer hier:

Jedem Alter, allen Ständen
Wollst du deinen Schutz zuwenden,
Volk zugleich und Priestern gib
Proben deiner Mutterlieb.

Laß uns deine Hülf erfahren
So in Leibs- als Seelgefahren;
Wider aller Feinde Stürmen
Mögest du uns schützen, schirmen.

Laß die Hirten, laß die Heerde,
Staat sowohl, als Kirch' auf Erde,

Jung und Alt, Groß und Klein
Deiner Sorg empfohlen sein.

Halt das Volk in Tugendschranken
Laß es nie im Glauben wanken,
Und die ganze Christenheit
Stärk in Fried' und Einigkeit.

Segne unser Vaterland,
Segne Eltern mit den Kindern,
Segn' uns All' mit deiner Hand,
Felder, Reben, Matten segne,
Vieh, Haus, Hof, wie Leib und Seele;
Daß kein Unglück uns begegne,
Deinem Sohn uns anempfehle.

Nahe bei dieser Wallfahrtskirche, zwischen zwei alten Lindenbäumen, in einem kleinernen steinernen Heiligenhaus ist noch ein großes Bild der Muttergottes aufgestellt. Es ist dieß ebenfalls eine alte schöne Skulptur. Die Jungfrau Maria ist mit einer Krone und großen wallenden Haaren abgebildet; oben steht die neuere Ueberschrift: Trösterin der Betrübten, Heil der Kranken.

Dieses Bild wurde im Jahr 1642 in einer Kirche zu Eckenstein von einem Jesuiten unter einem Dachstuhl aufgefunden, und in Anwesenheit vieler Wallfahrer auf den Stock eines alten Lindenbaum's unweit der Kapelle, wo das ältere Marienbild stand, aufgestellt. Ein Mann von Unterkappel ließ das Bild neu vergolden und es in dem dazu erbauten Heiligenhaus aufstellen.

Einige Legenden knüpfen sich an dieses Bild. Einmal wollte ein loser Geselle dem Bilde die Schnur Granaten nehmen, die es um den Hals trägt; er bekam aber von unsichtbarer Hand eine so derbe Ohrfeige, daß ihm alle Lust zum Stehlen vergieng.

Ein ander Mal giengen auf der Landstraße, an der das Bild steht, zwei Neufranken. Als sie das Bild erblickten, schlug der eine sein Gewehr darauf an und rief seinem Kameraden zu: wart, ich will der Dirne eine Kugel geben. Aber siehe da! das Gewehr gieng nicht los und er erstarrte, daß er regungslos in der Stellung blieb, in der er das Bild gehöhnt. Da flehte sein Kamerad die Mutter Gottes um Hülfe für ihn, und erlangte dadurch auch, daß sein Gefährte sich wieder bewegen konnte. Seitdem hat derselbe niemals mehr gewagt, die Mutter Gottes zu verunglimpfen.

Die Lindenkirche.

Still ist's schon im Waldesraume,
Vöglein alle flogen ein;
Bei der Heerd am Wiesensaume
Steht ein Knabe noch allein.

Bläst in die Schalmei anmuthig.
Daß sich sammelt Groß und Klein —
Steh, da bricht, goldrosenglüthig
Aus der Höh ein Wunderschein.

Lichte Sterne sich gestalten
Ob ihm, wie zum Strahlenkranz;
Ihn ergreift des Himmels Wolke,
Und in Andacht sinkt er ganz.

Süße Töne niederschwimmen
Wie von sel'ger Engel Mund,
Und es thun die holden Stimmen
Ihm ein nahes Wunder kund.

Auf springt klingend schon die Rinde
Von dem alten Lindenbaum,
Und vor dem entzückten Kinde
Glänzt ein Bild im heil'gen Stamm.

Mit dem Knäblein in dem Arme
Steht die Himmelskönigin,
Winkt in gnädigem Erbarmen
Nach dem jungen Hirten hin.

Bald verbreitet sich die Kunde
Des Gesichtes fern und nah',
Und auf dem geweihten Grunde
Steht ein heilig Kirchlein da.

Kindesreinheit schaut erschlossen
Manch geheimes Wunderbild,
Himmelsgnade hat ergossen
Sich im Herzen fromm und mild.

August Stöber.

Ruine Stolzeneck

am Neckar.

Von der noch wohlerhaltenen Burg Zwingenberg aus nimmt die Neckarfahrt einen düsteren Charakter an. Bei dem zur Rechten der Burg liegenden kleinen Weiler Lindach engen die Berge den Fluß so gewaltsam zusammen, daß man es kaum für möglich hält, durchzudringen. Sie bilden gleichsam ein schmales düsteres Thor, durch welches der Strom wie träumend dahinglitt. Auf dem linken Neckarufer unweit dem Dorfe Rockenau ragen die rothen, halbzerbröckelten Mauern der Burg Stolzeneck aus ihrer grünen Umgebung hervor.

Wer hier oben zuerst eine Burg erbaut, ist unbekannt, aber wahrscheinlich war es ursprünglich ein fester mit Bollwerken versehener Berchfried zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Neckar, der von hier aus weit übersehen werden konnte.

Vielleicht waren die Herren von Elz die Erbauer derselben. Im Jahr 1284 kaufte Pfalzgraf Ludwig II. von Walter von Elnz und seinen gemeinern Gauerben das Schloß Stolzeneck, die Fischerei im Dorfe Kröselbach, auch alle Weiler und Zugehör im Dorfe Rockenau. Alles das ward hernach zu Lehen gegeben. Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere machte Heinrich und Albrecht von Erligheim zu Erbburggrafen auf Stolzeneck und bedung laut einer im Jahr 1333 gefertigten Urkunde, daß gedachte Burg jederzeit der Pfalz offen Haus bleiben solle.

Heinrich von Erligheim, der kleine Heinrich genannt, war Vizdum in Heidelberg. In einem Streit, der sich zwischen Kaiser Karl und Speyer einerseits und andernseits den Pfalzgrafen über niedergerissene Burgen im Jahr 1349 erhob, waren pfälzischer Seits auch Albrecht und Heinrich von Erligheim betheiligt, vielleicht wegen der Burg Stolzeneck.

Im Jahr 1409 bekennt Horneck von Hornberg, daß ihm König Ruprecht bewilligt, ein Viertel am Schloß Stolzeneck, so der Pfalz eigen und Albrecht von Erligheim Lehen für 200 Gulden zu verpfänden, jedoch mit Vorbehalt des pfälzischen Oeffnungsrechts. Eine Reihe von Güterverpfändungen, welche die von

Erligheim machen mußten, beweisen ihren herabgesunkenen Vermögensstand.

Kurfürst Ludwig III. kaufte im Jahr 1418 den Erben Albrechts von Erligheim die Lehenschaft der Burg Stolzeneck für 1000 Gulden ab. Im Jahr 1458 räumte sie Pfalzgraf Friedrich dem Hans Reinhart Horneck von Hornberg zu Hochhausen, einem Feinde des Grafen Ulrich von Wirtemberg ein, dem sie ein gelegener Platz war, um gegen den Grafen zu operiren. Dadurch entstanden aber dem Pfalzgrafen bald sehr viele Unannehmlichkeiten, denn von Burg Stolzeneck aus trieb Hans von Hornberg ungestört sein Unwesen gegen Wirtemberg und suchte durch Streifereien des Grafen Ulrichs Zorn auf's Höchste zu reizen. Darüber beschwerte sich Graf Ulrich heftig.

Auf einer Zusammenkunft in Bamberg, wo Irrungen zwischen dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg beigelegt werden sollten, geriethen beide Fürsten in dieser Angelegenheit so heftig aneinander, daß beide die Schwerter zogen und ohne die Dazwischenkunft der anwesenden Fürsten einander bald thätlich angegriffen hätten.

Im August des Jahres 1459 legte sich der Meister deutschen Ordens, Ulrich in Mergentheim, Ulrich von Leutersheim zwischen Graf Ulrich und dem von Horneck in's Mittel, und machte Letzterem den Vorschlag, daß er zu Anspach sich stellen und mit dem Grafen aussöhnen sollte. In das gieng aber der von Horneck nicht ein. Da ließ Graf Ulrich ein Ausschreiben an alle Nachbarn des Schlosses Stolzeneck und derselben Gegend ergehen, daß sie den von Horneck und seine Knechte und Helfer nicht einlassen, Aufenthalt geben, oder einigen Fürschub mit Geleit oder Anderem, thun oder zulassen, sondern dem Grafen das Recht wider ihn gestatten sollte, damit man sehe, daß dieses feindselige Verfahren ihnen leid sei. An des Pfalzgrafen Räthe, Hofgesind und an die Stadt Heidelberg ergiengen gleichmäßige Schreiben, ja der Graf, sowie der Markgraf von Brandenburg und Graf Ulrich wandten sich durch ihre Räthe mit der Bitte an den Pfalzgrafen, er möge sich des von Horneck entäußern. Die Räthe und Hofmeister des Pfalzgrafen antworteten: sie zweifeln nicht, daß ihr Herr sich fürstlich und aufrecht halten werde. Ja der Pfalzgraf erklärte selbst, daß er bei dem von Horneck daran sein wolle, daß er und seine Anhänger die Zeit bis zu einem angesetzten Fürstentag und zwei oder drei Tage hernach einen Waffenstillstand halten sollte, doch so, daß demselben Gleiches widerfahre.

Der Pfalzgraf brachte es wirklich dahin, daß der von Horneck

einen Stillstand machte und sich erklärte, er wolle die auf dem Fürstentag zu Anspach gemachte Richtung annehmen. Er befahl sofort in allen seinen Städten, Schlössern, Ländern und Gebieten, dem von Horneck und seinen Anhängern nimmer zu gestatten, daß die Grafen von Wirtemberg ferner beschädigt würden.

Der von Horneck aber hatte nur scheinbar sich artig erklärt, die Richtung anzunehmen. Als nun Graf Ulrich von demselben dessen Versicherung haben wollte, da zog derselbe sein Wort zurück und begab sich lieber des Schlosses Stolzeneck, welches der Kurfürst wieder zu seinen Handen nahm und mit seinen Leuten besetzte. Um den ewigen Zänker unthätig zu machen, ließ der Pfalzgraf den Ritter selbst auf der Burg Stolzeneck gefangen nehmen und nach Heidelberg führen. Doch der von Horneck wurde bald wieder frei gegeben, und scheint die Burg noch einmal erhalten zu haben. Aber sie wurde ihm wohl in Folge, daß er auf's Neue mit dem Grafen von Wirtemberg angebunden, wieder abgenommen. Auf des Grafen Betreiben wurde er noch in die Acht erklärt. Der geächtete Ritter flüchtete sich hierauf auf das Schloß Drachenfels am Rhein, wo er noch eine Zeitlang sein Unwesen trieb. Im Jahr 1460 wurde der langwierige Feind des Grafen von Wirtemberg mit ihm ausgesöhnt.

Die Burg Stolzeneck kam nun an Philipp von Seldeneck einen fränkischen Ritter, der sie als pfälzisches Lehen trug. Derselbe gerieth wegen einiger Zugehörungen mit Churfürst Philipp in Zwistigkeit, die aber im Jahr 1509 verglichen wurden. Als Herr Philipp von Seldeneck im Jahr 1510 mit umgekehrtem Helm und Schild begraben wurde, und sein Geschlecht im Mannsstamm ausgieng, wurde Eberhard von Frauenberg von der Pfalz mit der Burg Stolzeneck belehnt.

Aber auch dieses Geschlecht erlosch bald darauf in seinem männlichen Zweige; die Pfalz zog nun das Lehen wieder ein. Bald wurde die Burg, da die Bewohner derselben dem Walde und der Waldfahr sehr schädlich waren, niedergerissen und ihre Gefälle mit der Kellerei zu Eberbach verbunden. Wohl hat dann der dreißigjährige Krieg, in dem der unter der Burg liegende Weiler Kröselbach zerstört wurde, den Ruin der einst stattlichen Burg vollendet, an der man noch jetzt die Spuren der gewaltsamen Zerstörung durch Menschenhand wahrnimmt.

Sagen von Stolzeneck.

I.

n dem Rittersaale der Burg Stolzeneck, die unweit Zwingenberg, am Neckar liegt, stand der Ritter Ottmar von Horneck, von Kopf bis zu den Füßen in Stahl gerüstet, denn er wollte ausziehen zu ritterlicher Fehde, und im Hofe waren die Rosse gesattelt und harrten ungeduldig ihrer Reiter. Vor dem Ritter aber stand seine Schwester, Williswinde und knüpfte ihm eine Schärpe um, die sie selbst für ihn gefertigt und die sie ihm mitgab in den Kampf, daß er ihrer gedenke und sie nicht vergesse. Denn sie hatte außer ihrem Bruder Niemand mehr, der ihr verwandt gewesen wäre. Ihre Eltern ruhten längst in kühler Gruft und ihr Bruder war ihr einziger Schirm und Schutz auf dieser Welt, weßhalb sie auch an ihm hieng mit treuer Liebe. Als sie die Schärpe umgeknüpft hatte, sprach sie: „Lebe wohl und kehre bald und gesund heim. Ich harre deiner in Sehnsucht und im stillen Gebete für dein Wohl. Nimm aber meinen Raben mit dir, bis du zwei Stunden von der Burg entfernt bist und laß ihn dann fliegen, daß er zu mir heimkehre. Er wird mir so deinen letzten Gruß bringen, und das kluge Thier wird alle Tage diesen Weg machen und wenn du heimkehrst, dich zuerst erblicken und mir dann deinen ersten Gruß auch wieder bringen." Ritter Ottmar versprach zu thun, was seine Schwester verlangte, drückte sie noch einmal an seine Brust, eilte dann in den Hof, schwang sich auf sein Roß und zog mit seinen Reisigen von dannen. Williswinde lag am Fenster und schaute den Abziehenden nach, indem sie für deren glückliche Heimkehr das Gelübde einer frommen Wallfahrt that. So lange sie die Ritter sehen konnte, bemerkte sie, wie ihr Rabe sich auf den Schultern ihres Bruders wiegte, mit den Flügeln schlug, wenn er abrutschte und seinen Sitz immer wieder gewann.

Dieser Rabe war ihr Liebling. Einst hatte ein heftiger Sturm ein Rabennest von dem Thurme herabgeworfen, in dem

junge Vögel, die beinahe flügge waren, sich befanden. Bis auf einen waren sie durch den Sturz umgekommen. Diesen Einen aber hatte Williswinde mitleidig an sich genommen und aufgezogen. So war er ihr Liebling geworden, war ein zahmes und kluges Thier und hatte eine ungemeine Anhänglichkeit für seine Herrin. Nie ward er eingesperrt, frei flog er umher, oft weit fort, in den tiefen Wald hinein, aber immer kehrte er treu und gehorsam zu seiner Herrin zurück. So auch jetzt. Nach zwei Stunden kam das treue Thier zurück und trug um seinen Hals ein grünes Band, das der Ritter Ottmar ihm umgeknüpft hatte, als er ihn entließ.

Still und einförmig zerflossen jetzt die Tage auf Stolzeneck. Kein fröhlicher Jagdzug zog mehr aus dem Burgthore, keine Besuche nachbarlicher Ritter zogen herein und brachten fröhliches Leben in die einsamen Mauern. Denn rings umher aus dem ganzen Gaue waren die Ritter dem Lehensherrn gefolgt und fortgezogen zu der ritterlichen Fehde, einsam standen die Burgen und Schlösser der Umgegend, wie Stolzeneck. Der Rabe aber flog täglich fort, nach der Gegend zu, wo die Ritter hingezogen waren und kehrte einstens spät am Abend zurück.

So mochten zwei Monate verstrichen sein, als eines Abends ein Pilgersmann Einlaß und Herberge begehrte. Gastlich wurde ihm beides gewährt und Williswinde hieß ihn freundlich willkommen und reichte ihm selbst den Becher voll duftigen Weines. Der Pilger kam aus fernem Lande, wie er sagte, und wußte vielerlei zu erzählen von fremder Leute Sitten und Gebräuchen, daß Williswinde mit Lust und Vergnügen seinen Worten lauschte. Doch fiel ihr auf, daß sein Blick etwas stechendes und wildes hatte, so daß sie stets die Augen niederschlug, wenn sie den seinigen begegnete. Der Pilger verbrachte die Nacht im Schlosse und setzte am andern Morgen seine Reise fort, mit einem reichlichen Zehrpfennig versehen. Zu Williswinden aber trat der alte Kastellan des Schlosses, dem der Ritter Ottmar die Obhut der Burg während seiner Abwesenheit anvertraut hatte und sagte, daß ihm der Pilger verdächtig vorgekommen sei, denn nach seinem grauen Haare und Bart zu schließen, müsse er ein alter Mann sein, sein Schritt aber sei fest und sicher gewesen, wie der Schritt eines kräftigen Mannes. Williswinde verwies dem Alten sein Mißtrauen, das nicht ziemlich sei gegen fromme Pilgersleute, obwohl sie selbst nicht von Besorgniß frei war, wenn sie an die wilden Blicke des Gastes dachte. Der Kastellan murmelte zwischen den Zähnen: es könne ein Wolf in einem Schafpelze stecken und

schärfte den Knechten die größte Wachsamkeit ein, denn er fürchtete ein Bubenstück.

Am andern Tage saß Williswinde in ihrem Gemache und dachte an ihren fernen Bruder, als der Kastellan zu ihr eintrat und berichtete, wie ein fremder Ritter unten warte, der begehre, mit ihr zu sprechen. „Meinen alten Kopf,“ setzte er hinzu, „will ich daran setzen, daß der Ritter mit dem Pilger von gestern eine Person ist.“ Williswinde wurde ängstlich, meinte aber, sie könne einem fremden Ritter sein Begehren nicht verweigern, und befahl dem Kastellan, in ihrer Nähe zu bleiben und das Gemach nicht zu verlassen. Der fremde Ritter trat ein und begann ohne weitere Umstände die Worte: „edles Fräulein, ich bin gekommen, euch um eure Hand zu bitten.“ Williswinde erschrak und wußte Anfangs nicht, was sie erwiedern sollte. Der Ritter aber fuhr fort: „ihr seht mich forschend an, als suchtet ihr in meinem Gesichte eine Aehnlichkeit. So wisset denn, ich habe euch gestern als Pilger gesehen. Alle Welt rühmte eure Schönheit und Liebenswürdigkeit, so beschloß ich denn, mich selbst davon zu überzeugen, und so ich die Wahrheit des Gerüchtes erkannte, euch meine Hand anzubieten.“ Williswinde fand ihre Fassung wieder, denn die freche Rede des Ritters und seine noch frechern Blicke empörten ihren jungfräulichen Stolz und sie erwiderte: „Herr Ritter, ihr werbt auf eine Art, die nicht ziemlich ist. Die Sitte heißt: nicht mit kecken Worten eine Jungfrau anzutreten, sondern mit Bescheidenheit den Vater oder den Bruder der Jungfrau zu begrüßen. Wenn ihr eure Werbung nach rechter Sitte einrichtet, so wird mein Bruder euch den Bescheid geben, wie es ziemt.“ „Ihr seid zu streng, schöne Jungfrau“, entgegnete der Ritter höhnisch, „euer Bruder ist in weiter Ferne, kehrt vielleicht noch lange nicht heim, und ihr sollt bedenken, daß eure holden Augen ein Liebesfeuer in meiner Brust entzündet haben, das mir ein so langes Warten zur Unmöglichkeit macht.“ Die Jungfrau erröthete ob diesen frechen Worten, und erwiederte: „erwartet nimmer einen andern Bescheid, als aus dem Munde meines Bruders. Er hat über mich zu gebieten und seinem Befehle werde ich mich fügen. Doch hoffet nicht auf günstigen Bescheid, denn ich würde es vorziehen, eher den Schleier zu nehmen, als euer Weib zu heißen.“ Bei diesen Worten drehte sie ihm stolz den Rücken. Der Ritter aber kam nicht aus der Fassung. Kalt und höhnisch antwortete er: „eure Worte sind mir vorderhand Bescheides genug und brauche ich keinen andern. Doch denke ich, ihr werdet euern Ausspruch mildern, ehe einige Tage in das Land gehen.“ Damit drehte er sich

um und verließ das Gemach. Als er nun sein Roß bestiegen hatte und der Thorwart das Thor öffnete, daß er hinausreiten könne, stieß er plötzlich in sein Horn, daß es weithin schallte. Zugleich sprengte er auf den Thorwart zu und streckte ihn mit einem Schwerthieb zu Boden, daß er das Thor nicht wieder schließen könne. Da wurde es draußen lebendig vor der Burg und herein strömten eine Menge fremder Knechte. Zwar rief der Kastellan die Seinigen zusammen und wehrte sich wacker gegen den frechen Ueberfall, aber ihre Zahl war zu gering, denn die meisten waren mit dem Ritter Ottmar ausgezogen in die Fehde. So geschah es, daß nach kurzem Kampfe die Fremden Meister wurden, und was von des Fräuleins Knechten nicht gefallen war, wurde gefangen und in das Verließ geworfen. So ging es auch dem alten Kastellan. Als die frechen Räuber auf diese Art Herren des Schlosses waren, ließ der Ritter die Mauern und das Thor gut mit Wachen besetzen, daß es vor jedem Ueberfalle gesichert sei und begab sich dann zur Jungfrau Williswinde. Keck trat er in das Gemach, warf sein Schwert auf den Tisch und sich in einen Lehnstuhl und begann mit höhnischem Lachen: „jetzt bin ich Herr der Burg und ich denke, ihr werdet mir jetzt bessern Bescheid geben, als vorhin. Trefflich ist meine kühne List gelungen. Als Pilger verkleidet, spähte ich die Gelegenheit der Burg aus und die Orte, wo ich meine Knechte am besten verstecken konnte. Jetzt stehen die Sachen anders. Ihr gebt mir jetzt eure Hand und ich lebe in Friede und Freundschaft mit euch und eurem Bruder auf Stolzeneck. Es ist euch keine andere Wahl geblieben!“ Williswinde entgegnete stolz: „Nie und nimmer wird das in Erfüllung gehen, was ihr wollt. Ihr nennt eure List eine kühne List — sie ist aber eine Niederträchtigkeit. Ihr habt das Haus räuberisch überfallen, das euch gastfreundlich geschirmt hat; ihr übt Gewalt gegen eine wehrlose Jungfrau — ihr seid kein Ritter, das ist meine Antwort, — andere erwartet nicht von mir zu hören.“ Die Augen des Räubers blitzten auf in Grimm und Zorn bei der Rede der Jungfrau und er rief, als sie geendet hatte: „Ihr wollt mir Trotz bieten, wohlan, laßt dann sehen, ob ich euch den starren Sinn nicht beuge. Wißt denn, ich bin kein Ritter, bin nichts als der Führer eines Trupps von Bergknechten, die in Welschland fochten und jetzt verabschiedet sind. Wir sind ohne Heimath, aber wir wollen eine haben, und diese Burg ist es, die uns zur Heimath werden soll. Aber nur durch eure Hand kann ich in ruhigen, unangefochtenen Besitz derselben gelangen. Vielleicht besiegen Einsamkeit und Hunger Euern Trotz. Kehrt

euer Bruder nicht zurück aus der Fehde, liegt mir an euerm Besitze nichts, Niemand wird mir dies Schloß dann streitig machen — kehrt er zurück, und ihr habt euch nicht gefügt, so schließe ich ihm das Thor, und will er sein Schloß wieder gewinnen, mag er es versuchen — doch schwöre ich auch, nur einen Steinhaufen soll er erobern.“ Er schwieg, als erwarte er eine Antwort, allein die Jungfrau entgegnete ihm nichts. „Wohl, hub er nach einer Weile wieder an, „ihr setzt Euern Trotz fort, Ihr sollt es bereuen.“ Er rief zwei Knechte und fragte dann die Jungfrau, ob sie freiwillig folgen wolle, oder ob er Gewalt brauchen müsse. Williswinde scheute es, sich von den Händen roher Knechte berühren zu lassen und folgte seufzend dem Ritter, der Nothwendigkeit sich unterwerfend.

Unweit der Burg, versteckt im Walde, lag ein alter, fester Thurm, dessen Bestimmung und Zweck Niemand kannte. Dorthin brachte der Ritter Wiliswinden, schloß sie daselbst ein und verkündete ihr, entweder solle sie sich fügen, oder sie müsse hier Hungers sterben. Dann gieng er weg und überließ die arme Gefangene der schrecklichsten Einsamkeit. Am andern Tage kam er wieder und fragte sie, ob sie sich eines bessern besonnen habe. Sie gab ihm keine Antwort. Am dritten Tage kam er abermals, doch er erhielt wiederum keinen Bescheid. So trieb er die Sache fort, Tag für Tag und niemals erhielt er bessere Antwort. Er war aber darüber ebenso aufgebracht als erstaunt; denn da er der Jungfrau keinerlei Nahrung zukommen ließ, und der Thurm so fest verschlossen war, daß jedem andern der Zutritt unmöglich schien, auch Niemand hereingekommen sein konnte, weil dann die Gefangene ebenso leicht hätte entfliehen können, so konnte er nicht begreifen, wie dieser Mangel an Nahrung die Jungfrau weder nachgiebiger machte, noch auf ihre Gesundheit und ihr Leben nachtheilig wirkte. Er stellte Wachen auf, allein keine hatte jemals die Annäherung eines menschlichen Wesens an dem Thurm bemerkt.

Das war auch sehr natürlich, denn es war kein Mensch, der Williswinden Nahrung brachte, es war ihr treuer Rabe. Ohne daß der Ritter darauf gemerkt hatte, war dieser ihm gefolgt, als er die Jungfrau nach dem Thurm führte. Das treue Thier wußte so, wo seine Herrin war und verließ sie nicht mehr. Durch das Gitter ihres Fensters schlüpfte er, um sie zu besuchen und die Nacht bei ihr zuzubringen. Sobald aber der Tag anbrach, flog er hinaus in den Wald und holte ihr Waldbeeren, Baumfrüchte, oder stahl auf Meierhöfen Brod und Fleisch. So war er den

ganzen Tag beschäftigt, ihr Lebensmittel zuzuschleppen, von denen sie ihr Dasein zwar kümmerlich fristete, die sie aber doch standhaft und aufrecht ihrem Dränger gegenüber erhielten. Immer flog der Rabe nach jener Gegend aus, woher der Ritter Ottmar zurückkehren mußte, und täglich hoffte Williswinde, er werde ihr ein Zeichen mitbringen, daß ihr Bruder nach Stolzeneck zurückkehre. So waren vier Wochen vergangen, der Ritter wüthete, daß Williswinde's Stolz und fester Wille nicht zu brechen war und daß er nicht entdecken konnte, womit sie ihr Leben friste, denn der kluge Rabe ließ sich niemals sehen, wenn er im Thurme oder in der Nähe war. Er sann auf andere Mittel, da er wohl einsah, daß er so Nichts erreichen könnte und täglich die Rückkehr des Bruders fürchtete, denn er wußte, daß die Fehde beendigt war und die Ritter nach ihrer Heimath zogen. So beschloß er denn, die Jungfrau mit Gewalt zum Altar zu schleppen und wenn er Zeugen für die Gültigkeit seiner Ehe hätte, sie zu ermorden, damit sie ihrem Bruder nichts verrathen könne. Allein diese Schändlichkeit kam nicht zur Ausführung.

Wohl war die Fehde beendet und auch Ottmar von Stolzeneck, mit Ruhm und Ehre geschmückt, zog der geliebten Heimath zu und freute sich schon im Geiste auf das Wiedersehen der theuren Schwester. Munter war er von dem Orte aufgebrochen, wo er das letzte Nachtlager gehalten hatte und bald war er an den Ort gelangt, wo er bei seiner Abreise den Raben hatte zufliegen lassen. Und siehe da, auf derselben Stelle begrüßte ihn das treue Thier wieder. Fröhlich umflatterte es sein Pferd, setzte sich auf den Kopf desselben, schlug mit den Flügeln und ließ sich mit forttragen. Nach einer halben Stunde aber flog der Rabe plötzlich von dem Pferde weg und nach einem Waldwege zu, der sich links hinzog. Nachdem er etwa 50 Schritte auf diesem Wege fortgeflogen war, kehrte er wieder um, umflatterte den Ritter und flog wieder dem Walde zu. Dieses wiederholte er zwei bis dreimal, daß Herr Ottmar aufmerksam wurde und sein Pferd anhielt. Als das der Rabe sah, schlug er freudig mit den Flügeln, flog wieder eine Strecke nach dem Waldwege und setzte sich mitten auf denselben hin. In diesem Augenblicke kam ein Knappe des Ritters, den dieser nach Stolzeneck vorausgeschickt hatte, um seine Ankunft berichten zu lassen, in großer Hast zurückgesprengt und erzählte, daß unweit der Burg aus dem Gebüsche eine Menge Bolzen auf ihn abgeschossen worden und daß es schiene, als läge da ein Hinterhalt von Räubern oder Feinden. Das fiel Herrn Ottmar noch mehr auf, da er mit Niemand in Fehde lebte und

er befahl seinen Leuten, sich zu lagern und Wachen auszustellen bis er zurückkäme. Er selbst aber beschloß, auf dem Waldwege fortzureiten, denn er glaubte, daß der kluge Rabe nicht ohne Ursache sich so sonderbar geberdet habe. Kaum hatte dieser auch gesehen, daß der Ritter den Waldweg einschlug, als er aufflog und sich wieder auf den Kopf des Pferdes setzte. Herrn Ottmar wurde ängstlich zu Muthe, es mußte etwas auf Stolzeneck vorgegangen sein, was nicht in der Ordnung war, und er ließ sein Pferd wacker zutraben. Bald hatte er auch den ihm wohlbekannten Thurm erreicht. Der Rabe flog von des Pferdes Kopf weg und nach dem Fenster zu und bald darauf hörte Herr Ottmar auch Williswinden's Stimme, die ihn weinend begrüßte. Erstaunt blickte er empor, und sein Staunen wuchs zum furchtbaren Grimm, als die Schwester ihm in kurzen Worten Alles erzählte, was sich zugetragen hatte. Er sprang vom Pferde, versuchte die Thüre zu öffnen, allein es gelang ihm nicht. Plötzlich vernahm er die Stimme seiner Schwester, die ihm zurief: „Er kommt, Bruder, wehre dich!“ Wirklich trat auch in dem Augenblicke der Räuber aus dem Dickicht, von zwei Knechten begleitet, denn heute wollte er sein wohldurchdachtes Bubenstück vollführen. Als er Herrn Ottmar erblickte, rief er frohlockend: „Ha, endlich habe ich dich, der du mir bisher meine Pläne zerstörtest!“ Mit diesen Worten zog er sein Schwert und stürzte auf den Stolzenecker zu. Dieser hatte sich aber so rasch zum Kampfe fertig gemacht und griff kühn und wüthend den Räuber an. Allein der Kampf war ungleich, denn die beiden Knechte des Räubers leisteten ihrem Herrn Beistand und Herr Ottmar hatte alle Kraft nothwendig, um sich gegen die Streiche dreier Männer zu wehren. Schritt für Schritt wich er zurück, bis er einen Baum gewann, an den er sich mit dem Rücken lehnte und so von hinten gedeckt war. Aber heftiger und heftiger drangen die Räuber in ihn ein, kaum konnte er sich ihrer Hiebe erwehren, und sicher wäre er der Mehrzahl erlegen, als plötzlich der treue Rabe mit einem ganzen Schwarm anderer Raben herbeikam. Heftig mit den Flügeln schlagend, flogen die Vögel auf die Räuber zu, hackten ihnen nach dem Gesichte, schlugen mit den Fittigen nach ihren Augen und erhoben ein fürchterliches Geschrei. Die Räuber, geblendet und erschreckt, wichen zurück. Herr Ottmar benutzte rasch seinen Vortheil, und ein gewaltiger Hieb seines sichern Schwertes streckte den Frechen zu Boden, der sich seiner Burg bemächtigt hatte. Den einen Knecht traf ein gleiches Schicksal, der zweite wollte fliehen, aber verfolgt und umflattert von Raben, stürzte er zu Boden, und sein eigener

Dolch drang ihm in den Leib. Gierig fielen jetzt die Raben über die Gefallenen her, hackten ihnen die Augen aus und zerfleischten ihnen die Gesichter, daß sie bald keinem Menschen mehr ähnlich sahen.

Herr Ottmar hieß seine Schwester guten Muthes sein, schwang sich auf sein Roß und jagte zu seinen Reisigen zurück. Eilig hieß er sie aufbrechen und führte sie auf dem Waldpfade nach dem Thurme. Bald war die Thüre erbrochen und die befreite Jungfrau weinte Freudenthränen am Halse ihres Bruders.

Noch einmal und ausführlicher erzählte sie alles Vorgefallene und gab ihre Befürchtung kund, daß die Knechte des Räubers die Burg nicht gutwillig übergeben und sie vielleicht anzünden würden, wenn sie sich nicht mehr halten könnten, wie ihr Anführer gesagt hatte. Herr Ottmar aber beruhigte sie. Von dem Thurme aus gieng ein unterirdischer Gang nach dem Schlosse, dessen Ein- und Ausgang Niemand kannte, als er. Als der Abend eingebrochen war, zog er vorsichtig mit seinen Reisigen durch den Gang und war in der Burg, ehe die fremden Knechte sich dessen versahen. So überfallen, wagten sie keinen Widerstand, und gebunden wanderten sie in das Verließ, aus dem jetzt der treue Kastellan mit seinen gefangenen Leuten endlich erlöst wurde. Dann aber ließ Herr Ottmar Fackeln anzünden und zog nach dem Thurme, wo Williswinde in Angst und Erwartung für den glücklichen Ausgang der Sache betete. Frohen Herzens gewahrte sie die Nahenden und in freudigem Zuge, an der Hand des theuren Bruders, umgeben von ihren Getreuen, wurde sie nach Stolzeneck zurückgebracht. Als sie aber ihr Gemach betrat, das so lange leer gestanden hatte, flog ihr der treue Rabe freudig entgegen und begrüßte sie zuerst nach langer Abwesenheit.

Der Rabe ist alt geworden, sehr alt und hat seine Herrin lange Jahre überlebt. Aber von Geschlecht zu Geschlecht auf Stolzeneck, blieb er ein werthes Vermächtniß und wurde von Enkeln und Urenkeln hoch in Ehren gehalten.

II.

Zu Kaiser Barbarossa's Zeiten lebte Ritter Erich auf seinem Schlosse Stolzeneck. Die Kreuzzügler nahten, und, vom feurigsten Geiste beseelt, wollte Alles mit Erich ziehen, denn Erich war weit und breit für einen braven Ritter bekannt. Adelhard

von Wolfratheil, der für einen edlen Jüngling galt und schon manchen Lorbeer errungen hatte, obwohl er noch nicht über 25 Jahre alt war — diesem und seinem Weibe übergab er das Schloß in Verwahrung und eilte dann nach zärtlichem Abschiede von seinen Geliebten mit seiner eigenen und seiner Freunde Schaar davon. Sie zogen über Thäler, Felsen und Gebirge, als sie am Abende des Tages in einiger Entfernung ein Schloß mit erleuchteten Zinnen erblickten. Mit rascherem Schritte giengen sie vorwärts, obwohl sie sehr ermüdet waren und sie gelangten durch einen Felsenpfad vor eine starke Zugbrücke. Einige Male pochte und rief man vergebens; endlich wurde die Zugbrücke heruntergelassen und einige Ritter mit Kreuzen standen vor ihnen, fragten nach ihrem Namen und luden unsern Ritter mit seinen Leuten freundlich ein, in ihrem Schlosse Platz zu nehmen. Man speiste und legte sich schlafen. Des Nachts hörte Erich plötzlich ein fürchterliches Schreien. Es stürmten auch sogleich Leute von ihm herein und verkündigten, daß sie angefallen und gemordet würden. Erich war augenblicklich entschlossen, der Gefahr entgegen zu gehen. Nach hartem Kampfe und Vergießung vielen Blutes, hatte Erich die Räuber, denn es waren nur Räuber, keine Ritter, welche die Burg bewohnten, in das Schloß zurückgetrieben. Sie ganz zu besiegen, war er zu schwach. Viele seiner Leute waren verwundet, wie er selbst. Dennoch setzte er die Reise fort. Nach vielen Wochen und Monaten stießen sie auf die Sarazenen. Gleich anfänglich wurden sie von diesen mit vielen vergifteten Pfeilen begrüßt, so daß eine große Niederlage unter ihnen angerichtet wurde. Erich selbst bekam noch mehr Wunden als zuvor. Sein treuer Waffenträger fiel an seiner Seite. Gewiß wären sie verloren gewesen, wenn nicht Graf Gleichen ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Er warf zwar die Sarazenen nicht völlig nieder, doch hielt er sie so lange ab, bis Erich sich zurückgezogen hatte. Jerusalem wurde erobert. Alle Ritter kehrten in ihr Vaterland zurück; so auch Erich von Stolzeneck. Aber wie fand er Stolzeneck? — seine Gemahlin todt, seine Burg zerstört, keine Spur von Adelhart.

Marie von Hohenburg, dies war der Name seiner Gemahlin, eine verständige zarte Frau, war sehr bekümmert gewesen um ihren Gemahl. Adelhart hatte sich Herr der Burg geglaubt, hatte Erichs Schwester, Elisabeth, seine Hand geboten, und als diese sich geweigert hatte, sie in einen Thurm werfen lassen. Diese und ähnliche Vorfälle hatten Marien in das Grab gestürzt. Noch ließ der stolze Adelhart Elisabethen im Gefängnisse fragen,

ob sie seine Hand annehmen oder Hungers sterben wolle? Aber Elisabeth starb nicht vor Hunger, denn ein Rabe brachte ihr täglich Speise. So fand Erich seine Schwester. Sie erzählte ihrem Bruder Alles, und kaum hatte sie ausgesprochen, so kam Adelhart mit seinem Gefolge. In dem Augenblicke, wo er Erich ansichtig wurde, fiel er über ihn her. Drei Schwerter hoben sich zugleich über seinem Kopf, als tausend Raben angeflogen kamen, und ihm und seiner Schwester durch das schnelle Aushacken der Augen ihrer Feinde das Leben retteten.

Glücklich und vergnügt lebte hierauf der Ritter mit seiner Schwester noch eine lange Reihe von Jahren.

Jukunde von Stolzeneck.

Traurig sinnend saß Jukunde
Auf dem hohen Felsenschloß,
Lehrend ihre beiden Söhne,
Als es süß wie Lautentöne
Sich durch's Neckarthal ergoß.

Oeffne deine stille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!
Einen Ritter siehst du nahen,
Der, um Minne zu empfahen
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn.

Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! schon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz so heiß und voll!

Zürnend sprach die treue Gattin:
Nahe dieser Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heiligen Land
Längst mein Wilhelm, trennt die Band
Dennoch Zeit und Schicksal nicht.

Dem zuerst mein Herz geschlagen
Schlägt es bis zur stillen Gruft;

Treue hab' ich ihm geschworen,
Deine Seufzer sind verloren
Und verweh'n im Abenddust.

Treue hast du ihm gelobet, —
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebst du für die Todten nur?

Nein, ich lebe frisch im Leben
Meinem holden Knabenpaar,
Seh ich einst sie herrlich blühen;
Dann mag diese Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war.

Ernst und sinnend schwieg Jukunde
Als der Ritter wieder sprach:
Edle Frau vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und suche Gabe
Folget meinem Flehen nach!

Rudolf bin ich, der die Freundschaft
Deines Gatten hat erstrebt,
Das Gerücht hat dich betrogen
Prüfend — hab ich dir gelogen
Wilhelm, dein Beweinter, lebt.

Komm herein! sprach die Entzückte —
Freudig warte Wilhelm dich,
Oft den Freund aus frühster Jugend
Und das Urbild wahrer Tugend;
Neues Leben strömt durch mich! —

Bald erstieg der wack're Ritter
Der Getreuen Felsenschloß,
Aber — welch ein Wonneleben!
Wilhelm war's, der voller Leben
Selbst in seinen Arm sie schloß.

Die Sängerburg Hohenfels

und die Heidenhöhlen am Bodensee.

Friede kam, und in die Scheide
Schloß sich ein des Schwertes Blitz,
Und der Ritter rührt die Saite
Auf des Schlosses Adlersitz.
Nicht färbt Raubgier mehr die Wange,
Nein, sie glänzt von edler Gluth,
Und in edlerem Drange
Strebt sein ritterlicher Muth.

Friedlich sieht man ihn jetzt schauen
Von der steilen Felsenhöh',
Auf des Thales Blumenauen,
Nieder auf den blauen See.
Bunt geschmückte Wimpel wehen
Durch der Wogen sanftes Blau,
Frauen aus dem Schifflein sehen,
Wollen nach der Blumenau.

Fahren nach der Maienaue,
Weil die Maienzeit so schön,
Wo bedeckt mit Perlenthaue
Blümlein mancherbande stehn.
Sieh', es will des süßen Maien,
Manche minnigliche Frau,
Und manch Mägdlein sich erfreuen
Auf der lichten Maienau.

Und der Ritter sieht's mit Freuden,
Da greift er mit kräft'ger Hand
In der Harfe güld'ne Saiten,
Und singt über See und Land.
Von des lichten Maien Güte,
Von der Blümlein holdem Schein.
Von der Frauen zart Gemüthe,
Von den Mägdlein süß und rein.

So hieß es in jenen Zeiten, da Schwaben unter dem Scepter der Kaiser aus dem Hause Staufen der Garten der Ritter-

Burg Hohenfels.

ehre und des Sängerruhms war. In keinem Beete dieses Gartens, sagt unser edler begeisterter Gustav Schwab, wucherte die Herrlichkeit eines streitbaren und liederreichen Adels üppiger, als an den lachenden Ufern des Oberrheins und dem Gestade des herrlichen See's, der, als das Land so groß, mächtig und reich war, zu jener Zeit am ehesten den Namen des schwäbischen Meer's verdiente. Wie Adlernester spiegelten sich die Burgen streitbarer Männer in den Fluthen und die lieblichen Lieder harmloser Sänger schallten wie ein Chor von Nachtigallen auf beiden Gestaden einander entgegen.

So lagen am Ueberlinger See, zu dem wir so gerne wieder

den Freund der Burgen zurückführen, zwei Sängerburgen fast einander gegenüber, Hohenfels und Dettingen, deren ritterliche Bewohner einander in's Fenster schauen konnten. Dettingen, am linken Ufer des See's, wo Herr Heinrich einst gesungen, ist beinahe verschwunden, dagegen ragt noch am rechten Ufer des See's, mitten auf dem Absatz eines mit Wald und Reben überkleideten Bergs, der viereckigte Thurm von der Burg Hohenfels, kaum noch zur Hälfte aufrecht, gen Himmel. Seine Seite gegen den See hin ist beinahe ganz zerrissen, vielleicht von stürmendem Wetter, oder auch von Menschenhänden, die an ihm passende Steine zum Bauen gefunden. Die gothischen Fenster des ersten Stockwerks sind theilweise noch erhalten, und lassen darauf schließen, daß dieser Thurm einst das wichtigste und schönste Bauwerk der Burg war. Unterhalb des Thurmes sieht man noch Trümmer einer doppelten Ringmauer, die sich aber nur um die Seite der Burg zog, welche sich gegen den See kehrt. Die entgegengesetzte Seite bedurfte gar keiner Mauer, da sie so steil ist, daß man kaum hinaufklettern kann.

Oben auf dem Thurme, aus dessen Schutt längst hohe Bäume herausgewachsen, stand vielleicht noch ein hölzernes Gebäude, wie wir es häufig bei den Thurgäuer Burgen finden, denn der den Thurm umgebende Raum war kaum groß genug für ein weiteres Wohngebäude.

Höher als die Burg, nur durch eine Hohlgasse von ihm getrennt, steht der Haldenhof, wo man, wenn man nur eine Strecke weiter hinaufgeht, wohl eine der herrlichsten Aussichten am Bodensee genießt.

Zu gleicher Zeit übersieht man hier die untere und obere Seegegend. Rechts die Burgen des Höhgau's, dessen Gränze Hohenfels bildet, gerade aus dem Untersee, die breite Landzunge, genannt, der Rik (Rük) zwischen diesem und dem Ueberlinger See mit den vier schönen Punkten: Constanz, Meinau, Radolfzell und Bodmann. Der ganze Bodensee in seiner Länge von 18 Stunden, von Ludwigshafen bis an das St. Gebhardskirchlein liegt gleichsam zu unsern Füßen, und den schönen Hintergrund bildet die Gebirgskette von den Vorarlberger Alpen bis zu den äußersten Höhen des Berneroberlandes.

Die Burg Hohenfels, deren Name sich nur noch in dem sogenannten Hohenfelser Hofe unter dem Berge erhalten hat, bildete früher mit den beiden Ruinen Klausburg und Heldenburg, sowie mehreren Dörfern im Bezirksamt Ueberlingen die Herrschaft Alt-Hohenfels.

Auf dem Burgthurm zu Althohenfels saß noch am Schluß des zwölften Jahrhunderts Herr Burkhard von Hohenfels, ein jagdlustiger Sänger, dessen mächtige Harfe die kraftvollsten, eigenthümlichsten Naturlaute entquollen. Wunderbar mischt sich in seiner Phantasie das Weidwerk mit der süßeren Jagd nach Frauenminne, und sein gethürmter Wohnsitz selbst scheint ihm Symbol seines Innern geworden zu sein. Er singt:

Wie möcht' ich mit der gestriten,
Die so gar gewaltigliche
Sitzet uf mines Herzens Thurn,
Der ist vest an allen Siten.

Sie ist uf mines Herzens Veste
Gewaltig Kuniginne,
Daß sie's eine haben will;
Sie vertriebet alle Gäste,
Die dar laden miine Sinne.

Anderswo erzählt er: wie sein Herz seinen Sinn zu jagen ausgesendet hat; aber das Wild, nach dem er jagt, ist schnell, weise und stark, wie der Löwe; wohl bedürfte es des Fuchses Kundigkeit, es zu fangen.

Min Herze hat minen Sinn
Wild zu jagen usgesandt
Der Fährt nach mit minem Muthe,
Viel Gedanke fährt vor ihn'n,
Den das ist viel wohlbekannt,
Daß das Wild steht in der Huthe,
Bi der, der ich Dienstes bin bereit;
Ihr Sinn, ihr Muth, ihr Gedanken
Kann vor ihn'n mit Kunste wanken;
Wohl bedorft' ich Fuchses Kundigkeit.

Wiederum spricht er von der Geliebten:

Nach des Aaren Sitte ihr' Ehre
Hohe sweimet (schwebet) und ihr Muth;
Schande wanket von ihr sehre,
Wie vor Falken Lerche thut.

Doch nicht nur aus dem Walde zu seinen Häuptern holt sich seine Liebe die kühnen Bilder, auch der See zu seinen Füßen dient ihm zu solcher Beute. Ihm zu Muthe, wie dem wilden Fisch in dem Bern (Damme.); seine Freiheit neigt sich der Viellieben zu eigen.

Truren mit Gewalt hat
G'ankert in mines Herzens Grund,
Davon hoher Muth mir wildet;
Freuden Segel von mir gaht,
Werther Trost ist mir nit kund.
S'ist mir in dem Muth gebildet,
Wohl versigelt und verschlossen da.

Aber bald ist er wieder ein Vogel:

Die Gedanken, wie sie loket,
Die fliegen zu ihr geschaart:
Manch gieriger Sinn, der flieget nach ihr uf die Jagdfahrt,
Der ist viel hin zu ihr geschwungen.

Auch die Erscheinungen in der Natur fließen in seinem Auge zu den glühendsten Bildern zusammen:

Da die Truft mit Sonnen-Feuer
Ward getempert und gemischet,
Dar gab Wasser seine Steuer,
Da ward Erde ihr Leib erfrischt;
Durch ein tugendliches Schmiegen
Ward sie Freude-Früchte schwanger
Das thät die Luft in wil nit trügen;
Schauet selbe us uf den Anger
Freude und Friheit
Ist der Welte Feuergeleit!

Aus diesen wenigen Proben, die wir aus 18 kleineren und größeren Liedern ausgehoben. (Siehe die Sammlung von Ruedger Manessen), dieser können wir entnehmen, daß Burkard von Hohenfels einer der lieblichsten und geistreichsten Minnesänger, wohl ein Zeitgenosse des berühmten Walthers von der Vogelweide und im Gefolge der Staufer gewesen, die er auf ihren Fahrten begleitete, denn er sagt ausdrücklich in seinen Gedichten, daß er nach fremden Ländern, über hohe Berge und fremde Gewässer gezogen. Burkhard von Hohenfels wird zum erstenmal in einer Urkunde des Bischofs von Constanz vom Jahr 1191 als dessen Dienstmann genannt neben den Herren von Rorborf, Krähen und Reischach. Ferner im Jahr 1216 mit seinem Bruder Walter, mit dem er noch öfter, im Jahr 1222, 1226, 1227, 1228 erscheint, namentlich im Gefolge König Heinrich VII. von Staufen. Seitdem hören wir Nichts mehr von ihm. Keine Chronik zeigt an, wann und wo er gestorben, kein Grabstein hat sein Andenken verewigt, aber seine herrlichen Lieder, die der edle Ruedger Manesse gesammelt. (Siehe Sammlung von Minnesängern durch

Bodmar, Zürich, 1758, S. 83—90) haben ihm ein dankbares Andenken bei der Nachwelt gesichert.

Sein Bruder Walther, scheint mehr getrachtet als gedichtet zu haben, denn im Jahr 1212, da er zum ersten Mal genannt wird, wurde er als Vogt eines Hofguts zu Selfingen von dem dortigen Leutpriester angeklagt, daß er für sein Amt als Schirmvogt Mehr sich zugeeignet, als festgestellt worden; er wurde deßhalb vom geistlichen Gericht zu Constanz zum Ersatz alles Schadens angehalten.

Walther kommt noch einmal im Jahr 1223, dann im Jahr 1240 als erwählter Schiedsmann in einem Streite zwischen dem Stift Salem und dem Grafen von Heiligenberg vor, und zuletzt in einer Streitsache zwischen der Abtei Salem und dem Ritter Ulrich von Bodmann, dann nimmer.

Er hatte noch zwei Brüder, Eberhard und Conrad, die mit ihm und dem Minnesänger Burkhard im Jahr 1222 zeugen. Conrad kommt nur dieses Mal vor, dagegen erscheint Eberhard noch einmal im Jahr 1248 als Käufer zweier Güter zu Ruhestetten.

Schon frühe bekleideten Herren von Hohenfels geistliche Würden. So war Heinrich von Hohenfels im Jahr 1245 Domherr zu Constanz; im Jahr 1255 bekleidete Berchtold von Hohenfels die gleiche Würde und im Jahr 1263 ist Burkhard von Hohenfels Cleriker zu Constanz. Wir wissen nicht, wo und wie wir in der Genealogie des Geschlechts diese Beiden einreihen sollen. Zuverlässige Söhne Walthers waren Walther und Göz von Hohenfels, die im Jahr 1256 zeugen, da ihr Vater zum letzten Mal erscheint. Sie kommen noch öfter, theils einzeln, theils nebeneinander vor bis zum Jahr 1277. Im Jahr 1275 sigelt Goswin von Hohenfels eine Urkunde mit einem Sigill, dessen Wappenschild ein gehörnter Helm mit kleinen Pfauenfedern und der Umschrift: S. Goswini de Hohenfels.

Ritter Goswin von Hohenfels war im Gefolge König Rudolfs auf seiner Fahrt nach Wien und machte sich bei ihm wohlverdient, denn im Jahr 1277 versprach Rudolf seinem lieben Getreuen wegen der angenehmen und nützlichen Dienste, welche derselbe ihm und dem Reiche geleistet, um ihn einiger Maßen dafür zu lohnen, ihm und seinen Kindern 100 Mark Silber. Aber der meist geldarme König konnte, wie es so oft bei ihm der Fall gewesen, seinem Versprechen nicht nachkommen, und versetzte ihm dafür die vier reichischen Riedmühlen bei Ueberlingen, welche

Pfandschaft von der Königin im selben Jahr noch bestätigt wurde.

Ob Bertold von Hohenvelse, der Schulmeister, d. h. Domschulmeister, welcher mit dem genannten Goswin und Walther von Hohenfels nebst vielen Andern vom Adel für den Bischof von Constanz im Jahr 1269 gegen Walther von Höngen Bürgschaft leistete, ein Bruder der Beiden gewesen, ist zweifelhaft. Auch vermögen wir nicht zu entscheiden, ob er ein und dieselbe Person gewesen mit Bertold dem Domherrn und Schatzmeister, der nebst seinem Bruder Burkhard gleichfalls Domherrn zu Constanz, in einer Urkunde Rudolfs von Bodmann vom Jahr 1270 gezeugt.

Diese Beiden, Bertold und Burkhard, hatten noch einen Bruder Gothard, auch Domscholaster zu Constanz. Es schien, als ob die geistlichen Würden des Hochstifts gleichsam ein Lehen der Herren von Hohenfels geworden wären, denn lange Zeit waren wenigstens zwei des Geschlechts Domherren zu Constanz.

Im Jahr 1278 erscheint der letztgenannte Berthold als Custos des Hochstifts, und ein Conrad von Hohenfels abermals ein Domherr in demselben Jahre. Derselbe Conrad von Hohenvelse kommt noch einmal im Jahr 1283 in einer bischöflichen Urkunde als Zeuge vor. Mit ihm zeugt Herr Burkhard, Probst zu Bischoffszell, genannt von Hohenvelse. Eben dieser Burkhard, sowie der Priester Simon bei St. Stephan zu Constanz geben acht Jahre später einen Rechtsspruch in Betreff des Zehnten zu Berg, Wernswil, Müren und Gatharshausen, und bestimmen dahin, daß dem Kapitel freisteht, die Sammlung des Zehnten zu Gatharshausen zu übertragen, an wen es will. Burkhard liegt im Dom zu Constanz begraben; an seinem Jahrstag sollten, so hatte er es verordnet — unter die einzelnen Pfründer zehn Schillings-Pfennige von dem Ertrag der Viertelszehnten zu Ueberlingen ausgetheilt werden.

Vielleicht Söhne jenes Goswins, der den König Rudolf nach Oesterreich begleitete, waren Goswin, Burkard und Eberhard, Gebrüder von Hohenfels, welche im Jahr 1285 an das Kloster Wald ihre Güter zu Ringgenbach verkauften. Dieselben überlassen im Jahr 1287 die Eigenschaft all ihrer Güter zu Frittingen, welche Ritter Rudolf von Tannheim von ihnen zu Lehen getragen, zu ihrem und ihrer Vordern Seelenheil, für 6 Mark Silber an das Stift Salem, in Gegenwart Herrn Burkhards von Hohenfels, Domherrn zu Constanz und anderer Geistlichen. Letzterer, der später noch einige Male vorkommt, war wohl ein Vetter der ge-

nannten drei Brüder, von denen Goswin schon früher verstorben.

Schon vor dieser Zeit wurde die Burg Althohenfels, welche ohnedieß nicht sehr geräumig war, dem immer zahlreicher werdenden Geschlechte zu enge, ob es gleich so viele Sprößlinge nach einander an's Hochstift Constanz abgegeben, die allda ein sicheres Unterkommen gefunden. Ein jüngerer Zweig der Herren von Hohenfels baute daher nicht ferne von der alten, eine neue Burg, da wo zwei enge Thäler zusammenfließen, die an der Stadt der alten Nellenburger, des Höhgau's Landgrafen, auslaufen, auf einem sonnigen Hügel, in einer vormals wildreichen Landschaft, zum Waidewerk wohl gelegen.

Das war eine stattliche Burg mit Thürmen und Zinnen, wie sie jetzt noch in's Thal schaut. Zum ersten Mal wird sie genannt im Jahr 1295, da Eberhard von Hohenfels seinem Lehensmann Berthold Walch bewilligt, seine Güter zu Wittenhofen an's Kloster Salem zu verkaufen, gegen Ersatzgüter zu Niedersiggingen nebst dem Hof Hartmann's von Hohenberg, genannt die alte Mühlstatt, welche an die neue Burg Hohenfels anstößt. Eberhard und sein Bruder Burkhard, sowie ihr Bruder Goswin scheinen keine großen Liebhaber des nahe gelegenen Klosters Salem gewesen zu sein. Schon Goswin hatte uneingedenk seines Seelenheils, wie die Urkunde vom Jahr 1295 besagt, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten dem Kloster Salem bedeutenden Schaden verursacht. Die beiden Brüder müssen lange nicht daran gedacht haben, als Erben des Verstorbenen den Schaden zu ersetzen. Da wurden sie mit dem geistlichen Banne belegt; jetzt erst giengen sie bußfertig in sich und übergaben dem Stifte ihre eigenthümlichen Güter zu Tiutenbrunnen als Ersatz alles verursachten Schadens.

Auch bei König Adolf müssen Eberhard und Burkhard, wie ihr Vorfahr Goswin bei König Rudolf, viel gegolten haben, denn im Jahr 1296 verhieß dieser seinen lieben Getreuen, Eberhard und Burkhard von Hohenfels, Gebrüdern, für die angenehmen Dienste, die sie ihm erwiesen, 120 Mark Silber, aber auch er zahlte nicht mit baarem Gelde, wie sein Vorfahr, sondern er verpfändete ihnen dafür die schon genannten Reichsmühlen am Ried bei Ueberlingen, mit der Bedingung, daß die jährlichen Einkünfte von der Kapitalsumme nicht abgezogen werden dürfen.

Noch zweimal, im Jahr 1304 und 1307 kommt der gestrenge Mann, Herr Eberhard von Hohenfels, Ritter, allein in Urkunden vor, und dann noch einmal mit seinem Bruder Burkhard, da

beide ihr Eigenthum zu Untersiggingen, genannt der Sedelhof, dem Stift Salem überlassen.

Nun erscheinen wieder Herren von Hohenfels, die wir aber nicht einzureihen vermögen. Im Jahr 1331 vermittelt ein Walther von Hohenfels, Ritter, einen Streit zwischen dem Stift Salem und den Bauern zu Sipplingen. Im Jahr 1332 ist ein Cunz von Hohenfels Vermittler des Kaufs um Nordorf zwischen den Gebrüdern von Zimmern. Wohl derselbe übergiebt im Jahr 1344 dem Kloster Wald zum Heil seiner Seele und für seine Tochter Judenta, Nonne daselbst, welche später Aebtissin geworden, den Nidernhof zu Kalchofen bei Neu-Hohenfels.

Ein Burkhard von Hohenfels fällt mit denen von Klingenberg, Rosenberg und Andern am 12. Mai 1352 in der Fehde des Grafen Rudolf von Feldkirch gegen den Freiherrn von Bellmont.

Vielleicht Söhne des Letzteren waren die Gebrüder Walther, Burkhard und Goswin von Hohenfels, welchen König Carl IV. die Pfandschaft über die Riedmühlen bei Ueberlingen bestätigte. Goswin und Burkhard sind im Jahr 1354 Beisitzer des Landgerichts zu Stockach. Im Jahr 1361 empfangen die Gebrüder Walther und Burkhard, Ritter, für 1500 Mark Silber von den Edlen von Krenkingen die Burg und Herrschaft Gutenburg zur Pfandschaft, welche sie später dem zürcherischen Ritter Geßler überlassen. Das Jahr darauf erkaufen die edlen Männer Walther und Burkhard von Hohenfels von Herrn Heinrich von Blumenegg eine Giltenpfandschaft auf dem Schwarzwald.

Wir sehen aus Letzterem, wie die Herren von Hohenfels, während andere Familien, wenn ihre Sprößlinge zahlreicher geworden, an Hab und Gut abgenommen, im Gegentheil bemittelter wurden, ja sie haben sich über die geringen Verhältnisse gewöhnlicher Dienstmannen emporgebracht, also daß sie sogar Ritter als Lehensträger hatten. Um so auffallender erscheint es uns, wenn im Jahr 1389 ein Goswin von Hohenfels, ein edler Knecht, der auf Alt-Hohenfels wohnte, genannt wird.

Als Graf Eberhard von Wirtemberg im Jahr 1388 bei Döffingen einen glänzenden Sieg über die Reichsstädte erfocht, war dieser Goswin von Hohenfels auf Seiten der Reichsstädte, denen er um Sold diente, und gerieth in die Gefangenschaft des Grafen. Um aus derselben frei zu werden, mußte er sich im Jahr 1389 zu folgendem Vertrag mit dem Grafen verstehen: 1. trägt ihm Goswin als Lehen auf die Burg Hohenfels wie es in der Urkunde heißt: min Burg selb genant das alt Hohenfels,

als dieselbe Burg halbe min ist, mit aller Zugehörung ufgeben han u. s. w.; 2. empfängt er die halbe Burg Hohenfels von dem Grafen, wieder als rechtes Mannlehen und räumt dem Grafen und all seinen Nachkommen das Oeffnungsrecht ein; 3. verpflichtet er sich, auf Lebenslang nimmer wider die Grafen von Wirtemberg zu dienen, oder einige Hülfe zu thun.

Goswin gehörte zu den Letzten des Geschlechts, ob es gleich in so zahlreichen Sprossen geblüht hatte. Burkhard von Hohenfels und Walther von Hohenf·ls, Gevettern und die Gebaurschaft gemeinlich zu Sipplingen verleihen im Jahr 1393 dem Bruder Konrad Keller von Strüßlingen „durch Gottes Willen gegen einen jährlichen Zins von 2 Pfenningen, ihre eigenthümliche Hofstatt in dem Lützenthal, daß er darauf ein Haus und Kapell gebauen möchte, da er und seine Nachkommen Gott möchte gedienen in einem armen Leben.“

Wohl dieselben, Burghard und Walther, genannt Rümeli von Hohenfels, Ritter, leihten im Jahr 1394 mit Albrecht von Gamburg Bürgschaft für Heinrich von Ellenbach gegen Johann von Zimmern.

Die letzten Herren von Hohenfels werden als Stifter eines Jahrstags in der Pfarrkirche zu Ittendorf (bei Meersburg) aufgeführt, den wir seiner Sonderbarkeit wegen näher beschreiben. Es heißt im dasigen Pfarrbuch: „im Jahr 1426 haben Burkhard, Ritter, von Ellerbach, Beatrix Schenkein von Ittendorf, Dorothea ihre Schwester, Herr Rümelin von Hohenfels und Junker Goswin zu Ittendorf einen Jahrstag gestiftet, selbigen jährlich auf Dienstag vor Pfingsten mit sechs Priestern zu halten. Dem Vogt und seiner Hausfrau, wie auch den heiligen Pflegern und selbiger Weiber wird durch die Pfleger das Opfergeldgeben, allen Priestern, so Meß lesen, das Opfergeld aufzulegen. Nach Vollendung gebührenden Gottesdienstes wird denen Priestern, dem Vogt, denen Heiligenpflegern und Meßmer, wie auch selbiger Weiber, in dem Wirthshaus eine Mahlzeit geben, und der Stiftung gemäß die Mahlzeit von wattenden, fliegenden, schwimmenden und kriechenden Thieren und Geflügel solle bereitet werden. Wann dann die Mahlzeit ihren Anfang nimmt, soll erstlich ein Sauermilch und Schmalz darin und dann junge grüne Zwiebel auf einem Teller aufgestellt werden und dann zu End der Mahlzeit, wann die Priester das gratias gemacht haben, und denenselben gebührende Präsent fürgestellt werden, sollen beinebens eine Platte mit wohlriechenden Sträußen oder Mayen und dann ein frisch Kartenspiel auch aufgestellt werden. Welche auch von der Gemeind Ittendorf

auf besagten Tag dem Gottesdienst beiwohnen und ihr Opfer auch auflegen, selbigen wird Nachmittags in dem Wirthshaus auch Etwas zu einer Ergötzlichkeit mitgetheilt."

Außer den letztgenannten Herren von Hohenfels kommt noch eine Ursula von Hohenfels Truchseßin von Düssenhofen vor, die im Jahr 1434 daselbst Bürgerin wurde. Auch in der Volkssage hat sich noch ein Name aus diesem Geschlecht erhalten. Man erzählt von einer guten Frau Hildegard vom alten Schloß, die sich durch reiche Stiftungen an die Kirchen der Umgegend, und an den Spital zu Ueberlingen verewigte. Ein Platz, nahe bei der Burg Hohenfels, vielleicht da, wo der in zwei Urkunden vom Jahr 1336 und 1342 gelegene Wingarten, der von Hohenfels genannt wird, heißt dermalen noch das Hildegardens-Gärtle. Vielleicht war sie die allerletzte ihres Stammes, welche die alte Burg noch bewohnte. Die Sage dichtet der guten Frau einen Schweinskopf an, und läßt sie ihre Nahrung aus einer silbernen Schüssel zu sich nehmen.

Schon vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gieng die Burg auf andere Besitzer über. Im Jahr 1436 sind im Besitz der Herrschaft Alt-Hohenfels Ulrich, Hans, Wolfgang und Burkhard von Jungingen. Wolfgang von Jungingen verkaufte sie an seinen Schwiegervater Hugo von Landenberg um 4000 Gulden, und dessen Sohn Beringer von Landenberg trat dieselbe im Jahr 1479 um die Summe von 5100 Gulden an den Spital zu Ueberlingen ab. Der durch Goswin von Hohenfels im Jahr 1389 mit Wirtemberg geknüpfte Lehensverband wurde im Jahr 1604 aufgehoben, indem der Spital dem Herzog Friedrich von Wirtemberg 6500 Gulden erlegte.

Schloß Neu-Hohenfels gieng nach Erlöschen des Geschlechts an den deutschen Orden über, und gelangte von diesem an das Fürstenhaus Hohenzollern, in dessen Besitz es noch jetzt ist. Neu-Hohenfels ist ein noch bewohnbares Schloß und ist den Stürmen des Bauernkriegs entgangen, während die ursprüngliche Stammburg, wir wissen nicht bei welcher Veranlassung, aber wahrscheinlich wurde sie damals, als die Schweden die nachbarliche Burg Bodmann anzündeten, ebenfalls verbrannt und zerstört.

Nachdem wir die Vorzeit und Gegenwart der Sängerburg Hohenfels gehörig betrachtet, müssen wir noch ihre nächste interessante Umgebung ein wenig in's Auge fassen, und wir steigen zu diesem Zwecke hinab bis an das Ufer des See's, wo wir zuerst über die sogenannte Nonnenebene kommen, auf der zuerst Keller's Häuslein stand, das nach seinem Tod ledige Weibspersonen zu

einem Klösterlein einrichteten. Noch eine kurze Strecke und wir sind in dem Dorf Sipplingen, wo wir uns nach dem Bergsteigen an einem guten Trunk Sipplinger Gewächs erlaben. Die Zeiten sind vorüber, da der Wanderer durch Sipplingen wohlfeil zu einer Tracht Schläge kommen konnte, wenn er nur spöttisch die Worte rief: um! um! um damit anzudeuten, daß er sich in dem Gelände des See's befinde, wo die drei fatalsten Seeweine wachsen, von denen der edle Simrock in seiner schwäbischen Ilias also gesungen:

Der Seeweine gibt es aber dreierlei
Die erste und beste Gattung sei
Der Sauerampfer schmeckt etwas besser
Als Essig, und verzieht nur das Maul, nicht die Fässer.

Der andre heißt der Dreimännerwein:
Der soll schon viel räßer und saurer sein,
Als Essig, doch gebührte sich
Man hieß ihn Viermännerwein eigentlich.

Der erste nämlich, der muß ihn trinken,
Darum hält ihn der zweite fest zur Linken,
Der dritte hält ihn zur Rechten fest,
Daß er ihn vom Vierten auf die Zähne sich schütten läßt.

Denn, weil wir den fünften Mann vermissen,
Ist ihm das Maul nicht aufgerissen.
Und dem würd' ein Brecheisen nicht schaden,
Sonst kommt er nicht zwischen die Kinnladen.

Aber die schärfste Gattung doch bleibt
Der Rachenputzer, der den Schleim vertreibt,
Und Alles abführt und mit sich rafft:
Eine äußerst heilsame Eigenschaft.

Nur daß, wer mit dem Wein im Leibe
Sich schlafen legt, nicht liegen bleibe
Auf einer Seite bis zum Tagen:
Er frißt ihm sonst ein Loch in den Magen.

Aus diesem Grunde — führte sothaner Rachenputzer auch den Namen Umummwein, und soll in alten Zeiten der Nachtwächter zu Sipplingen das Amt gehabt haben, um Mitternacht zu rufen: Um! um! auf daß eine ehrsame Bürgerschaft sich Nachts umkehre, um keinen Schaden zu nehmen. — Das haben aber nur Dichter und Fabelhänse erfunden, denn der dieses schreibt, hat, so

oft er in Sipplingen einkehrte, schon anno 1834 bei seinem Freunde damals einen guten getrunken. Sie haben auch einen guten, den sie aber selbst trinken, nur den Fremden geben sie den sauren.

Seit Markgraf Wilhelm von Baden gesegneten Andenkens die ersten Setzlinge edlerer Rebsorten auch den Sipplingern zukommen ließ, bauen sie durchaus einen Wein, der dem besten am See beizuzählen ist.

Zwischen Sipplingen und Goldbach liegt St. Katharinenfels. In demselben finden sich zunächst über dem Wasser eingehauen die Reste einer Einsiedelei und der Kapelle St. Katharina, in der sich uralte Bilder im byzantinischen Styl befanden. Der Rauchfang und die Schlafstätte des Einsiedlers sind noch sichtbar. Noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war dieser Ort bewohnt. Auch sah man in ihr noch eine Votivtafel, die folgendem Vorfall ihr Dasein verdankt: Ein Bauer pflügte mit einem Ochsengespann auf den Feldern unmittelbar über der Kapelle. Sein fünfzehnjähriges Töchterlein leitete das Zugvieh. Durch einen Zufall werden die Thiere scheu, das Kind wird in die Stränge verwickelt und über die Felswand hinunter in den See gerissen. Erstarrt und händeringend steht der Vater — aber siehe! welch' ein Wunder! Unversehrt schwimmen die beiden Thiere dem jenseitigen Ufer zu, und das Mädchen hält sich krampfhaft fest am Riemenzeug — und so theilt der wunderbare Zug, beschützt von den himmlischen Mächten, die Wogen, und landet glücklich am jenseitigen Ufer des tiefen, wohl eine halbe Stunde breiten See's. Aus Dankbarkeit gegen die St. Katharina stiftete der Vater, der ihre Hülfe angerufen, das Gemälde in die Kapelle. Dermalen befindet es sich auf dem gegenüberliegenden Kargecker Hof. Als in Folge des Straßenbau's der Fels gesprengt werden mußte, gieng die Kapelle sammt Einsiedelei größtentheils zu Grunde. Weiter hin gegen Goldbach, zwanzig Fuß über dem Wasserspiegel, finden sich die sogenannten

Heidenhöhlen,

zu denen leider! der Zugang sehr schwierig ist, und nur vermittelst Leitern bewerkstelligt werden kann.

Der Fels, in dem sich die Heidenhöhlen befinden, bildet ein ganzes, senkrecht aus dem See sich erhebendes Molassengebirg, welches in einer Ausdehnung von beinahe einer halben Stunde und in einer noch unbekannten Tiefe in den Felsen hinein mit einer endlosen Reihe von Gemächern die durch Gänge und Treppen

zusammenhängen, ausgehöhlt und unterminirt ist. Die Heidenhöhlen zerfallen in zwei Abtheilungen, in die vordere östliche und in die hintere westliche. Von beiden Abtheilungen ist schon Vieles zerfallen oder durch Menschenhand zerstört. Doch sind die vorderen Höhlen ihrer Regelmäßigkeit und feineren Ausarbeitung wegen immer noch sehr merkwürdig. In den Gemächern dieser Höhlen der ersten Abtheilung ist, wenn schon ein roher, doch bestimmter Baustyl vorhanden, welcher jedenfalls auf ein hohes Alter zurückführt. Die Verbindung des im ersten Gemach rings um die Wände laufenden Architravsgesimses mit dem Gewölbe, welches sich oberhalb dessen erhebt, erinnert an den ausgeartet spätrömischen Styl. Dieses Gemach ist auch dadurch interessant, weil es zu den wenigen gehört, welche Anfänge von Kreuzgewölbung enthalten, ohne ein eigentliches Gewölbe zn bilden. Es erheben sich nämlich aus den vier Ecken des Gemachs Anfänge, welche jedoch statt im Zentrum des Gewölbes zusammenzustoßen, gegen dessen Mitte hin spurlos wieder verlaufen, und gerade diese Anfänge sind es, welche durch Tragsteine unterstützt werden. Auch die Fensteröffnungen gegen den See sind ganz nach dem ältesten Basilikenstyle gearbeitet, und wahrscheinlich war der beschriebene Stein eine kleine Basilika. Hier, wie in den übrigen Gemächern, sind an den Wänden Steine angebracht; an den Wänden der eigentlichen Wohnungen aber Vertiefungen, welche wohl für Wandschränke bestimmt waren. Die von der vorderen etwa sechszig Schritte entlegene zweite Höhlenabtheilung liefert wenige Spuren kunstreicher Bauart. Die Gelasse sind unregelmäßig, an Wänden theilweise noch die Hiebe der Aushöhlungswerkzeuge sichtbar; die Gewölbe flach und die Gelassen nur drei bis sechs Fuß, während die der ersten Abtheilung zum Theil eilf bis zwölf Fuß Höhe haben. Aber auch hier sind an den Oeffnungen noch Fälze für Thüren und Fenster, wie bei denen der ersten Abtheilung sichtbar.

Ueber den Ursprung und Zweck dieser Höhlen hat man nicht die geringsten historischen Notizen. Nach der gewöhnlichen Meinung waren es Zufluchtsstätten der ältesten Christen in der Bodenseegegend. Ihr Ursprung fiele demnach in den Anfang des siebenten Jahrhunderts, in eine Zeit, da das Christenthum am Bodensee seine erste Pflanzstätte, aber auch häufige Gegner fand. Vielleicht wurden diese Zufluchtsstätten kurz vor jener Zeit eingerichtet, als die alte Burg zu Meersburg von dem fränkischen König Dagobert erbaut wurde. Auf keinen Fall können sie älter sein, da unter den Gemächern auch eines mit Spitzlagengewölbe vorkommt.

In späteren Zeiten dienten die Heidenhöhlen allerlei Gesindel und Landfahrern zum Aufenthalt. Der letzte dieses Gelichters, welcher darin hauste, war ein Spitzbube, genannt der kleine Fidele. Er war in den achtziger Jahren durch seine Einbrüche und frechen Diebstähle lange Zeit der Schrecken der Umgegend, ohne daß man seinen Aufenthalt ausfindig machen konnte. Da sahen eines Morgens Fischer, welche den wellenumspülten Felsvorsprung umruderten, Rauch aus einem der Löcher dringen, und den Kopf eines Menschen eilig sich zurückziehen. Es war der kleine Fidele, welcher in der Morgendämmerung, während er sein Frühstück am Feuer bereitete, aus seiner Felsenburg herausschaute über das Bereich der Gewässer und Dörfer, die ihm tributpflichtig waren. Es wurde Lärm gemacht und Mannschaft herbeigeholt, die an Stricken von oben herabgelassen, in die Höhle eindrang und den Burgherrn nach verzweifelter Gegenwehr gefangen nahm. Auf welchem Rabenstein Fidele sein Diebsleben endete, ist nicht bekannt.

Ob die Gemeindebehörde zu Ueberlingen, die im Jahr 1854 gegebene Zusicherung erfüllt, und an dem schwer zu begehenden Aufgang zu den Heidenhöhlen die fehlenden Zugänge ergänzt und eine Schutzwehr beschaffen, die längst nöthig gewesen, können wir nicht genau angeben.

Sagen.

1. Hero und Leander am Bodensee.

Der Burg Hohenfels gerade gegenüber, am jenseitigen Ufer des Ueberlinger See's, liegen hoch über einer Schlucht auf einem Felsen die mächtigen Trümmer der den Herren von Bodmann gehörigen Burg Kargeck, von der wir bereits gesprochen. Als die Burg noch bewohnt war, lebte auf derselben ein schönes Fräulein, genannt Fortunata, das von einem Ritter von Hohenfels geliebt wurde, und ihm hinwiederum in reiner Minne ergeben war.

Aber nur in dunklen Nächten durfte der Ritter es wagen, seine, von einem tyrannischen Vater streng bewachte Geliebte zu besuchen. Da schwamm er, ein zweiter Leander, über den breiten See nach der Burg Kargeck, wo auf hohem Söller ein Licht brannte, als Zeichen, daß die beiden Liebenden nunmehr sicher vor den Augen des schlummernden Argus, und zugleich ein Leitstern dem nächtlichen Schwimmer.

Oft hatte der liebende Ritter das Wagniß bestanden, oft hatten sich Beide in seligem Beisammensein eines ungestörten Minneglücks erfreut; da erhob sich auf einmal in dunkler Nacht ein Unwetter, der wilde Sturm verlöschte die Lampe auf dem Söller, und der Ritter, der gegen die tobende Welle lange umsonst ankämpfend, das jenseitige Ufer nicht erreichen konnte, fand unmittelbar vor der Burg seinen Tod. Als Fortunata lange vergebens auf den Geliebten harrend, an das brandende Ufer des See's eilte, warf eine Welle die Leiche ihres Geliebten vor ihre Füße. Die Liebende nahm ihre Treue mit in's Grab — sie war die Letzte ihres Geschlechts. Noch wandelt ihr Geist in den Ruinen der Burg: wer sie erlöst, der erlangt die wunderseltenen Schätze, darunter ein Kegelspiel von purem Gold, die in dem verschütteten Gewölbe der Burg begraben liegen.

2. Der Bräutigam.

Der Ritter zog am Ufer, am herrlichen Bodensee,
Es schwamm im Abendrothe die Fluth die Felsenhöh,
Er lehnt am Heidenfelsen, wo die Wand gehöhlt zum Haus,
Da winket ihm zum Fenster die rosige Maid heraus.

Der Ritter steigt zur Wölbung. Wer hätte das gedacht,
Daß Schönheit aus dem Dunkel der Felsenhöhle lacht,
Daß dorten so holdselig das Mägdlein und so lieb,
Daß ihm sein Herz entwendet von einem rosigen Dieb!

Oft ging er zu den Höhlen, den Heidenlöchern hin,
Stets traf er in dem Dämmerscheine die Jungfrau drin,
Den Ring, den er am Finger trug mit dem Steinkleinod
Er nun der Anmuthreichen als Liebesgabe bot.

Der Ring an meinem Finger, o Ritter, ist dein Herz,
Du treibst mit meinem Leben und Lieben nimmer Scherz,
Du hast des See's Kinder eines als Lieb gewählt,
Hast sie darauf in Treuen für immer dir vermählt.

Hin warf sie die Gewande, die sie bisher verhüllt;
Wohl schaute da der Ritter vor sich ein Wunderbild.
Er hätte Tage gestanden, gekostet all den Reiz,
Doch war sie zu der Fluthen Tiefe getaucht bereits.

Es schimmerten die Glieder, von Wasserkimpeln durchpflügt
Wie Zaubergebilde, welche der Spiegel nahe lügt,
Es flossen die goldenen Locken noch in der klaren Flut,
Als wären's milde Strahlen der letzten Abendglut.

Der König sammt der Tochter haust auf der Reichenau,
Zieh hin, du junger Ritter und freie deine Frau,
Die Hand ist Dir bedungen, seit längst die Frist verstrich,
Du bist der Hochbeglückte, mein Ritter freue dich!

Doch kannte der nicht Freude, die Wange ihm erbleicht,
Er vertrauet seinen Kummer dem Pfaffen in der Beicht;
Der sprach: du hast der Hölle gegeben deinen Ring,
Du mußt zurück ihn fordern, von der, die ihn empfieng.

Und kommt sie nicht an's Ufer, die dir das Herze stahl,
So mußt Du tauchen unter in jenes Reich einmal;
Mit Weih und Heiligthume rüst ich dich stattbaft aus:
Auf daß du magst bestehen selbst mit dem Bösen den Strauß.

Er ging mit Heiligthume vom Pfaffen wohlgeweiht,
Taucht unter den Wasserspiegel, zu suchen auf die Maid.
Fern in der blauen Tiefe betrat er den Kieselgrund,
Da konnt das Auge sehen, aufathmen mogt der Mund.

Welch herrlicher Garten unten, welch' weiches Wiesengrün,
Was sah er seltne Wedel und Zinken rings erblüh'n;
Die Mummelstengel strebten Rohrsäulen stolz an Bau
Empor und schwebten oben beblüht im reinen Blau.

Bald trat er aus dem Garten in Lauben heimlich kühl,
Da lag, bar jeder Hülle, träumend auf moos'gem Pfühl,
Schön Liebchen unter Blumen, ihr Haar voll Perlen hing;
Sie spielte mit rosigen Fingern mit ihrem gold'nen Ring.

„Du kommst, mein Trauter, bringst mir nieder Lieb und Glück?"
„Den Ring, den ich gegeben, heisch ich von dir zurück!"
Er sprach's, er riß das Reifchen von ihrem Finger zart
Und machte nach dem Ufer sich wieder auf die Fahrt.

Doch weh, aus allen Lauten und Büschen aus dem Moos,
Rasch wandten sich Gestalten blassen Entsetzens los,,
Was gagten Riesenrachen, was drohte scharfer Zahn
Es faßte den armen Ritter allseitig Schreck und Wahn.

Triefend kam er an's Ufer, krampfhaft hielt er den Ring,
Doch nach der Reichenau der Freier nicht mehr ging,
Sipplingens Glocken klangen zu Grab ihm schwer und voll,
Und aus den Heidenlöchern der Nixen Klage scholl.

W. v. Waldbrühl.

3. Minnelieder Burkhard's von Hohenfels,

übertragen von L. Zink.

1.

Sie vergleichet sich der Sunnen,
Die den Sternen nimmt ihren Schein,
Die zuvor so lichte brunnen —
Also nimmt die Fraue mein
Allen Weibern gar den Glanz;
Die sind davon unschöner nicht,
Die höchste Ehre gehöret ihr ganz.
Alle Tugend sie gar zündet,
Das der Welt Freude verkündet,
Davon man ihr Preis zuspricht.

Da mein wilder Muth viel schnelle
Strich nach Freuden in alle Land,
Da leuchteten ihre Augen helle
Ihm vor, womit sie ihn band,
Mit ihrer steten Weibeszucht,
Ich fiel mit ihr in den Strick.
Wir haben vor ihr keine Flucht,
Doch mag's uns wohl gelingen,
Daß ihre spielenden Augen sich schwingen
Und uns werfen einen Blick.

Da mein Muth fort wollte fliegen
Wie ein Falke in Freudebegier
So mochte er sie nicht betrügen,
Er mußte wieder hin zu ihr,
Von der er verstohlen flog.
Er fürchtete, sie nehme es wahr,
Wenn er sie mit Wandel trog,
Und er suchte andre Gedanken,
Da däuchte ihn, sie sollte wanken,
So schwang er zurück sich dar.

2.

Da ich Genade nicht erfand,
Wollte ich gerne dem Gram entrinnen,
Ich hub' mich aus in Fremde Land,
Mit Flüchten wähnte ich Friede gewinnen.
Ich barg mich hinter Berge groß, starke Wasser, dazu weit Gefilde,
Große Einsamkeit war mein Schild, die weite fremde Wilde.

Das hilfet nicht, da sie mich also kränket,
Daß sie mit rechter Güte mir hohen Muth so trefflich in
sorglich Trauern versenket.

Was will sie mir gewinnen an,
Ich gebe mich ihr ganz zu eigen —
Wär' ich ein Weib, wär' sie ein Mann,
Ganzen Dienst wollt' ich ihm zeigen.
Hätt' ich ihm seinen Trost und Freude, wie sie die meine,
heimlich erst verschlossen,
Ich schlösse ihn auf das Herze mein und wär deß unver-
drossen.
In meinem Freude-Garten müßte er wohnen,
Und mir vergeben unwissende Leid, hätt' er das meine,
sein Herz müßt bei mir thronen.

Altenbaumberg

in der Rheinpfalz.

In den einst prächt'gen Rittersaal
Kommt mit dem Raub der Weih geflogen,
Der Ahorn streckt hinab ins Thal
Die Arme aus dem Fensterbogen.

Es wankt der Zinnen letzter Rest,
Es grünt das Gras aus jeder Scharte,
Und unter Tannen baut sein Nest
Der Habicht auf der Felsenwarte.

A. Schreiber.

Kaum eine Stunde von Kreuznach, nach Osten hin entfernt, am Felsenufer der Nahe, verläßt man den Fluß links zwischen dem Adlerneste Pfalzgrafenstein und der steilen Veste Ebernburg, und verfolgt nun die Krümmungen der Alzei. Fichten- und Kieferwälder, mit Laubwaldungen abwechselnd, bedecken die Kronen der Gebirge, immer enger und enger rücken wie Coulissen die Wände zusammen — noch einmal krümmt sich der Fluß und ein schmaler Felsenrücken, der das Thal zu verschließen scheint, stellt sich plötzlich dem Auge dar. Von diesem Felsenrücken schaut die stattliche Ruine Alt-Baumberg, Brymburg, der ehemalige Stammsitz der Raugrafen dieses Namens, auf das an seinen Fuß sich anschmiegende Dörfchen gleichen Namens majestätisch herab.

Von der Mittagsseite des Berges und Dörfchens führt ein noch ganz gangbarer Fahrweg durch Weingärten zu den Ruinen hinauf. Ein breiter Felsengraben trennt die Burg von der Plattform des übrigen Berges. Ein steiler Fußsteig und eine kleine Oeffnung durch die dicke Hauptmauer ist nur noch der einzige zugängliche Weg in das Innere.

Ohne Umfangsmauern erblickt man gleich die Hauptseite des einen Schlosses auf der Nordseite. Die innern Wände sind eingestürzt, die äußeren, wahrscheinlich dicker, werden noch lange dem Sturm der Zeiten Trotz bieten. Eine darin angebrachte Treppe ist noch wohlbehalten genug, um auf ihr bis zum dritten Stockwerke der Fensteröffnungen aufzusteigen und die Gegend zu überblicken. Rechts von dem ehemaligen Haupteingangsthore ragen noch die Ueberreste eines runden Thurmes, der nur drei Fuß Durchmesser hat, hervor.

Er hat ein tiefes Verließ, das durch all den hineingestürzten Schutt noch nicht ausgefüllt worden ist.

Voll von Trümmern ist der große Vorhof, und man muß von einem Bruchstück zum andern steigen, bis man eine Felsenterrasse erreicht, welche die Burg in drei Theile getheilt hat. Noch wuchern Gartenblumen auf dieser spärlich mit Erde bedeckten Felsenebene, welche deutlich errathen lassen, daß hier der Schloßgarten gewesen.

Auf der andern Seite dieser Terrasse gelangt man zur zweiten Abtheilung des Schlosses, in die sogenannte Mittelburg, von der übrigens nur noch die Grundmauern übrig sind. Hier befindet sich auch gegen Norden die Burgkapelle. Manche gothische Ornamente trifft man noch darinnen an; unter andern haben sich die vier Eck-Karnießeisen noch erhalten.

Ueber eben so viele Steinmassen erreicht man das dritte Schloßgebäude am Ende der Mittagsseite. Ueppich umzieht Epheu die innern und äußern Seiten der Mauer. Obgleich an diesem Gebäude kein Holzwerk mehr übrig ist, so kann man doch noch deutlich die Küche und den Prunksaal erkennen. Dieser Theil der Burg war wohl noch am längsten bewohnt. Die Verbindungsmauern beider Schlösser, die auf beiden Seiten den schmalen Felsrücken umlaufen, haben mehrere Vertheidigungsthürme gehabt, die, jetzt eingestürzt, mit der Mauer fast gleiche Höhe haben. Aber nirgends findet man eine Spur mehr, daß ein größerer höherer Thurm, wie sonst bei allen alten Burgen der Fall war, über den kleineren hervorgeragt habe.

Betrachten wir die Hauptmauer des nördlichen Burgbaues von Baumberg (Bomeneburg, Boineburg, Boimburg, Boumenburch, Boineberg), so erkennen wir bald, daß wir ein Bauwerk aus dem Schluß des 11. Jahrhunderts vor uns haben. Jedoch wird des Bomeneberg erst im Jahre 1129 gedacht. Der sie damals bewohnende Graf Emicho nannte sich von ihr Graf von Boymeneburg, war aber wie fünf seiner Vorfahren gleichen Namens, Graf des Nahegaues. Ob er der Erbauer der Burg gewesen, läßt sich nicht mit Gewißheit nachweisen. Graf Emicho starb im Jahr 1139 und hinterließ die Burg seinem zweiten Sohne Emicho VII., welcher von nun an die Boimeneburg bewohnte. Derselbe erscheint noch im Jahr 1155 in einer Urkunde.

Von Emicho's VII. Enkeln wurde Rupert Stammvater der neubaumberg'schen, Gerhard der altbaumberg'schen Linie des Geschlechts. Beide werden unter dem Namen Rupertus et Gerhardus hirsuti comites (Raugrafen) in einer Urkunde Kaiser

Friedrich's II. vom Jahr 1214 aufgeführt. Rupert erbaute im Jahre 1242 in einer Entfernung von 2 Stunden eine neue Burg und nannte sie Neubaumberg; seitdem hieß die Stammburg Altbaumberg. Durch die Heirath einer Erbin von Altenbaumberg kam ein Theil der Stammburg an den Grafen Heinrich von Homburg. Von dieser Zeit an wurde Altenbaumberg eine Gauerbenburg, auf der mehrere verwandte Geschlechter ihre eigenen Wohnsitze, sogenannte „Burgschau", hatten.

Um's Jahr 1279 versetzte der Raugraf Georg I. seine halbe Burg Altbaumberg an seinen Vetter Philipp von Falkenstein. Sofort baute er der alten Burg gegenüber die neue Burg, und dann zwischen beide hinein die Mittelburg innerhalb der Ringmauern der alten Burg.

Die Mittelburg kam an Graf Heinrich von Homburg und seine Nachkommen, die auch den Titel Raugrafen angenommen.

Mit einem Enkel Georg I., dem Raugrafen Wilhelm, erlosch die Linie der Raugrafen von Altenbaumberg und ihre Besitzungen gingen auf die jüngere Linie zu Neuenbaumberg, sowie auf die Herren Philipp und Conrad von Bolanden, Verwandte Wilhelms von Altenbaumberg, über. Doch vereinigte Philipp von Bolanden bald den größten Theil der Burg Altbaumberg in seinen Besitz. Im Jahr 1371 versetzte er dem Pfalzgrafen Ruprecht I. um 7000 fl. die Mittelburg. Nach seinem Tode, im Jahr 1376, verkaufte sein Bruder Conrad demselben Alles, was er an den Burgen Altenbaumberg u. s. w. besessen. Philipps Tochter, Anna, brachte Alles, was noch von altenbaumberg'schen Besitzungen überblieb, an ihren Gemahl, Raugraf Philipp II. von Neuenbaumberg. Dessen Sohn Otto verkaufte im Jahr 1456 und 1457 seinen Theil an der Raugrafschaft mit allen dazu gehörigen Rechten ꝛc., namentlich die Stammburg Altenbaumberg um 4000 fl. an den Pfalzgrafen Friedrich. Mit diesem Verkaufe waren jedoch seine Söhne Engelbert, Georg und Reinhard nicht zufrieden, aber sie konnten den Handel nicht mehr rückgängig machen. Engelbert soll als der Letzte des Geschlechts noch im Jahr 1500 gelebt haben. Ob und wie die gräfliche und freiherrliche Familie von Boineburg indessen mit den Raugrafen von Boimeneberg Stammverwandte sind, können wir nicht näher beweisen.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts belehnte der Kurfürst von der Pfalz die Freiherrn von Mudersbach mit dem Schloß und der Herrschaft Baumberg. Mit einer Erbtochter, Elisabeth, der Letzten ihres Geschlechts, die an Hartmuth von Cronberg um das Jahr 1596 verheirathet war, kam die Grafschaft Baumberg an dieses

freiherrliche Geschlecht, das im Jahr 1704 ausgestorben. Als nun heimgefallenes Lehen belieh der Kurfürst seinen General Kempt von Waldekur damit, und als diese Familie ausstarb, trat es der Kurfürst an die Herzoge von Zweibrücken ab. Von diesen vertauschte Herzog Friedrich die Herrschaft nebst Zubehör an die Fürstin von Isenburg gegen das Dorf Bosenheim, welche sie bis zur französischen Revolution inne hatte.

Ueber die Schicksale der Burg Altenbaumberg wissen wir nur so viel, daß sie wenigstens theilweise schon im Jahr 1482 ein Burgstall gewesen, denn man benutzte schon damals ihre Steine zur Wiederherstellung der Ebernburg. Im 30jährigen Kriege besetzte sie General Spinola mit seinen Spaniern; im Jahr 1646 ging sie mit Akkord an einen schwedischen General über. Im Jahre 1666 eroberte sie Kurfürst Carl Ludwig im Kriege mit Lothringen, und im Jahr 1689, da Louvois Raubhorden die ganze Pfalz in Raub und Flammen aufgehen ließen, zerstörte sie der Franzose Bouflers auf Befehl Montals, der auf Montroyal an der Mosel hauste.

Nur durch einen Thaleinschnitt, in dem ein Bächlein rinnt, von Altenbaumberg getrennt, ragt auf einem etwas niedrigen Hügel die Burg

Treuenfels,

welche ehemals zu Baumberg gehörte, und gleichsam als ihre Vorburg zu betrachten war. Ihr starker runder Thurm auf steiler Höhe war schwer zu erobern, zumal da man von Baumberg aus die an sie andringenden Feinde mit Geschossen bestreichen konnte.

Raugraf Conrad II. erbaute die Burg mit seinem Vetter Heinrich I. von Neuenbaumberg. Die Burg vererbte im Jahr 1358 an die Herren von Bolanden und diese übergaben sie den Burgmannen und Gemeinherren: Philipp und Heinrich von Neuthal, Diether von Wachenhausen, Bechtold Stanzo von Neuenbaumberg und Johann Schweif Krispach von Bardtenheim, welche einen Burgfrieden unter einander errichteten. Im Jahr 1391 übergaben diese Gemeinen die Burg Treuenfels dem Pfalzgrafen Ruprecht, der einen Herrn von Sturmfeder damit belehnte. Die Burg theilte das Loos der Zerstörung mit Altenbaumberg.

Eine liebliche Sage berichtet über den Ursprung der Burg Treuenfels.

Mainz lag in Fehde mit Raugraf Conrad II., der mit seinem Vetter Heinrich I. eine Waffenbrüderschaft geschlossen hatte. Der

Erzbischof bedrängte Altbaumberg sieben Wochen, so daß der Mundvorrath darin ausging und die Mauern fast nicht mehr widerstanden. Umsonst sah man nach Neuenbaumberg um Hülfe, denn auch diese Veste war vom Feinde umlagert. Heinrich hätte wohl abkommen können, weil sein Bruder ihm zur Seite stand — aber wie durch die Linie gelangen. Da erspähte man einst in mondheller Nacht, daß die Reisigen, welche am steilsten Theile seiner Burg Wache hielten, leise abstießen. Heinrich ahnte, was vorgehen sollte. Da knüpfte man lange Seile zusammen und ließ sie bis auf einen Felsenvorsprung hinabhängen, von dem weniger schwierig hinabzuklettern war. In voller Rüstung ließ er sich zuerst hinab; fast die Hälfte seiner Reisigen folgte. Glücklich erreichten sie den Thalgrund, wo sie sicher waren. Auf weiten Umwegen wanderten sie die Nacht und gegen Tag sahen sie des Feindes Lager da, wo später Treuenfels erbaut wurde.

Der Mond war untergegangen. Heinrich schlich daher mit seinen Leuten dem feindlichen Lager möglichst nahe, wo er hinter dem Gestrüppe lauerte. Als hierauf die Bischöflichen mit Anbruch des Tages die Burg zu stürmen anfingen, zündete er ihr Lager an und fiel ihnen mit Schlachtruf in den Rücken. Die Feinde stürzten zurück und fielen unter den Schwertern der Neubaumberger. Conrad erkannte schnell den helfenden Vetter und fiel nun mit seinen Mannen ebenfalls durch die Ausgangspforte auf den Feind, der bestürzt floh. Mit der Morgensonne fanden sich die Waffenbrüder auf dem Felsenkopf, wo des Mainzer Feldhauptmanns Zelt gestanden, und fielen sich einander in die Arme.

„Hier soll eine Burg erstehen", rief Heinrich, „daß nicht wieder gleiche Gefahr dir komme."

„Wir wollen zusammen bauen", erwiderte Conrad, „und die Burg soll als Zeugniß deiner Treue — Treuenfels heißen."

Die Burg erstand hernach wirklich. Heinrich's Bruder hatte in jener Nacht die geschwächten Belagerer ebenfalls geschlagen und das Lager mit großer Beute erobert. Eine Sühne mit Mainz sicherte sofort den Frieden.

Sagen.

I.

Marie von Brabant.

Einer des Geschlechts der Raugrafen v. Boimeneburg spielt eine traurige Rolle in der Geschichte Herzog Ludwigs des Strengen von Bayern, Pfalzgrafen bei Rhein.

Herzog Ludwig hatte Marien geheirathet, die Tochter Herzog Heinrichs von Brabant, eine Enkelin des von dem Wittelsbacher ermordeten Königs Philipp. Sie lebte in Jeglichem ihres Standes und ihres Geschlechts würdig, der erste Schmuck eines Hofs, an dem sich so manche ehrenwerthe Männer versammelten. Unter diesen zeichnete sich durch Tapferkeit und Gewandtheit in Worten und in Umgang der Raugraf Heinrich von Boimeneburg aus. Mehrere Male spielte die Herzogin Schach mit ihm, was sein Zutrauen so erhöhte, daß er sie bat: sie möge ihn, gleich andern ihrer näheren Diener, künftighin duzen und nicht mehr ihrzen, oder mit ihr anreden. Die Herzogin aber schwieg und ließ es beim Alten.

Bald nachher zog ihr Gemahl ins Feld gen Augsburg und setzte sich so vielen Gefahren aus, daß Marie ihn, obgleich vergeblich, warnte. Da schrieb sie zu demselben Zweck ein zweites Mal an den Herzog und gleichzeitig an den Raugrafen: „er möge mit Fleiß dahin wirken, daß ihr Gemahl das Feld verlasse, dann wolle sie ihm auch die Bitte gewähren, um welche er sie so oft gebeten habe."

Statt des erstern kam durch Verwechslung dieser letzte Brief in die Hände Ludwigs, welcher die ihm unklaren Worte sogleich auf's Aergste mißdeutete, in sinnlicher Wuth den Boten niederstieß, und Tag und Nacht reisend, unmittelbar am Abend des 18. Januar 1226 in Donauwörth anlangte, wo sich seine Gemahlin und seine Schwester, die Königin Elisabeth, Conrads IV. von Staufen Gemahlin, aufhielten.

Beide empfingen ihn mit ungeheuchelter Freude, er aber rief seiner Gemahlin entgegen: sie sei eine Ehebrecherin und müsse sterben! — Diese fast betäubt vor Schreck und Schmerz,

bat, wo nicht um Beweise so schwerer Anklage, doch um Frist, damit sie ihre Unschuld darthun könne. Allein weder ihre Bitten, noch die dringende Fürsprache der Königin Elisabeth konnten den Herzog erweichen, oder auch nur zur Besinnung bringen.

Das Fräulein Elise von Baumberg durchbohrte er, denn sie wisse von dem Verrath, — mit einem Messer; eine andere ließ er von der Mauer des Thurms hinabstürzen, daß sie starb. Jetzt kam die Reihe an seine Gemahlin. Ungerührt durch die steigende Wehklage, durch ihr und der Uebrigen lautes Flehen, durch die Schönheit der Unschuld, durch die sonst jedes schlafende Gewissen aufweckenden Mannsthaten beharrte er bei der satanischen Verstocktheit, die er Gerechtigkeit nannte: Marie mußte niederknien und ein Wächter sie enthaupten.

Noch in dieser Nacht des Gräuels und des Jammers erhielt der Herzog überzeugende Beweise von der Unschuld seiner Gemahlin. Da brach seine angebliche Kraft zusammen, und Mark und Bein wurden ihm von der Gewissensangst so furchtbar erschüttert, daß der erst 27jährige braungelockte Mann am andern Morgen, zum Entsetzen Aller, mit ganz ergrautem Hauptthaar hervorging.

Der Raugraf war unterdeß der ihm zugedachten Rache entkommen, und machte aller Welt seine und Mariens Unschuld glaubhaft.

Als Zeichen der Reue erbaute Ludwig das Kloster Fürstenfels, aber so viel dergleichen Handlungen in jener Zeit auch galten, Liebe und Vertrauen konnten sie nicht erzeugen.

II.

Die Lilie auf der Baumburg.

Die Abendsonne neigte sich bereits tief im Westen, da erklomm eine rüstige junge Gestalt in der Tracht eines fahrenden Schülers den steinigten, steilen Pfad, der zu den Mauerresten der verfallenen Burg Altenbaumberg führte.

Von Zeit zu Zeit blieb der Wanderer stehen, um wieder Athem zu schöpfen und starrte gegen das moosige Gestein der alten Veste, um das sich der Epheu rankte, als wollte er eine alte Sage verhüllen und das Geheimniß vor den Neugierigen schützen, das in diesen Hallen wehe.

Jetzt läuteten rings im Thale die Glocken zum Abendgebet und der Mond ging drüben über dem Schwarzwaldgebirge schon auf, um in kurzer Frist die Sonne abzulösen — der Jüngling blieb wieder stehen — er hatte eine menschliche Stimme erlauscht, die aus dem zerfallenen Getrümmer herausschallte.

Nach einigen Augenblicken trat durch eine Oeffnung, die früher, den gewölbten Steinen nach, wohl die Hauptpforte der Burg gewesen sein mochte, ein Greis, in einen langen weiten Schäfermantel gewickelt — eine kleine Zahl Schaafe folgten ihm, da und dort in den alten Gräben das magere Gras im Weiterzuge abweidend.

„Wohin? junges Herrlein!" fragte der Schäfer, „der Abend neigt sich und Mensch und Vieh suchen ein Obdach — Ihr aber scheint mir hier fremd zu sein und nicht zu wissen, daß hier oben keine Herberge zu finden ist!"

„Ha!" lachte der junge Mann, „ein junges Blut, ein fahrender Schüler nimmt in einer schönen Sommernacht den grünen Rasen unter dem Vorsprung einer alten Mauer für ein Bett in der Herberge und deckt sich mit dem blauen Himmel zu und wer weiß, ob nicht in diesem alten Gemäuer ein Schatz zu heben ist!"

„Leichtes Blut!" lächelte der Schäfer, „von Schätzen habe ich nie gehört, so alt ich bin, daß hier ein solcher vergraben ist, aber weil Ihr denn doch einmal gerne in längst verfallenen Schlössern Euch umzuschauen scheinet, so kommt mit mir hinein, wo einst der Schloßplatz war und vernehmet, was ich Euch erzählen will."

„So ein fahrender gelehrter Schüler", setzte er hinzu, „bringt es vielleicht in Reime, daß die Mädels und Bursche in den Lichtgängen es singen!"

Willig folgte der Jüngling dem Schäfer, der seine Schaafe unter der Obhut seines Hundes ließ und kletterte mit ihm über steinigtes Geröll, bis sie einen kleinen freien Platz erreichten, auf dem wegen seines felsigen Bodens aber kaum das Gras zu sprossen vermochte.

„Hier", sprach der Schäfer und führte seinen Begleiter an eine etwas erhabene Stelle, aus welcher der felsige Untergrund zu Tage stund, „hier betrachtet diese Stätte und dann höret die Kunde, die sich von Urahnen auf Enkel vererbte."

Er lehnte sich bei diesen Worten an eine nahe Mauer, die beiden Arme auf seinen Schäferstock gestützt, und begann:

„Vor mehreren hundert Jahren war dieses Schloß schon

zerfallen, aber sein einstiger Besitzer hatte noch keine Ruhe gefunden.

Hundert volle Jahre erschien nämlich eine Gestalt, fahl wie der Tod und zusammengekrümmt, in alter verschollener Tracht vom Frühjahr bis zum Winter jeden Abend mit Sonnenuntergang und setzte sich hieher an diese Stelle."

„Da wird", fiel dem Schäfer der Jüngling ins Wort, „also doch hier ein Schatz begraben gewesen sein, welchen der Alte hütete!"

„Ja wohl, ein Schatz", entgegnete der Schäfer, „aber kein solcher, wie Ihr es meinet — doch höret: hier an dieser Stelle, aus dem steinigen Untergrunde, sproßte nämlich alle Frühjahr ein Lilienstengel hervor und trieb zwei Kelche und blühte bis zu Winters Anfang.

Es war eine Wunderblume, denn selbst wenn — das Schloß war dazumal noch bewohnt — die muthwilligen Knappen den Stengel abhieben, so erschien er des andern Morgens wieder mit seinem schmucken Knospenflor. Dabei neigte sich die Lilie stets zur Erde und Thautropfen wie Thränen perlten fort und fort aus ihren beiden Kelchen.

Bei dieser Lilie nun saß täglich vor Anbruch der Nacht, so lange sie blühte, jene alte verwitterte Gestalt — sie kauerte sich nieder und rang zitternd die dürren Hände gen Himmel — aus den Augen flossen Thränen, die Lippen bebten — aber kein Laut entfuhr denselben, und die Zunge schien gebannt zu sein.

Wie von unsäglichen Schmerzen gefoltert, küßte dieses gespenstige Wesen die Lilie, als wollte es ihr Leben einhauchen — dann sank es wieder zurück und schmerzliches Zucken schien anzudeuten, als ob längst verschollene fürchterliche Träume es quälten.

Ein räthselhaftes Band schien zwischen der Lilie und dem alten Männlein seinen Zauber geflochten zu haben. Die Blume, mußte man schließen, wußte allein um seinen stummen Gram.

So flossen hundert Jahre dahin — Geschlechter wechselten — er blieb zurück, vom Tode zurückgestoßen, von des Lebens schweren Banden umklammert, ohne in denselben mehr erwarmen zu können. Der Fluch schien ewig sich an ihm zu rächen, denn das Herz wollte immer noch nicht brechen.

Eines Abends saß er wieder, wie immer, im stummer Klage neben der Lilie, die Hände verzweifelnd gegen die Brust schlagend — da erschien ein Ritter in lichten rosigen Wolken. Golden schimmerte seine Rüstung und Verklärung leuchtete aus seinem milden Angesicht. Feierlich reichte er dem Lebendig-Todten die

Hand und sprach: Du trugst des Himmels schreckliches Gericht, aber nun ist die Stunde der Erlösung für dich gekommen!

Hierauf berührte die Erscheinung die Lilie, um deren Kelche eben die letzten Strahlen der Sonne schwammen, wie krampfhaft zogen sich die Blätter zusammen und ein zartes Flüstern tönte aus den Kelchen.

Wie aus einem bösen Traum erwachend, schüttelte das alte Männlein die weißen Locken — er sah erschrocken nach der Lilie, während rings im Thal die Glocken zum Abend läuteten und bei ihren Klängen die Erscheinung in Nebel sich auflöste.

Der Greis rieb sich die Stirne — die Lilie war verwelkt, matt und schlaff hingen die Blätter herunter, die Kelche waren halb zusammengezogen und schlossen sich allmälig ganz. Aber bei jeder Bewegung der sterbenden Blume fühlte er, wie auch in seinen Gliedern das Blut mehr und mehr stockte. Seine Knie schwankten, sein Haupt neigte sich — nur noch wenige stille Seufzer und er sank todt neben der Lilie nieder."

Der Schäfer hielt inne und spielte stumm mit dem Stabe.

„Eine wundervolle Mähre!" sprach der junge Wanderer, „aber weiß man denn nichts davon, in welchem Zauberbann der alte Ritter zu der Lilie gehalten oder verstrickt war. Welch ein Fluch band ihn denn an diese Blume — und welch geheime Kraft beseelte diese?"

„Lieber Geselle!" entgegnete der Schäfer, „es ist eine schauerliche Sage — doch kommt, es dämmert schon und meine Heerde sucht ihren Stall drunten im Dörflein. Auch Ihr könnt hier kein Lager finden. Darum begleitet mich hinab, und während wir zum Thale ziehen, sollt Ihr das Weitere hören."

„Aber zuvor will ich einen Stein von dieser Stätte mitnehmen", entgegnete der Wanderer, „zum ewigen Angedenken an diese Wunderstätte, aus welcher die Zauberlilie sproßte."

Er grub sich einen Stein unter der Moosdecke hervor und dann schritt er mit dem Schäfer zu den Ruinen hinaus. Dieser aber begann, als er seine kleine Heerde gesammelt:

„Das alte Männlein, das erst nach hundert Jahren Erlösung gefunden, war einst ein tapferer, angesehener Ritter. Sein Felsenschloß waren jene zerfallenen Mauern, die wir so eben verließen.

Alles, was die Welt dem Sterblichen zu bieten vermag, nannte er einst sein — eine stattliche Burg und viele Dörfer mit fleißigen Unterthanen. Aber die Perle in seinem Besitzthum, im Kranze Alles dessen, was er stolz als sein Eigenthum über-

blickte, war ein junges, reizendes Weib — ein Engel an Leib und Seele. Doch blieb er kinderlos an drei Jahren — es war der einzige Schatten, der sein Herz trübte.

Da ritt er einst nach Straßburg. Ein buntes, lautes Leben durchdrang die Stadt. Männer und Weiber strömten auf den Münsterplatz, denn ein französischer Mönch war angekommen, der predigte mit Donnerstimme: Auf! auf! geliebte Christenheit! Verkaufet, was Ihr habt, und nehmet das Kreuz — heftet das heilige Zeichen der Erlösung auf Eure Brust und greifet zu Schwert und Lanze!

Das heilige Grab, die Stätte, wo der Gottmensch gelitten und gestorben, ist beschimpft und entheiligt durch die Fußtritte der Ungläubigen! Auf und laßt sie uns erobern um unserer Seelenheil willen! Und wer einen Segen sich wünschet vom Himmel und hat einen christlichen Wunsch, dem wird er erfüllt werden, so er eintritt in die Reihen der Kämpfer des gebenedeiten Kreuzheeres! Gott ruft Euch und Gott will's!

Gott will's! Gott will's! schrieen Tausende von Bürgern und Reisigen und Rittern, die den Mönch umstanden. Gott will's! rief auch unser Ritter — denn es war ihm wie ein inneres Licht aufgegangen, daß er jetzt das Mittel gefunden, einen Erben seines Geschlechtes zu erhalten.

Gott will's! sprach er, als er zu Haus angekommen und sein edel Gemahl ihn zum Willkomm umarmte — Gott will's, daß ich das Kreuz nehme — es ist ein Ruf vom Himmel und der Lohn wird die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches sein!

Schon nach vier Wochen sammelten sich stattliche Haufen Kriegsleute drunten im Rheinthale. Aus jeder Burg ritten Reisige — in jeder Stadt schwenkten rüstige Bürger die Kreuzesfahne. Mit ihnen zog unser Streiter den Rhein hinauf gen Basel, nachdem sein Gemahl unter heißen Abschiedsthränen ihm selbst das rothe Kreuz auf den Mantel gestickt hatte.

Nach mancherlei Gefahren und blutigen Gefechten hatte der Ritter die Stadt Jerusalem erreicht, war vor den Mauern schon von Ferne in die Knie gesunken, als er die heilige Stätte erblickte. Zum Thor von Damascus war er eingezogen, das Roß am Zügel und mit gesenktem Haupte — am heiligen Grab hatte er gebetet und seines Gemahls gedacht, und den Himmel angefleht, ihm einen Sohn zu schenken.

Mehrere Monden hatte er in der Stadt verlebt, war hinüber gepilgert in das zwei Stunden entfernte Bethlehem, hatte den Oelberg bestiegen und war durch das wilde, schroffe Felsen-

thal gewandert, wo dicht unter den Mauern der Stadt der Hof Gethsemane mit seinen 1000jährigen Oelbäumen liegt. Ueberall hatte er Denkzeichen zu sich genommen von den heiligen Stätten. Jetzt, als er eines Abends von dem Thurm der Burg Davids hinaussah über die Stadt und ein frischer Abendwind von dem Meere her um ihn wehte — faßte ihn unendliches Heimweh nach seinem lieben Gemahl mit solch unwiderstehlicher Gewalt, daß er selbst die Genesung eines Kampfgefährten und Nachbars nicht mehr abzuwarten sich im Stande fühlte, wiewohl derselbe nach acht Tagen wieder allem Anschein nach zu Roß steigen konnte.

Er eilte des andern Morgens zu ihm, schüttete sein Herz vor ihm aus und schilderte ihm, wie er keine Stunde mehr es auszuhalten vermöge. Dann nahm er Abschied und ritt mit leichtem Herzen zur Stadt hinaus.

Am dritten Tage saß er in der Hafenstadt Joppe draußen vor einer Herberge auf dem Damm, an dessen Felsen sich die Brandung der blauen Meereswogen brach.

Ein dichtes, buntes Gewimmel bewegte sich im Hafen, viele Schiffe lagen vor Anker und waren entweder erst eingelaufen oder warteten eines günstigen Windes und voller Ladung, um hinauszusegeln nach den Küsten des Abendlandes.

Ritter, Reisige, Pilger, Mönche und Schiffsleute von allen Nationen drängten sich durcheinander, Gesänge und Flüche erschallten in englischer, spanischer, französischer, italienischer, deutscher und böhmischer Sprache.

Auf einmal tauchte eine Gestalt vor ihm auf, die so eben aus einem Boote ans Land sprang. Gang und Haltung däuchten ihm bekannt, obwohl der bunte, fremdartige Anzug nicht dazu zu passen schien.

Aber je näher der Fremdling kam, desto forschender ruhte das Auge des Ritters auf ihm, bis derselbe einige Schritt vor ihm Halt machte und ausrief: „Wie Eberhard — seid Ihr's — allen Heiligen sei Dank, daß ich einen Landsmann hier treffe!“

Jetzt war es dem Ritter kein Zweifel mehr — Kunz von der Rietburg stand vor ihm in zerrissener Schiffertracht von griechischem Schnitte. „Woher? woher? in diesem seltsamen Aufzug“, fragte Eberhard, „wann seid Ihr von der Heimath weggeritten, wie geht es in Deutschland, am Rhein, was macht mein theuer Ehegemahl? Doch — setzte er hinzu — kommt herein in die Weinlaube, die dort an die Herberge sich anschließt — ein Becher voll Chioswein wird Euch munden auf Eure Seefahrt!“

Er zog ihn stürmisch hinein in die Laube, ließ einen Krug Wein auftragen, ergriff dann des Ritter Kunz seine Hand und, nachdem dieser einen vollen Becher geleert, begann er: „Vor acht Wochen zog ich weg von der Heimath — Alles ging glücklich, aber als wir uns in Italien eingeschifft, wurden wir nach mehrtägigem Sturm an die afrikanische Küste verschlagen und dort von den Ungläubigen gefangen genommen. Als Ruderer wurden wir auf ein Schiff gefesselt und mußten hinüber gegen Neapel auf einen Raubzug. Dieses war unser Glück, denn von einem christlichen Schiffe mit Kreuzfahrern wurden wir wieder befreit. Ich habe nichts verloren als den Waffenschmuck und trage nun das Gewand eines griechischen Schiffers!"

„Gott sei Dank!" rief Eberhard und füllte dem Landsmann den Becher wieder, „aber jetzt sprich, wie steht's in der Heimath; morgen nimmt mich ein Segel auf, denn eine heiße Sehnsucht treibt mich zu meinem theuern Gemahl — habt Ihr sie nicht gesprochen vor Eurer Abreise?"

Der Ritter Kunz verzog mitleidig seine rauhen Züge und räusperte sich, auf den Boden stierend, während ein halblauter Seufzer über seinen Lippen schwebte.

„Um Gotteswillen sprecht!" rief Eberhard, „was ist's — sollte sie krank sein — vielleicht gar gestorben?"

„Verzeiht!" entgegnete Kunz mit verhaltener Stimme — besser wäre es, Ihr hättet Recht — aber —"

„Heraus! heraus!" schrie Eberhard und seine Brust pochte ungestüm, „heraus mit der Rede!"

„O! tobt nicht so", fuhr Kunz fort, „das Schicksal, das Euch trifft, hat Manchen schon getroffen, denn Trennung ist der Liebe Grab, der Stein, an dem des schwachen Weibes Treue zerschellt!"

„Das lügst du", knirschte Eberhard, „wenn du auf Bertha, mein Gemahl, es beziehst!"

„So weiß ich Nichts von der Heimath zu erzählen", lächelte bitter Kunz und trank seinen Becher ruhig aus.

Doch nur um so mehr drang jetzt Eberhard in ihn und allmälig trat dieser nun mit der Kunde heraus, daß Eberhard sein Glück mit einem Edelknaben theile, und daß Kunz bei seinem Abschiedsbesuch ein Brieflein, das er auf dem Betpult im Zimmer Bertha's erblickt, ohne bemerkt zu werden, zu sich gesteckt habe, worin der Edelknabe sie um Erlaubniß weiterer Besuche in heißer Liebe anflehe.

„Ich wollt's Euch bringen als biederer Freund", schloß er seine Rede, „aber, ob es noch leserlich, mögt Ihr selbst urtheilen, denn ich trug es unter dem Wamse und als wir strandeten, da hat die Salzfluth es benetzt.

Der Brief ward gelesen, der wie tausend Dolchstiche das Herz Eberhards durchzuckte und nachdem er ihn zehnmal wieder gelesen, sprach er zu Kunz, „nimm meine Rüstung, meinen Ritterschmuck und tausche mir dagegen deinen Schiffer-Mantel — leb' wohl und kehre glücklicher in die Heimath zurück, als ich, der auf ein Weib ich baute. Eiligst schritt er dem Schiffe zu, das des andern Tages die Anker lichtete, — Kunz aber brummte höhnisch lächelnd ihm nach: „Da wandelt er, der einst mein Lebensglück mir nahm, obgleich er es nicht wußte, wie heiß ich Bertha geliebt — er selbst rächt mich an ihr dafür, daß sie einst schnöde mich abgewiesen — glückliche Reise — mein Mittel hat gewirkt — der Tod sitzt ihm im Herzen und stößt den Dolch auch ihr ins Herz!"

Wieder sank auf Deutschlands Fluren ein herrlicher Abend, da schritt in Bettlergestalt ein Mann der Altbaumburg zu, die Hand krampfhaft an den Dolch gelegt. Bleich, als ob ihn Wahnsinn überkommen, hielt er den scheuen Blick auf die Burg gerichtet, um die der Sonne letzte Strahlen zitterten. Die Thräne, die über seine hohlen Wangen in den Bart sich geflüchtet, schien er dem eigenen Herzen zu verbergen und wankte weiter den Felspfad hinauf, zitternd und vernichtet. Alles war still und todt in dem Schloßhof, und von Niemand gesehen stieg er die Wendeltreppe hinauf, schlich den langen Gang fort, der zum Gemach seines Gemahls führte. Da huschte eine leichte Gestalt an ihm vorüber und pochte an das Zimmer. Es war der Edelknabe — doch plötzlich sank er mit einem lauten Schrei zu Boden — die knochige Hand des Bettlers zog stumm den Dolch aus der Brust und noch rauchend vom Blute, schwingt er ihn zu neuem Mord.

Er reißt die Thüre auf — entgegen stürzt ihm erschrocken das Gemahl — nie war sie so schön, obgleich der Schrecken ihr Antlitz erfaßt — wie fuhr sie entsetzt vor dem gräßlichen, wuthentstellten Gesicht des Bettlers zurück — aber ehe sie ihn zu erkennen vermochte, schrie er, den Dolch ihr in das Herz stoßend: „Fahre hin dem Knaben nach in die Hölle, dem du das Herz in Buhlerei zugewendet, so rächet ein Gemahl seines Hauses Ehre!

Auf diese entsetzliche That lief Alles Burggesinde zusammen. Eberhard aber sprach auf die Leiche starrend: „O hätte auch ich mein bitteres Leben geendet — ach! ich gehe fortan hoffnungslos durch das Leben!“

Dann aber wandte er sich gegen seine Knechte: „schafft sie hinab in den Schloßhof und scharrt sie ein in ungeweihte Erde — kein Todtenglöcklein — kein Priester segne sie ein!“

Erschrocken gehorchten die Knechte und gruben das Felsengrab, um ihrer Herrin die letzte Ruhestätte zu bereiten. Nur Einer, im Schmerz über den gräßlichen Frevel — es war der älteste Diener, der seinen Herrn schon als Kind auf den Armen gewiegt — erhob seine zitternde Stimme und sprach: „Gott sei Euch gnädig, Herr! Ihr habt einen Engel der Treue erschlagen!“

Des andern Morgens aber sah man bei den ersten Strahlen der Sonne zwei Lilienkelche aus dem Grabe sich erheben, die über Nacht aus dem felsigten Gestein entsprossen.

Seit jenem Tage war die Ruhe Eberhards dahin — er sah die Lilien als Himmelszeichen der Unschuld aus dem Grabe sprossen. Jeden Abend wandelte er fortan zur Lilie und bat sie um Gnade und Verzeihung.

Der Ritter Kunz kehrte nie mehr vom heiligen Land zurück.“

„Habt Dank! für diese schöne Mähre“, sprach der junge Wanderer, als der Schäfer geendet und sie das nächste Dörflein erreicht hatten. Das ist eine Sage, die so zart und rein — will sie in schöne Reime bringen und beim ernsten Klang meiner Laute sie weithin verkünden ins deutsche Reich!

Fr. Norden.

III.

Das Mährchen von der Lilie.

Ich hatte lange mir schon vorgenommen,
Die Sage von der Lilie zu erzählen:
Doch nun, da ich zum Schauplatz selbst gekommen,

Kann das Gefühl es nicht verhehlen,
Mein schönes Kind, noch einen Becher Wein!
Drum laß zum Rasten mich die Trümmer wählen,

Wo wolkenhoch um moosiges Gestein
Aus dunkler Erd' sich Epheublätter ranken,
Wie oft, aus unsres Busens heilgem Schrein

Ums eigne Herz sich himmlische Gedanken
Und willst Genosse du mir sein da oben?
Wohlan so folg dem Fremdling ohne Wanken.

Hier liegt die Burg, vom Abendlicht umwoben
So ernst, wie längst vergangner Zeiten denkend
Wo mächtig ihre Thürme sich gehoben;

So still, wie in die Sage sich versenkend,
Die als Geschichte nun den Rest umschlungen,
Das letzte Würd'ge schätzend und bedenkend.

O! diese Sage hat mich oft umklungen;
Sie ist so zart und rein, der Jugend gleich,
Wo sich das Herz vom Märchen hört umsungen.

Schenk ein! Dann laß an dieses Stamm's Gezweig
Dich zu mir nieder, selbst wirst du's erfahren,
Wie sie an Unschuld und an Glaube reich.

Mit jedem Frühling, schon seit hundert Jahren,
Entsproß des Schloßhofs dichtestem Gesteine,
Ein Lilienstengel einst. Man mocht ihn wahren,

Man mocht ihn tilgen, stets in gleicher Reine
Entkeimte ihm ein schmuckes Knospenpaar,
Und blühte bis zum eis'gen Winterscheine.

Und selbst wenn aus der kecken Ritterschaar
Ein wilder Muth den Stengel abgehauen,
Stand blühend drauf er wieder, wie er war.

Und neigte wieder sich, die Erd' zu schauen,
Und weinte Thränen, wie vom Schmerz gefacht
Das dorre Erdreich warm zu überthauen.

So stand er unversehrt von Sturm und Nacht.
Ein jeder ist aus seiner Näh' gewichen,
Und hat die Augen nicht emporgewagt.

Nur Einer, fahl, wie von dem Tod geblichen,
Nur Einer, taub und stumm und morsch und alt,
Kam jeden Tag zur Lilie geschlichen.

In seiner alten Tracht, verfurcht und kalt,
Durchzog er immer noch des Schlosses Raum,
Den er schon hundert Jahre stumm durchwallt.

Und wenn der Abend an der Berge Saum
Ergraut, dann sah man an der Blume Rand,
Geheimnißvoll ihn sitzen, wie im Traum.

Gen Himmel rang er zitternd dann die Hand,
Er öffnete die Lippen zum Erbarmen,
Und weinte, doch die Zunge blieb gebannt.

So saß er da! Was mochte sein dem Armen,
Der ausgestoßen aus dem Grabe schien,
Und nicht mehr in dem Leben konnt erwarmen.

Was mocht ihm sein? Er sah der Lilie Blühn
Und küßte sie so warm, als hauche er
In diesem Kuß sein ganzes Leben hin.

Und als ob nun sein Geist beruhigt wäre
Durchstrahlte ihn ein dunkles Ferngedenken,
Und wiegte ihn in Träumen bang und schwer.

Und tiefer schien sein Blick sich zu versenken,
Ein gräßlich Mahnen aus vergangnen Tagen
Die alten Züge krampfhaft zu verrenken.

Die Pulse fingen jagend an zu schlagen,
Ein jeder Hauch der engen Brust entstiegen,
Schien froh das müde Leben fortzutragen.

So kam der Schlaf, nicht um ihn einzuwiegen,
Nur um das alte Feuer wach zu schüren,
Das lang verzehrend trank, in kurzen Zügen.

Und wenn man sah das Fieber sich verlieren,
Dann schlug er müd die Augen auf und bang,
Sich nicht getrau'nd, zur Lilie sie zu führen.

Die blüthe fort und wo ein Müder rang
Im Staube, fluchbeladen, alt verlassen,
Da fing sie, von dem Herzen, das zersprang
Die Thränen lächelnd auf, die wunden, nassen.

So war die Ruh' ihm aus der Brust gerissen,
Was mocht' ihm sein? Und jener Lilie Prangen
Sie schien allein von seinem Gram zu wissen.

Er war einst glücklich! Was gekonnt verlangen
Des Herzens und der Jugend leichtes Sehnen,
Es stand bereit, ihn dienend zu empfangen.

Da kam der Krieg. Gerührt mit inn'gen Thränen
Empfahl er sein geliebtes Weib dem Freund,
Und suchte an das Schwert sich zu gewöhnen.

Die deutschen Fürsten hatten's gut gemeint!
Schon in das Land der Palmen eingedrungen
Verließ das Glück noch immer mehr den Feind.

Es strichen Monde. Alles war errungen,
Da saß im Abendgold einst unser Held,
Von trauten Abendbildern leis' umklungen.

Von manchen Träumen aus der Kinderwelt,
Die er als Jüngling schon verwirklicht fand,
Sah er in bunten Reihen sich umstellt.

Ein süßes Mahnen seiner Liebe wand
Den Blick ihm heimathwärts, da nahten Tritte,
Es war der Freund aus fernem Heimathland.

Er zog ihn dringend auf des Sitzes Mitte
Und hob, nach seinem lieben Weib zu fragen,
An ihn entzückt und stürmisch seine Bitte.

Doch der, verstummend auf sein rastlos Fragen,
Verzog mitleidig seine rauhen Züge,
Als wolle er bedauernd ihn beklagen.

Dann wußte er verschmitzt mit falscher Lüge
Das Herz mit argem Zweifel zu betrüben
Und that, als ob er nur Geringes rüge.

Und so die Wuth auf's Aeußerste getrieben,
Gab er dem Grafen einen Liebesbrief,
Von ihrem Knappen an sein Weib geschrieben.

Er fuhr zusammen, als er ihn durchlief,
Er las, als könnt' er seinem Aug' nicht trauen,
Und warf verzweiflungsvoll sich hin und rief:

O Gott, so mußte ich auf Treue bauen!
Dann stack er sich in alte Pilgertracht,
Und zog gen Abend hin in finsterm Grauen.

So sank sein Leben hin in dunkle Nacht,
Der Friede ward ihm aus der Brust gerissen,
Was er gelebt, geliebt, es ward verlacht.

Und rachesinnend ward er fortgerissen
Stets weiter nach der Heimath kühlen Lüften,
Die traulich grüßend kamen ihn zu küssen.

Er rannte fort! Schon hob aus reichen Triften
Sich seine Burg, das Schwert ward sein Willkommen,
Das rachelechzend hing an seinen Hüften.

Und bleich, als ob ihn Wahnsinn überkommen,
Hielt er den scheuen Blick auf's Schloß gerichtet,
Das von den letzten Strahlen war umglommen.

Die Zähre, die sich in den Bart geflüchtet,
Schien er dem eignen Herzen zu verdecken,
Und wankte weiter, zitternd und vernichtet.

Und manch' Erinnern kam ihn aufzuwecken,
Doch er erkannte nicht der Hoffnung Schimmer
Und schien am einst'gen Glücke zu erschrecken.

So stand er kalt an seines Weibes Zimmer.
Ihr Diener kam und bald in seinem Blut
Fiel dieser hin mit gräßlichem Gewimmer.

Entblößt von Mantel und von Pilgerhut,
Stürmt dann der Graf ins stille Frau'ngemach.
Ersticht das treue Weib in seiner Wuth.

So fahre Jenem in die Hölle nach,
Dem du dein Herz hast treulos hingewendet,
Und büß der Ehre und des Hauses Schmach.

O, hätte auch mein bittres Loos geendet,
Ich geh fortan, ein Müder, durch das Leben,
Mein Ruhm, mein Hoffen ist dem Tod verpfändet.

Im Schloßhof, wo sich Felsen dicht erheben,
Ließ er verscharren Abends still die Leichen,
Es hat kein Priester segnend sie umgeben.

Und als der Tag begann die Nacht zu scheuchen,
Sah man, vom heil'gen Glanze licht umflossen,
Zwei Lilienblüthen aus dem Grabe reichen,
Die aus dem Felsen über Nacht entsprossen.

Seit jenem Tag war seine Ruh' verschlagen
Er sah die Lilienblüthen schlank und hehr
In voller Unschuld aus dem Grabe ragen.

Da fiel es ahnend ihm auf's Herz und schwer,
Ein grimmig Mahnen hielt den Geist umfaßt,
Er hatte nun kein Ruh'n, kein Hoffen mehr.

Und wenn der Tag am Abend golderblaßt,
Dann sah er sich zur Lilie gezogen,
Und bat um Gnade, ob des Mordes Last.

Es ward ihm klar, wie ihn der Freund belogen,
Wie seine Lüste sich zum Hasse wandten,
Weil ihm das treue Weib nicht ward gewogen.

Geschlechter wechselten und Jahre schwanden,
Er blieb allein vom Tod zurückgestoßen,
Umklammert von des Lebens schweren Banden.

Ein harter Fluch hielt ihm das Grab verschlossen,
Sein müdes Auge mußt dem Fuße leuchten,
Der längst die alten Wege satt genossen.

Kein Trunk war, seine Zunge zu befeuchten,
Die fest getrocknet lang vergaß das Sprechen,
Kein Schall, kein Laut, die sein Gehör erreichten.

Der Fluch schien ewig sich an ihm zu rächen!
Er hatte hundert Jahre Buß getragen,
Und immer wollte noch das Herz nicht brechen.

Und eines Abends, als in stummen Klagen
Er wiederum zur Lilie gewandt,
Die Händ' verzweifelnd an die Brust geschlagen.

Erschien, umstrahlt von himmlischem Gewand,
Ein Ritter von holdsel'gem Angesicht,
Und reichte freundlich sprechend ihm die Hand:

Du trugst des Himmels schreckliches Gericht
Zu Ende. bald wird nun die Stunde kommen,
Wo dir versöhnend winkt das ewige Licht!

Die Lilie, von dem Abendstrahl umschwommen
Berührte er darauf mit heil'gem Zeichen,
Und welkend, war sie aller Kraft benommen.

Dann schwand er hin im nächt'gen Schweigen,
Der Alte schüttelte die weißen Locken,
Und Hoffnung schien ihm dämmernd aufzusteigen.

Und als zum Abend läuteten die Glocken,
Schien auch sein Ohr den frommen Ton zu fassen,
Und nach der Lilie sah er bang erschrocken.

Die stand gewelkt! Ein tödtliches Erblassen
Durchzuckte nun auch seine dürren Glieder,
Noch einmal sah man betend ihn sich fassen,
Dann sank er todt zum Fuß der Lilie nieder.

Moris.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die ehemalige Reichsburg Trifels bei Annweiler 1
Anebos 17
Scharfenberg 17
Sagen von Trifels 21
Richard Löwenherz auf Trifels und sein Minstrel Blondel 22
Burg Bocksberg 52
Sage von der guten Frau von Rosenberg 80
Der Sturm von Bocksberg 85
Faust=Sage von Bocksberg 88
Kloster Wittichen und die Legende von der gottseligen Lintgart . 91
Hohenrode, Rodeck, Thiersburg. Sagen und Geschichte 109
Hohenrode 110
Rodeck 113
Thiersburg (Diersburg) 118
Andere Version der Sage von Hohenrode 123
Brigitte von Hohenrode 124
Das Brittenschloß Hohenrode 125
Crautheim an der Jagst 131
Das Grabmal in der Burgkapelle 180
Burg Bodmann 198
Frauenberg 227
Möfingen 230
Hohenbodmann 232
Die Legende von St. Othmar 233

Seite

Die Sagen vom Nebelmännlein. Aus der Chronik . . 240
Spätere Aufzeichnung der Sage 244
Für sich bestehend die Nebelsage 245
Die mündliche Volkssage vom Nebelmännlein. 247
Die treue Amme auf Bodmann 249
Herr Rudolf von Bodmann und das Nebelmännlein . . 251
Die treue Maid von Bodmann 268
Das Schlößlein zu Sachsenflur im Schüpfergrund 272
Das Täubchen von Sachsenflur 277
Schloß Hachberg 303
Sagen 310
Schloß Zähringen 313
Der Köhler von Zähringen 320
Die Kapelle Liebfrauenbronn bei Werbach 324
Tiefenstein 333
Sagen 340
Die Kirche in Todtmoos 342
Limburg in der Pfalz und seine Vorwerke 348
Dürkheim und der Wurstmarkt 348
Die Limburg 351
Die Heidenmauer 355
Der Teufelstein 356
Die Hartenburg 356
Die Ewaldsburg 358
Der Drachenfels 359
Die Gründung des Klosters Limburg 361
Der Teufelstein 362
Der Wetttrunk von Wachenheim 364
Istein 369
Der Isteiner Friedhof 377
Hugideo. Eine alte Geschichte 380
Die Schnewburgen 390
Der Venusberg bei Ufhausen 397

Seite
Schloß Gamburg über der Tauber 399
Die Melusine von Eulschirben 404
Allzufrieden und Unzufrieden 411
Der Wassermann 414
Kastelberg und Schwarzenberg 415
Die feuersprühenden Kirschen 422
Untergang des Suckenthales 427
Der See im Kandel 430
Burg Hornberg am Neckar 432
Die Legende von der heiligen Notburga 445
Der Heidenjüngling und die christliche Jungfrau 450
Vom Ritter Bertram und seiner Tochter Mechtilde . . . 453
Notburga 456
Minna von Horneck 459
Ein heiter Lied von Götz von Berlichingen und Kunzen Schott 463
Götz von Berlichingen auf dem Hornberg 465
Die Kirche zu Hochhausen 467
Notburgalied, auf dem Neckar zu singen 476
Die Burg Dauchstein bei Binau am Neckar 478
Die Burgen Alt= und Neuwindeck in der Ortenau 483
Die Sagen vom Hennegraben bei Alt=Windeck 494
Die Jungfrau auf Burg Neu=Windeck (Lauf) 498
Die Geisterhochzeit auf Burg Lauf 503
Der Trank 509
Das Fräulein auf Windeck 510
Die Erscheinung 511
Der Vogt von Windeck und die Jungfrau von Bühl . . 512
Die Maria=Lindenkirche unterhalb Windeck 514
Ruine Stolzeneck am Neckar 518
Sagen von Stolzeneck 521
Zukunde von Stolzeneck 530
Die Sängerburg Hohenfels und die Heidenhöhlen am Bodensee . 532
Hero und Leander am Bodensee 547

Seite

Der Bräutigam 548
Minnelieder Burckhardt's von Hohenfels 550
Altenbaumberg in der Rheinpfalz 552
Treuenfels 555
Marie von Brabant 557
Die Lilie auf der Baumburg 558
Das Mährchen von der Lilie 566

Pracht-Ausgabe.

14. Lieferung. Preis 18 kr.

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz

mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen.

Illustrirt unter Leitung von

A. v. Bayer,

herausgegeben von

Ottmar Schönhuth.

Prospect.

Wie kaum eine Landschaft des deutschen Vaterlandes sind **Baden** und die **Pfalz** die Länder der Geschichten und Sagen. Durch ihre Gauen rauscht der sagenreiche Rhein und ein unendlicher Sagenschatz breitet sich über die zum Badener Lande gehörigen schönsten Theile des Bodensees mit den Feeninseln Mainau und Reichenau, den herrlichen Höhgau u. s. w. So ist es gewiß in den Augen aller Vaterlandsfreunde, aller Liebhaber der Geschichte und Sage gerechtfertigt, wenn wir mit allem Fleiß und aller Liebe zur Bearbeitung des inhaltsreichen Stoffes schreiten, die, für alle Stände bestimmt, von Allen dankbar willkommen geheißen werden soll, welche gern die Sagen und Geschichten der lieben Heimath lesen. Was bisher zu Tage gekommen durch den Fleiß eifriger Bergleute, im Schachte der Sagen, das soll wo möglich im alten chronikalischen Gewande wieder erscheinen, aber auch Neues und bisher noch weniger Bekanntes soll gegeben werden, denn wohl möchte der Herausgeber, als Antiquarius des Schwabenlandes, der schon seit mehr als dreißig Jahren im Schachte haut, Manches zu Tage bringen, was dem Auge der bisherigen Sammler entgangen ist — er wird also Altes und Neues aus seiner reichen Sammlung bieten. Dabei wird das Werk gegenüber den bisherigen Sammlungen aus Baden und der Pfalz, wieder ein neues in seiner Art sein, indem der Verfasser eine vollständige Geschichte und Beschreibung der Burgen, Klöster u. s. w. veranstalten wird, an die sich dann die Sagen und Märchen anschließen. So wird der Geschichte und Sage zu gleicher Zeit Rechnung getragen werden, demnach auch für den Historiker und Alterthumsfreund das Buch nicht ohne Interesse sein.

In Beziehung auf die Ausstattung sei noch bemerkt, daß der Verleger das Werk mit vielen Bildern versehen will, welche Ansichten und Grundrisse von Burgen, Klöstern und Kirchen, sowie Scenen aus Sage und Geschichte darstellen sollen. Der allwärts rühmlichst bekannte, in der Geschichte und Sage des Vaterlandes wie Wenige kundige, edle deutsche Meister, Herr Landesconservator Hofmaler **August von Bayer**, hat freundlich zugesagt, mit Compositionen seiner Künstlerhand das Buch schmücken zu wollen. Auch andere Künstler, wie Herr **J. Vollweider**, Maler und Inspector der Großh. bad. Kunstschule, Herr **Verhaas**, Herr **Julius Schnorr**, Herr **G. Kühn** 2c. werden zur Verschönerung unseres Werkes mit Liebe beitragen. Darum hoffen auch Verfasser und Verleger, daß alle Freunde vaterländischer Geschichte und Sage,

wie sie in den beschriebenen Ländern zahlreicher sind — in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft — als irgendwo, sie werden, das hoffen wir mit Zuversicht, dem Werke ihre freundliche Aufmerksamkeit zuwenden, bei dem Männer, wie die bekannten Forscher, Herr Professor **Fickler** in Mannheim, Herr Professor **Schreiber** in Freiburg, Herr Professor **Fecht** in Durlach, Herr Dr. **Stoll** in Kork, Herr **Alexander Kaufmann** und Herr Gewerblehrer **Fries** in Wertheim und andere Gelehrte von gutem Klang und Namen als Mitarbeiter zugesagt haben. Der Herausgeber, begeistert für die herrlichen Denkmale der Vorzeit und Gegenwart, wird also nicht allein stehen, sondern freudig arbeiten mit vereinten Kräften gleichgesinnter Freunde.

An Alle, welche bildliche oder schriftliche Vorarbeiten oder poetische Behandlungen der Sagen etc. besitzen, geht die freundliche Bitte, sie Herrn Conservator v. Bayer oder dem Verleger zur Benützung für unser Werk zur Verfügung zu stellen.

Der Herausgeber.

Prospect.

Wie kaum eine Landschaft des deutschen Vaterlandes sind **Baden** und die **Pfalz** die Länder der Geschichten und Sagen. Durch ihre Gauen rauscht der sagenreiche Rhein und ein unendlicher Sagenschatz breitet sich über die zum Badener Lande gehörigen schönsten Theile des Bodensees mit den Feeninseln Mainau und Reichenau, den herrlichen Höhgau u. s. w. So ist es gewiß in den Augen aller Vaterlandsfreunde, aller Liebhaber der Geschichte und Sage gerechtfertigt, wenn wir mit allem Fleiß und aller Liebe zur Bearbeitung des inhaltsreichen Stoffes schreiten, die, für alle Stände bestimmt, von Allen dankbar willkommen geheißen werden soll, welche gern die Sagen und Geschichten der lieben Heimath lesen. Was bisher zu Tage gekommen durch den Fleiß eifriger Bergleute, im Schachte der Sagen, das soll wo möglich im alten chronikalischen Gewande wieder erscheinen, aber auch Neues und bisher noch weniger Bekanntes soll gegeben werden, denn wohl möchte der Herausgeber, als Antiquarius des Schwabenlandes, der schon seit mehr als dreißig Jahren im Schachte haut, Manches zu Tage bringen, was dem Auge der bisherigen Sammler entgangen ist — er wird also Altes und Neues aus seiner reichen Sammlung bieten. Dabei wird das Werk gegenüber den bisherigen Sammlungen aus Baden und der Pfalz, wieder ein neues in seiner Art sein, indem der Verfasser eine vollständige Geschichte und Beschreibung der Burgen, Klöster u. s. w. veranstalten wird, an die sich dann die Sagen und Märchen anschließen. So wird der Geschichte und Sage zu gleicher Zeit Rechnung getragen werden, demnach auch für den Historiker und Alterthumsfreund das Buch nicht ohne Interesse sein.

In Beziehung auf die Ausstattung sei noch bemerkt, daß der Verleger das Werk mit vielen Bildern versehen will, welche Ansichten und Grundrisse von Burgen, Klöstern und Kirchen, sowie Scenen aus Sage und Geschichte darstellen sollen. Der allwärts rühmlichst bekannte, in der Geschichte und Sage des Vaterlandes wie Wenige kundige, edle deutsche Meister, Herr Landesconservator Hofmaler **August von Bayer**, hat freundlich zugesagt, mit Compositionen seiner Künstlerhand das Buch schmücken zu wollen. Auch andere Künstler, wie Herr **J. Vollweider**, Maler und Inspector der Großh. bad. Kunstschule, Herr **Verhaas**, Herr **Julius Schnorr**, Herr **G. Kühn** &c. werden zur Verschönerung unseres Werkes mit Liebe beitragen. Darum hoffen auch Verfasser und Verleger, daß alle Freunde vaterländischer Geschichte und Sage,

Germ. sp. 412
Zettler

5. Lieferung. Preis 36 kr.

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz

mit
ihren Geschichten,
Sagen und Märchen.
Illustrirt unter Leitung
von
A. v. Bayer,
herausgegeben
von
Ottmar Schönhuth.

Manuscripte,

welche fertig vorliegen oder in Vorbereitung sind:

Von Herrn Prof. Fecht:

Röteln.
Tiefenstein.
Badenweiler.
Hauenstein.
Wehr.
Bärenfels.
Neuenfels.
Ortenberg.

Von Herrn Prof. Fickler:

Heidelberger Schloß.
Heiligenberg bei Heidelberg.
Heiligenberg am Bodensee.
Kloster Neuburg bei Heidelberg.
Kloster Wittichen.

Von Herrn Gewerbslehrer A. Fries:

Gründung der Kapelle Liebfrauenbronn.

Von Herrn Dr. Emil Otto:

Strahlenburg.

Von Herrn Direktor Schmezer:

Ladenburger Kirche.

Von Herrn Prof. Schreiber:

Auggen.
Freiburg (Schloß, Münster, evangel. Kirche von Tennenbach, St. Ottilie, Karthause 2c.)
Hachberg.
Istein.
Kastelberg.
Kloster St. Ulrich.
Kibburg.
Kürnberg.
Riegel.
Schwarzenberg.
Schnewburgen.
Wißneck.
Zähringen.

Von Pfarrer Ottmar Schönhuth:

Die Jungfrau auf Burg Windeck (Lauf).
Burg Minneberg am Neckar.
Winhilde von Freudenberg.
Die schlimme Barbara von Horneck.
Minna von Hornbeck.
Trifels. Richard Löwenherz
Hildegard von Hoheneck.
Burg Lichtenstein.
Burg Ramberg. Sage vom Ritter Einaug.
Fürst von Stromberg.
Sagen von Kloster Rosenthal. Adolf von Nassau und Imagina.
Der Jungfernsprung bei Dahn.
Michael Mort.
Der Kellermeister von Arnsburg.
Burg Wildenstein. Adelheid von Flörsheim.
Historie vom Lindenschmitt.
Hohengeroldseck.
St. Blasien.
Täubchen von Sachsenflur.
Gamburg.
Kirche von Limburg.
Kloster Frauenalb.
Krautheim.
Frauenberg.
Bodmann. Maid von Bodmann.
Boxberg.

Wir bitten die Herren Mitarbeiter freundlich, uns über weiter zu übernehmende Abtheilungen Nachricht zu geben. Auch Anerbietungen der Mitwirkung von Sachverständigen, welche noch außerhalb des Mitarbeiterkreises stehen, sind willkommen.

Germ. sp. 412-8

eferung 23. u. 24.

Preis 36 kr.

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz

mit
ihren Geschichten,
Sagen und Märchen.
Illustrirt unter Leitung
von
A. v. Bayer,
herausgegeben
von
Ottmar Schönhuth.

Manuscripte,

welche fertig vorliegen oder in Vorbereitung sind:

Von Herrn Prof. Fecht:

Röteln.
Tiefenstein.
Badenweiler.
Hauenstein.
Wehr.
Bärenfels.
Neuenfels.
Ortenberg.

Von Herrn Prof. Fickler:

Heidelberger Schloß.
Heiligenberg bei Heidelberg.
Heiligenberg am Bodensee.
Kloster Neuburg bei Heidelberg.
Kloster Wittichen.

Von Herrn Gewerbslehrer A. Fries:

Gründung der Kapelle Liebfrauenbronn.

Von Herrn Dr. Emil Otto:

Strahlenburg.

Von Herrn Direktor Schmezer:

Ladenburger Kirche.

Von Herrn Prof. Schreiber:

Auggen.
Freiburg (Schloß, Münster, evangel. Kirche von Tennenbach, St. Ottilie, Karthause &c.)
Hachberg.
Istein.
Kastelberg.
Kloster St. Ulrich.
Kibburg.
Kürnberg.
Riegel.
Schwarzenberg.
Schnewburgen.
Wißneck.
Zähringen.

Von Pfarrer Ottmar Schönhuth:

Die Jungfrau auf Burg Windeck (Lauf).
Burg Minneberg am Neckar.
Winhilde von Freudenberg.
Die schlimme Barbara von Horneck.
Minna von Hornbeck.
Trifels. Richard Löwenherz
Hildegard von Hoheneck.
Burg Lichtenstein.
Burg Ramberg. Sage vom Ritter Einaug.
Fürst von Stromberg.
Sagen von Kloster Rosenthal. Adolf von Nassau und Imagina.
Der Jungfernsprung bei Dahn.
Michael Mort.
Der Kellermeister von Arnsburg.
Burg Wildenstein. Adelheid von Flörsheim.
Historie vom Lindenschmitt.
Hohengeroldseck.
St. Blasien.
Täubchen von Sachsenflur.
Gamburg.
Kirche von Limburg.
Kloster Frauenalb.
Krautheim.
Frauenberg.
Bodmann. Maid von Bodmann.
Boxberg.

Wir bitten die Herren Mitarbeiter freundlich, uns über weiter zu übernehmende Abtheilungen Nachricht zu geben. Auch Anerbietungen der Mitwirkung von Sachverständigen, welche noch außerhalb des Mitarbeiterkreises stehen, sind willkommen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schönhuth, Ottmar Friedrich Heinrich, 1806-1864 / Schönhuth, Ottmar Friedrich Heinrich, / Bayer, August <<von>>,

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen

Bd.: 2

Lahr 1862 - 64

Germ.sp. 412 ug-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10021257-8